HOFÉ

Roter Schnee

ROMAN

GÜNTER HOFÉ

Roter Schnee

Roman

VERLAG DER NATION

BERLIN

21. Auflage 1982

Lizenz-Nr. 400/13/82

LSV 7001

Einband: Hans-Joachim Schauß, Gruppe 4

Lichtsatz und buchbinderische Verarbeitung:

INTERDRUCK Graphischer Großbetrieb Leipzig - III/ 18/97

Rollenoffsetdruck: (52) Nationales Druckhaus,

Betrieb der VOB National

Best.-Nr. 696 035 7

DDR 11,80M

1. KAPITEL

Messerschmitt-Jäger kreischten über die Hausruinen von Malsamarka und griffen im Tiefflug mit Kanonen und Maschinengewehren die rote Infanterie an. Ungleichmäßig zogen sie wieder hoch, fegten in rasandem Sturzflug erneut auf andere Ziele herab. Gleichzeitig strichen acht Focke-Wulf-Jäger in respektvoller Höhe die Frontlinie entlang, soweit diese in dem mehr als meterhohen Schnee überhaupt erkennbar war, und verschwanden fern am Horizont hinter den Baumkronen von Kotelki.

Bis auf das Gekoller der Maschinenwaffen und den Tanz der Flaksprengwolken spielte sich nichts Außergewöhnliches am Morgen dieses 8. Februar 1943 im Raum etwa hundert Kilometer südostwärts Orel ab.

Da jagten plötzlich von drüben drei stahlblaue Schlachtflieger vom Typ IL-2 heran und stürzten sich auf die schweren Granatwerfer. Leuchtspurgeschosse sägten sich in Munitionsstapel, Leiber und Gerät, faßten eine Handvoll schlecht getarnter >landesüblicher Fahrzeuge<. Splitter jaulten. Als nächstes waren die Infanteriegeschütze am Rande der Traktorenstation an der Reihe.

Eben kurvten die ME-I09 ein.

Die Kanoniere an den leichten Feldhaubitzen der 6. Batterie am Ostrand von Malsamarka packte Jagdeifer. Oberleutnant Fritz Helgert, der achtundzwanzigjährige Batteriechef, starrte durch das große Glas. Neben ihm hockte der Gefreite Eberhard Baum am Funkgerät.

»Unsere greifen die IL-2 an!« rief Helgert laut.

Der Funker streifte das Kehlkopfmikrophon ab, schaltete das

Bertagerät aus und richtete sich auf.

Zwei der sowjetischen Schlachtflugzeuge erkannten offenbar sofort die Situation; sie glitten dröhnend über die Bodenwellen frontwärts, übersprangen elegant Hecken und Baumkronen. Gewehrfeuer prasselte ihnen nach. Kurz darauf waren sie im eigenen Flakschutz. Die dritte IL-2 schmiegte sich jenseits des Dorfausgangs in eine steile Kurve, verlor dabei an Fahrt.

Da zischte die erste ME-I09 heran und funkte aus allen Rohren. Geschmeidig drehte der Pilot aus dem Feuerbereich. Glutrot leuchteten die beiden Sterne in der hellen Wintersonne.

Zwei weitere Messerschmitt-Jäger hatten offenbar die IL-2 ebenfalls im Fadenkreuz. Schwarze Rauchfahnen quollen; ein Feuerkomet fuhr aus dem Motor. Die Maschine neigte sich schräg abwärts. Zwei Gestalten lösten sich. Wie ein Stein strebte die eine dem Boden zu - schlug auf. Bei der anderen öffnete sich der Fallschirm unmittelbar über der Schneefläche.

Weit hinter einer struppigen Pappelreihe kam der schwarze Rauchpilz der explodierten Maschine hoch. Keine fünfhundert Meter von der Feuerstellung sank der Fallschirm bauschig über dem Abgesprungenen zusammen und war im Schnee und Sonnengeglitzer kaum noch zu erkennen.

Baum atmete hörbar aus. »Schwein gehabt.«

Der Oberleutnant hängte hastig das große Doppelglas 10 X 50 über den Schild des Grundgeschützes. »Los, Männer, holen!« Er rannte in Richtung des abgesprungenen Russen.

Kanoniere und Unteroffiziere folgten mit Karabinern und Maschinenpistolen. Kaum außerhalb der Feuerstellung, sanken sie sofort hüfttief in den lockeren Schnee. Die Landser wateten, keuchten vor Anstrengung. Trotz der dreißig Grad unter Null dampfte Schweiß auf den Stirnen. Mit langen, kraftraubenden Stößen schob Baum den Schnee vor sich her und holte schließlich die wenigen Schritte auf, welche ihn von Helgert trennten.

Sportlicher Ehrgeiz hatte die vordersten gepackt. Noch etwa vierhundert Meter.

Da wallte die weiße Seide auf, ein erdbraun bekleideter Oberkörper wurde sichtbar, und schon knallte es trocken aus einer langläufigen Pistole.

Die Landser lagen im Schnee. Karabinerschlösser wurden durchgerissen. Drüben stäupte es auf, mehr als ein dutzendmal. Dann rührte sich nichts mehr. Vorsichtig hoben sie die Köpfe, stampften weiter, waren schon auf weniger als hundert Meter heran. Plötzlich schoß es wieder unter dem Fallschirm hervor. Vielfältiges Gewehrfeuer bellte heftig zurück.

»Schlagt den Hund tot!« schrie eine hysterische Stimme.

»Die bekommen das fertig!« murmelte Baum und versuchte, sich schneller durch den Schnee vorwärts zu wühlen. Ein einzelner Schuß fiel noch. Jäh sackte der Funker zusammen, krümmte sich stöhnend.

Helgert war sofort bei ihm. »Eberhard!« Er blickte in das schmerzverzogene Gesicht, sah, wie an der Schulter Blut hervorsickerte. »Sanitäter!«

Ein paar heftige MPi-Feuerstöße zersiebten den seidenen Fleck im Schnee. Dann hatten die ersten den sowjetischen Flieger erreicht und schleppten den Relosen in die Feuerstellung.

Der Sanitätsobergefreite Heizer, seit dem 22. Juni 1941 im Osten dabei, zerrte Eberhard Baum grob, aber geschickt Tarnjacke, Feldbluse, wollene Weste und das dunkelgraue Hemd herunter und drückte Mulltupfer auf die Wunden. Baum zuckte mit einem Wehlaut zusammen, und Heizer brummte: »Gib mal nicht so an. Glatter Schulterdurchschuß. Ausgesprochener Fall von Heimatschuß. Alter Recke wie du muß doch… «, er murmelte Unverständliches und schlang schon Bahn um Bahn der Mullbinde um Brust und Schulter des Verwundeten. Dann ging er zu dem Flieger.

Ein Kanonier kam die Stufen zum Karbolbunker

heruntergepoltert, meldete außer Atem: »Herr Oberleutnant, der Russe hat Karten mit Einzeichnungen bei sich!«

»Ich komme!« rief Helgert. Dann wandte er sich an die Landser, die Baum hergetragen hatten. »Los, packt seine Klamotten zusammen! Bin gleich wieder da!« Er nickte Baum zu und verließ leicht geduckt den Raum.

Fritz Helgert war dunkelblond, schlank, mittelgroß, aber in den Schultern breit. Das kam von der Leichtathletik und vom Geräteturnen. Sein Gesicht wirkte wuchtig durch das knochige Kinn und eine hohe Stirn. Die starken Brauen über den braunen Augen wurden nur durch eine kurze senkrechte Falte getrennt. Die Backenknochen unter der straffen Haut traten etwas hervor.

1935 hatte er sein Abitur gemacht und beruflich dieses und jenes erhofft. Es war ihm auch nicht gelungen, über einen SA-Fliegersturm zur gerade entstehenden Luftwaffe zu kommen. Ein unbedeutender Organfehler wurde durch die Prinzipien der Eliteauswahl Hermann Görings zum unüberwindbaren Hemmnis, trotz aller Hingabe an die >Bewegung< und permanenter NS-Begeisterung. Als er 1936 zur Ableistung seiner Wehrdienstpflicht für zwei Jahre in einer Brandenburger Kaserne verschwand, zauderte er keine Sekunde, die Frage, ob er aktiv werden wolle, mit Ja zu beantworten. 1939 war er Offizier geworden.

Eines kehrte in allen seinen Beurteilungen durch militärische Vorgesetzte wieder: >Überdurchschnittlich begabter Offizier. Führerpersönlichkeit. Unbequemer Untergebener. Vor allem im Truppendienst zu verwenden.< Das gab den Ausschlag. Man berief ihn nie in Stäbe. Aktive Kommandeure holten sich lieber Reservisten, ehe sie sich eine solche Laus mit Vorbedacht in den Pelz setzten.

Die Kanoniere hatten den sowjetischen Flieger im Fernsprechbunker auf Decken und Zeltbahnen gelegt. Heizer öffnete vorsichtig den Reißverschluß der Pelzkombination, als Fritz Helgert hereinkam und den Mann betrachtete. Vier Finger der linken Hand hingen nur noch an Sehnen und Fleischfetzen. Nachdem die Uniformjacke, welche den Verwundeten als Kapitän

der roten Luftflotte auswies, beiseite gezogen war, zeigte die Brust einen handtellergroßen zerfetzten Ausschuß, dem unaufhörlich Blut entquoll. Aber das alles mochte Helgert noch mit Gelassenheit sehen - entsetzlich jedoch war der Kopf. Die Stichflamme des explodierten Motors mußte ihn gestreift haben. An einigen Stellen des Gesichts war die Haut bis auf die Knochen weggesengt. Nur die Augen schienen unverletzt. Aufmerksam blickten sie jetzt vom einen zum anderen.

Heizer arbeitete schnell und sicher. Die Hand war schon eingebunden; der Mull auf der Brust wurde sofort dunkelrot, sog das Blut auf wie ein Schwamm.

Helgert wurde die Karte überreicht. Maßstab 1:50000. Eine ganz neue farbige Truppenausgabe. Viermal war das taktische Zeichen für Feldflughäfen vor dem eigenen Divisionsbereich eingezeichnet, dazu der Verlauf der vorderen Linie und einige gegenüberliegende Einheiten. Das war wertvoll! Er wandte sich um. »Schlitten! Er muß sofort zum Divisionsstab. Baum wird gleich mitgenommen!«

Der sowjetische Kapitän hatte bisher nicht den geringsten Laut von sich gegeben. Während Heizer ihm einen Linderungspuder auf das Gesicht stäubte, hielt er die Augen geschlossen. Dabei glitt seine rechte Hand in die Außentasche der Fliegerkombination und brachte einige Papiere zum Vorschein. Eine Fotografie war darunter. Sie zeigte eine junge Frau und zwei, kleine Mädchen. Lange blickte er darauf.

Helgert registrierte nüchtern: Schwerste, unheimlich schmerzhafte Verwundungen und keine Äußerung der Pein. Diese aussichtslose Lage, dabei keinerlei Zeichen von Angst und sogar noch ganz klare Gedanken. Der Batteriechef überlegte kalt: Das sind die wirklichen Vertreter des Kommunismus, die es mit Stumpf und Stiel auszurotten gilt. Erst wenn der letzte von ihnen keine Waffe mehr halten kann, wird das System fallen. Die Deutsche Wehrmacht hat noch ein barbarisches Stück Arbeit vor sich. Jeder einzelne muß unter Einsatz aller Kräfte seine Pflicht tun, sonst ... Sonst? Nun, sonst ist noch nicht mit Sicherheit erwiesen, daß wir den Krieg gewinnen.

Baum kam in den Bunker. Etwas blaß und schmallippig, den linken Arm fest eingebunden.

Heizer richtete sich auf. Seine Kunst war hier fürs erste zu Ende. Als er Baum sah, knurrte er: »Idiot, kannst du nicht warten?« und hielt ihm die Zigarettenschachtel hin.

Baum nahm eine Juno. Ein paar Feuerzeuge flammten auf. Er sog, ging dann zu dem sowjetischen Flieger. »Kamerad ... «

Der Pilot öffnete die Augen. Als er die dargebotene Zigarette sah, versuchte er ein Lächeln, das sein Gesicht schauerlich verzerrte. Kein Laut war im Raum. Dann legte er das Bild beiseite und nahm die Zigarette.

Oberleutnant Helgert drehte sich schroff um. Diese Gefühlsduselei ! Wäre Eberhard nicht mein Freund, hätte ich ihm schon ein paar passende Worte erzählt!

Der Fahrer meldete mit dampfendem Atem: »Schlitten fahrbereit !«

Helgert nickte.

Der Pilot ließ langsam die Beihe von der Pritsche gleiten, richtete sich schwer auf und stand. »Nun gehen!« Eine helle Stimme, leise, aber nicht ohne Kraft. Und Schritt für Schritt bewegte er sich allein zur Tür.

Auf dem Bauernschlitten lagen zwei Bündel Stroh. Sie boten gerade für den Fahrer und die beiden Verwundeten Platz.

»Eberhard, Mensch ... « Es fiel Helgert sichtlich schwer, weiterzusprechen. »Laß dich schnell wieder heil machen. Du wirst mir sehr fehlen.«

Baum tat schon wieder frisch: »Ich beeile mich. Sicher werden sie mich bloß bis Orel bringen. Brauchen doch jeden Helden vorn!«

Helgert konnte sich eine grimmige Bemerkung nicht verbeißen. »Das hast du nun von deiner blödsinnigen Russensympathie. Bläst dir der komische Vogel das Tageslicht durch die Schulter,

weil du ihn in Schutz nehmen willst.«

Baum sah ihn gutmütig an. »Vielleicht werden sie uns noch mal in Schutz nehmen.«

Helgert hielt seinen Ärger gewaltsam zurück. Jetzt ist nicht die Stunde für Belehrungen. Aber meinem Freund Eberhard Baum, diesem politischen Embryo, werde ich bei nächster Gelegenheit die Leviten lesen. Er zwang sich, unbefangen zu erscheinen. »Und, falls du doch nach Hause kommen solltest, grüß deine Braut.«

Die Pferde stampften unruhig. Baum legte sich neben den sowjetischen Kapitän, übernahm die Fliegerkarte und bestätigte nochmals, daß er sie bei dem Ic des Divisionsstabes abgeben werde. Sie schüttelten sich die Hände. Die beiden Braunen zogen an.

Der Oberleutnant lief noch eine Weile in der Stellung umher. Gelegentlich wechselte er ein paar unpersönliche Worte, gab Anweisungen und fand meistens etwas auszusetzen. Die Geschehnisse des Vormittags gingen ihm durch den Kopf. - Dieser Russe! Ob sie viele davon haben? Das ist die Sorte, welche nur ein Ziel kennt: die proletarische Weltrevolution. Helgerts Mundwinkel zogen sich verächtlich herab.

Die Sorge um seinen Freund Eberhard, mit dem er schon seit der Schulzeit bekannt war, überfiel ihn. Hoffentlich ging alles glatt. Er gönnte ihm ein bißchen Genesungsurlaub mit seiner Claudia. Ein Prachtmädel.

Im Unterstand hatte er eine Fotografie von den beiden. Sie stammte aus dem Frühjahr 1940. Baum war nach Hollabrunn bei Wien zur Ausbildung einberufen worden, und er, Leutnant Helgert, wartete auf seine Versetzung zur Fronttruppe. Eines Sonntags war eine Veranstaltung zugunsten des Winterhilfswerks befohlen worden mit Feldküchenerbsen, Geschützbesichtigung und Trimoli. Da hatten sie Claudia in Begleitung dieses frischgebackenen Flakleutnants Kurt Dörnberg gesehen, waren ins Gespräch gekommen und abends in irgendein Lokal gegangen. Eine merkwürdige Spannung lag über dem

Zusammensein. Ein Wortwechsel zwischen den beiden Leutnants, der aus einem harmlosen Disput über waffentechnische Fragen entstanden war, wurde schließlich etwas ehrenkitzlig und bereitete dem Treffen schnell ein Ende.

Als Helgert mit Eberhard zu den Baracken zurückschlenderte, glaubte er seinen Freund nicht wiederzuerkennen. Der sonst so Sachliche blieb plötzlich stehen und sagte: »Du kannst mich für verrückt erklären, Fritz! Außer Claudia Sanden gibt es für mich keine Frau mehr!«

Helgert lachte schallend. »Du bist wirklich verrückt. Sie liebt doch diesen Flakheini!«

Baum schüttelte nur den Kopf. »Das ist mir einerlei. Um jeden Preis will ich sie haben! Und zwar für immer! Und wenn sonstwas in die Brüche geht!« Dann sprachen sie nicht mehr darüber.

Später schrieb Baum in einem langen Brief, wie oft er im Bunker gesessen hatte wegen unpfleglichen Behandelns von Vorgesetzten; außerdem war ihm nach zwei Verwundungen in Rußland das EK II an die Brust geheftet worden. Er berichtete aber auch, daß er mit Claudia durch einen Zufall wieder Kontakt bekommen hätte. Sie arbeitete nicht mehr in der Mode, sondern als technische Zeichnerin in einem Rüstungsbetrieb. Leider wäre sie immer noch mit diesem Esel von inzwischen Flakoberleutnant zusammen.

Helgert konnte sich das blasierte Gesicht des Vielgeschmähten noch ziemlich genau vorstellen, denn am Tage nach dem Abend zu viert war Dörnberg vor dem Arsenal in Wien so dicht an ihm vorbeigegangen, daß sich ihre Dolche klimpernd berührten. Der Flakoffizier sah voller Haß durch ihn hindurch, als wäre er Luft. Helgert war weniger gekränkt als verwundert. Warum eigentlich soviel Aufwand an Gefühlsäußerungen?

Immerhin hatte Eberhard schließlich doch sein Ziel erreicht und sich im Sommer 1942 mit dem Mädchen verlobt. Beim nächsten Urlaub wollten sie heiraten.

Jetzt hat er seinen Urlaub, dachte Helgert, weil ihm dieser dämliche russische Luftschiffer die Schulter kaputt geschossen hat. Claudia wird wohl zuerst einen ganz schönen Schreck bekommen. Wer weiß, wie lange die Geschichte dauert. Hoffentlich gibt es keine Komplikationen.

Helgert zog sich fluchend die nassen Stiefel aus. Der zweite russische Winter! Zugegeben, er war nicht so hart wie der Katastrophenwinter 1941/42, aber es reichte. Der Rückschlag von Stalingrad war auch ihm in die Knochen gefahren. Und was bedeutete diese großangelegte Winteroffensive der Russen, worüber mehr geflüstert als offen geredet wurde? Immer wieder tauchte das Wort >Rückzug< auf.

Vorwärts, Kameraden! Wir müssen zurück! sagen die Landser, und sie grinsen nicht mehr dabei. Nur keine Aufregung! dachte Helgert. Verlorene Schlachten hat es in jedem Krieg der Weltgeschichte gegeben. Wir werden das Blättchen schon wieder wenden. Aber was soll's! Das einzig Richtige ist jetzt, eine Stunde zu pennen.

Er streckte sich auf seiner Pritsche aus- und war in wenigen Minuten fest, eingeschlafen.

*

Nachts kam eine Geheime Kommandosache. Leutnant Altdörfer vom Regimentsstab überbrachte das Schreiben. In der kleinen Beobachtungsstelle saßen sie zusammen. Altdörfer bot eine >Attikah< an. So etwas schien immerhin noch bis zum Regimentsgefechtsstand zu gelangen. Helgerts Bursche hatte zwei Wassergläser mit polnischem Monopolschnaps gefüllt. Mit einer Handbewegung wischte der Oberleutnant den Holzkorken und die Reste der abdichtenden Kunststoffmasse vom Tisch. Altdörfer schüttelte sich, setzte aber ein zweites Mal an, bis das Glas leer war.

Helgert begann, sich in den Befehl zu vertiefen: >Stellungswechsel während der Nacht vom 9. zum 10. Februar 1943. Bis 7 Uhr Feuerbereitschaft melden.< Er runzelte die Stirn. Das bedeutete wahnsinnige Quälerei für Mensch und Tier in Schnee und Kälte.

Altdörfer ließ ein meckerndes Lachen hören und dozierte: »Beweglich muß die Frontbegradigung durchgeführt werden. Hätten die in Stalingrad mehr Mumm gehabt, dann brauchten wir hier nicht neu aufzubauen. Bei uns ist hoffentlich eines Tages nichts abzuschreiben. Hier weiß der Führer, was er an Truppe zu stehen hat.«

Helgert fand den eitlen und äußerst ehrgeizigen Altdörfer nicht sonderlich sympathisch. Als Ordonnanzoffizier im Regimentsstab hatte er es verstanden, sich bei Oberst Krusemark unentbehrlich zu machen. Er stammte aus Köln, lebte aber seit einer Reihe von Jahren in Wien. Bereits mit Beginn seines Jurastudiums vor 1933 war er Mitglied der NSDAP geworden. Die kleine Anwaltspraxis, die ihm sein Vater am Kärntnerring eingerichtet hatte, ging nach der Annexion Österreichs besser denn je.

Altdörfer galt beim Regimentsstab als eine Art politischer Offizier. Sein gutes Gedächtnis und die glatte Rhetorik, welche er seinem Berufverdankte, ließen ihn bei jeder Gelegenheit alle angelesenen nationalsozialistischen Redewendungen erfolgreich an den Mann bringen. Die Herrenmoral der NSDAP hatte ihm vom ersten Augenblick an imponiert, weil sie seinen persönlichen Ambitionen voll entsprach. Unübertroffen aber war seine Kunst, Intrigen zu spinnen. Im Augenblick - das war bis zu den Batteriechefs bekannt - wartete er auf seine unmittelbar bevorstehende Beförderung zum Oberleutnant, um dann den Regimentsadjutanten, Hauptmann Gerhards, auszustechen. Während des Urlaubs von Oberst Krusemark vor einigen Monaten hatte Altdörfer dem Hauptmann mit dem Brustton der Überzeugung zu einigen Unternehmungen geraten, die samt und sonders verlustreich abgelaufen waren. Krusemark konnte sich jedoch derartige Desavouierungen seines preußisch untadligen Regiments nicht erlauben. Deshalb saß nun Gerhards auf der Abschußliste. Altdörfer wollte Führungsgehilfe beim Regiment

werden, um den Grund für eine Generalstabslaufbahn zu legen. Als bewährter Nationalsozialist zweifelte er nicht daran, sein Ziel zu erreichen.

Helgert mochte mit ihm nichts zu tun haben. Nicht etwa, weil er gegen die Partei war, sondern weil ihm dieser Bursche einfach gegen den Strich ging. Aber er konnte auch an keiner Reibefläche vorüber, ohne sich zu stellen. Und Reibefläche war Altdörfer immer für ihn. Dazu kam in diesem Fall die Katastrophe an der Wolga und ein bißchen mehr. »Die sechste Armee ist heiliggesprochen worden. Deutsche Helden haben bis zur letzten Patrone gekämpft!« sagte er und sah Altdörfer abwartend an.

Der Ordonnanzoffizier hatte keine Lust, seine Ansichten über die militärische Lage zu äußern, obwohl er wußte, daß Helgert ein der Führung bedingungslos ergebener Berufsoffizier war. So beschäftigte er sich lieber damit, die Sperrfeuerräume auf Helgerts Karte mit den in seinem Plan verzeichneten zu vergleichen.

Helgert betrachtete ihn von der Seite: ein birnenformiger Kopf; die fleischigen Wangen nahezu ohne Barthaar; dünne Wimpern über ziemlich ausdruckslosen blauen Augen; dafür ein sehr selbstsicherer Mund. Nichts Auffälliges, und doch war in diesem Gesicht etwas Abstoßendes, das nicht nur von der Krankenkassenbrille mit den vernickelten Bügeln kam.

Der Blick des Oberleutnants ging zur Karte. Er versuchte, sich die Frontlage im Mittelabschnitt vorzustellen: Mit der Einschließung der Armee des Generalfeldmarschalls Paulus hatten die sowjetischen Truppen gleichzeitig eine weiter angelegte Offensive gestartet und auf den großen Frontvorsprung von Woronesh ebenso angesetzt wie auf die Räume Kursk und Charkow. Wenn man dem Moskauer Rundfunk Glauben schenken konnte, dann hatten sie bisher insgesamt sechsundzwanzig deutsche und ungarische Divisionen nahezu vernichtet. Die Front wurde auf einer Breite von rund fünfhundert Kilometern aufgerissen oder zumindest erheblich durcheinandergebracht. Die Heeresgruppe B mußte schwer mitgenommen sein.

Riesige Hohlräume waren im Raum Maloarchangelsk - Liwny bis

etwa hundert Kilometer südlich Orel entstanden. Während die Schicksalsstadt an der Wolga Stück um Stück zermahlen wurde und die letzten Überlebenden am 2. Februar 1943 die Hände hochnahmen, bekamen die eilig zusammengerafften und in die klaffenden Lücken geworfenen buntgewürfelten Einheiten der Nebenabschnitte die nächsten groben Prankenhiebe zu spüren. Der Wettlauf mit den roten Regimentern, die unentwegt zum Überflügeln und zu neuem Einkesseln ansetzten, jagte alles nach Westen.

Helgert knirschte mit den Zähnen und starrte grübelnd auf die Karte.

Im eigenen Divisionsabschnitt bildete der gezeichnete Verlauf der vorderen Linie noch ein zusammenhängendes Ganzes. Das war nicht verwunderlich, denn hier begann jener Bereich der Mittelfront, der 1942 mit wenigen Ausnahmen nur Stellungskrieg erlebt hatte. Wenn das ganze tiefgefügte, bis zum Letzten ausgebaute Stellungssystem einem Angriff nicht standhält, was soll dann eigentlich werden? fragte er sich. Am interessantesten aber war, daß bei der südlichen Nachbardivision, in deren Raum Helgerts Batterie jetzt zur Verstärkung eingesetzt werden sollte, die große Schweinerei begonnen hatte. Alles war molluskenhaft, quallig, die Front märchenhaft zerfasert, zwanzig, dreißig, vielleicht hundertdreißig Kilometer lang. Kein Mensch wußte, wo es einen Anschluß zur Heeresgruppe Süd gab. Kein Mensch wußte aber auch, wie tief die Russen inzwischen schon nach Westen durchgestoßen waren. Oben bezeichnet man das möglicherweise als >bewegliche Kampfführung<, bei der immer mit dem Raum operiert wird, dachte Helgert. Seit diversen Monaten heißt das aber in Wirklichkeit >rote Winteroffensive< und >Frontverschiebung nach Westen<.

In diesem Jahr muß sich trotz des Verlustes der 6. Armee das Kriegsglück wieder wenden. Das, was jetzt an Boden bis zum Don und an der Wolga verlorengegangen ist, müssen wir in einem gewaltigen, blitzhaften Ansturm zurückgewinnen. Noch ist es zu schaffen, sagte er sich, von einem stolzen Gefühl ergriffen. Dort werden einst unsere Wehrbauern siedeln. Durch uns. Eigentlich kann ich mir gar keinen anderen Beruf vorstellen, als Soldat zu

sein. Mit dem zweiten Stern wird es auch nicht mehr lange dauern, dann bin ich Hauptmann, bekomme vielleicht in absehbarer Zeit eine Abteilung.

»Haben Herr Oberleutnant noch eine Frage?«

Helgert zuckte zusammen.

Altdörfer lächelte maliziös, als er aufstand und die Lederschlingen um die Holzknebel seines schweren Pelzmantels legte, der wohl eigentlich für Posten bestimmt war.

Helgert hatte keine Frage mehr. »Grüßen Sie die Herren beim Stab.«

Altdörfer deutete die Spur einer Verbeugung an. »Danke gehorsamst.« Er wollte eben lässig die Hand an den Schirm der Feldmütze führen, da schien ihm noch etwas einzufallen. »Es erübrigt sich fast, aber ich darf Herrn Oberleutnant darauf aufmerksam machen, daß auch die Einheiten unseres Regiments im Rahmen ihrer Möglichkeiten bei der Schaffung der Wüstenzone mitzuwirken haben.«

»Verbrannte Erde.« Helgert nickte vor sich hin. Und eben hatte er noch an eine glorreiche deutsche Offensive im Mittelabschnitt gedacht.

*

Trotz des frühen Nachmittags war es schon nahezu dunkel. In dicken Schwaden zog der Schneesturm, ein weißgraues Flockengebrause, das die Kälte nicht minderte. Helgert sah der bespannten Batterie nach, die im Dunkel verschwand.

Er folgte ihr langsam, benutzte den Buchenstock mechanisch. Hinter ihnen kam eine Abteilung Heeresartillerie, die er für einen kompletten Sauhaufen hielt.

Geschütze schleuderten auf dem vereisten Trampelweg mit dem anspruchsvollen Namen >Rollbahn<. Ab und zu stürzten

Fahrzeuge, sich vielfach überschlagend, in tückische Regenschluchten, wild keilende Pferdeleiber und schreiende Menschen mit sich zerrend. Der Schnee deckte alles zu.

Hier und da lag am Straßenrand ein sterbendes Pferd, völlig entkräftet. Aus den Nüstern dampfte der Atem stoßend. Leicht zitterten die Flanken. Es würde noch lange dauern, ehe die Augen brachen. So wurde die Pistole Nullacht durchgeladen, über dem rechten Auge angesetzt und zum linken Ohr gezielt. Ein steiles Aufbäumen, zuckende Hufe und Ruhe für immer.

Vertriebene suchten neben der Wehrmachtskolonne Raum zu gewinnen. Vor Helgert strauchelte ein alter Mann. Seine Landsleute halfen ihm wieder hoch. Er klammerte sich an den Schlitten, auf dem Frauen und greinende Kinder mit dürftigem Gepäck hockten. Stöhnend zerrten andere das knarrende Gefahrt weiter.

Hinter dem Schlitten ging eine junge Frau mit bäuerlich breitem Gesicht. Sie trug einen braunen Halbpelz; ein schweres Wolltuch schlang sich um Hals und Kopf. Als sie sich zu einem kleinen, offenbar kranken Kind auf dem Schlitten wandte, sah er, wie Schmerz ihre Augen verschleierte.

Für den Oberleutnant Helgert war das alles nicht mehr als ein phänomenales Kaleidoskop. Er stiefelte mit langen Schritten an seinen Männern vorbei und beobachtete verstohlen: an Wimpern, Brauen, Bärten verkrusteter Schnee und peinigende Eiskristalle, die sich in den Schmutz der übernächtigen, ausgemergelten Gesichter fraßen. Er wußte, daß es ihre Füße und Hände eisig umwitterte, daß die Kälte von Stunde zu Stunde lähmender durch Mäntel und Flickwerk dringen und an ihren letzten Kräften zerren würde.

»Schlappschwänze, keine Härte.« Er hörte seine eigene Stimme.

Nicht allzuweit entfernt ratterten plötzlich warnungslos Maschinenwaffen. Der östliche Horizont war von Flammen erheIlt.

Als das Schneetreiben einen Augenblick aussetzte, kamen die

wenigen Häuser eines in eine flache Mulde geschmiegten Dorfes in Sicht. Die ersten Fahrzeuge hatten es eben erreicht. Ein Pioniersprengkommando war im Gange. Helgert kannte die Einheit nicht. Wahrscheinlich gehörte sie zur Nachbardivision. Ein Unteroffizier meldete sich bei ihm und fragte, ob der Sanitäter helfen könnte, sie hätten einen Leichtverwundeten. Helgert nickte, und Heizer verschwand mit seiner gelben Bereitschaftstasche in einem großen blechgedeckten Haus.

Der Oberleutnant blickte ihm gedankenverloren nach. Diese Pioniere waren befehlsmäßig beim Herstellen der >verbrannten Erde<. Wie hatte Eberhard Baum neulich dem Sinn nach gesagt? - Befehlsgemäß hat jede Bewegung des Feindes in dieser Todeszone zu erstarren. Befehlsgemäß hat alles darin zu erfrieren und zu verdorren. Muß es! Sonst gibt es im Augenblick kein Halten mehr! Sonst wird die planmäßige Absetzbewegung, die vorbedachte >Frontverkürzung<, zu nicht mehr aufhaltbarer Flucht! Dann wird der kommunistische Gegner die Räume bestimmen, in denen die Entscheidungsschlachten geschlagen werden sollen. - Noch kurz vor seiner Verwundung meinte er zynisch: »Die Führergehilfen Keitel, Jodl, Guderian, Halder und Krebs werden wieder einmal vor dem größten Feldherrn aller Zeiten unter den Teppich kriechen!« Und dann hatte Baum die Entwicklung des Feldzuges etwa so formuliert:

»Du kannst sagen, was du willst: Seitdem die Russen Anfang Dezember einundvierzig zum Gegenschlag ausgeholt haben und im Laufe weniger Wochen rund ein Drittel des eroberten Gebietes zurückgewannen, hat sich im Nord- und Mittelabschnitt nichts Ergreifendes mehr abgespielt. Unseren operativen Vorstoß zweiundvierzig auf Stalingrad, Steppe, Kaukasus und Kubangebiet haben die Sowjets nicht nur liquidiert, sondern dabei erheblich mehr als eine deutsche Armee aufgerieben. Und das wird noch längst nicht alles sein. Es lebe unser Generalstab mit dem einfachen Gefreiten des ersten Weltkrieges an der Spitze!«

Eine dumpfe Detonation sprang über die Schneefläche und riß den Oberleutnant Helgert aus seinen Gedanken.

Überall arbeiteten die Sprengtrupps. Die Pioniere waren ältere

Männer. Gelegentlich warf der eine oder der andere einen Blick zum flammenden Horizont. Die Front schob sich verdammt schnell näher.

Ohne Rast zu machen, zog die Batterie durch das Dorf.

Altdörfer und der Regimentsstab können mir den Buckel runterrutschen. Sollen die Pioniere zusehen, wie sie die Wüstenzone fabrizieren, dachte Helgert; als er wieder in das blaugraue Schneegetose stapfte. Wären meine Leute ausgeruht, dann mit dem größten Vergnügen. Wieder eine Abwechslung, eine notwendige dazu. Aber so?

Er blickte gespannt zurück.

Handgranaten detonierten dumpf. Minen wummerten. Keller flogen mit berstendem Krach auseinander. Sprengladungen rissen Häuser und Katen in die Höhe, ließen nur Fetzen zurücksinken. Benzin zischte. Flammen fraßen sich in Holz und Stoff, sprangen in Strohdächer, züngelten, bis ihnen alles gehörte. Dann stand das breite Feuergewoge einer Riesenfackel im Nachthimmel. Der Schneesturm peitschte Funkengeprassel vor sich her, fegte es ins nächste Gewachsene, in Heimat und Hoffen.

Es war die gleiche Schauerlichkeit wie im ersten Winter - damals, Anfang Dezember, vor Michailowsk, etwa hundertdreißig Kilometer südostwärts Moskau.

Als der Führer im Oktober 1941 Bilanz zog, hatte er verkündet, daß der Gegner nach den Blitzkriegsschlägen und den Kesselschlachten des Sommers am Boden läge und es nun darauf ankäme, Moskau, die letzte rote Bastion, zu Fall zu bringen.

Statt dessen war am 8. Dezember aus heiterem Himmel der Rückzugsbefehl gekommen. An Rjasan vorbei, über Jepifan, entlang dem feuerspeienden, eingeschlossenen, aber nie geknackten Tula hatten sie sich nach Novossil gequält.

Der Oberleutnant Helgert dachte an diese Rückzugstage mit all ihrem Grauen. Kein Tag und keine Nacht, wo die Quecksilbersäule nicht minus vierzig Grad erreichte. Die

schweren Kaltblut-Zugpferde verreckten reihenweise. Fahrzeuge und Protzen mußten gesprengt werden. Die Haubitzen wurden mit dem Rohr in Marschrichtung auf den Spornen gleitend weitergezerrt. Erfrierungen zweiten und dritten Grades ließen den Mannschaftsbestand zusammenschrumpfen. Jeden Tag blieben mehr und mehr auf der Strecke. Dazu die pausenlosen Angriffe der ständig zum Einkreisen ansetzenden roten Verbände.

Und überall, wo der Heerwurm zurückkroch, sanken Dörfer, Flecken und Städte in Schutt und Asche.

Es waren nicht mehr viele Männer in seiner jetzigen Batterie, die diesen ersten großen Gegenschlag der Roten Armee überlebt hatten. Als markante Erinnerung daran hatten sie 1942 die >Ostmedaille< verliehen bekommen, vom Landser despektierlich >Gefrierfleisch-<, >Rollbahn-< oder >Lause-Orden< genannt, und sie an der kleinen wie großen Ordensschnalle als Heldendekoration bei allen passenden Gelegenheiten umhergetragen.

Später hatte Helgert sich durch Tagesbefehle, Rundfunk und Frontzeitungen völlig davon überzeugen lassen, daß es der Deutschen Wehrmacht nur mit Hilfe dieser Zone des Todes gelungen wäre, die bolschewistischen Verbündeten >General Winter< und >General Schlamm< zu überlisten.

Damals, neun Monate nach Beginn des Rußlandkrieges, schien das in bezug auf den Endsieg nur eine unerhebliche Zeitverschiebung zu bedeuten. Aber heute, ein Jahr später? Nach dem erschütternden Untergang der 6. Armee? Helgert hörte es doch immer wieder wispern, bei seinen Männern, bei fremden Offizieren. Es schien manchmal überall zu sein. Der reinste Defatismus, dachte er. Aber warum soll ausgerechnet ich mir darüber den Kopf zerbrechen? Wofür werden schließlich die Stabsheinis bezahlt!

Hinter ihm mahlten im Schnee eilige Schritte.

»Sanitätsobergefreiter Heizer meldet sich Zurück!«

»Was war denn los?«

»Nichts Besonderes, Herr Oberleutnant! Hatte sich einer beim Anbringen einer geballten Ladung mit dem Beil in den Handrücken gehackt.« Heizer machte eine wegwerfende Bewegung. »Kommt nach Hause, wird G. v. H. Aber ... « Er zögerte.

»Was aber?« fragte Helgert, um überhaupt etwas zu sagen. Übertrieben sympathisch war ihm der Obergefreite mit dem Burgenländer Dickkopf und dem leicht gebeugten Rücken sowieso nicht. Er hatte immer seine eigene Ansicht und pflegte sie ziemlich unmißverständlich zu äußern, ohne sich erst umzuschauen, ob Dienstgrade in der Nähe waren. Er hatte einen etwas eiformigen Schädel und nüchterne graue Augen. Bei seinen Kameraden zog er sich dadurch Spott zu, daß seine rechte große Zehe erheblich länger als normal war und ihm deswegen eine gewaltige Stiefelgröße bescherte. Zu Hause, in der Nähe der ungarischen Grenze, wo man noch mit Wasserbüffeln pflügte, war er Schullehrer gewesen und hatte mit seinen Buben und Mädchen für sein Leben gern Lieder aus der Steiermark oder aus Kärnten eingeübt. Damit war er dann bei Festlichkeiten aufgetreten, stolz auf jedes lobende Wort und jede Zeitungsnotiz.

Jetzt war Heizer ausgesprochen vergrämt. »Pioniere sind doch rohe Hunde«, sagte er.

Der Oberleutnant drängte nicht, weil ihn das Gerede des Obergefreiten kaum interessierte.

»Wie ich noch den Landser verbinde, machen zwei Unteroffiziere nebenan die Bude zum Sprengen fertig. Einer blökt durch die Tür: >Mach hin, sonst geht ihr beide durchs Dach. < Leck mich am Arsch, dachte ich und schrieb dem Landser die Paketkarte aus. . .«

»Was für eine Paketkarte?« unterbrach ihn Helgert.

Über soviel Unkenntnis schüttelte Heizer den Kopf. »Na, diese Begleitkarte, die den Verwundeten angehängt wird, bevor sie nach hinten abgehen.«

»Ach so«, nickte Helgert. »Und dann?«

»Dann hat es mit einem Mal nebenan geraschelt. Die beiden laden ihre Maschinenpistolen durch und springen vor. Hinter der Tür liegt ein weißbärtiger Mann auf Knien, den Kopf an der Erde. Vor der Ikone brennt eine Funzel. Vielleicht betet er. Komisch, und wir sollten in Hollabrunn lernen, daß es so was in Rußland gar nicht mehr gibt. Der eine Unteroffizier stößt ihn an und brüllt: >He, Pan! Gospodin! Dawai, dawai!< Aber der Alte wollte offenbar bleiben. Da dreht sich der Unteroffizier um, scheucht uns alle. aus dem Haus und reißt den Zünder. Wir mußten machen, daß wir aus dem Bereich der herabprasselnden Trümmer kamen.«

Der Oberleutnant spürte keine Regung. Du liebe Zelt, wenn man im Krieg auf alles Rücksicht nehmen wollte! Er erinnerte sich an ein Erlebnis, als er im Oktober 1941 auf einer Lok in die Nähe des Bahnhofs Gomel gekommen war. Dort lagen Tausende und aber Tausende russischer Gefangener aus den großen Kesselschlachten auf einem Feld. Und auf jedes Geschrei hin zogen die Posten einen MG-Gurt durch. Warum gaben die Russen denn keine Ruhe. - Sinnlos, an diesen Alten auch nur einen Gedanken zu verschwenden! Er hätte ja aus seiner Panjebude herausgehen können.

Helgert richtete sich auf, suchte das alles von sich abzustreifen. Der Krieg ist ein hartes Geschäft. Großdeutschland braucht neuen Lebensraum. Darum geht es in erster Linie. Jetzt fliegen eben Späne, meinte er.

Da bogen die Geschütze von der Rollbahn ab in die neue Feuerstellung, die der Batterieoffizier, Leutnant Gengenbach, ausgesucht hatte.

*

Drei Tage später hockte der Gefreite Baum spätabends in einem winzigen Bahnhofsschuppen neben dem zerschossenen Stationsgebäude. Es waren noch vier Stunden Zeit bis zur

Zugabfahrt. Er überdachte das Geschehen seit seinem Abschied aus der Feuerstellung bei Malsamarka.

Unterwegs hatte er starke Schmerzen in der Schulter, sobald der Schlitten in ein Loch sackte oder sonstwie hart stieß. Dann sah er jedesmal auf den sowjetischen Kapitän, dessen Miene unbewegt blieb. Und er biß ebenfalls die Zähne zusammen. Hinter Malsamarka kamen sie auf die große Rollbahn; Der Gefreite Biber ließ die beiden Wallache ausgreifen und legte die neunzehn Kilometer bis zum Divisionsgefechtsstand in zwei Stunden zurück.

Beim Ic fertigte ihn ein Feldwebel ab. Darin wurde er den Gefangenen und die Karte los und ließ sich bei der Sanitätskompanie verarzten. Der Schreibstuben-Unteroffizier war früher beim Artillerieregiment gewesen. Nach drei Tagen rief er Baum zu sich, drückte ihm einen Umschlag mit der Überweisung zum Heereslazarett Brjansk in die Hand. »Scheren Sie sich weg, Sie Gnom!« schnauzte er und zwinkerte dabei heftig mit dem linken Auge. »Heute um einundzwanzig Uhr kommt ein Lazarettzug vom Süden herauf. Kannste einsteigen.« - Die sieben Kilometer zum Bahnhof hatte ihn ein Munitionsfahrzeug mitgenommen.

Der kleine Ofen war rotglühend. Trotzdem wuchs die Eiskruste an dem milchigen Fenster zu immer dickeren Ballen. Baum hauchte dagegen, bis er ein winziges Guckloch geschaffen hatte. Ehe er hindurch blicken konnte, machte es das gefrierende Wasser schon wieder blind. Er erhob sich, stieß die widerwillig weichende Tür zurück. Das Kreischen schnitt ihm ins Ohr. Zögernd trat er hinaus. Schwerfallige Krähenschwärme zogen in die merkwürdig helle Nacht. Ringsum breitete sich die frostklirrende Ebene, hier und da durchfurcht von den dunklen Strichen strähniger Hecken. Ein üppiger Sternenhimmel funkelte. An der gratigen Ruine klapperte ein schiefes Ortsschild, dessen Namen er nicht entziffern konnte.

Baum starrte die Schienenstränge entlang. Von Südosten, wahrscheinlich von Liwny her, Iiefen sie blauflimmernd heran, suchten ihren Weg durch zerfetzte Lokomotiven, Krater und rostige Trümmer. Hinter dem winzigen, abgedeckten grünen

Licht glitten sie weiter nach Nordwesten. Wer weiß, wo sie endeten, wie oft sie von Partisanen unterbrochen waren und ob sie wohl gerade heute nacht gesprengt wurden, wo er im Zuge saß. Es schien, als wollte sich die Kälte bis auf die Knochen durchfressen. Das Thermometer hatte die Fünfunddreißig-Grad-Marke schon wieder unterschritten. Er ging in die schützende Bretterbude zurück.

In der Luft war ein fremdes Rauschen. Von der Rollbahn, einen knappen Kilometer abseits, dröhnten dumpf ungezählte Motoren. Ein breiter Strom quoll dort zäh dahin. Vor allem die rückwärtigen Dienste der großen Stäbe setzten sich weiter in Richtung Nordwesten ab. Die meisten waren mit guter Winterbekleidung ausgestattet und trugen nicht, wie viele vorne, Lumpen an den Füßen, Tücher über Köpfe und Gesichter gebunden, Decken und Planen um die Leiber, wenn es nur gegen die tödliche Kälte schützte.

Noch sah es hier nicht nach Flucht aus. Aber es war ein ungemütlicher Frontsack entstanden. Weiter westlich stießen die Russen über Kursk hinaus auf Lgow vor. Sie sollten vor Sewsk sogar schon den Rand des Brjansker Sumpfwaldes erreicht haben. Und im Süden schien sich der Druck jetzt auf Charkow zu konzentrieren. Alles zusammen konnte eine böse Falle werden. Die strategisch wichtige Eisenbahnlinie Moskau-Charkow war bei Kursk unterbrochen und erst ab Belgorod wieder in deutscher Hand.

Eberhard Baum hockte auf der fauligen Strohschütte, schloß die Augen und träumte sich weit weg von hier. Mensch, zu Hause sein, in den Alpen wandern oder an den Masurischen Seen zelten. Manches müßte man vielleicht anders machen, über Politik wieder mehr nachdenken. Jedesmal, wenn er mit dem Sanitätsobergefreiten Heizer über alles mögliche redete und dabei gewagte politische und militärische Äußerungen hörte, stellte er fest, daß seine Kenntnisse doch sehr oberflächlich waren. Besonders in den Problemen junger Menschen aus Arbeiter- oder Handwerkerkreisen fand er sich wenig zurecht. Eberhard Baum war in seiner Jugend kaum mit solchen Leuten zusammengekommen. In seinem bürgerlichen Männerturnverein

sang man vaterländische Lieder, während die Linken in ihren >Fichte< - und >Eiche< - Vereinen mehr Politik als Sport zu treiben schienen. Ab und zu freilich spielten sie gegen eine benachbarte Handballgruppe von >Fichte<. Dort war er auch dem Dreher Rudolf Bender begegnet, an den er sich manchmal erinnerte.

Als der große Gleichschaltungsprozeß kam, hatte Baum keine Zeit mehr gehabt für den Sport, weil er als Werkstudent die Kosten für sein Studium zusammensparen mußte, um eines Tages mit dem Architektendiplom nach Hause gehen zu können.

Politik? Du liebe Zeit. Er hatte die Saarbefreiung genauso hingenommen wie die Rheinlandbesetzung, die Einführung der Wehrpflicht und die >Heim-ins-Reich< - Welle, welche Österreich zur >Ostmark< machte. Er hatte ordnungsgemäß zu alledem >Heil< gerufen, aber eine Mitgliedschaft in einschlägigen NS-Formationen für überflüssig erachtet.

Als die Sudeteneingliederung in gerader Linie zur Annexion der Tschechoslowakei führte und dem Großdeutschen Reich ein Protektorat bescherte, geriet er mit seinem Vater, einem kleinen Angestellten, in harte Auseinandersetzungen. Der >alte Herr<, wie ihn Eberhard schon während der Schulzeit nannte, war deutschnational gesinnt. Er hielt solche Maßnahmen für ebenso unabdingbar wie die >Säuberung< des deutschen Volkes von >rassisch Minderwertigen<. Ihm schmeckte zwar nicht die Art, wie man es in der Kristallnacht getrieben hatte, aber eine Warnung an das Judentum begrüßte er grundsätzlich.

Von diesem Zeitpunkt an war das Verhältnis Eberhard Baums zu seinem Vater in politischen Fragen immer gespannter geworden. Jedesmal, wenn er einen der roten Sonderanschläge an den Litfaßsäulen entdeckte, die davon berichteten, daß dieser und jener hingerichtet worden war und der Volksgerichtshof darüber wachte, daß >bolschewistisches Untermenschentum< nicht die Pläne des Führers durchkreuzte, diskutierte er erneut und oftmals rein provokatorisch mit dem Vater, der vergeblich versuchte, seinen einzigen Sohn Eberhard auf den rechten Weg zu bringen. Dieser verbohrte sich aus den verschiedensten Gründen in eine Opposition gegen alles, was braun war oder im Zeichen des

Totenkopfes der SS veranstaltet wurde. Er hatte damals jedoch nur, sehr unklare Vorstellungen davon, wofür er eigentlich war.

»Scheißschulter«, fluchte er leise, weil ihn ein stechender Schmerz zusammenzucken ließ.

Dieser rote Kapitän ist ein toller Bursche, dachte er. Kein Wort der Klage. Mensch, wenn ich dem hätte sagen können, daß ich, der Gefreite Baum vom Wedding in Berlin, diesen verdammten Hitlerkrieg verfluche, daß ich eine ganz winzige illegale Arbeit vor dem Krieg geleistet habe. Damit ist es allerdings aus, seit man mich in das graue Ehrenkleid gesteckt hat. Von Einheit zu Einheit bin ich gewandert, ohne Gleichgesinnten begegnet zu sein. Eigentlich habe ich sie auch gar nicht sehr zielbewußt gesucht. Durch einen blinden Zufall bin ich in die Batterie meines Jugendfreundes Fritz Helgert gelangt. Bei ihm habe ich kaum ein Blatt vor den Mund genommen. Aber mit einem Mal war es mir nicht fair erschienen, in dieser Batterie, an der Fritz mit jeder Faser hängt, etwas zu unternehmen. Helgert ist begeisterter Berufssoldat, der nichts kennt als seine sogenannte soldatische Pflicht. Immer, wenn ich ihn nach dem Sinn fragte, nach dem >Für wen< und >Für was<, hatte er stereotyp geantwortet: »Wir müssen den Krieg gewinnen.« Später könnte man dann wohl einiges verändern an dieser Bonzokratie und den nationalen Sozialismus verwirklichen, wozu man von 1933 bis 1939 durch die Schuld der westlichen Plutokratien eben keine Zeit gehabt hätte.

Aus der anderen Ecke des Schuppens kam jemand in den roten Widerschein des Ofens, warf ein paar spärliche Holzstücke ins Feuer, schürte, bis die Funken stoben, und ging dann ohne ein Wort wieder ins Dunkel.

Baum drehte sich auf die andere Seite. Als die Stalingradgeschichte sich immer klarer abzeichnete, schien Helgert etwas verändert. »Wäre uns dieser zweiundzwanzigste Juni, dieses Unternehmen Barbarossa, erspart geblieben, könnten wir vielleicht schon zu Hause sitzen und uns an den Früchten der Siege im Westen, Süden und Norden erfreuen.« Auf mehr hatte er sich in der Unterhaltung nicht eingelassen. Dafür brachte er seine winterbewegliche Batterie mit massivem Nachdruck noch mehr

auf Vordermann. Und folgerichtig war sie dann auch als einzige aus dem Regimentsverband herausgelöst und zur Unterstützung der Absetzbewegung aus dem Raum Woronesh in den Bereich der südlichen Nachbardivision geworfen worden. Wo mochte Helgert jetzt sein? Wo der sowjetische Pilot? Und während Baum einschlief, vermischten sich beide Gestalten in seinem Gehirn auf seltsame Weise.

Plötzlich hob der Gefreite Baum lauschend den Kopf. Da heulte es draußen zum zweitenmal wie eine Schiffssirene: Der Lazarettzug!

Hastig sprang er auf, warf den Mantel über, griff nach Tornister und Wäschebeutel und stolperte hinaus. Ein hohler Wind riß ihm den dampfenden Atem vom Mund. Seine Wunde schmerzte wieder stärker.

Mit zischenden Ventilen kroch eine klobige Maschine langsam bis an die grüne Laterne heran. Breite russische Güterwagen mit aufgepinselten roten Kreuzen hielten quietschend. Von den Dächern hingen glitzernde Eiszapfen, und die Waggons schienen wie zugefroren, von gespenstiger Leblosigkeit, da sich keine Tür öffnete. Nur am Zugende stiegen ein paar Landser aus. Baum wandte sich dorthin. Da mußte ja Platz geworden sein. Beim Laufen glaubte er, von irgendwoher Stöhnen zu hören, aber er hatte keine Zeit, sich darum zu kümmern. Die unerträgliche Kälte zwang ihn, schnellstens irgendwo unterzukriechen. Mit aller Kraft zerrte er die nächste halbzugefrorene Schiebetür auf und prallte erschrocken zurück, weil ihm ein lautes Wimmern entgegensprang. »Zum Teufel! Was ist denn da los?!«

Der schmale Lichtschein seiner Taschenlampe glitt in das Innere des Waggons. Sein Blick wurde starr. Da lagen dreißig, vielleicht noch mehr Menschen auf den nackten Bohlen. Kämpfer des Großdeutschen Reiches! Einstmals stolze Soldaten des Führers. Hier und dort einer halb über dem anderen. Mit lehmfarbenen, oft wie Kalk schimmernden Gesichtern krümmten sie sich, versuchten qualvoll, das Leben zu halten. Einige waren längst gestorben, andere nahe daran. Die angefrorenen durchbluteten Verbände knisterten im steinernen Frost. Und überall dieses Ächzen und schmerzverlorene Lallen. Und kein Ofen, kein Stroh!

Nicht einmal die Durchzugklappen verstopft. Gelegentlich eine Decke vielleicht, für drei Verwundete. Sonst nichts. In dicken Flocken nistete der Reif an den Wänden.

Baum hatte die Tür wieder zugestoßen und blickte hilfesuchend um sich. Er spürte nichts mehr von Kälte und fegendem Eisschnee.

Einige vermummte Gestalten waren aus dem Begleitwagen gestiegen und liefen vorüber, ohne ihn zu beachten. Eilig kletterten sie in den ersten Wagen und begannen, Leichen herauszuschaffen. Die meisten waren schon steif gefroren. Man schleppte sie bis an die eisenbeschlagene Waggonkante und ließ sie daran heruntergleiten wie Hölzer. Draußen legten andere sie flüchtig in Reih und Glied, weil es wohl so sein mußte. Dann knallte die Tür wieder zu, zerriß gnadenlos jeden Hilferuf. Fertig. Danach der nächste Waggon. Und wieder weiter.

Unbeweglich, mit klopfenden Pulsen, stand der Gefreite Eberhard Baum, der das Eiserne Kreuz zweiter Klasse trug und in Frankreich und in Rußland immerhin schon einiges erlebt hatte.

In ihm arbeitete es. Das waren deutsche Soldaten, die hier verreckt waren. Menschen, die, von deutschem >Sendungsbewußtsein< durchdrungen, geglaubt hatten, Tausende Kilometer jenseits der Reichsgrenzen ihr braun eingefärbtes Vaterland >verteidigen< zu müssen. Stunden oder Tage konnte es höchstens noch dauern, bis die Front über ihre frosterstarrten Leiber hinwegkroch. Dann würden sie zu Hause warten, die Angehörigen dieser Leichenstapel, und weiter warten und warten, bis das Wort >Vermißt< als Menetekel über ihren nächsten Jahrzehnten stand. Es würde nicht einmal für eine genormte Anzeige im >Völkischen Beobachter< oder in einem der NS-Generalanzeiger ausreichen, um Heldentod und stolze Trauer zu verkünden.

Baum spie aus. Der Führer sorgte schon für seine Soldaten, und nicht zu knapp. Die Sirene riß ihn brutal aus seinen Gedanken.

In der letzten Lore fand er Platz auf einem Stapel Haferhartkonserven, die ihren Weg zuungunsten vierbeiniger

Kriegsteilnehmer wahrscheinlich aus Versehen wieder ins Hinterland nahmen. An den Wänden hockende Leichtverletzte nahmen keine Notiz von ihm. Hart ruckte der rollende Sarg an.

Die Bilder ließen ihn nicht in Ruhe. Dagegen mußte man irgend etwas tun!

Monoton klopften die Räder über die Schienen.

Tun - tun -, irgend etwas tun! Mensch, Baum, kleiner Gefreiter des großen Gefreiten, vorläufig sitzt du hier und frierst dir den Arsch ab! Immerhin - solange der Denkapparat noch nicht einfriert -, man müßte wirklich etwas tun!

Während der Zug durch die eisverkrustete nächtliche Steppe holperte und weitere Kameraden in den Waggons starben, nahm sich der dreißigjährige Gefreite Eberhard Baum vor, einiges dazu beizutragen, daß der Krieg des größten Feldherrn aller Zeiten mit oder gegen dessen Willen, auf jeden Fall aber möglichst bald, beendet würde.

In der nächsten Nacht packte ihn das Wundfieber.

Der Unterarzt in Brjansk machte ein bedenkliches Gesicht, als er Tage später die Geschichte besah und im Soldbuch feststellte, daß dieser Gefreite, von Beruf Architekt, ausgebildet als Funker und Fernsprecher, gleich ihm ein Steinbock war und aus dem Berliner Norden stammte. Daraufhin verlegte er den Fall In das Wehrkreislazarett nach Berlin-Tempelhof mit einem Handbrief an einen Studienkollegen, der dort wirkte.

2. KAPITEL

Langsam stieg Claudia Sanden die Treppe hinauf, müde von der Hetze in dem großen Rüstungsbetrieb Panzerwerk Nord, den täglichen zehn Stunden Arbeit am grellbeleuchteten Reißbrett. Als sie die Tür zu der Einzimmerwohnung aufschloß, sah sie ein Telegramm am Boden liegen. Hastig riß sie den Umschlag auf.

>ankomme bahnhof friedrichstrasse 19. februar 14 uhr 34, gruss eberhard.<

Sekundenlang schien sich der Raum um sie zu drehen. Sie preßte die Hand auf die Brust, las wieder das Telegramm. Es war in Posen aufgegeben worden. Die Reichspost hatte es ihr zugestellt. Ein ganz normaler Vorgang also. Was sie in den zitternden Händen hielt, war demnach kein Trugbild.

Eine frostklare Nacht senkte sich auf die Reichshauptstadt.

Voller Unruhe legte das Mädchen sich nieder und starrte in das dunkle Zimmer, in dem kaum die Umrisse der Möbel erkennbar waren. Immer wieder ging ihr Blick zum Leuchtzifferblatt des Weckers, wo die Zeiger nur allzu träge vorwärts ruckten. Mitternacht war gerade vorüber. Sie begann, die Stunden bis zu Eberhards Ankunft zu zählen. Wo er jetzt wohl ist? Irgendwo trägt ihn ein Zug durch die Nacht. Vielleicht schaut er hinaus auf das gleitende Band der Kilometer. Und es sind noch so viele.

Sie war hellwach. Es hatte keinen Sinn, auf Schlaf zu hoffen. Sie fing an, die Zeit zu überdenken, seit sie Gemeinsames mit Eberhard Baum verband, und jene, die ihr unmittelbar vorausgegangen war, die Jahre mit Kurt Dörnberg.

Im Tennisklub >Weiß-Grün< in Wien war sie Dörnberg zum erstenmal begegnet. Während eines Gartenfestes im Spätsommer 1938, draußen an der Alten Donau, hatten sie den ganzen Abend miteinander getanzt. Es war schon weit nach Mitternacht

gewesen, als sie sich von den Tanzenden lösten und einen nahezu unsichtbaren Weg schritten, der zum Fluß hinabführte. Dort hatte er sie geküßt, immer wieder. Und sie erinnerte sich noch seiner Worte: »Du mußt dein ganzes Leben mit mir teilen, nie darf das alles zu Ende sein. Willst du?« Als sie später voneinander Abschied nahmen, schmerzte sie die unverbindliche Gewandtheit des Flakleutnants Kurt Dörnberg. Hatte er nicht von Liebe gesprochen?

Der Polenfeldzug kam und mit ihm das Warten; danach ein rauschendes Wiedersehen und ihr ständiges Zusammensein; mit dem Angriff der Deutschen Wehrmacht auf Frankreich wieder Angst und weiteres zermürbendes Hoffen.

Jedesmal, wenn Dörnberg in Wien war, zeigte er sich mit ihr im Kreise seiner Offizierskameraden oder bemühte sich um Einladungen der Wiener Hautevolee. Sie hatte manchmal das Empfinden, wie ein auffälliges Requisit verwendet zu werden. Um so mehr bewahrte sie sich.

Reichlich oft spielte Dörnberg darauf an, daß er den zwar kleinen, aber nicht unbedeutenden Besitz ihres Vaters als eine ganz brauchbare finanzielle Sicherung seiner Karriere nach dem gewonnenen Krieg betrachtete. Natürlich sei das bedeutungslos neben der Größe seiner Liebe, versicherte er. Dennoch willigte sie in die von ihm vorgeschlagene Verlobung noch nicht ein.

An jenem Abend in Hollabrunn mit Baum und Helgert hatte er ihre Handgelenke hart gepackt und erklärt, daß er niemand in seinem Revier dulden würde.

Dann kam der denkwürdige Tag, als sie am Wiener Ostbahnhof Baum wiedertraf, der sich bei seinem neuen Ersatztruppenteil in Znaim an der Thaya melden mußte. Von dort sollte er nach Polen versetzt werden. Er freute sich unbändig über das unverhoffte Wiedersehen, und sie spazierten zum Cafe Mozart am Albertinaplatz. Er nahm ihr ungeniert die Rolle mit Zeichnungen aus der Hand, bestaunte und belachte Kleider- und Mäntelentwürfe, behauptete, daß sie enormes Talent habe und nach dem Kriege unbedingt zu ihm nach Berlin kommen müsse.

Claudia Sanden fühlte, daß eine große Ruhe von diesem Mann ausströmte - ganz anders als bei Kurt Dörnberg, der nur Spannung und Unrast verbreitete. Es war fast eine Floskel als er sie schließlich fragte, ob sie ihm nicht vielleicht gelegentlich eIne Postkarte schreiben wollte. Sie hatte verhalten genickt und auf eine Serviette etwas geschrieben, was er erst im Zug lesen sollte. Später erzählte ihr Eberhard, daß er lange über diesen Satz nachgedacht hätte: >Prendre congé c'est toujours un peu mourir< - in jedem Abschiednehmen liegt ein wenig Sterben.

Immer wieder hatte sie um ihre vermeintliche Liebe zu Kurt Dörnberg gekämpft; bis sie klarzusehen begann. Dann zögerte sie nicht länger und schlug Dörnberg vor, sich zu trennen. Es gab einen heftigen Wortwechsel, bei dem sie aus lauter Trotz auf die neuerliche Begegnung mit Eberhard Baum anspielte. Zynisch hatte ihr Dörnberg darauf entgegnet, daß ihrem Papa wohl mehr daran gelegen sein würde, in seine Familie einen preußischen

Offizier aufzunehmen als einen lächerlichen Gefreiten. Sie solle sich derartige Flausen aus dem Kopf schlagen, die einen Skandal entfesseln oder seinen Ruf anderweitig schädigen könnten. Als sie erklärte, daß sie unter allen Umständen auf eine Trennung dränge, empfahl er ihr höhnisch, sich das reiflich zu überlegen.

Und dann war da noch diese dunkle Angelegenheit um den Juden Sally Sternheim und seine Familie, die sie krampfhaft zu vergessen trachtete, ohne daß es ihr gelang.

Claudia Sanden hatte einige Tage später ihrem Vater einen Brief geschrieben, in dem es unter anderem hieß: »Mir sind sowohl Deine als auch Muttis Warnungen vor Kurt Dörnberg noch sehr deutlich in Erinnerung. Ihr habt recht gehabt, und ich mußte einsehen, daß es mit seinen Lebenserfahrungen nicht weit her war und möglicherweise auch jetzt noch nicht ist. Ich gehe nach Berlin und werde Euch sicher in Kürze ein erklärendes Wort mitteilen können.«

Sie dachte daran, daß die Scham sie veranlaßt hatte, anstatt in die friedliche Geborgenheit eines neutralen Landes ausgerechnet in die faschistische Hauptstadt zugehen. Allerdings spielte wohl Eberhard Baum eine nicht ganz unbedeutende Rolle bei ihrem

Entschluß. Sie wurde zum Panzerwerk Nord dienstverpflichtet.

Am 18. Juli 1942 hatte ihr Eberhard Baum den schmalen Goldreif an den Finger gesteckt. Sie schickte ein Telegramm an die Eltern, des Inhalts, daß sie nun den richtigen Mann gefunden hätte und sehr glücklich wäre.

Der fahle Schein des Wintermorgens drang zaghaft in das Zimmer. Das Mädchen schreckte hoch. Hastig zog sie sich an, hetzte in den Betrieb.

Alles andere spielte sich dann schnell und sachlich ab. Zwei Tage Urlaub auf eigene Kosten. Mit kalten Augen hatte der Personalchef jede weitere Erörterung abgelehnt. Man sei schließlich Rüstungsbetrieb, und dafür müßten die Herren von der Front wohl am allerersten Verständnis haben. Es gehe um den Endsieg und nicht um Turtelei. Noch dazu in der Reichshauptstadt, Fräulein Sanden!

Zögernd betrat Claudia die riesige, von nervösen Geräuschen erfüllte Bahnhofshalle. Sie fröstelte in dem kalten Luftzug. Die großen Werbeflächen waren verdreckt. HÖFFNER-MÖBEL, TEPPICHE VON EMIL LEFÈVRE, LEST DEN VÖLKISCHEN BEOBACHTER. Das Mädchen nahm kaum etwas von alledem wahr.

Fast noch eine halbe Stunde In ihr keimte plötzlich die Angst, daß er nicht kommen könnte. Oder erst viel später oder... Die Gedanken drehten sich im Kreise. Ständig war das lange Band des Bahnsteigs vor ihren Augen mit dem Gewoge wartender Menschen.

Sie setzte sich auf eine Bank. Ein alter Mann kam angeschlurft und hockte sich dazu. Umständlich schälte er, einen Apfel und sprach etwas, was wohl sie angehen sollte. »Ja, ja«, sagte sie nur und begann wieder, auf und ab zu gehen.

Sie zuckte zusammen. Der Lautsprecher hatte knackend eingesetzt: »Achtung, Achtung, Bahnsteig drei. Es hat Einfahrt der Fronturlauberzug aus Brest-Litowsk.« Unmittelbar darauf schob sich der lange schwarze Zug in die Halle, hielt kreischend.

Seinen Türen entquollen graue Menschentrauben. Sie lief ziellos von einem Abteil zum anderen. Schon waren sperrende Lücken in dem uniformierten Strom. Da hörte sie ihren Namen und blickte in das blasse, lachende Gesicht Eberhard Baums. Mit schnellen Schritten war sie bei ihm und preßte ihre kalten Lippen an seine verschwitzte stoppelige Wange.

Langsam gingen sie nebeneinanderher, sprachen von diesem und jenem, und ihre Worte waren alltäglich. Als sie die Frage nach dem Warum seines Hierseins stellte, berichtete er leichthin. Aus dem Schulterdurchschuß wurde eine nichtssagende Schramme. Morgen müsse er sich in Tempelhof im Wehrkreislazarett melden. Sie konnte ihr Erschrecken kaum verbergen. Er lachte dazu.

*

»Schön hast du es hier«, sagte er und schaute sich in dem kleinen Wohnzimmer um. An den Wänden hingen Zeichnungen, kapriziöse Einfalle und künstlerisch reife Entwürfe. Mit glänzenden Augen blickten sie beide in den großen Spiegel. Da stand er nun, ihr hochgewachsener Eberhard mit dem glatten dunkelblonden Haar und den grauen Augen, aus denen nur selten der Spott wich. Er war ganz so, wie sie sich ihn in all den lähmend langen Winterabenden vorgestellt hatte.

Eberhard sah nur sie. Das dunkle Haar fiel bis auf die Schulter herab. Sehr blaß leuchtete das fein geschnittene Gesicht mit den ebenmäßigen Zügen und den großen tiefbraunen Augen.

Leicht hatte er den Arm um ihre Schulter gelegt. Langsam beugte er sein Gesicht über das ihre, spürte einen halboffenen Mund, zärtliche Lippen und seidenen Haarduft. Jäh riß er sie an sich.

»Konntest du dir das alles so vorstellen?« fragte sie nach einer Weile.

»Nein«, sagte er versonnen. »Ich wußte nicht mehr, daß es in diesem barbarischen Krieg noch etwas so Schönes gibt.«

Bei Kerzenlicht verplauderten sie Dämmerung und Mitternacht. Die Gegenwart war hell. Über dem Vergangenen blieb ein feiner Schleier.

Eberhard Baum besah im Badezimmer die großen Leukoplastpftaster auf dem Ein- und Ausschuß in der Schulter. Mit den Fingerspitzen drückte er vorsichtig die Ränder fest und verzog das Gesicht dabei. Das Prickeln und die Spannung in ihm drängten den Schmerz zurück. Er frottierte sich ab, bis die Haut sich leicht rötete, und schlüpfte dann in den Schlafanzug.

Während Claudia das Licht löschte, die Verdunklungsrollos in die Höhe zog und das Fenster öffnete, trat er in die Stube und legte sich in das frisch bezogene Bett.

Wortlos glitt sie an seine Seite.

Die SelbstverständIichkeit ihres Handelns beglückte ihn. Er spürte die Wärme ihrer Haut. Seine Hand suchte sie. Etwas wie Gier wuchs in seiner Brust. Wie oft, draußen, hatte er sie vor sich gesehen, lachend beim Sport, im eleganten Abendkleid, aber auch nackt; hatte sich nach ihr verzehrt.

Sie ist anders als die Mädchen, die mir vorher gehört haben, dachte er. Auch mit mir ist vieles anders, vielleicht gerade in dieser Nacht des Träumens oder des Rausches.

»Du, Eberhard ... «

»Ja?« Baum schreckte aus seinen Gedanken auf.

»Bist du sehr müde?«

»Nein, jetzt gar nicht.«

»Erfüllst du mir einen Wunsch?«

»Ja ... aber selbstverständlich, Claudia.«

»Dann erzähle mir bitte eine Geschichte. Eine ganz kleine.«

»Eine Geschichte?« Baums Stimme klang gedehnt. Du liebe Zeit, dachte er, woher soll ich denn eine Geschichte. . . Aber warte mal, da war doch im Sommer das kleine Erlebnis mit dem Zitronenfalter, der einige Minuten lang erst am Scherenfernrohr hing, schließlich zutraulich auf meiner Hand landete und mir zuhörte. Das könnte irgend etwas werden.

Umständlich begann er: »Da lebte irgendwo ein kleiner Schmetterling. Ein Schmetterling. Der hatte ein samtenes dunkles Köpfchen und große braune Augen, die sehnsüchtig in die Welt schauten. Eines Tages kam ein fröhlicher zitronenfarbener Falter durch die frühlingstrunkenen Lüfte daher und sah die kleine Schmetterlingsdame traurig auf einem Schwertlilienblatt sitzen. Ein prachtschillernder Gaukler hatte ihrem Herzen weh getan.«

Jetzt bin ich drin, freute sich Eberhard Baum. Das ist ja ganz einfach. Ich erzähle ihr unsere eigene Geschichte, so ein bißchen verschlüsselt.

»Mitleidig flog der Blonde um sie herum, doch das zierliche Fräulein hatte gar keinen Blick für ihn. Sie sah ihm durch ihre Tränen aber wohl doch ein bißchen wehmütig nach, als er bekümmert wieder davonschwäng. Übrigens, der Faltermann wußte schon von diesem Augenblick an, daß er nur mit jenem Faltermädchen glücklich werden könnte. Nun begab sich . . . «

Sie legte die Arme um seinen Hals und zog ihn zu sich herab. »Ich habe dich lieb, Eberhard.«

Erschrocken fühlte er es feucht an seiner Wange. »Du weinst, Claudia?«

»Ich habe Angst um dich.«

»Aber nein«, trachtete er sie zu beruhigen und fühlte das falsche Pathos in seiner Stimme. »Ich bleibe immer bei dir, später, wenn das da draußen erst vorbei ist.«

Sie schmiegte sich an ihn, gläubig. Ihre Lippen suchten sein

Gesicht, seinen Mund.

Er schlang die Arme um sie. Trotz des heftigen Schmerzes in der Schulter preßte er sie an sich, spürte ihren bebenden Körper. Jäh brach das gierige Drängen hervor, war nicht mehr eindämmbar. Er bedeckte Hals und Schultern mit Küssen. Seine Hände umschlossen ihre Brüste.

Claudia lag nahezu reglos, ihr Atem ging heftig.

Eberhard nahm es nicht wahr. Alles drängte ungestüm fordernd nach Erfüllung.

Sie erzählten ihre Geschichte nicht zu Ende.

*

Der Gefreite Baum meldete sich im Wehrkreislazarett Berlin-Tempelhof. Der ihm draußen bezeichnete Arzt befand sich seit einigen Wochen im Leningrader Frontabschnitt. Das mitgebrachte Handschreiben, welches besondere Behandlung anempfahl, wanderte nach flüchtigem Durchlesen in den Papierkorb. Die Untersuchung war in kaum fünf Minuten beendet.

»Glatter Fleischschuß«, konstatierte der Stabsarzt nüchtern. »So etwas schicken sie uns nun von der Front. Bei unserer Bettenknappheit! Ein paar Tage ambulante Behandlung, mein Sohn, und ab zum Ersatztruppenteil.«

Ein rundlicher Schreibstubenkorporal schrieb ihm die Behandlungskarte aus. »Na siehste«, grinste er gutmütig, »kannste bald wieder vorne sein. Aus dem Regen unter Umgehung der Traufe in die Scheiße.« Er lachte prustend über den Witz, der offenbar zu seinem dienstlichen Repertoire gehörte.

An einem der nächsten Abende ging Eberhard mit Claudia ins

Staatstheater am Gendarmenmarkt. Goethes >Egmont< stand auf dem Spielplan.

»Glücklich allein ist die Seele, die liebt!« Ihre Augen suchten einander.

Als der Held seine Männer zur Treue an sich selbst aufrief, damit ihnen Freiheit leuchte, wurde Eberhard Baum sehr nachdenklich. Freiheit - das gab es nun seit einem Jahrzehnt nicht mehr in Deutschland. Und sie war auch überall dort in Europa und Afrika verdorrt, wo deutsche Kommißstiefel im Tempo einhundertvier zu stampfen begannen.

Nachts quälte ihn ein Traum. Er war Egmont und schmachtete in der modernen Fäulnis eines düsteren Kerkers. Übergroße, stelzende Spinnen und schleimiges Gewürm waren um ihn. Draußen schwoll das Dröhnen der Kalbfelle. Hochgericht. Jetzt hörte er den wuchtenden Schritt der Büttel, die bereit waren, jenen Richterspruch zu vollziehen. Da erhob er sich und rief ihnen zu: » ... ich sterbe für die Freiheit, für die ich lebte und focht und der ich mich jetzt leidend opfre ... Ich bin gewohnt, vor Speeren gegen Speere zu stehen und, rings umgeben von dem drohenden Tod, das mutige Leben nur doppelt rasch zu fühlen. Dich schließt der Feind von allen Seiten ein! Es blinken Schwerter; Freunde, höh'ren Mut! Im Rücken habt ihr Eltern, Weiber, Kinder!« Er zeigte auf die Wache: »Und diese treibt ein hohles Wort des Herrschers, nicht ihr Gemüt! Schützt eure Güter! Und euer Liebstes zu erretten, fallt freudig, wie ich euch ein Beispiel gebe.«

Dann duckte er sich gegen den hämmernden Gleichschritt von Albas Truppen. Irgendwo hinter den düsteren Wolkenballen, die träge über die seltsam zerschundene Erde schleiften, war ein pausenloses Grollen, ein rollendes, drohendes Orgeln ... Plötzlich standen Gesichter vor ihm. Deutlich erkannte er Helgert, der gerade seinen Karabiner auf den Sandsack legte. Gengenbach lag mit eiskalten Augen hinter einem Maschinengewehr. Senfleben machte lachend Handgranaten fertig. Ein paar von den Alten hockten in Schützenlöchern.

Über den Lärm der aufkeimenden Schlacht sprang plötzlich ein

Schrei von Mann zu Mann: »Sie kommen! Angriff!! Sie kommen! !«

Baum starrte über die Brüstung. Sie griffen von allen Seiten an. Aber - waren denn das überhaupt Spanier? Da näherten sich doch Figuren in langen braunen und schwarzen Mänteln, Maschinenpistolen in den Fäusten, und Panzer mit hoch aufgepflanzten Hakenkreuzfahnen. Vor ihnen her brach die Feuerwalze und ließ alles Leben dahinsinken. Sie stampften auch über seine Kameraden, ohne sie zu berühren.

Dem Gedröhn folgte ein Zug von Menschen mit fahlen blutleeren Gesichtern, zerschossenen, lehmüberkrusteten Stahlhelmen, in zerfetzten Uniformen. Unsagbar stumm wurde es um sie. Baum kannte sie alle, konnte ihre Namen nennen: Polen, Franzosen, Belgier, Holländer, Luxemburger, Engländer, Dänen, Norweger, Jugoslawen, Tschechen, Griechen, Albaner, Russen und Deutsche, viele Deutsche. Hinter ihrer Wesenlosigkeit wuchsen Kreuze, Kreuze, unzählige Kreuze.

Eine Gestalt blieb noch da. Unbeweglich und merkwürdig hell umflossen. Er zermarterte sein Hirn, wer es wohl sein könnte. Er sah, wie Helgert darauf anlegte, langsam und selbstverständlich, wie der Lauf ganz ruhig stand. Plötzlich kam ihm Erkennen, und er sprang mit irrem Schrei aus dem Loch: »Claudia!«

Seine Muskeln, gehorchten ihm nicht. Die Füße waren wie gelähmt. Als er sich umsah, begann Fritz Helgert den Finger am Abzug zu krümmen. Er wollte schreien : Nicht schießen!, aber, nur ein heiseres Krächzen kam aus seiner Kehle. Die Verzweiflung gab ihm Riesenkräfte. Wie von der Sehne geschnellt, flog er plötzlich vorwärts. Jetzt schien er seine Claudia zu erreichen. Da gähnte ein Abgrund. Ohne Zögern wagte er den Sprung. Als er mit zerschmetterten Knochen in der Tiefe aufzuprallen glaubte, fing ihn atemberaubendes weiches Schweben auf. Aber die Gestalt wich wieder aus. Er flehte sie an. Immer fremder schien sie zu werden. Da knallte der Schuß. Er riß ihn steil in die Höhe. Dann stürzte er ohne Schmerz. Ganz unerwartet

hatte es ihn getroffen, wie ein Feuerstrahl. Es war keine Qual da

und keine Angst; nur ein großes Verwundern, als langsam die Helle des Tages verdämmerte und schließlich die lichte Gestalt mit den traurigen Augen zu Nebel wurde. Schroff fiel Düsternis auf das Schlachtfeld, begrub auch ihn.

Er wurde vollends wach darüber. Mit hämmerndem Puls und feuchter Stirn lag er eine Weile. Nur langsam wich der Traum. Ein engbrüstiger Mond stand schief zwischen fahlen Sternen.

» ... diese treibt ein hohles Wort des Herrschers, nicht ihr Gemüt!« Das Schlußbild von Goethes Drama stand wieder vor seinen Augen, erhielt immer deutlicher gegenwärtigen Bezug.

Gilt das nicht gerade für heute: ... diese treibt ein hohles Wort des Herrschers? Schwärmen nicht besonders die Alten davon, wie >schön< der Führer wieder gesprochen habe? Imponiert nicht vielen Intellektuellen die glatte Rhetorik eines Joseph Goebbels? Und der Reichsmarschall, wenn seine Reden von unverhüllter Machtausdehnung strotzen? Ich habe mich während der letzten Jahre doch ebenso treiben lassen wie Millionen andere auch. Das ist aber nicht immer so gewesen, überlegte Baum. Ich dachte doch schon einmal ganz anders, damals, als ich mit Rudolf Bender zusammen war.

Er entsann sich jenes merkwürdigen Tages, als die Mitglieder seines >MTV< auf höhere Anordnung die Bedingungen für das SA-Sportabzeichen erfüllten. Dabei erkannte er den früheren >Fichte<-Handballer Rudolf Bender wieder. Der schien sofort zu spüren, daß zwischen Eberhard Baum und dem Dritten Reich eine gewisse Lücke klaffte. Sie bekamen Kontakt. Nach mehreren Monaten wanderte schließlich das erste Flugblatt in die Bereiche seines Architektenwirkens.

Später übernachtete manchmal jemand bei ihm und war am anderen Morgen wieder verschwunden; dann überbrachte er diesem und jenem auch eine verschlüsselte Nachricht. Man vertraute ihm.

Er lauschte dem leisen Atem Claudias. Eine Woge heißer Zuneigung überflutete ihn. Claudia war jetzt der Inhalt seines Lebens. Er mußte dafür verantworten, ob sie glücklich wurde.

Und das hing von dem Schicksal Deutschlands mit ab. Also konnte er sich nicht länger treiben lassen, untätig wie bisher. Bender hatte damals oft genug darauf hingewiesen, wie und was man für eine bessere Zukunft tun konnte.

Da beschloß Baum, den Versuch zu unternehmen, wieder mit dem Dreher Rudolf Bender in Verbindung zu kommen. Er würde ihn schon zu finden wissen, wenn Rudi noch in Berlin war.

Am Morgen sprach er mit Claudia darüber. Nicht umfassend, aber auch nicht so, daß Unruhe bei ihr entstehen konnte. Bender wäre eben ein Mensch mit klarem Kopf und könnte sicher manchen Rat geben.

*

Die großen Rüstungsbetriebe in Berlin-Oberschöneweide spien die Frühschicht aus. Ein Strom Arbeiter ergoß sich in die Wilhelminenhofstraße und über Spreebrücken hinweg zur S-Bahn, vorbei an den wenigen Ruinen, die hier die amerikanischen Bomben gerissen hatten. USA-Kapital griff man nicht an, weil es offenbar in die Nachkriegsspekulation einbezogen war. Die Fabriken waren kaum sonderlich beschädigt.

Die Tore des Panzerwerks Nord wurden scharf bewacht. Wegen der wertvollen Produktion, wegen der >Fremdarbeiter< und der häufigen Sabotagefälle, gegen welche die Gestapo bisher ziemlich machtlos gewesen war. Als einer der letzten verließ der Automatendreher Rudolf Bender, von seinen Kollegen der >stille Rudi< genannt, das große Portal. Er wechselte mit Arbeitern noch Blicke, die ein schlichtes >Wiedersehn< oder auch ,

etwas anderes bedeuten konnten. Dann ging er zum S-Bahnhof Schöneweide, um zur Jannowitzbrücke zu fahren. Von dort hatte er nur wenige Schritte bis zu der düsteren kleinen Wohnung in der Holzmarktstraße, wo er mit seiner Mutter lebte.

Rudolf schloß die Tür auf und sagte etwas abwesend: »Guten Tag.«

Forschend blickte ihn die Mutter an.

»Den Erich haben sie heute geholt.«

Frau Bender tischte schweigend eine dünne Bohnensuppe auf. Sie fragte nie etwas. Über ihrem Gesicht lag ein Geflecht feiner Fältchen. Das etwas strähnige graue Haar begrenzte eine klare Stirn. In ihren Augen waren Güte und Verstehen.

»Vormittags war jemand hier«, begann sie nach einer Weile und sah nachdenklich auf seinen breiten Rücken. »Ein Gefreiter. Er wäre der Eberhard Baum, sagte er, und du wüßtest schon Bescheid.« Sie reichte ihm einen Zettel hin. »Hier ist seine Adresse. Du möchtest ihn unbedingt besuchen.«

*

Die kleine Freude, welche Bender in Erwartung des Wiedersehens empfand, verlor sich, als er Baum nicht allein antraf und Claudia Sanden vorgestellt wurde. Auch eine Flasche Haut-Sauternes machte ihn vorerst nicht gesprächiger.

Da ging Eberhard geradewegs auf sein Ziel los: Er brauche Rat wie ehedem. Im übrigen sei auch Fräulein Sanden gegen diesen Krieg.

Das Mädchen weiß offenbar nichts von jenem Früheren, ihr Gesicht ist unbefangen, registrierte Rudi Bender, durch vielfältigen Einsatz in der Beurteilung von Menschen geschult.

»Es ist schon allerlei los vorne.« Baum klopfte das Ende einer etwas zerknitterten Zigarette auf dem Daumennagel fest. »Du siehst, sie krepieren auf unvorstellbare Art und Weise. Bekannte und Freunde. Gestern hast du geglaubt, die eine Szene nie mehr vergessen zu können; heute tritt etwas noch Schrecklicheres an deren Stelle. Und morgen?«

»Bei dem Bombenzauber hier zu Hause sieht manches nicht viel anders aus.«

»Stimmt, Rudi, ein Jammer ist immer größer als der andere. Was aber Goebbels sich neulich im Sportpalast geleistet hat ... Ich habe es mir ziemlich genau gemerkt: >Ich frage euch: Wollt ihr den totalen Krieg? Wollt ihr ihn, wenn nötig, totaler und radikaler, als wir ihn uns heute überhaupt noch vorstellen können?< Zehn Fragen hat er insgesamt gestellt. Eine aufpeitschender als die andere. Und dann diese unverschämte Schlußfolgerung: >Ihr seid ein Stück Volk, durch euren Mund hat sich damit die Stellungnahme des Deutschen manifestiert!< Stück Volk ... « Er machte eine wegwerfende Handbewegung. »Wir sind offenbar bestenfalls ein Stück Vieh! Sie gehen weiter reihenweise drauf, ohne diesem Kohl zugestimmt zu haben. Am schlimmsten ist, daß man selbst mitmacht, als sei es das Selbstverständlichste der Welt.«

Claudia Sanden war keiner Bewegung fähig. Mit angehaltenem Atem stand sie am Fenster. Gingen Eberhard die Nerven durch? War er dem allem nicht mehr gewachsen, weil er so viele sterben sah?

Ihre Augen irrten zu dem Besucher. Der nickte nachdenklich. Ihm schien das nichts Besonderes zu sein. Hatte Eberhard keine Angst davor, daß der andere das Gehörte weiter tragen könnte? Eberhards Gesicht sah plötzlich angespannt, verbissen, unendlich fremd aus. Warum beschäftigte er sich mit solchen Fragen? Er konnte ja doch nichts ändern. Er war jedem Befehl ausgesetzt. Jede beliebige Wehrmachtsstreife konnte ihn überallhin zwingen, mochte er wollen oder nicht. Ob er damals in Hollabrunn schon ähnliches gedacht hatte? Was taten denn die Gegner Hitlers überhaupt?

Bender war sich noch nicht ganz im klaren darüber, was Eberhard eigentlich wollte. »Das merkst du erst heute?«

Baum steckte die Rüge ein. »Ich weiß, daß du bereits damals gesagt hast: >Sie bereiten den Krieg vor.< Aber jetzt! Jetzt müßte man doch etwas dagegen tun ... müßte wenigstens bremsen. Ich weiß bloß nicht recht - wie!«

Claudia fühlte, daß ihre Stirn schweißfeucht war. Wie in Trance hörte sie sich langsam sagen: »Bei uns im Werk scheinen ebenfalls solche zu sein, die bremsen wollen. Neulich war einer der größten Generatoren unbrauchbar. Fast eine Woche lang stand die Produktion still.«

Bender war hellwach. Scheinbar leichthin fragte er: »Was ist denn das für ein Werk?«

»Panzerwerk Nord. Draußen in Oberschöneweide«, antwortete sie gleichmütig.

Einen Augenblick schwieg Bender verdutzt. Die Sache mit diesem Generator war ihm nur zu gut bekannt. Die beiden schienen nicht zu wissen, daß auch er im Panzerwerk arbeitete. Es war wohl besser, sofort darauf hinzuweisen, weil durchaus die Möglichkeit bestand, eines Tages unvermutet auf Claudia Sanden zu treffen. »Ich bin selbst dort beschäftigt«, sagte er.

Eberhard entfuhr ein Laut des Staunens: »Das ist ja ein Ding!« Und er erwartete eine Erklärung.

Bender blieb abweisend. Die Sicherheit der Genossen stand über allem. Damals, vor dem Krieg, hatte Baum sich zwar verläßlich gezeigt, doch darüber waren schließlich Jahre vergangen, entscheidende Jahre, die er im ständigen Einfluß der faschistischen Wehrmacht verbrachte. Das hatte schon ganz andere Menschen von Grund auf verändert, und meistens nicht zu ihrem Vorteil.

»Als was arbeiten Sie denn dort?« fragte er das Mädchen, wie aus Höflichkeit.

»Ich bin technische Zeichnerin im Konstruktionsbüro.« Claudia war froh, daß der andere das heikle Thema verließ.

Bender überlegte blitzartig: Das wäre eine Möglichkeit; dort haben wir bisher niemand. - Aber er tat, als interessiere ihn das alles nur am Rande. »Was soll ich dir raten?« kam er auf Baums Frage zurück. »Ich habe da kaum Erfahrung.« Mußte Eberhard Baum nicht selbst zu praktischen Schlußfolgerungen kommen,

nach alledem, was er ihm in ihrer gemeinsamen Zeit auch über den Unterschied zwischen gerechten und ungerechten Kriegen erzählt hatte?

Die Marschmusik im Rundfunk wurde unterbrochen. Der Sprecher gab eine Vorwarnung über einfliegende Bomberverbände in vermutlicher Richtung Hannover - Braunschweig bekannt. Dann dröhnte es heroisch weiter.

Rudi Bender stand auf.

Eberhard blickte auf Claudia, wandte sich erneut an Bender: »Könnte Fräulein Sanden nicht eine gewisse Verbindung zwischen uns halten? Vielleicht kümmerst du dich auch etwas um sie, denn sie hat weiter keine Freunde in Berlin. Ich könnte mir sogar vorstellen ... «

Benders Gesicht wurde noch verschlossener. »Warum sollte Fräulein Sanden nicht gelegentlich einen Gruß ... «

Gespannt hing Baum an seinem Mund.

» ... möglicherweise kann man versuchen, mit jemandem auch noch über anderes zu sprechen.«

Ein Schreck durchzuckte Eberhard Baum: Die Genossen müssen ja mit allen zehn Fingern diese Gelegenheit erfassen, einen Vertrauten im Konstruktionsbüro zu haben. Dann wird Claudia plötzlich in die Gefahren der illegalen Arbeit einbezogen, und ich habe keine einzige ruhige Minute mehr. So dachte ich mir das auf keinen Fall. Ich will mitmachen, selbstverständlich. Aber sie?

Der Rundfunk kündigte bevorstehenden Luftalarm für den Raum Berlin an.

Claudia blickte von einem zum andem. Sie wollte jetzt nicht ergründen, was sich in den Köpfen der beiden Männer abspielte. Denn da ist diese Frage. Eine winzige Frage. Sie kehrt wieder, immer öfter, immer weniger Atem lassend. Diese Frage: Was denke ich eigentlich, ich, Claudia Sanden? Von dieser Zeit und ihren Menschen mit und ohne Uniform; von den Nackten und

den Ordensträgern ; von den Verbluteten und allen, denen der vielgestaltige Tod Nacht und Tag ins Gesicht grinst?

Habe ich eigentlich ernsthaft über das nachgedacht, was Dörnberg über die Vorgänge um Sally Sternheim angedeutet hat, nachdem ich ihm in vollem Vertrauen von dem Versteck des jüdischen Juweliers erzählt habe? Habe ich denn überhaupt schon einmal versucht, den Zusammenhängen nachzugehen? Denken ... denken ... Dieser Fremde mit dem wuchtigen Kinn, mit der kurzen geraden Nase und den blaßblauen Augen, die seinem Gesicht etwas Gutmütiges geben, sieht so aus, als ob er gewohnt ist, ernsthaft zu überlegen, Probleme zu ergründen und dann zu handeln. Ich bin so müde, aber ich muß anfangen, über alles nachzudenken.

Sie hatte nicht bemerkt, daß Rudolf Bender inzwischen mit angezogenem Mantel vor ihr stand, um sich zu verabschieden.

»Ich möchte noch vor dem Alarm bei meiner Mutter sein. Vielleicht sehen wir uns mal zufallig wieder!«

An der Wohnungstür gab er Baum die Hand. Nachdem er sich vergewissert hatte, daß Claudia nicht zuhören konnte, flüsterte er: »Ich wüßte, was ich tun würde.«

Erwartungsvoll blickte ihn Eberhard an.

»Überlaufen.« Dann glitt er ,leichtfüßig die Stufen des verdunkelten Treppenflurs hinab.

Die Haustür klappte.

*

Der Stabsarzt ließ Baum kommen. »Na, mein Sohn, die acht ambulanten Tage hier haben Wunder gewirkt, wie?« Er blickte ihn an, als sei er mit dem Ergebnis seiner Arbeit zufrieden. »Habe noch 'ne freudige Überraschung für Sie. Ihr Regiment hat Sie

angefordert. Der Ersatztruppenteil hat zugestimmt. Heute und morgen gebe ich Ihnen noch Sonderurlaub, dann traben Sie ab an die Front.« Er unterzeichnete ein paar Formulare, daß die Tinte spritzte. Fünf Minuten später stand der Gefreite Baum auf dem Perron der Untergrundbahn mit Marschbefehl, Verpflegungs- und Zigarettenmarken und einem Urlaubsschein für zwei Tage.

Einen davon verbrachten sie bei Baums Eltern.

Baums Vater wußte viel aus dem ersten Weltkrieg zu berichten. Er wunderte sich ein wenig darüber, daß sein Sohn heute nicht aggressiv war, wie üblich allem widersprach und dabei sonderbar linke Gedanken entwickelte. Er glaubte die Schweigsamkeit Eberhards damit erklären zu können, daß der bevorstehende Abschied und die Rückkehr zur Front ihn bedrückten.

Die Mutter bewegte anderes. Gewiß, sie war unendlich froh, diese wenigen Stunden ihren Jungen bei sich zu haben. Doch gehörte er ihr nicht ganz. Sie sah, daß er mit Claudia glücklich war. Das Mädchen würde in seinem Leben von Tag zu Tag mehr Raum einnehmen als die Eltern.

Claudia und Eberhard hatten nur den einen Wunsch, mit sich und ihren Zukunftsträumen allein zu sein.

*

Es war die letzte Nacht. Die bevorstehende Trennung lastete. Das Gespräch stockte oft. Jeder hing seinen eigenen Gedanken nach.

»Hast du eigentlich Grüße bei Helgerts Frau ausgerichtet?« fragte Claudia.

»Ich wollte es, aber sie ist bei Verwandten in Hamburg.«

»Es beruhigt mich schon ein wenig, zu wissen, daß du mit ihm zusammen bist«, meinte sie nachdenklich.

»Ja, er ist ein Pfundskerl. Wir sind jetzt schon seit zwanzig Jahren Freunde.«

Und er dachte daran, wie miserabel es den Jungens in Schnee und Eis da draußen ging. In der ersten Januarhälfte Tauwetter und knietiefer Schlamm. Dann bis zu dreißig Grad Kälte, stellenweise über ein Meter Schnee. Nur sieben Stunden Licht am Tage. Dazu pausenlos die Schläge der roten Großoffensive. Im Winter 1941 hat man gemeint: Na, schön, die Deutschen sind durch den Vormarsch über Tausende von Kilometern zu sehr erschöpft, um den kältegewohnten sibirischen Einheiten ernsthaft Widerstand entgegensetzen zu können. Aber Stalingrad scheint nicht nur die 6. Armee getroffen zu haben. Im Mittelabschnitt sieht es schon seit Monaten so aus, als sei die strategische Initiative auf die sowjetische Führung übergegangen.

Claudia bemerkte seine plötzliche Veränderung und war bedrückt.

Da wollte er gewaltsam die große Bedrängnis auslöschen und begann mit übertriebener Selbstverständlichkeit: »Im Sommer habe ich meinen Jahresurlaub, und dann wird endlich geheiratet! In Lindau am Bodensee! Ja, im Sommer komme ich.« Und er hörte Benders Stimme: Ich wüßte, was ich tun würde. Überlaufen!

Erst nach einer Weile antwortete Claudia: »Hast du nicht manchmal Angst; daß etwas dazwischenkommen könnte, was alles verändert?«

Eberhard lächelte, und es war eine nachsichtige Überlegenheit in diesem Lächeln. »Mir passiert bestimmt nichts, das hat man im Gefühl. Dreimal bin ich nun schon verwundet worden. Unkraut vergeht nicht.«

Einen Augenblick war Schweigen. Dann sagte Claudia stockend: »Du bist ja für mich bestimmt..«

Überlaufen, überlaufen, wisperte es. Der Gedanke bedrängte ihn immer mehr. Das hieße Claudia und ihre Liebe im Stich lassen. Wieso ihre Liebe? Das hieße aber doch zumindest eine

Ungewißheit heraufbeschwören, in der jede Stunde den Charakter des Letztmaligen annehmen würde. Über fünf Millionen deutscher Soldaten standen an der Ostfront. Sollte da ein einzelner tatsächlich etwas erreichen können? Ich will es mir noch einmal gründlich überlegen, dachte er, vielleicht kann ich etwas anderes, Nutzvolleres tun.

Eberhard Baum vermied es, von Rudolf Bender zu sprechen: Es war Zeit, den Rucksack zu packen.

Leise knirschend drehte sich der Schlüssel im Schloß; einmal ... zweimal. Die unpersönliche Geschäftigkeit der Straße war um sie. Claudia begleitete Eberhard zum Bahnhof, obwohl sie wußte, daß die kommende Stunde nahezu unerträglich sein würde. Aber sie wollte bis zum letzten Augenblick bei ihm sein.

Lärmend überfiel sie das Gewoge der großen Bahnhofshalle.

Unbeachtet bei soviel glitzernden Schulterstücken schritt der schlanke Gefreite neben dem zierlichen dunkelhaarigen Mädchen. Jetzt war plötzlich so vieles unausgesprochen. Aber beide überwanden nicht die seltsame Starre, die sie erfaßt hatte.

Unbarmherzig schnitt der Zeiger die letzten Minuten an. Der Zug war schon angesagt worden. Unruhe kam in die langen Reihen der grauen Männer, welche stumm auf diesen Augenblick warteten. Schlachtopfer, die sich nicht wehren konnten oder sich duckten; aber auch solche, die diesen Krieg den ihren nannten.

Fest schmiegte sich CIaudia an den Arm des Mannes, den sie liebte, und versuchte ein Lächeln.

Wie ein Urtier kroch die Maschine in den Bahnhof, zerrte die düsteren Wagen fast lautlos hinter sich her.

Eberhard schien das alles wie ein Sinnbild der eigenen Ohnmacht gegen die Gewalttätigkeit der Dinge. Warum kann ich nicht ausbrechen aus diesem Käfig? Und wieder war Rudis Stimme in ihm: Ich wüßte, was ich tun würde ...

Sie hielten sich stumm an den Händen. Die letzten Sekunden

versickerten. Räder begannen sich unmerklich zu drehen. Noch einmal beugte er sich aus dem Fenster, küßte sie, sah, wie sie ihn halten wollte, blickte in ein tränenüberströmtes Gesicht. »Du mußt wiederkommen … Eberhard! Und glaube an mich … «

Er sah sie zurückbleiben. Mechanisch bewegte er den Arm, dann schob sich ein dicker Pfeiler dazwischen. Noch immer hingen seine Augen dort. Aber Claudia war nicht mehr zu sehen.

Langsam löste Baum den Blick vom Bahnsteig. Der Widerschein der untergehenden Sonne ließ das dunkle Gewölk im Osten noch düsterer erscheinen.

*

Wie betäubt war Claudia durch die Straßen gegangen. Als sie die Kerzen angezündet hatte, lag das Zimmer verträumt, wie im Abglanz glücklicher Stunden. Auf dem kleinen Rauchtisch stand noch eine Tasse mit etwas Tee, bröckliges Gebäck, Zigaretten, die er nicht mehr geraucht hatte. Eine Versuchung überkam sie, den bittersüßen Teerest zu schmecken, dort, wo seine Lippen die Schale berührt hatten. Dann fühlte sie eine Scheu, diese Anordnung, die seine Hand ohne Absicht geschaffen hatte, zu verändern.

Sie trat ans Fenster und lauschte dem harten Winterwind, der um die Kamine strich. Eberhard würde sich jetzt im dunklen Abteil wärmesuchend in seine Decke schmiegen, an sie denken und immer weiter nach Osten rollen.

Plötzlich war ihr, als sei eben etwas durch den Briefschlitz gefallen. Grell flammte das elektrische Licht auf. Claudia trat in den Flur. Da lag ein Kuvert. Sie öffnete es zögernd.

>Ich freue mich, daß wir uns wiedersehen.

Vorschlag: Freitag um 18 Uhr im Erfrischungsraum bei Wertheim, Leipziger Straße.

Gruß Rudolf<

3. KAPITEL

Am späten Nachmittag des 26. Februar waren die Geschütze der 6. Batterie am westlichen Steilufer eines bis auf den Grund gefrorenen Baches in Stellung gegangen. Die Kälte war erträglicher geworden. Das Thermometer zeigte nur noch minus dreiundzwanzig Grad. Dafür wurde das Schneetreiben von Stunde zu Stunde dichter. Die sowjetischen Bataillone drückten nach. Die Batterie wurde wieder in die eigene Division eingegliedert und zunächst als >Nahtschutz< zur rechten Nachbardivision eingesetzt.

Oberst Krusemark hatte es sich nicht nehmen lassen, gefolgt von seinem neuen Adjutanten, Oberleutnant Altdörfer, zur 6. Batterie zu kommen. Infolge des Schneetreibens brauchte man unterwegs kaum unfreundliche rote Lufttätigkeit zu befürchten. Der Volkswagen war mit Schneeketten nahezu geländegängig. Das letzte Stück hatten die beiden weißbepelzten Herren in einem Schlitten zurückgelegt. Auch das war nicht übertrieben gefahrvoll, weil das Infanterie- und das Pionierbataillon, mit denen zusammen die Batterie sich nunmehr bis in den Raum südostwärts von Krasnoje - Wschod abgesetzt hatte, während der letzten Tage fast ohne Feindberührung geblieben waren.

Es macht sich immer gut, dachte Krusemark, wenn ein Oberst plötzlich vorne auftaucht, die Furchtlosigkeit in persona demonstriert und den Jungens Mut zuspricht. Zwar würde bei der Verleihung des Ritterkreuzes durch den Führer und Obersten Befehlshaber der Wehrmacht vor allem eine schlachtentscheidende Tat gewertet werden, aber man wußte ja schließlich von den Herren des Heerespersonalamtes, daß unentwegt tapferes Verhalten in der HKL - wer konnte hier in diesem Schnee eigentlich von einer >Hauptkampflinie< sprechen? - eine nicht unbedeutende zusätzliche Bewertung erfuhr. Beides war schließlich wichtig.

Als Reaktivierter konnte man immerhin beim Oberst als letztem

Dienstgrad hängenbleiben. Hatte sich alles ein wenig verschoben. Früher war die gleiche Station die >Majorsecke< gewesen. Aber, wenn man dann mit dem Ritterkreuz aufwarten konnte ... das war doch etwas ganz anderes als beispielshalber das >Spiegelei in Silber< für gute Führungstätigkeit. Dieses Deutsche Kreuz in Silber sollten sich die rückwärtigen Herren in den Korps- und Armeestäben an die rechte Brustseite heften lassen. Mit Ritterkreuz wurde man leichter General. Und als General konnte man wiederum leichter in rückwärtige Stäbe verschwinden, wo die Luft nicht halb so eisenhaltig und die Summe der Beziehungen doppelt so groß war. - Dieses alles hatte der Oberst sich des öfteren zurechtgelegt.

Heute bewegte ihn vorrangig anderes. Sehr brauchbarer Adjutant, dieser Altdörfer. Aber mit EK II, Ostmedaille und Artilleriesturmabzeichen allein? Nee. Damit nahm man ihn schon bei der Division nicht ernst. Er sah das süffisante Gesicht des Ia des Herrn Oberstleutnant von Wenglin, vor sich. Hier sollte etwas geschehen. Altdörfer mußte schleunigst durch die Dekorierung mit dem Eisernen Kreuz I. Klasse gesellschaftsfähig gemacht werden. Und da der Oberleutnant Helgert einer seiner verläßlichsten Herren war und ein Draufgänger dazu und weil es mit Sicherheit heute nacht oder spätestens morgen früh wieder zu Gefechtsberührung kommen würde, hatte er als Regimentskommandeur sich entschlossen, Altdörfer für ein bis zwei Tage der ordenträchtigen Atmosphäre dieser in ständigen Abwehrkämpfen befindlichen 6. Batterie auszusetzen. Natürlich könnte man den in Pflicht- und Ehrenfragen wenig flexiblen Helgert nicht völlig offen in alle Absichten einweihen, sondern müßte ihm freundlich erzählen, daß Altdörfer seine Fronterfahrung bei einem Routinier noch etwas aufpolieren solle und daß Helgert, als der Batteriechef, selbstverständlich auch auf dieser Beobachtungsstelle die volle Verantwortung bei allen sich etwa entwickelnden Kampfhandlungen - was nicht sehr wünschenswert sei - zu tragen hätte. Es wäre gelacht, wenn sich da nicht die approbaten Begründungspunkte für ein Eisernes Kreuz I. Klasse zusammenstoppeln ließen. Etwa wie: Völlig auf sich allein gestellt - Das Weiße im Auge des Gegners blitzen gesehen - Stellung heldenmütig gehalten - Der Feind hatte schwere Verluste - Seinen Männern ein leuchtendes Vorbild.

So dachte der Oberst Krusemark, als er sich umständlich aus den Decken des Schlittens schälte.

Zunächst hörte er sich einige Meldungen von Helgert an. Schmal geworden, der Junge, sehr verschlossen. Ja, ja, diese verfluchte Winterscheiße. Könnte man jetzt nicht in Südwestfrankreich sitzen, etwa am Rand der Pytenäen, in Bayonne, St-Jean-de-Luz oder Hossegor. Gelegentlich einen Trip nach Hendaye oder Ainhoe an der spanischen Grenze, im Schatten des strahlend schönen Gebirges, um sich mit Notwendigstem einzudecken. Und Atlantischer Ozean, Golf von Biscaya, Meeresrauschen, Brandung und Sonne, Champus, nette Soldatenheime, verschwiegene Privatkabinetts mit glutäugigen Französinnen! Er rieb sich die Hände bei solchermaßen angenehmen Gedanken.

Der Oberst hatte das alles genossen. Dieses und noch viel mehr. Aus dem einschlägigen Warenhaus >Aux Dames de France< in Bayonne hatte er die rarsten Artikel zusammengekauft und jeweils mit Kurier nach Hause geschickt. Die Jungens freuten sich wenn sie nach Ablieferung der Ware bei Frau Oberst mal wieder ein bißchen mit ihren Mädchen tätig sein konnten. Und er sparte noch obendrein das Porto ein. Geld? Francs? Das bekam man doch sehr leicht und sehr legal. Jeden Tag ließ er sich aus der Verpflegungsliste absetzen und von seinen Batteriechefs einladen. Heute in Bidart, morgen am Strand von Biarritz, nächsten Tag am blauen Adour, in Capbreton und wo sie noch gestanden hatten, seine neun leichten, drei schweren und fünf Stabsbatterien, dazu die ihm unterstellten Einheiten der Küstenartillerie. Alle diese prächtigen Batteriechefs hatten sich jedesmal befleißigt, ihm nur Bestes anzutun. Zumindest hatten sie so getan. Und für das somit frei gewordene Verpflegungsgeld kaufte er eben ein. Den Mannschaften war solches natürlich verboten. Wo käme man denn da hin? Ja, ja, das waren noch Zeiten.

Oberst Krusemark folgte Helgert in ein Bauernhaus, im Schlepptau den etwas bläßlichen Altdörfer. Vor einem Spiegelscherben am Geschirregal in der Küche zog er die Kapuze seines Pelzmantels vom Kopf und betrachtete sich. Beim Haareglattstreichen hielt er das Gesicht leicht schräg. -

Donnerwetter, die Durchzieher auf der rechten Backe und vor allem um den Mund prägten doch seine Persönlichkeit äußerst nachhaltig. Er kam sich vor wie ein höherer SS-Führer. Wenn das alles nun noch von Generalsgold umrankt sein würde... Die Tränensäcke unter den Augen ließen den westfälischen Schädel noch länger erscheinen. Außerdem wiesen sie seiner Meinung nach unauffällig auf ein nicht zu unterschätzendes männliches Potential hin. Meinen Sie vielleicht, pflegte er nach dem zehnten Cointreau oder Bénédictine seinen Herren launig zu sagen, ich will mir mit fünfundsechzig Jahren vor dem Spiegel in die Fresse schlagen wegen auch nur einer versäumten Gelegenheit, wie? Nee, meine Lieben! Dann hob er sein Glas und sagte regelmäßig: Es sind die Schlechtesten nicht, die saufen. Und wenn sich jemand nach dem Heruntergurgeln schüttelte, murmelte er geringschätzig: So was Schwaches!

Draußen zog hohl pfeifend eine leichte Granate hin und barst mit dünnem Krach jenseits des Dorfes. Sie mußte von weit her gekommen sein. Aber immerhin war es eine russische. Krusemark sah aus dem Fenster. - Geschick hatte ja der Helgert. Das Haus lag etwa zwanzig Meter von der allgemeinen Linie der Häuser herausgesetzt, wenige Schritte hinter einem Querweg, der das Dorf durchschnitt. Eine Prachtsicht von hier aus.

Oben auf dem Boden wütete der Beobachtungsoffizier, Oberwachtmeister Senfleben - welche Batterie an der Ostfront hatte 1943 noch einen Offizier auf dieser Planstelle -, einige Dachsparren los, um das Scherenfernrohr ins Freie zu kriegen. Die Funker hatten ihr Gerät schon abgestimmt.

»Na, Verbindung?« fragte Krusemark leutselig.

Der Gefreite Bürger strahlte. »Jawoll, Herr Oberst. Ist mit dem Fliegergerät eine Kleinigkeit.«

Richtig, die 6. Batterie war ja für den Sondereinsatz mit dem Cäsar-Gerät ausgestattet worden und konnte daher auch jederzeit Schießen mit Luftbeobachtung durchführen.

Der Funker trat den Beweis an, daß es klappte. Die Meldezeit war gerade heran. Die Taste rastete ein. »Achtung, Achtung, hier

Regenpfeifer, hier Regenpfeifer, ich rufe Grünspecht sechs, Grünspecht sechs, bitte melden, bitte melden!«

Dann schaltete er auf Empfang.

»Hier Grünspecht sechs. Ich habe Sie verstanden. Ende.«

Wieder kam jenseits des Hanges ein Einschlag hoch. Offenbar ein etwas größeres Kaliber.

Oberst Krusemark blickte auf die Uhr und murmelte überrascht: »Donnerwetter!«, als stünde ihm heute - außer dem obligaten Doppelkopf - noch äußerst Ernsthaftes bevor. Er stand auf. »Lieber Helgert, verlasse mich ganz auf Sie. Grüßen Sie meine Leute!« Er ließ sich noch herab, einen Kümmel einzunehmen, und eilte dann zur Tür. Dabei zwinkerte er Altdörfer zu, der sich unmerklich aufrichtete.

Schnell glitt der Schlitten in Schneetreiben und sinkender Nacht Richtpunkt Volkswagen. Der Oberst hielt sehr viel von Sicherheit, soweit es seine Person betraf.

Helgert ging kurz darauf zum Bataillonsgefechtsstand und lief mit dem Kommandeur die Igelstellung der Infanterie um das Dorf ab.

Altdörfer präparierte indessen sein Kartenbrett schulmäßig mit Eintragungen, belästigte ständig den Oberwachtmeister Senfleben und die Funker mit Gefrage, ob die Verbindung nicht abgerissen wäre und von wo die Bolschewisten kommen könnten. Die Fernsprecher vom Bataillon, die eine Störung in der Querverbindung zwischen den beiden Gefechtsständen suchten, machten sich grinsend aus dem Staube.

Als Helgert gegen 22 Uhr zurückkam - offenbar hatte es ihn nicht früher zu Altdörfer gedrängt -, atmeten die Männer auf.

Ab und zu kleckerten Gewehrschüsse durch das Schneetreiben. Ein MG ratterte los, schwieg wieder; wie in jeder Frontnacht. Für den Oberleutnant und Regimentsadjutanten Alois Altdörfer klang das jedoch alles beunruhigend nahte, wie auf dem Schießstand;

nur daß die Scheiben zurückschossen. Außerdem hatte er keine Ahnung, ob die zu seiner Sicherung vor ihm liegenden Infanteristen wirklich bereit waren ihr Vaterland zu verteidigen und den Karabiner 98 sprechen zu lassen.

Helgert malte einige Richtungspfeile auf die Karte dicht vor der imaginären Stellungslinie. »Wenn es losgeht, dürften sie von dort kommen.«

Altdörfer wurde unwohl zumute. Da lag er nur wenige hundert Meter vom Feind entfernt. Zu sehen war nichts, weil Nacht und Schneetreiben alles zudeckten. Er knöpfte sich die stramm sitzende Feldbluse auf und ärgerte sich über seinen wahrnehmbaren scharfen Schweißgeruch. Ungezählte Male blickte er auf die Uhr. Daß dieser eingebildete Helgert so souverän tat, hatte ihm gerade noch gefehlt. Er versuchte, zur Ablenkung ein paar strategische Binsenweisheiten anzubringen. Inzwischen teilte Helgert den Horchposten an der Gartenecke ein und richtete dessen Aufmerksamkeit auf den links vor ihnen ansteigenden Hang.

Als Altdörfer sich in neuerlichen Vermutungen erging, was sein könnte, wenn die Russen von rechts oder frontal angriffen, und welche taktischen Gegenmaßnahmen zu erwägen wären, ließ Helgert sich vom Gefreiten Bürger eine Scheibe Brot mit Marmelade und eine mit Tubenkäse streichen und begann zu kauen. Dabei fragte er sich, ob seine Abneigung gegen den Adjutanten eigentlich nur durch dessen Hang zum Intrigieren zustande gekommen war oder ob es noch andere Gründe dafür gab. Er wußte es nicht. Es war ihm auch ziemlich gleichgültig.

Da wollte Altdörfer mit seinem Trumpf-As, der Wehrpolitik, die Sache zu seinen Gunsten herumreißen. »Die Bolschewiken meinen wahrscheinlich, daß wir uns mit diesen Rückzügen einen schönen Dreck eingfangen hätten. Da sind sie gewaltig im Irrtum. Wir schlagen den Feind mit seinem eigenen Raum! Frontbegradigungen sparen erstens Truppen ein und wirken dadurch reservebildend. Zweitens verkürzen sie unsere Nachschubwege und stärken damit die innere Linie, während sich bei den Russen alles bis zur Unerträglichkeit zerrt. Drittens schaffen sie für uns die Chance des Überraschungsmoments.

Denn niemand von diesen Roten kann ja wissen, wann und wo wir zurückschlagen und abknipsen. Der Timoschenko wird sich noch wundern und der Genosse Budjonny und wie sie alle heißen mögen, diese Nieten! Was meinen Sie, Herr Helgert?« fragte er mit leichtem Lauern in der Stimme.

Der Batteriechef zündete etwas umständlich eine Zigarette an, vergewisserte sich mit schnellem Blick, daß die Leute, bis auf den Mann am Funkgerät, fest schliefen, und sagte dann: >Was würden Sie mir eigentlich erzählen, wenn wir tausend Kilometer weiter südlich jetzt in Richtung Krasnodar und Ölfelder vormarschierten ?«

Altdörfer schoß eine leichte Röte ins Gesicht, aber er fing sich sofort. »Öl ist einer der wichtigsten Rohstoffe des nationalsozialistischen Wirtschaftspotentials. Zu seiner Sicherung ist mit völlig verschiedenartigen strategischen Plänen und Einsätzen zu openeren. Hier aber geht es um das Neuland des Reiches. Hier werden wir nicht umhinkönnen, mit Blut zu düngen. Hier muß der Gegner wie ein toller Hai an der Angel hin und her gezerrt werden, bis er aufgibt. Ist eigentlich gar kein so großes Kunststück, wenn man sieht, wie niedrig die rassische Qualität dieser Panjes, dieser halben Tiere, ist!«

Helgert war kaum anderer Meinung. Aber dieser Großsprecher widerte ihn an. Er streckte sich in eine Ecke und kroch unter die Zeltbahn, ohne seine Stiefel auszuziehen. »Natürlich ist es kein großes Kunststück, sie zu schlagen, wenn sie heute nacht kommen. Aber morgen werden wir wohl wieder zurückgehen. Und übermorgen ... und an anderen Frontabschnitten ...« Er gähnte laut und sah an den wuterfüllten Augen Altdörfers vorbei, in denen sich die Flamme des Hindenburglichtes spiegelte.

»Ich muß mich doch sehr wundern. Sie als aktiver Offizier? !« Altdörfers Stimme war schneidend.

Dieser mit Phrasen dick gemachte Paragraphenotto wird mich nicht aufregen, dachte Helgert. Sturheit kann doch manchmal sehr nützlich sein. Gähnend antwortete er: »Ob Reservist oder aktiver, interessiert nur Anzeigenonkels, die Zeitungsnachrufe für unvergessene Helden verzapfen, und die Zahlenfritzen von

Wehrmachtsrentenstellen. Den Roten ist das ziemlich einerlei.« Er gähnte wieder und schloß die Augen.

Altdörfer reizte ihn weiter. »Wollen Sie damit sagen, daß unser Führer wie der Oberbefehlshaber der zweiten Panzerarmee in Orel, Generaloberst Schmidt, die Lage hier an der Front nicht fest in der Hand haben?«

Helgert spürte, daß es jetzt konkret und damit gefährlich

wurde. Dieser Bursche flötete ebenso bei Krusemark wie wahrscheinlich noch bei ganz anderen Stellen. Und er tat das Bequemste. »Aber, lieber Altdörfer, Sie kennen den Zynismus und die Kodderschnauze der vordersten Linie eben nicht so genau, weil Sie ein Stabsexperte sind. Das, was sich zwischen Lausepulver und Marketenderschnaps, zwischen Siebzehn-und-vier und der Geilheit nach einem prallen Mädchen entlädt, ist Soldatentum in anderer Verpackung. Dahinter aber steht eiserner Preußengeist! Das ist der Mumm, der aus dem Begriff der Pflichterfüllung resultiert. Das ist Vaterlandsliebe, das ist bestes Deutschtum! Dafür stehen die Soldaten. Dafür halten sie die Knochen hin. Vielleicht erleben Sie es noch!«

»Und von der Partei halten Sie wohl nicht viel?«

»Wieso?« fragte Helgert ruhig zurück und schob das Deutsche Kreuz etwas zur Seite, weil es ihn drückte.

Doch Altdörfer blieb offensiv, weil er sich hier unschlagbar wußte. »Haben Sie nicht Goebbels im Sportpalast gehört? >Wir verpflichten uns, in unserem Leben und Arbeiten alles zu tun, was zum Siege nötig ist. Unsere Herzen wollen wir erfüllen mit jener politischen Leidenschaft, die uns immer in den großen Kampfzeiten der Partei und des Staates wie ein ewig brennendes Feuer verzehrte.< - Ich würde Ihnen empfehlen, nicht zu vergessen, diese Institution zu den anspornenden Faktoren und Idealen zu zählen, für die zu leben, zu sterben und zu siegen es sich allein lohnt!«

»Das ist doch selbstverständlich«, murmelte Helgert schlaftrunken. »Ich hätte bestimmt schon meine Aufnahme in die

Partei beantragt, wenn ich nicht Berufssoldat wäre!«

Dann drehte er sich auf die andere Seite.

Der Regimentsadjutant kritzelte etwas in sein schwarzes Notizbuch und machte zwei dicke Striche an den Rand, um die Wichtigkeit zu betonen. »Dich habe ich erkannt«, flüsterte er, »eines Tages werden wir das gebrauchen können.« Dann blies er das Licht aus, ärgerte sich über den Dochtgestank und fiel irgend wann in unruhigen Halbschlaf.

Plötzlich fuhr er auf. Draußen raste ein Maschinengewehr 42 los, so laut, als stände es unter dem Fenster. Altdörfer hoffte, daß es nach einigen Feuerstößen wieder schweigen würde, aber ein zweites fiel ein, ein drittes folgte wütend. Gewehrfeuer belferte, dazwischen wummerten Handgranaten. In hohem Bogen gurgelten Geschosse von Granatwerfern heran, schlugen klatschend ein. Eine Pak bellte verdammt nahe. Geschrei war überall im Ort.

Mit einem Satz war Helgert hoch. »Sofort Feuerstellung rufen!«

Der Gefreite Bürger begann zu sprechen, wiederholte ununterbrochen seinen Ruf. Noch immer meldete sich die Feuerstellung nicht. Die Leitung zur Infanterie war tot. Da riß der Oberleutnant die Maschinenpistole von der Stuhllehne und stürmte hinaus.

Auf der Straße wogte es. Die Russen waren im Dorf! Dieser verdammte Schneesturm! Nichts zu erkennen. Nur Schatten und Schemen. Eihandgranaten zerplatzten vor ihm am Querweg. Maschinenwaffen hämmerten ringsum. Es pfiff gefährlich um die Ohren. Die Infanteristen waren offensichtlich in der linken Flanke überrumpelt worden. Heftig feuernd zogen sie sich auf die Mitte des Ortes zurück. Helgert sprang durch den Garten. Der Horchposten an der Gartenecke lag verkrümmt im Schnee. Er hatte ein walnußgroßes Einschußloch zwischen Augenbraue und Schläfe. Das linke Auge war herausgefetzt.

Vor dem Bataillonsgefechtsstand prallte der Oberleutnant mit dem Kommandeur zusammen. »Helgert! Los, schießen! Auf die

gesamte Osthälfte des Nestes! Dürfte kaum noch einer von meinen Leuten drin sein!«

Helgert hetzte zur Hütte zurück. Splitter und Geschosse umjaulten ihn, als er über die Dorfstraße sprang. Mit einem Satz war er die Stufen hoch.

»Verbindung ?«

Der Funker nickte.

»Leutnant Gengenbach sofort ans Gerät!«

Bürger gab durch. Helgert nahm das Mikrophon. Die Fensterscheiben zerklirrten unter einer MG-Garbe. Holz splitterte von den Wänden. Eine Blechschüssel fiel lärmend auf die Dielen. Sie warfen sich hin.

Ehe der Leutnant in der Feuerstellung am Gerät war, hatte Helgert schon Senfleben und die beiden Fernsprecher mit den Maschinenpistolen vor die Tür geschickt. »Köpfe einziehen!« schrie er ihnen nach.

Vom Regimentsadjutanten, der kniend mit dem Kartenwinkelmesser auf seinem behelfsmäßigen Schießplan herumhantierte und sich dabei den Schweiß von der Stirne wischte, nahm er keine Notiz.

Der Batterieoffizier meldete sich.

»Gengenbach ... « Helgerts Stimme war beherrscht. Ganz in der Nähe ging eine Mine los. Die restlichen Scheiben schwirrten umher. Mehr als deutlich war das langgezogerie »Urrrääh« zu hören.

Als Helgert weitersprechen wollte, schoß der Oberwachtmeister Senfleben wie ein Verrückter fast eine Trommel seiner russischen Maschinenpistole leer. Serienweise kullerten die Hülsen mit klingendem Geschepper über den Fußboden.

»Hören Sie, Gengenbach !« sprach der Oberleutnant heiser ins Mikrophon. »Sofort Feuer auf eigenen Standpunkt plus fünfzig

Meter! Drei Gruppen! Aber dalli! Kommen!«

Er schaltete um.

»Ja woll, dalli! Ende!« quakte Gengenbachs Stimme.

Altdörfer sprang auf. »Sind Sie wahnsinnig! Feuer auf eigenen Standpunkt! Wenn das zu kurz geht! Das ist Selbstmord!« Er kreischte und griff nach dem Mikrophon.

Helgert wischte ihn weg wie ein lästiges Insekt. »Sie haben hier überhaupt nichts zu bestellen! Merken Sie sich das!« Dann sprang er zur Tür und jagte ein paar Trommeln mit Kupfermantelgeschossen zu den Gestalten, die durch die flackernde Nacht huschten.

Auf der anderen Seite brannten einige Häuser. Senfleben, der aus einer Streifschußwunde blutete, lag mit seinen Leuten nun am Querweg. Infanteristen hatten sich dazugeschoben. Mit ein paar Sätzen war Helgert dort. Auf der Gegenseite wimmelte es von Russen, die unheimlich feuerten und sich ständig näher heranarbeiteten.

Endlich kam der Abschußknall der Geschütze: bott - bott - bott - bott. Und schon die zweite Gruppe: bott - bott - bott - bott. Gleich darauf kreischten die Geschosse ohrenbetäubend in die ersten Hütten jenseits des Wegs. Steil stiegen die Rauchpilze hoch.

Helgert lag flach im Schnee. Ein Einschlag ging hinter ihm auf der Dorfstraße hoch. Unwichtig. Aber ein Geschütz liegt links heraus, dachte er wütend, als weit im Feld dreimal hintereinander der Schnee stob. Durch das Gewirr der Splitter hetzte er zum Funkgerät zurück.

Der neue Regimentsadjutant, Oberleutnant Altdörfer, lag unheldisch auf der Erde und keuchte wie nach langem Lauf.

Helgert sprach hastig ins Mikrophon. »Gengenbach! Feuer liegt gut. Rechter Zug, die gleiche Entfernung zwanzig Gruppen! Linker Zug: zehn weniger! Hundert Meter zulegen! Zwanzig

Gruppen! Schneller schießen! Kommen!«

Wieder kam Gengenbachs lakonische Antwort: »Jawoll, schneller schießen! Ende!«

Die Russen suchten Deckung. Ein weiteres Haus flammte auf. Das Infanteriefeuer verminderte sich noch immer kaum.

Leichte russische Granatwerfer funkten, was das Zeug hielt.

Helgert lief zum Infanteriegefechtsstand hinüber. Der Bataillonsadjutant lag hinter einem Maschinengewehr im Straßengraben, neben sich einen Haufen Minen und Handgranaten.

Der Kommandeur versuchte, an der Hauskante vorbei etwas Überblick zu bekommen.

»Volle Deckung!!« brüllte Helgert schon von weitem. Er hörte, wie es hier und da weitergegeben wurde.

Dann leisteten die Granaten seiner Batterie ganze Arbeit.

Die Schatten vielfältigen Todes senkten sich über das Dorf.

Das Gefecht war zu Ende.

*

Die Infanteristen richteten sich der neuen Lage gemäß ein. Zug- und Gruppenführer versuchten, Ordnung in die Verwirrung zu bringen. Stöhnende Verwundete wurden zurückgeschleppt.

Als die Artilleristen ihren toten Fernsprecher mit dem Geräteschlitten zur Feuerstellung auf den Weg gebracht hatten - Senfleben ließ sich trotz seiner Verwundung >ums Verrecken<, wie er sagte nicht zurückschicken -, setzte Helgert sich erschöpft auf den einzigen heilen Stuhl im Raum. Er zitterte vor Kälte und

schlief dennoch sofort ein. Der Schnee strich durch die Fensterlöcher.

Im Morgengrauen wurde das Pionierbataillon, das bisher in Reserve lag, weil es sich vom unentwegten Sprengen, Abbrennen und Menschenzurücktreiben erholen sollte, plötzlich abgezogen.

Eine fahle Wintersonne tastete durch tiefhängende graue Wolken. Die Kompanien begannen, einen dünnen Schützenschleier entlang des Querwegs und zwischen den Häusern vorzutreiben. Sie blieben ohne Feindberührung.

Unbemerkt von den Horchposten, hatten offenbar alle Rotarmisten den Ostteil des Dorfes geräumt.

Stoisch gruben die Landser sich wieder in den Schnee ein. Die flachen Schutzwälle warfen hartkantige blaue Schatten.

Kaffee wurde in Kanistern vorgebracht. Während die Männer ihre Feldflaschen und Aluminiumbecher mit dem bitteren heißen Getränk vollfüllen ließen, fanden sie es nicht besonders auffallend, daß plötzlich einige waffenlose Sowjetsoldaten mit halberhobenen Armen auf die Dorfstraße kamen und etwas ratlos um sich blickten. Sie erhielten ebenfalls einen Becher von der braunen Brühe und marschierten dann mit Bewachern nach rückwärts.

Mittags schoß eine leichte Kanone nahezu eine Stunde lang unregelmäßiges Störungsfeuer in Dächer und Gärten.

Als dem Bataillonskommandeur wieder sieben Russen gemeldet wurden, die während des Beschusses urplötzlich aufgetaucht waren, kratzte er sich den verfilzten Bart. »Verdammt! Die Linie ist doch dicht!«

»Wir müssen uns mal das Leichenfeld ansehen, Herr Hauptmann« riet sein Adjutant. Ein Trupp machte sich darauf fertig.

Helgert wollte unbedingt seine B-Stelle vorschieben, um mit direkter Beobachtung gelenktes Feuer unmittelbar vor die Infanterie legen zu können. Er empfahl Altdörfer, mit ihm zu

kommen.

Senfleben hielt ständig Funkverbindung zur Feuerstellung, die immer wieder von Schlachtfliegern angegriffen wurde. Gegenbach ließ mit seinen erbeuteten russischen Maschinengewehren und den beiden MG 42 draufhalten. Bis jetzt hatte er sechs Verwundete.

Die beiden Artillerieoffiziere begegneten dem Feldwebel, welcher den Infanteriezug führte. Helgert wußte von ihm, daß er die silberne Nahkampfspange trug. Der Zugführer bog mit seinen Leuten zu den dunklen Punkten im Schnee hinüber, welche nachts von dem Feuerüberfall gefaßt worden waren. Altdörfer und Helgert wateten den sanft ansteigenden schneeverwehten Hang empor, um freie Sicht zu bekommen.

Etwa sechshundert Meter entfernt waren vereinzelt sowjetische Schützen zu erkennen. Aus den schwarzen Ruinen eines gut fünf Kilometer weiter in glitzernde Hügel geschmiegten Dorfes stiegen einige schmale Rauchfahnen. Dort wird wahrscheinlich Tschaij gekocht und eine Portion Wodka reingehauen, dachte Helgert flüchtig. Sonst ließ sich in der gleißenden Schneefläche nichts Besonderes ausmachen.

Altdörfer war schon wieder nicht wohl bei dem Gedanken, jetzt vielleicht über Kimme und Korn von einem Scharfschützen der Roten Armee anvisiert zu werden.

Eben hatte Helgert begonnen, einen großen Holzstapel als neue Beobachtungsstelle zurechtzumachen, da knallten trocken ein paar Schüsse hinter ihnen aus den Gärten. Mit einem Satz war Altdörfer an der nächsten Hauswand. Wie eine rangeklatschte Flunder, dachte Helgert amüsiert. Es schoß in unregelmäßigen Abständen weiter.

»Kommen Sie«, forderte er den Regimentsadjutanten auf, »wir wollen unsere Klamotten herholen.«

Altdörfer verdrehte die Augen in Richtung der vereinzelten Schüsse.

Als Helgert, ohne dorthin zu blicken, zur alten Beobachtungsstelle zurückzugehen begann, war der andere mit schnellen Schritten an seiner Seite. Nur nicht allein bleiben, mahnte es in ihm. Aber er konnte sich die Frage nicht verkneifen, was in den Gärten los sei.

Mit eigentümlichem Blick musterte ihn Helgert. Wußte der wirklich nichts, oder tat er bloß so? Er war sich nicht ganz sicher bei diesem krausköpfigen Brillenträger. »Wahrscheinlich liegen dort schwerverwundete Russen. Wer kann sie denn zurückbringen? Hier ist kein Mann zu entbehren, und Schlitten gibt es nicht.«

Altdörfer machte den Mund einige Male auf und zu wie ein Geier, der über dem Aas sitzt. »Habe ich noch nicht gesehen«, sagte er dann eilfertig.

»Haben Sie auch bestimmt nichts versäumt«, antwortete Helgert.

Sie waren bei dem Querweg angekommen.

»Herr Helgert, ich gehe mal eben auf einen Sprung dorthin. Schließlich ist kein Offizier dabei, sondern nur ein Portepeeträger.« Schnellfüßig bog Altdörfer in den Trampelpfad ein, der zu den Leichen hinüberfuhrte.

Das Schneetreiben in den frühen Morgenstunden hatte einen riesigen weißen Schleier über Gefallene und Verwundete gezogen, ohne dabei ihre nationale Herkunft zu berücksichtigen. Hier und dort ragte ein Arm aus dem Schnee, ein Stiefel, ein Bajonett, weit aufgerissene verdrehte Augen; erdbraune Mäntel und gefütterte Tarnanzüge; frostrotes Fleisch und eisverkrustetes Kriegsmaterial.

Eine Anzahl gefallener deutscher Infanteristen hatte der Trupp inzwischen geborgen. Man zerrte sie bis zum Weg und legte sie dort nebeneinander. Der Spieß der Stabskompanie, der zufällig vorn war, suchte nach Erkennungsmarken und hatte dabei ständig mit Brechreiz zu kämpfen.

Mit den Karabinerkolben stocherte der Trupp weiter im Schnee

herum. Altdörfer hatte sich dazugesellt. Er fühlte, wie sein Atem schneller ging. Die Männer waren erfahren, das mußte man ihnen lassen. Stieß man auf etwas Steifes, Hartes, dann war es ein Toter. Gaben Stiefel, Arm oder was sonst der Schnee frei gelassen hatte nach, dann mußte noch Leben in dem Körper stecken.

Eben wurde wieder einer vorsichtig aufgehoben. Ein Unteroffizier, der ohne Besinnung zu sein schien.

»Gruppenführer Lammers, von der neunten Kompanie!« sagte jemand halblaut. Sie schleppten ihn auf einer Zeltbahn über den Schnee zum Dorf.

Ein sowjetischer Soldat wurde umgewendet. Seinem Mantel entstieg feuchter Dampf. Das rechte Bein lag wie verrenkt in einer Lache geronnenen Blutes. Als sich der Karabinerlauf an seinen Kopf schob, schloß er die Augen. Jäh warf ihn der peitschende Schuß herum. Jetzt schien auch das andere Bein wie ausgedreht.

Der Oberleutnant meinte, für die Umstehenden müßte das überschnellIe Klopfen seiner Halsschlagader laut hörbar sein. Wie in Trance stolperte er mit dem Trupp weiter.

Wieder hatten sie einen gefunden, dessen Atem rasselnd ging. Über seinem Kinn hing ein Knäuel hellroter knopfgroßer Luftblasen. Lungenschuß, konstatierte Altdörfer. Er lud die Mauserpistole durch und berührte den Infanteristen am Arm. Als der sah, wie der Offizier entsicherte, wandte er sich gleichmütig dem nächsten zu. Noch war fast die Hälfte des Feldes zu durchsuchen; er für seine Person hätte lieber etwas Ordentliches gefrühstückt und dann gepennt, anstatt hier herumzuballern.

Den Oberleutnant Altdörfer packte eine nie gekannte Erregung. Er mußte den Atem gewaltsam anhalten. Er blickte auf den Kopf des Rotarmisten, dessen Körper ganz unter einer dünnen Schneedecke lag. Als er ihm den Pistolenlauf ins Genick setzte, war seine Hand jedoch stark. Altdörfer erbaute sich an seiner Kühnheit. Dann krümmte er durch und konnte nicht vermeiden, daß er die Augen dabei zukniff. Die Patronenhülse schwirrte

nach rechts davon.

Den Russen riß es steil in die Höhe. Dann sackte er schwerfällig zusammen. Unmittelbar neben dem rechten Stiefel des Regimentsadjutanten ruhte sein Kopf jetzt. Eine spärliche Blutbahn sickerte über die geschlossenen Augen und seine blasse Stirn in die ungezählten glitzernden Kristalle.

Der Schnee war rot.

Altdörfer richtete sich tief atmend auf. Die Knie zitterten leicht. Aber in seiner Brust wogte Heldentum. - Das Weiße im Auge des Gegners. - Er sicherte die Pistole, steckte sie wie ein Schwert ins Futteral und stampfte, ohne sich noch einmal umzublicken, dem alten B-Stellen-Haus zu. Die wenigen Schüsse, die jetzt noch fielen, beunruhigten ihn nicht mehr. Härte, jawohl, bedingungslose Härte, meditierte er, das ist es, was uns deutsche Soldaten auszuzeichnen hat.

Vor dem Bataillonsgefechtsstand war Gelächter. Altdörfer drängte sich dazu. Ein junger Rotarmist stand da, von Landsern umringt; sprach mit heller Stimme und weit ausladenden Gesten.

Einer übersetzte dürftig: »Sie haben aus der Bewegung angegriffen und sollten das Dorf nehmen. Er geriet in den Feuerüberfall der deutschen Artillerie. Der Spaten seines Vordermannes flog ihm dabei gegen den Schädel. Als er wieder zu sich kam, war es Tag, und die Frontlinie lag hinter ihm. Da hätte er beschlossen, im Schnee liegenzubleiben, bis seine Kameraden wieder heran sein würden.«

»Hättest du aber lange warten können, Iwan, und das bei fünfundzwanzig Grad Kälte«, lachte ein Stabsgefreiter.

Der Dolmetscher übersetzte.

Da blickte der Russe zu dem Deutschen und lächelte. »Ich glaube kaum.«

Helgert hatte aus dem zerschossenen Fenster zum Leichenfeld hinübergeschaut, bis Altdörfer sich niederhockte. Dann hatte er

sich umgedreht und mit den Zähnen geknirscht.

Als der Regimentsadjutant mit blitzenden Augen in den Raum trat, half Helgert dem Oberwachtmeister Senfleben beim Abbau des Funkgerätes. Er würdigte Altdörfer keines Blickes.

Der war nicht dumm genug, das zu übersehen. Seine männlich-frohe Laune ließ er sich deswegen nicht nehmen.

In den frühen Abendstunden warf sowjetische Sturminfanterie die Deutschen aus dem Dorf.

*

Drei Tage später heftete Oberst Krusemark strahlend seinem Adjutanten und Führungsgehilfen, Oberleutnant Alois Altdörfer, das Eiserne Kreuz I. Klasse an die Gabardinebrust und riß ihm fast den Arm aus der Schulter. Dann spendierte er seine letzte Flasche von dem erbeuteten ausgezeichneten sowjetischen Birnenschnaps und goß zwei Zahnputzgläser bis an den Rand voll .

Altdörfer dankte ergebenst mit der Zusicherung, >Herrn Obersts gehorsamster Diener< zu bleiben.

Als Helgert von der Auszeichnung erfuhr, sprach er telefonisch seine Glückwünsche aus. Von diesem Tage an trug er das Eiserne Kreuz nur noch bei unumgänglichen Anlässen.

Altdörfer fügte deshalb seiner Notizbucheintragung einen weiteren roten Strich hinzu.

4. KAPITEL

Ende Februar war der Sonderlehrgang für zukünftige Kommandeure schwerer Flakabteilungen abgeschlossen. Gestern hatten sie ein Abschiedsfest mit Damen im Kasino gefeiert, Wie in besten alten Zeiten.

Der Oberleutnant Kurt Dörnberg hielt den schmerzenden Kopf unter den Hahn und ließ kaltes Wasser über das tiefschwarze Haar brausen. Ein bißchen würde es schon helfen. Er trocknete sich ab und starrte in den Spiegel. Du liebe Güte, dachte er als er in dem bleichen, sehr glatten Gesicht die geröteten Augäpfel gewahrte, ich sehe aus wie nach einer frisch überstandenen Gelbsucht. Hat eine Stange Geld gekostet, der letzte Abend, wie überhaupt der ganze Lehrgang. Er nickte trübsinnig.

Dörnberg hatte in diesen vier Wochen keine Gelegenheit versäumt, alle Vorgesetzten reihum einzuladen. Jetzt lag das Ergebnis vor: ein Abschlußzeugnis, welches seine uneingeschränkte Eignung zum Abteilungskommandeur feststellte - und Schulden, daß er während der nächsten Monate nicht würde aus den Augen sehen können.

Im Moment bewegte ihn vor allem dieses widerliche Stechen in seinem Hinterhaupt. Und gerade heute muß ich einen klaren Kopf haben. Denn da ist eine bestimmte Sache in Ordnung zu bringen, damit die peinlichen Geldsorgen ein für allemal aufhören. Eine kurze Stunde Bahnfahrt, und ich werde bei der Dame Claudia sämtliche Register ziehen. Damals habe ich mich wie ein Greenhorn benommen, anstatt ihr schönzutun, bis genügend viel von den Zechinen des Herrn Schwiegerpapas kassiert waren. Aber zum Guten ist es nie zu spät, wenn man auf der erotischen Klaviatur nur richtig zu klimpern versteht. - Dies alles darf nie zu Ende gehen, du Liebes! Und dann ein zärtliches Händestreicheln.

Solcherart waren die Gedanken Kurt Dörnbergs, während er eine blütenweiße Kragenbinde umlegte Und sich mit Chanel Nr. 5 dezent bestäubte. Claudia hatte sicher keine Ahnung, wie unkompliziert er sich über gemeinsame Wiener Bekannte ihre neue Berliner Anschrift beschafft hatte. Nicht allzufrüh wollte er dort aufreuzen, dann könnte sie ihm bei der ständigen Luftgefahr schwerlich die Tür weisen.

Oberleutnant Dörnberg verlieh seinem weichlichen Mund einen ebenso männlichen wie liebenswürdigen Ausdruck und nahm mit Genugtuung zur Kenntnis, daß ihn einige Damen am Blumenstand im Anhalter Bahnhof interessiert betrachteten. Die Rosen, die es jetzt am Abend noch gab, waren zwar mehr als kümmerlich, aber immerhin liebte Claudia Rosen über alles. Zumindest damals.

Zufrieden mit sich und der Welt, seines Erfolges so gut wie sicher, fuhr er das letzte Stück Weges mit der Straßenbahn deren bläuliches Verdunklungslicht ihm unsympathisch war, weil niemand dadurch in den Genuß kam, seine vollendete Erscheinung bewundern zu können.

Dörnberg starrte noch einen Augenblick durch die Schlucht der Fassaden nach oben, zog den Ledermantel glatt und überquerte ,dann den Fahrdamm. Die Haustür war nur angelehnt.

*

Claudia schrieb an Eberhard, noch immer erfüllt von dem großen Erlebnis der Stunden mit ihm, wenn auch das Neue, dem sie nun ein klein wenig verbunden war, manches in anderem Lichte erscheinen ließ. Eberhard wußte nichts davon, und er sollte auch nicht erfahren, daß sie in seinem Sinne tätig geworden war.

Ohne Zögern hatte sie die Einladung Rudolf Benders angenommen.

Es gibt Stunden im Leben, aus denen der Mensch hellhörig und hellsichtig hervorgeht. Manches vergangene, scheinbar überwundene Erlebnis steigt in neuem Zusammenhang wieder auf, das Alltägliche wird ungewöhnlich, und der Mensch weiß plötzlich, daß er soeben eine Wendemarke passiert hat.

Dabei war gar nichts Weltbewegendes geschehen. Bender hatte nur beiläufig erwähnt, daß Baum schon vor dem Krieg gegen Hitler eingestellt war. Deswegen freue er sich über seine jetzige Haltung besonders. Sie wisse ja wahrscheinlich von Eberhard, daß er, Bender, einmal in der Kommunistischen Partei gewesen wäre und dementsprechend bestimmte Ansichten über den Hitlerstaat habe. Nun suche er auf eigene Faust Verbündete. Wenn sie glaube, ähnliche Auffassungen zu haben, dann würde er gern gelegentlich mit ihr zusammenkommen und ein wenig plaudern. Das sei eigentlich alles fürs erste.

Claudia hatte sich bisher nie mit politischen Fragen beschaftigt. Politik, das war für sie Diplomatie mit Orden, Schärpen und Ehrenkompanien, Reichstag und >Deutschland, Deutschland über alles<. Politik hatte mit einfachen Menschen und schlichtem Bürgertum nichts zu tun. Ihr Vater, als umsichtiger Fabrikant, war allerdings schon vor dem Krieg in die Schweiz gegangen und hatte dort einen kleinen Betrieb aufgebaut. Natürlich verdienten seine hundert Arbeiter nur einen Bruchteil von dem, was er seiner Familie bieten konnte, aber das hatte, nach ihrer Meinung, nichts mit Politik zu tun.

Claudia machte sich über ihre Motive zunächst auch wenig Gedanken. Sie wollte einfach eins sein mit Eberhard. Für ihn wollte sie es tun, weil, er von der Notwendigkeit einer solchen Arbeit überzeugt war. Deswegen stand ihr Entschluß von vornherein fest.

Das Seltsame dieses ersten Zusammentreffens und der folgenden Gespräche mit Bender aber war, daß alle festgefügten, sicht begrenzenden Wände auseinanderzurücken begannen und vieles

nun anders aussah als vorher: der Krieg, die Sowjetunion, Arier und Juden sowie die maßgeblichen Politiker der NSDAP.

Immer stärker hatte sie dann gefühlt, daß jeder Deutsche aufgerufen war, etwas gegen den braunen Terror zu unternehmen. Es schien ihr nur folgerichtig, dort anzufangen, wo sie die praktische Möglichkeit hatte: im Panzerwerk Nord, ihrem Betrieb also. Und als Rudolf Bender sie eines Abends fragte, ob sie gewisse Aufträge . . .

Die Flurklingel riß sie aus ihren Gedanken. Die Nachbarn waren übers Wochenende zur Tochter gefahren und hatten ihr ein Paar Wohnungsschlüssel in Verwahrung gegeben; falls bei Luftangriffen etwas mit dem Haus sein sollte. Vielleicht wollte jemand zu denen?

Es klingelte anhaltender. Sie legte den Federhalter aus der Hand, ging schnell zur Tür und öffnete. Mit strahlenden Augen stand Oberleutnant Dörnberg im Türrahmen.

Claudia wich das Blut aus dem Gesicht.

»Es wird sicher gestattet sein, auf der Durchreise eine Blume abgeben und sich nach dem werten Befinden erkundigen zu dürfen.« Leise und liebenswürdig war seine Stimme. Das Papier raschelte, als er die Rosen auswickelte und sie ihr in den Arm legte.

Schritte kamen eilig die Treppe herauf. Mancher im Haus wußte, daß Eberhard bei ihr gewohnt hatte. Da trat sie schweigend zur Seite und schloß die Flurtür hinter ihm.

Dörnberg nahm es mit Genugtuung wahr, als er mit einer Verbeugung in den Korridor ging. Lächelnd blickte er sich um, einen Platz für die schwungvoll gekniffte Mütze mit der dicken Silberkordel, die Wildlederhandschuhe und den Offiziersdolch zu finden.

»Was willst du hier?« stieß sie hervor.

»Entschuldige gütigst, aber wenn es dir nicht genehm ist, kann

ich ja wieder ... «

Nebenan begann jemand, umständlich die Wohnungstür aufzuschließen. Da hob sie angstvoll die Hand, dachte an Eberhard dabei. Dörnberg tat so, als folgte er ihr nur zögernd ins Zimmer. In seinen Augen stand verhaltener Triumph. Ihre Verwirrung war ihm nicht entgangen.

Claudia wiederholte ihre Frage.

»Darf ich mich wenigstens für einige Minuten setzen?« versuchte er lächelnd zu überbrücken.

Ihr Blick fiel auf den angefangenen Brief. >Mein über alles geliebter Eberhard ... < Sie bedeckte ihn mit einer Zeitung, und Dörnberg sah taktvoll zur Seite. Dabei zog er den Ledermantel aus, nahm Platz und stellte aufatmend fest, daß der erste Anlauf durchaus gelungen war. Nichts würde die Maske seiner Höflichkeit beeinträchtigen können.

»Liebe Claudia«, begann er warmherzig, »ich bin eigentlich nur gekommen, um dir zu sagen, daß ich mich schäme, wegen damals.« Er blickte vor sich hin, und herbe Bekümmerung legte sich um seinen Mund. Die Zeit war einkalkuliert, in der seine Worte wirken sollten.

Claudia hatte ihre Fassung einigermaßen zurückgewonnen. »Das ist nicht notwendig«, sagte sie und wunderte sich darüber, daß ihre Stimme wieder beherrschter war. »Für mich ist das abgeschlossen. Ich habe nicht die Absicht, dir etwas vorzuwerfen oder nachzutragen.«

Dörnberg wurde mißtrauisch. Voller Unmut stellte er zudem fest daß seine Blumen noch immer unbeachtet auf einem Stuhl lagen. Nun hieß es, aufs Ganze zu gehen. Das Überraschungsmoment hatte auch der Deutschen Wehrmacht bisher die schönsten Siege beschert. Er stand auf. »Weißt du noch, Claudia, damals an der Alten Donau ... « Die Erinnerung schien ihn zu übermannen.

Claudias Augen wurden schwarz vor Erregung. »Diese Zeit existiert für mich nicht mehr.«

Dörnberg prüfte die Lage. Jetzt hielt er tragisches Moll für angebracht: »Und wenn ich dich sehr bitten würde, es mit mir noch einmal zu versuchen?« Drängender fuhr er fort: »Es kann doch nicht möglich sein, daß unsere große Liebe tot ist.« Er atmete schwer.

Claudia Sanden war nun ganz ruhig. »Im Juli werden Eberhard Baum und ich heiraten. In diesem Juli!«

Ihm war, als hätte er einen Schlag ins Gesicht bekommen. Eberhard Baum? An den hatte er nicht mehr sonderlich gedacht. Den wähnte er irgendwo weit im Osten oder längst umgelegt. Seine Fingernägel gruben sich in die Handflächen: Er beherrschte sich noch einmal, wischte theatralisch mit der Linken über die Stirn und ließ seufzend den Kopf sinken.

Claudia legte ihm Mütze, Handschuhe und Dolch hin. »Ich meine, es gibt nichts mehr zu sagen. Doch, einen Augenblick.« Sie ging an den Schreibschrank.

Er blickte ihr verkniffen nach, gab die Partie aber noch nicht völlig auf. Nur Kontakt mußte man behalten. Irgend etwas würde ihm schon noch einfallen. Diesen lächerlichen Gefreiten Baum wird sie niemals heiraten, dachte er höhnisch.

Das Mädchen trat an den Tisch mit einer großen Schachtel, in der einmal Briefpapier gewesen war. »Ich habe noch einige Fotos von dir, die ich zurückgeben möchte. Du könntest sie vielleicht vermissen oder anderweitig verwerten wollen.«

Dörnberg stand auf. Jetzt hatte er sich nur noch mühsam in der Gewalt. Sie will tatsächlich für immer Schluß machen, dachte er ratlos. . .

Claudia Sanden fühlte sich nun fast beschwingt. Heute würde unter einen unguten Abschnitt ihres Lebens endgültig ein Strich gezogen. Sie fingerte den widerstrebenden Deckel auf. Ihre Augen weiteten sich vor Entsetzen.

Blitzartig registrierte Dörnberg die Veränderung in ihrem Gesicht, das Zittern ihrer Hände, dann las er gierig:

>*Nieder mit Hitler!*

Männer und Frauen der Reichshauptstadt!

Wie viele von Euch beklagen den Tod von Angehörigen

und Freunden! Draußen an der Front und ... <

Zitternd schloß Claudia Sanden die Schachtel. Obenauf lag das dünne Päckchen mit den Zetteln, die sie heute nachmittag von Rudl Bender erhalten hatte und morgen, unmittelbar vor Dienstbeginn, ebenso ungesehen wie geschickt auslegen sollte. Nun war alles vorbei.

»Ich muß die Bilder wohl woanders haben«, murmelte sie und stellte den Kasten in den Schreibschrank zurück. Dann richtete sie sich auf und versuchte, ihre Stimme zu festigen. »Am besten, ich schicke sie dir gelegentlich zu.«

Sie reichte ihm den Ledermantel. Ihr Gesicht war fast weiß.

Der Flakoberleutnant begriff die Situation und kalkulierte eiskalt. - Das ist ja ein tolles Ding: >Nieder mit Hitler!< Nicht zu *fassen!* Doch, zu fassen! Hier lag *die* Chance für ihn. Sein Lächeln war jetzt sanft und gewinnend. »Wäre es nicht vielleicht doch denkbar«, begann er vorsichtig und blickte angelegentlich an dem Schreibschrank vorbei, »daß diese Sache mit dem Eberhard Baum ein klein wenig ... sagen wir, unüberlegt ist? Vielleicht könnte ein tragischer Irrtum daraus werden denn ich schätze, du würdest mich nie vergessen können.« Er war an den Schrank getreten und betrachtete die Bücher. Dahinter stand der Karton.

Claudia Sanden glaubte völlig klarzusehen. Er hat mich in der Hand. Ich soll Eberhard aufgeben und Dörnberg gefügig sein. Dann würde er nichts unternehmen. So etwa mußte seine Forderung sein, falls er das Flugblatt benutzte, um mich zu erpressen. Wenn ich mich weigere und kämpfen wollte? Dann würde die Gestapo zupacken und mich mit allen Mitteln

zwingen, Namen zu nennen: Rudi Bender und - Eberhard.

Sekundenlang klammerte sie sich an die Hoffnung, daß Dörnberg sich vielleicht doch ritterlich verhalten könnte. Doch sofort verwarf sie den Gedanken, als sie sein Gesicht sah. Das Ausweglose drohte sie zu überwältigen. Sie wandte sich ab und ließ den Kopf in die Hände sinken.

»Claudia«, sagte er hell und unbefangen und öffnete dabei vorsichtig die Schranktür, »du glaubst offenbar noch immer nicht, daß ich mich sehr, sehr verändert habe.« Endlich hatte er das erste von diesen verdammten Flugblättern in der Hand. Die rauhe Oberfläche bereitete ihm körperliches Wohlbehagen.

Die Tür knarrte ein wenig.

Sie fuhr herum, sah das Blatt in den Fingern jenes Menschen, an dessen Liebe sie einst geglaubt hatte. In diesem Moment waren sie Todfeinde geworden. Weil sie im entscheidenden Augenblick die Nerven verloren hatte, besaß er nun eindeutiges Beweismaterial. Es war sinnlos, irgendeine Geschichte zu erzählen, die er doch nicht glauben würde. Sie war bereit, alles zu tun, wenn sie nur das Flugblatt zurückerhielt. Blitzartig dachte sie an die kleine Pistole, die ihr Eberhard geschenkt hatte. Aber die lag ungeladen im Wäscheschrank.

Dörnberg steckte das Blatt in die Tasche und weidete sich an ihrer Angst. Da sprang sie ihn an, verkrallte sich, doch es gelang ihr nicht, seine Hände zu verdrängen.

»Aber CIaudia, Kleines«, sagte er nachsichtig und strich ihr über das Haar. Sie fuhr zurück. Geflissentlich übersah er ihren Haß, weil er sich konsequent an seinen Plan hielt, der ihm erstklassige Kasinomanieren vorschrieb, wie er es als Fahnenjunker auf preußischer Kriegsschule gelernt hatte. Nicht auf das Heute, - auf die flüchtige Stunde, sondern auf die finanziell gesicherte Zukunft kam es an. Und die hatte er sich soeben in die Tasche gesteckt.

Er zog den Mantel an, hängte den Dolch ein und bekundete durch seine Haltung, daß er sich zu verabschieden wünschte.

»Ich darf dich vielleicht gelegentlich wieder einmal besuchen?« Seine Augen leuchteten siegesgewiß. Er deutete eine kleine Verbeugung an und verließ die Wohnung, ohne eine Antwort abzuwarten.

Auf dem untersten Treppenpodest blieb er stehen, holte das Flugblatt aus der Tasche und las es Wort für Wort.

>*Nieder mit Hitler!*

Männer und Frauen der Reichshauptstadt!

Wie viele von Euch beklagen den Tod von Angehörigen und

Freunden? Draußen an der Front und hier unter den Ruinen

ihrer Häuser.

Wie lange wollt Ihr diesem Morden noch tatenlos zusehen?

Schlagt Hitler und seine Verbrecherclique, so werdet Ihr

Frieden haben!

Tod den Faschisten und ihren Henkersknechten!<

Außerordentlich zufrieden mit sich, stieg Dörnberg die Stufen hinab.

Der Luftschutzwart stand vor der Haustür und ließ ihn hinaus. Er fühlte sich und die Bedeutsamkeit seiner Funktion durch den ebenso leutseligen wie exakten Gruß des schneidigen Oberleutnants der Flakartillerie bestätigt.

Kurt Dörnberg erreichte gerade noch den Spätzug nach Hamburg.

5. KAPITEL

Während des späten Nachmittags war der Verkehr in der Mönckebergstraße am dichtesten. Vom Krieg war weder hier noch am Rathaus oder entlang des Jungfernstiegs sonderlich viel zu bemerken. Dagegen wiesen die Wohngegenden um die Michaeliskirche, den Michel, sowie nach Altona hinüber schwere Verwüstungen auf.

Die Auslagen in jenen großen Geschäften, welche früher gutsituierte Käufer des ganzen Landes wie von Übersee mehr als feudal bedient hatten, zeigten eine gewisse Dürftigkeit. Textilien waren identisch mit Punktkarten. Exklusive Garderobe gab es zwar punktfrei, aber nur wenige hatten Gelegenheit oder die Absicht, sie zu erwerben. Die Juwelierläden ließen tagsüber verstohlen einige wertvolle Stücke sehen, die sich durch enorme Preise auszeichneten.

Ilse Helgert schlenderte am Hamburger Rathaus mit seinem von Grünspan bedeckten Dach vorbei, überquerte die schmutzigen Fleete und schaute sich auf dem Jungfernstieg weiter die Schaufenster an. Es begann schon leicht zu dämmern, als sie in die Nähe des kleinen Hotels gelangte, wo sie verabredet war. Die junge Frau hatte Haar von der Farbe früh aufgesprungener Kastanien. Das geradlinige, etwas strenge Gesicht wies auch jetzt im Winter einen gesunden braunen Ton auf. Der sehr schlanke Körper verriet in jeder Bewegung sportliche Geübtheit. Vor einigen Tagen war sie vierundzwanzig Jahre alt geworden.

Sie langweilte sich ein wenig. Deshalb hatte sie nicht ungern diese Einladung des Diplomingenieurs Wieland Altdörfer angenommen.

Auf dem Polizeirevier waren sie einander zufällig begegnet. Der Beamte hatte bei der, Rückgabe versehentlich ihre Kennkarten vertauscht. Wieland Altdörfer kannte den Namen Helgert, weil sein Bruder Alois ihm stolz den ganzen Hergang seiner EK-I-Tat

einschließlich Verleihung brieflich geschildert und ein Batteriechef namens Helgert dabei eine Nebenrolle gespielt hatte. Und sie erkannte den um einige Jahre älteren Ingenieur sofort an der frappierenden Ähnlichkeit mit seinem Offiziersbruder, den sie hinwiederum auf einem Gruppenbild des Regimentsstabes vor abgeschossenen Panzern einmal gesehen hatte.

Als der Tatbestand ihrer lang währenden mittelbaren Bekanntschaft eindeutig war, setzten sie sich in eine Schifferkneipe, um zu erzählen. Ilse hatte an jenem Tage nur wenig Zeit gehabt, deswegen wollte man sich eben heute zur Fortsetzung des Gesprächs treffen. Altdörfer bat in unverkennbarem >Kölsch <, seinen Arbeitskameraden Peter Cornelius mitbringen zu dürfen. Er sei zwar >ne jecke Tünnes<, aber er würde bestimmt nicht stören. Ein guter Freund wollte übrigens vermitteln, daß man einiges >ohne< zu essen bekäme.

Sorgfältig prüfte Ilse Helgert ihr Aussehen.

»Gnädige Frau werden schon erwartet«, flüsterte ihr ein alter Oberkellner höflich zu, der eine merkwürdig jugendlich wirkende Jacke trug. Sie lächelte, und ihr Mund zeigte vollendet schöne Zähne. Ilse Helgert freute sich wirklich auf diesen Abend. Endlich würde es ein Gespräch der Gemeinsamkeit geben, in dem ihr Mann immer wieder so oder so eine Rolle spielen mußte.

Wieland Altdörfer kam aus dem kleinen holzgetäfelten Nebenraum und küßte ihr die Hand.

Cornelius erhob sich ruhig und selbstsicher. An dem Gespräch beteiligte er sich kaum. Er war voll und ganz damit beschäftigt, ein gutbürgerliches Essen zusammenzustellen. Dabei ergab sich manche merkwürdige Kombination bei den Speisen wie bei den Getränken.

Ilse und Altdörfer rekapitulierten inzwischen den rund dreitausend Kilometer langen Marsch, den das Artillerieregiment seit dem 22. Juni 1941 in zwei Sommern und Wintern im Osten zurückgelegt hatte.

Der Ingenieur Wieland Altdörfer schien sehr eigenwillig zu sein.

Von Politik, von der NSDAP und insonderheit vom Krieg hielt er im Gegensatz zu seinem Bruder verhältnismäßig wenig; zumindest betonte er diese Einstellung einige Male. Er wäre ausschließlich Techniker und ginge mit seinem alten Studienfreund, Peter Cornelius, in der Vielfalt der Arbeit bei Blohm & Voß auf. Natürlich hätten sie auf dieser großen Werft auch Frachter für normale Transportzwecke oder Passagierdampfer gebaut, sogar dann, wenn sie im Namen von Robert Ley und >Kraft durch Freude< fahren würden. Aber jetzt ging es um Panzerplatten, Schiffsgeschütze, Minenschutz und andere Dinge, die vielfältige Möglichkeiten boten, selber schnell bei den Fischen zu landen oder andere vorsätzlich dort ankommen zu lassen.

Für die Ingenieure war es ein lohnender Job, weit lukrativer als in friedlichen Zeiten. Bruder Alois bewunderte er schrankenlos wegen seiner glänzenden juristischen Kenntnisse, der schnell aufgebauten Praxis mit den enormen Einnahmen und neuerlich wegen seiner überraschenden soldatischen Fähigkeiten. Außerdem hatten die Altdörfers von Geschlecht zu Geschlecht immer sehr auf enge Familienbande gehalten.

Der Ober servierte Hennessy zum Mokka.

Peter Cornelius hob sein Glas. »Nachdem wir bereits auf das Wohlsein des Herrn Gemahls angestoßen haben, darf ich mir gestatten, auf denjenigen zu trinken, der uns seine kulinarischen markenlosen Sonderbeziehungen so selbstlos zur Verftigung gestellt hat. Wenn er ahnen würde, daß wir mit einer reizenden jungen Dame hier beisammensitzen, hätte er es sich wahrscheinlich nicht nehmen lassen, persönlich das Mal zu zelebrieren. Es lebe Kurt Dörnberg!« Die Gläser klangen.

Das schneidende Auf und Ab der Sirenen fuhr dazwischen. Der Wirt schaltete die Notbeleuchtung ein. Die Skala des Rundfunkgerätes glomm. Er drehte an dem Lautstärkenregler.

»Starker feindlicher Kampfverband über der deutschen Bucht hat mit Spitzen den Raum Hamburg erreicht.«

»Meine Herrschaften, darf ich Sie bitten, unsere Luftschutzräume

aufzusuchen«, sagte der alte Oberkellner.

Altdörfer ging voran. Er war bei weitem nicht so furchtsam wie sein Bruder, dennoch hastete er die Stufen hinunter. Aus dem schemenhaften Geviert des Hofes zeterte eine zornige Stimme: »Licht aus!!!« Irgendwo auf der Straße heulte ein Motor auf, erstarb wieder.

Warnungslos fielen in der Ferne bereits die ersten Bomben. Cornelius stand noch vor dem Eingang und blickte nach oben. Auf der gegenüberliegenden Hauswand flackerte fahler Widerschein. Von Leuchtkörpern? Schon von Bränden.? Er beeilte sich, in den Keller zu kommen.

Ilse Helgert dachte flüchtig an die kleine Wohnung ihrer Verwandten.

In dem von zwei rotfädigen Glühbirnen kümmerlich erhellten Schutzraum erstarben die Gespräche. Auch Altdörfer und Cornelius fühlten sich jetzt ihrer Verpflichtung zur Konversation entbunden.

Wie der Druck einer gewaltigen Presse ging es nieder. Der Boden zitterte. Dazwischen pochten verloren Flakbatterien ihre Hilflosigkeit in den von Leuchtbomben erhellten Nachthimmel. >Christbäume< und >Rotterdamgeräte< garantierten den US-Bombenschützen hinreichenden Erfolg in den Häusermassen der Wohnviertel.

Der Keller schwang in stärkerem Schütteln.

Ilse klammerte sich an die grob gezimmerte Bank. Die Angst zerrte an ihren Nerven, wurde unerträglich. Sie sah sich verstohlen um. Die Zermürbung hatte tiefe Falten in jedes Antlitz gegraben. An der Wand gegenüber stand ein älterer Mann. Unruhegedrängt nagte er an den Fingernägeln. Seine Augen irrten umher. Neben ihm hockte gebeugt ein anderer, den Kopf auf die Fäuste gestützt. Der Hotelbesitzer wühlte unablässig in seinen Haaren. Eine junge Mutter hüllte ihr Kind fester in die wärmende Decke. Andere taten, als ob sie schliefen. Dann zuckte es in ihren Gesichtern.

Für Augenblicke war das drohende Rütteln versiegt. Abgerissenes Flüstern kam auf. Ilse Helgert blickte zur Uhr. Viertel nach zehn erst. Jemand öffnete die Kellertür. Sie lehnte den Kopf an die flüchtig geweißte Wand, schloß die Augen, lauschte war plötzlich gespannt, hellwach.

Noch tieferer Ton ungezählter Motoren wuchs auf. Jetzt vernahmen es auch die anderen. Die zweite Welle! Wieland Altdörfer schaute ein paarmal zur Decke, als wollte er deren Widerstandsfahigkeit einschätzen. Zerreißende Detonationen grollten. Der Boden wankte unter den Rammstößen. Durch den Schleier des Kalkstaubes starrten schreckverzerrte Gesichter. Schwerste Luftminen. Mörtel platzte knisternd von den Wänden. Das Licht begann zu tanzen, erlosch schließlich ganz.

Die nächsten Bomben fielen weiter entfernt. Dann verlor sich das selbstbewußte Dröhnen in Richtung Meer.

Angstgejagt drängten Männer und Frauen gegen die Stahltür. In einer Ecke betete jemand mit gehetzten Worten. Einige Minuten später klang die müde Gleichmäßigkeit der Sirenen über dem brennenden Stadtviertel. Aus der höhlengrauen Öffnung des Kellers zwängten sich die Menschen aufatmend ins Freie. Das Haus stand unbeschädigt. Cornelius führte Ilse die Treppen hinauf in den Raum zurück.

Altdörfer blickte sich draußen um. Der Nachthimmel flammte. Die dichten Trauben der Leuchtbomben sanken noch immer mit langen Rauchschlieren.

Wenige hundert Meter weiter war die rechte Häuserseite zerklüftet. Eine milchige Wolke lastete darüber. Wasser sprang zischend aus umgewühltem Pflaster. Grünliche Gasflammen stachen steil aufwärts. Menschen irrten durch grelles Geflacker.

Wehrmacht sperrte eben die Straße ab. Schräg gegenüber stürzte eine Hauswand mit dröhnendem Geprassel herab, peitschte Funkengesprüh aus dem brennenden Gebälk, dort wo gerade die Toten nebeneinandergelegt wurden. Die Martinshörner der Feuerwehr gellten. Krankenwagen suchten mit ihrer versehrten Last einen Weg durch das Chaos.

Zerbrochener Hausrat türmte sich neben verdreckten Bettenbündeln, geschwärzten Ziegeln, Stoffetzen, Scherben, verbogenem Gitterwerk, gesplitterten Türen und frischen Blutlachen.

Entronnen, dachte Altdörfer, heute noch einmal entronnen. Wie lange noch? Morgen wird das gleiche sein, und übermorgen: dieses Lauschen nach dem Heulton, bis er wieder die Trommelfelle und Hirne martert und die würgende Angst vor dem Unentrinnbaren noch schrecklicher herankriecht. Der nächste Wehrmachtsbericht wird schlicht melden: >In der Nacht war Hamburg das Ziel eines anglo-amerikanischen Terrorangriffs. Es entstanden Gebäudeschäden und Personenverluste.< Altdörfer warf seine Zigarette in den Schutt. Es bleibt einem nur, jede Stunde dieses dreckigen Lebens zu genießen und möglichst spät oder besser gar nicht an die Reihe zu kommen. -

Schnell ging er in den Raum zurück, leerte zwei der noch halbvollen Hennessygläser hintereinander. »Sieht schlimmer aus, als es eigentlich ist. Nur einiger Sachschaden«, berichtete er in leichtem Ton.

IIse stand auf. »Ich muß unbedingt nach Hause. Wer weiß was da los ist!«

»Aber, gnädige Frau«, sagte Cornelius, »kann man nicht bei jemandem in ihrem Hause anrufen? Es wäre einfach jammerschade um den im wahrsten Sinne des Wortes angebrochenen Abend.«

»Der Portier hat Telefon«, entsann sich IIse, und Altdörfer lief schon hinaus. Der Hauswart meldete sich sofort. In diesem Stadtteil war überhaupt nichts Nennenswertes passiert. Der Ingenieur freute sich ganz allgemein, bat, Grüße an Onkel und Tante Helgert auszurichten, legte den Hörer auf und wollte in das Zimmer zurückgehen. Da klopfte ihm jemand herzhaft auf die Schulter. Verdutzt blickte er sich um. »Kurt! Ja, ist denn das die Möglichkeit! Ich denke, du schießt B neunundzwanzig und andere Superfestungen ab? !«

Dörnberg lachte. »Unverhofft kommt oft, altes Haus. Ich habe

drei Tage Sonderurlaub. Kommandeurslehrgang mit Auszeichnung absolviert. Dürfte der zweite Stern wohl nicht mehr lange auf sich warten lassen! War schon beinahe hier, da mußte ich in den Keller. Präzisionsarbeiter, die Amis, nicht wahr?«

»Kann man wohl sagen!« Altdörfer schauderte es noch einmal.

Dörnberg wurde Ilse als der große Wohltäter des Abends vorgestellt. Ein erstklassig geschnittener dunkelgrauer Zweireiher ließ ihn seriös erscheinen. Ihren Namen hörte er nur undeutlich, weil er gerade dem Kellner einen Zwanzigmarkschein in die Hand drückte. »Für Sie«, flüsterte er. »Bringen Sie eine Flasche Hennessy, und stellen Sie ein paar Flaschen Veuve Cliquot kalt.«

Der Kellner dienerte.

»Kinder, ihr seht ja noch ordentlich verdattert aus. Jetzt wollen wir erst mal den Staub ein wenig hinunterspülen!«

Dörnberg schätzte, daß er die beiden Diplomingenieure während des Krieges noch einmal brauchen könnte. Und die Dame mit dem rotbraunen Haar fand er auch nicht übel. Außerdem war es ihm vor einigen Stunden geglückt, eine langfristige Anleihe aufzunehmen. Dies alles und der Gedanke, daß er Claudia nun vollständig in der Hand hatte, steigerte sein Behagen ungemein. Die Sache mit dem Flugblatt mußte allerdings schnell gehen, sonst verlor der Trumpf an Wert. Im Ernstfall konnten die Herren bei der Gestapo mit der Frage aufwarten, warum er denn so lange auf diesem staatsfeindlichen Papierchen gesessen hätte.

»Ich gestatte mir«, er hob das Kognakglas in Höhe des imaginären dritten Knopfes von oben, »aber ex, wenn bch bitten darf, damit wir wieder schreckenfreie Schreckensteiner werden.«

Man trank und lachte und trank wieder. Der Sekt erwies sich als erstklassig, charaktervoll und doch mild.

Ilse spürte, wie die Spannung der letzten Stunde langsam wich.

»Nun, Frau Helgert, ist Ihnen wieder wohler?« Altdörfers Stimme

klang besorgt.

Kurt Dörnberg registrierte aufmerksam den eben gefallenen Namen. Während er sich mit Cornelius über derzeitige Schiffsbauvorhaben der Deutschen Werft unterhielt, achtete er scharf auf das mit Ilse geführte Gespräch. Sie begann gerade, die Geschichte des abgeschossenen sowjetischen Fliegers zu erzählen, die ihr Mann in einem Feldpostbrief offenbar haarklein berichtet hatte. Die Haltung eines Bekannten, Eberhard Baum, der dabei fast umgekommen wäre und doch keinen Haß gegen seinen Feind gezeigt hätte, fand sie etwas unverständlich.

Kurt Dörnberg trank einen Kognak. Langsam und voller Genuß. Das ist die berühmte Duplizität der Ereignisse, sinnierte er. Ich habe eine Serie wie ein Spieler an dem Roulett. Carpe diem - nutze den Tag! Er erinnerte sich der beiden Begegnungen mit dem Artillerieoffizier noch sehr genau. Vom ersten Augenblick an war ihm dieser Helgert unsympathisch gewesen. Durch die Tatsache, daß Eberhard Baum, ihn bei Claudia ausgestochen hatte, war Helgert in seinen Haß mit einbezogen. Und jetzt sitzt dessen Ehefrau hier in Hamburg und hat von alledem keine Ahnung. Sieh mal einer an, dachte der Flakoberleutnant. Er schaltete sich unauffällig in die Unterhaltung ein.

Die Aspekte der weiteren Kriegsentwjcklung im Osten wurden lässig gesetzt: Tja, da hat man dem jüdisch-bolschewistisch versippten Gegner eben eine Ermüdungstaktik aufgezwungen, die ihn Blut und Material kostet. Der Gegenzug Richtung Wolga und Don ist im Führerhauptquartier sicher längst als Sommeroffensive vorgesehen. Rommel ist ja nun wieder zum Großangriff angetreten. Um Medenine geht zwar im Augenblick die Schlacht, also nahe der Ausgangsposition des Afrikafeldzuges, aber demnächst wird er sicher den großen Schlag bis zum Nil führen, Tobruk und EI Alamein glatt überrennen. Dann könnte der Sprung zu den Ölgebieten des Vorderen Orients folgen. Hoffentlich kommen die Engländer und Amerikaner bald über den Kanal mit ihrer nebulosen Invasionstruppe, damit man endlich die Vollendung von Dünkirchen vornehmen kann!

Ilse Helgert hatte den Eindruck, daß es den dreien - mit leichten Unterschieden - vor allem darum ging, dezent auf ihre

Beziehungen zu berühmten Männern hinzuweisen. Der eine kannte Warlimont, den früheren Legion-Condor-Chef, der andere über Umwege den monokeltragenden Fliegergeneral Sperrle. Dieser nannte einen alten Kämpfer mit Blutorden und goldenem Parteiabzeichen seinen guten Freund, jener hatte nicht uninteressante Verbindungen zur Waffen-SS. Ihr schien, als risse Dörnberg die Dinge immer nur geschickt an, um es dann seinen Freunden zu überlassen, sich in dem selbstgeschaffenen Licht zu sonnen. Fritz, überlegte sie, wäre in einer mit solcher Leichtigkeit, vielleicht Leichtfertigkeit geführten Konversation

nicht recht zu Hause. Für ihn gibt es nur die gerade Linie; entweder das eine oder das andere. Deshalb ist er auch so begeistert Soldat, jede Sekunde bereit, falls erforderlich, sein Leben für das Vaterland, für die große Idee zu opfern.

Ein jungenhaftes Gelächter riß sie aus ihren Gedanken, und sie trank lächelnd den erhobenen Gläsern zu. Sie blieben immer wieder gefüllt. Immer wieder. Einmal Sekt. Einmal Kognak. Dörnberg war in allem unermüdlich. Ilse hatte plötzlich das Empfinden, ihr Kopf würde schwer. Auf jeden Fall wäre es besser gewesen, gleich bei der Entwarnung nach Hause zu gehen, dachte sie flüchtig. Dann hielt sie dagegen, daß es ganz bestimmt im Sinne von Fritz lag, nicht nur von allem da draußen zu plaudern, sondern vielleicht auch über den Ingenieur etwas zum Ausgleich der Spannungen mit dem Regimentsadjutanten Alois Altdörfer angebahnt zu haben.

Wie eine Wand stand der graublaue Zigarettenqualm. Fader Alkoholdunst bereitete ihr körperliches Unbehagen. Die junge Frau hatte plötzlich die Vorstellung, von einer Brücke in die rasenden Kreise eines Strudels zu starren und nicht davon loszukommen. Sie schloß die Augen. Ihre Hände krampften sich haltsuchend um die Sessellehnen.

Cornelius blickte sie aus rötlich schimmernden Augen an. Seine Stimme schrillte: »Gnädige Frau sind ja gänzlich blaß.« Er schwankte etwas, wiederholte bekräftigend: »Zur Gänze blaß.«

Dörnberg sprach weich, fast beschwörend: »Frau Helgert, Sie müssen noch einen Magenbitter trinken, dann wird Ihnen sofort

besser.«

Ilse trank den widerlich bitteren Likör. Wie durch einen Schleier nahm sie wahr, daß Cornelius und Altdörfer mit Unterstützung des Oberkellners unter mächtigem Wortaufwand in ihre Mäntel gelangten. Beide konnten kaum noch stehen, während Dörnberg frisch wie nach einem Bad schien.

Von weit, weit her hörte sie Altdörfers Stimme: »Bring sie lebend heim ... « Dann verlor sich alles in einem großen Gelächter.

Der Mond ging schlafen. Die Posten in den Flakbatterien begannen zu dösen. Die letzten Feindgeschwader waren in Richtung Malta ausgeflogen. Heute nacht konnte gar nichts mehr passieren. Überhaupt nichts mehr.

Zwei Tage später besuchte Dörnberg seinen Freund Wieland Altdörfer auf der Werft. Er erzählte ihm, daß er gestern zu einem Empfang beim Wehrkreiskommandeur gewesen wäre, dementsprechend nicht mit ihm und Cornelius hätte speisen können, und bemerkte beiläufig, Altdörfer würde demnächst eine Zuschickung vom Wehrmeldeamt erhalten. Genießerisch ließ Dörnberg die Worte ein Weilchen wirken. Die leichte Blässe, die Altdörfers Gesicht überzog, entging ihm nicht. Erst, als der ungeduldig nach Zweck und Inhalt dieses Schreibens fragte, sagte er, als handelte es sich um das Selbstverständlichste der Welt: Jene Angelegenheit, an der Altdörfer wohl sehr gelegen sei, habe sich nun mit dem Wehrkreiskommandeur regeln lassen.

Wieland Altdörfers Sorge Nummer eins in dieser kummervollen Zeit war, jeweils vor Ablauf der genehmigten Spanne seine weitere Uk-Stellung zu erhalten. Aber jetzt verstand er immer noch nicht.

Dörnberg erklärte lächelnd, daß er eine langfristige Uk-Stellung für den Schiffsbau-Diplomingenieur Wieland Altdörfer erwirkt hätte. Den überschwenglichen Dank des Freundes wehrte er bescheiden ab.

Altdörfer, in dem glückseligen Empfinden, seine Person nun zwar leider der Front für lange Zeit vorenthalten zu müssen, dafür

aber im Interesse von Reich und Führer hier in Hamburg ungestört wirken zu können, versprach, daß er diesen Tag nie vergessen und zu jedem Gegendienst bereit sein würde.

Dörnberg faßte ohne Umschweife zu. »Ich habe zwar mit einigen Leutchen ein Hühnchen zu rupfen, aber das erledige ich schon selbst. Nur ... es ist fast belanglos in diesem Zusammenhang ... diese kleine Puppe, diese Ilse Helgert, ziert sich noch wie eine Ziege am Strick.«

»Und da soll ich wohl für dich ein gutes Wort einlegen«, erbot sich Altdörfer, froh, so billig davonzukommen.

Ärgerlich sagte Dörnberg: »Ich habe den Eindruck, daß diese sich so prüde gebende Dame über die Nacht neulich vielleicht den Mund nicht halten könnte.«

Altdörfer hißte das überlegene Lächeln des erfahrenen Junggesellen. »Welche Frau verliert jemals über eine amouröse Nacht ein einziges Wort. Da sind die meisten Männer anders«, und er sah beziehungsvoll auf Dörnberg.

Der Flakoffizier schüttelte den Kopf. »Damit du es genau weißt: Das Hühnchen, von dem ich sprach, muß gewissermaßen noch zu Ende gerupft werden. Ich kann diesen Helgert - abgesehen von noch einem anderen - nicht ausstehen. Deshalb war es mir mehr als ein Vergnügen, seine sehr verehrte, vom Standesamt , umd vom lieben Gott Angetraute ... Und nun könnte sie möglicherweise plappern. Verstehst du endlich?«

Das verstand Altdörfer. Was er aber dabei sollte, war ihm noch schleierhaft. Ilse Helgert gut zureden? Vielleicht irgendeine Art Schweigegeld anbieten oder so etwas Ähnliches?

Dörnberg tastete. Vielleicht könnte man, wenn es stinkig werden sollte, über seinen Bruder, den Regimentsadjutanten und Rechtsanwalt, die Finger dazwischenbekommen?. Der würde ja wohl etwas abbiegen oder Gegenminen legen können; in bezug auf ihren Offiziersehemann nämlich.

Wieland Altdörfer dachte an das Dauer-Uk-Schreiben,das

unterwegs war, und forderte, sich bedingungslos auf ihn zu verlassen. Also versicherte er nach einer knappen halben Stunde intensiven Gesprächs, ganz genau zu wissen, daß Ilse Helgert sich in eindeutiger Weise an den Oberleutnant herangemacht hätte.

Dörnberg fügte dem nur noch die Frage hinzu, ob Peter Cornelius etwa Ähnliches beobachtet haben könnte.

Als Altdörfer zum Telefon griff und zu wählen begann, sagte der Flakoffizier beiläufig, daß ja wohl nichts dagegen spräche, diese Wahrnehmungen gegebenenfalls als Zeugenaussage zu wiederholen.

Auch Peter Cornelius entsann sich. Zwar etwas dunkler, weil er noch nicht recht überschaute, was für ihn bei der ganzen Geschichte herausspringen könnte. Aber er zählte jenes treffiiche Landserwort zu seinen Grundsätzen: >Kinder, genießt den Krieg, der Friede wird fürchterlich< und erhoffte dieserhalb noch einiges von Dörnberg.

Das war für ihn ausschlaggebend.

6. KAPITEL

Der sowjetische Druck nach Westen schien seit einigen Tagen im Raum Kursk weniger stark.

Draußen war es ruhig. Der Tag verdämmerte.

Helgert war in die Feuerstellung gegangen, weil ihm Leutnant Gengenbach geklagt hatte, daß trotz erstklassiger Arbeit der Richtkanoniere mit den ausgeleierten Geschützen eben nicht genau zu schießen wäre. Hunderttausende von Granaten wären daraus verballert worden. Bald könnte man das überhaupt nicht mehr verantworten.

Gengenbach gehörte schon als Unteroffizier zur 6. Batterie, als sie in der Nähe von Pirmasens zum Frankreich-Feldzug angetreten war. In Metz wurde er drei Monate später zum Wachtmeister befördert und - seiner Eignung entsprechend - auf einen Reserveoffizierslehrgang geschickt. Während die Division überraschend nach Oberschlesien verlegt und wieder bis zur vollen Kriegsstärke aufgefüllt wurde, büffelte er sich Tag und Nacht durch den umfangreichen Lehrgangsstoff, um rechtzeitig wieder zu seinem Stammregiment zu stoßen. Als das >Unternehmen Barbarossa< auch für die 6. Batterie konkrete Formen annahm, kam Gengenbach zurück, den Schädel voller Taktiklehre, Dienstvorschriften und militärischer Pädagogik. Dazu gehörten Clausewitz, die Führung eines Angriffs aus der Bewegung und die Prinzipien des hinhaltenden Widerstandes. Das wurde vervollständigt durch die lückenlose Kenntnis der Gasmaske, des MG 34 und der Kunst, sich in allen Situationen preußisch exakt benehmen zu können; angefangen vom Spargelessen bis zum Handkuß für die gnädige Frau. Auch deutsche Gedichte vermochte er herzubeten; besonders aber die Lebensläufe Horst Wessels und großer Persönlichkeiten des ersten Weltkrieges, wie Graf Spee, Weddigen, Udet und Ludendorff. Über allem war ihnen das Vademekum eingetrichtert

worden: Im Felde unbesiegt!

Gengenbach hatte die Handhabung von Verschlußsachen inzwischen ebenso gelernt wie das Verhalten auf einer männhchen Toilette unter kriegsmäßigen Bedingungen. Er kannte die Losungen der Parteitage und die komplizierte Konstruktion des Wehrmachtsführungsstabes. Er wußte, wie man Abpraller schoß, wie eine Batterie im Streckenzugverfahren vermessen wurde und daß ein Herr auch im technischen Zeitalter deswegen reiten können mußte, weil das höchste Glück der Erde eben auf dem Rücken der Pferde läge.

Mit ihm waren vom gleichen Lehrgang die frisch gebackenen Leutnante Billerbeck und Sagasser zur Truppe zurückgekommen. Billerbeck wurde zehn Tage vor Beendigung des Aufmarsches am San von einer schweren Selbstfahrlafette zerquetscht. Sagasser fiel am 22. Juni 1941 um 3 Uhr 19, vier Minuten nach Feldzugsbeginn also, weil sich eine Staffel Do 17 offenbar geirrt hatte und Sagassers Feuerstellung mit Bomben und Bordwaffen traktierte.

Seitdem war Gengenbach Batterieoffizier. Seitdem bestand seine Aufgabe vor allem darin, die Anzahl der Granaten zu zählen, die er aus den ihm anvertrauten leichten Feldhaubitzen 18 mit mehr oder weniger meßbaren Ergebnissen verschoß. Seitdem kannte er die Summe der Anstrengungen, welche erforderlich war, vier Geschütze in allen Lagen immer wieder feuerbereit zu haben.

Helgert war zufrieden mit Gengenbach, sowohl während der bisherigen zwanzig Monate im Osten wie an diesem Abend.

Der Leutnant zauberte eine Flasche Grand Napoleon aus seinem Wäschebeutel und goß zwei stabile Gläser, in denen irgendwann einmal Mostrich verkauft worden war, bis zum Rand voll.

Helgert schnupperte genüßlich. »Endlich mal ein anständiger Kognak. Der verfluchte Zuteilungsschnaps macht einem den ganzen Gaumen kaputt.«

Als Gengenbach den Wäschebeutel mit dem Fuß beiseite schob, fiel ein Stapel Landkarten heraus. Er nahm die

zusammengefalteten Blätter auf. »Eins zu dreihunderttausend«, meinte er lakonisch und legte drei Karten sorgfältig aneinander: Orel, Kursk, Charkow. Eine klar erkennbare Linie, die wie ein umgekehrtes großes S aussah. Ohne jede Unterbrechung zog sich, einer halbierten Ellipse vergleichbar, der große Bogen um Orel. Von Maloarchangelsk ging die Linie fast genau nach Westen, etwa hundertfünfzig Kilometer lang. Das war der tiefste Einbruch im Mittelabschnitt, den die sowjetische Winteroffensive erzielt hatte. Dann kamen Fragezeichen und einige rot unterstrichene Städtenamen: Sewsk, Rylsk, Sumy, Boromlja. Immerhin runde zweihundert Kilometer Luftlinie nach Südsüdosten. Schließlich sprang die HKL wieder etwa hundertzwanzig Kilometer ostwärts vor bis nach Belgorod.

Helgert zündete sich langsam eine Zigarette an. »Ganz schönes Loch !« In seinen Augen glomm Mißtrauen. »Haben Sie aber wohl nicht alles aus dem Wehrmachtsbericht?«

»Man weiß bei den Kurzwellensendern nie recht ... «

Helgert winkte ab und starrte wieder auf die Karte. »Menschenskind, jetzt aus der Ecke Maloarchangelsk nach Süden auf Kursk und von Belgorod entlang der Bahnlinie nach Norden. Das wäre ein Kessel von etwa dreißigtausend Quadratkilometern! Und im Sack säßen Eliteangriffstruppen der Roten!«

»Wenn sie drin blieben.«

Der Oberleutnant verkniff sich eine Bemerkung. Die Karteneinzeichnungen waren in ihrer Nüchternheit erdrückend.

»Übrigens könnten die Russen nach demselben Verfahren den Versuch unternehmen, den ganzen Orelbogen zu begradigen. Ich schätze, daß dort ebenfalls dreißigtausend Quadratkilometer zur Diskussion stehen«, meinte Gengenbach.

Helgert schob die Übersichtskarten etwas von sich weg und sah auf die Uhr. »Ich werde wieder nach oben traben und mit Senfleben und den B-Stellen-Onkels einen Schnaps trinken. Senfleben hat doch Geburtstag.«

Er ging grußlos aus dem Bunker. Seine Gedanken waren noch immer bei den Einzeichnungen auf der Karte, von denen der Großdeutsche Wehrmachtsbericht bisher noch nicht viel Konkretes berichtet hatte.

*

Der Sanitätsobergefreite Heizer war in seinen zu großen Stiefeln zur B-Stelle gegangen, um zu überprüfen, ob die Ärzte die Schulter des eben wieder zurückgekehrten Gefreiten Baum richtig behandelt hätten. Außerdem fühlte er ein regelrechtes Bedürfnis, sich mit Baum zu unterhalten. Dieser kritische Architekt hatte doch bessere Gedanken als die meisten anderen Landser.

Der lange Senfleben, Tischlermeister aus Degerloch am Ostrand von Stuttgart, hatte zwar schon gestern Geburtstag gehabt, ihn aber wegen noch fehlender Marketenderwaren auf heute verlegt. Der Spieß verzichtete aus diesem feierlichen Anlaß sogar auf seinen Schnapsanteil zugunsten des Oberwachtmeisters.

Senfleben grinste. Er hatte den Troßknechten ein uraltes Grammophon mit einem Kleiderbeutel voll ebenso alter Platten abgenommen. Das Zeug stammte wohl aus irgendeiner >Heimatspende für unsere tapferen Ostfrontkämpfer<. Doch Senfleben war nicht wählerisch. Hauptsache, es kam Musik aus dem Trichter.

Eberhard Baum drehte die greinende Kurbel. Das Fest konnte beginnen.

Senfleben wischte mit der Zunge über die Nasenspitze, ein Kunststück, das ihm so leicht keiner nachmachte. Drei volle Feldbecher entsprachen einer kompletten Flasche fünfzigprozentigem Himbeergeist. Das zog. Darüber vergaß er manches. Sogar die bevorstehende Schlammperiode.

Es schnarrte ein wenig. Die Platte drehte sich schwankend. Gedrückt, als käme die Melodie aus einer Gruft, erklangen die ersten Töne. Offenbar irgendeine alte Kirchenweise. Dann schrillte sie plötzlich auf. Senfleben brüllte vor Lachen, schlug sich auf die Schenkel; der Gefreite Bürger fiel ein, die Fernsprecher. Auch Baum wurde davon angesteckt, ob er wollte oder nicht.

Heizers Gesicht aber wurde abweisend, verschlossen. Er schien unruhig, als versuchte er, eine aufsteigende Beklemmung zu verbergen.

Der Fernsprechtruppführer kam in den Raum. Senfleben umarmte ihn grölend, drückte ihm den Becher in die Hand, spuckte dreimal gegen das frisch verliehene silberne Verwundetenabzeichen des Unteroffiziers. »Hals- und Genickschuß.«

Eberhard Baum bemerkte die Veränderung im Gesicht des Sanitäters. Er hielt ihm sein Zigarettenpäckchen und das Feuerzeug hin. Dann gingen beide vor die Tür des Erdbunkers. Schweigend rauchten sie.

Drinnen klang die Melodie, und Senfleben rief: »So was maßlos Trauriges an die Front zu schicken!«

Baum spürte, daß Heizer sich etwas vom Herzen reden wollte.

Der begann, nachdem er eine Weile ins Niemandsland hinübergestarrt hatte: »Als ich das erstemal auf Urlaub kam, hatte mein Vater sich zum Sterben gelegt. Ich sehe ihn noch vor mir: fahl und eingefallen das Gesicht, die Backenknochen wie gemeißelt, die Linien des Mundes seltsam verwischt. >Hannes<, fragte er, >kennst du das?< Und er summte kaum hörbar jene Melodie.« Heizer wies mit dem Kopf zum Bunker. Zischend verlöschte Baums Zigarette im Schlamm.

»Dann sagte der Alte: >Sie ist das Verhängnis unseres Geschlechts. Wer sie vernimmt, dem kündet sie Vergehen an. Man kann ihr nicht ausweichen. <«

»Ich habe die Melodie nie gehört. Kirchenlied?«

Heizer schien jetzt nur noch widerwillig zu antworten: »Der Text ist von Simon Dach. Johann Krüger hat ihn gegen Ende des Dreißigjährigen Krieges vertont.«

Er zitierte nun in der Art von Schülern, die ihr Gedicht vor lauter Befangenheit nur stockend herzusagen vermögen, es aber bis zur letzten Zeile beherrschen:

»O wie selig seid ihr doch, ihr Frommen,

Die ihr durch den Tod zu Gott gekommen.

Ihr seid entgangen

Aller Not, die uns noch hält gefangen.

Muß man hier doch wie im Kerker leben,

Da nur Sorge, Furcht und Schrecken schweben;

Was wir hier kennen,

Ist nur Müh und Herzeleid zu nennen.«

Der Sanitäter lauschte einen Augenblick. Eben begann eine neue Strophe. Er sprach halblaut zur Melodie:

»Ihr hingegen ruht in eurer Kammer

Sicher und befreit von allem Jammer;

Kein Kreuz und Leiden

Ist euch hinderlich in euren Freuden.«

»Na, prost Mahlzeit!« sagte Baum. »Der scheint den Vers an der Ostfront gedichtet zu haben!«

»Siehst du ... «, Heizer schneuzte sich und schien Baums Bemerkung zu überhören, » ... da ist man nun Materialist, aber wenn einem die Melodie in die Quere kommt, fängt man an zu

spinnen.«

Eberhard Baum horchte auf. Materialist, Materialismus, dialektischer und historischer Materialismus? Davon hatte früher Rudi Bender gelegentlich einiges erzählt, was ihm wie eine Art Patentlösung der Menschheitsfragen vorgekommen war. Vorsichtig fragte er: »Was bedeutet das eigentlich: Materialist?«

»Interessiert dich das wirklich?« fragte Heizer grob wie immer.

Baum nickte.

»Das ist die Weltanschauung, die dem Glauben an ein überirdisches Wesen, an einen Weltgeist, der die Geschicke lenkt, zu widersprechen versucht.«

»Dann bist du also so etwas Ähnliches wie ein Marxist?«

Einen Augenblick lang war Schweigen. Dann klang die Stimme des Sanitätsobergefreiten unverändert aus der Dunkelheit: »Wenn du es ganzgenau wissen willst … Ich bin seit zweiunddreißig Sozialdemokrat. Den Marxismus habe ich in manchen Teilen bereits überwunden. In den wesentlichsten Fragen stehe ich schon, sagen wir, auf einem überhöhten Standpunkt.«

»Das heißt also, daß du zu Bedeutenderem vorgestoßen bist als Marx, Engels und die modernen Kameraden aus der uns schon so vertraut gewordenen kalten Heimat hier?« Baum amüsierte dieser Gedanke, obgleich er sich unter Heizers globalen Behauptungen nicht viel vorstellen konnte.

Der Volksschullehrer aus dem Burgenland tat jetzt sehr überlegen. »Persönlichkeiten wie Lassalle, Kautsky und Ruth Fischer haben für mich ganz anderes Format als Lenin, Stalin oder euer Ernst Thälmann.«

»Mensch, Sani, zu deinen ideologischen Kümmelspalterbehauptungen kann ich leider nichts sagen, denn deine Idole kenne ich überhaupt nicht, bis auf Lassalle. Aber die kommunistischen Oberhäupter müssen doch ein bißchen mehr auf dem Kasten haben als deine Dame Fischer oder Herr Kautsky,

denn ihre kriegerischen Knaben treiben uns schon seit ein paar Monaten vor sich her. Und die scheinen tatsächlich etwas von Arbeiterführern zu halten und sich für deren Ideen einzusetzen.«

Heizer paßte diese Wertverschiebung nicht recht in den Kram. »Zugegeben, die Russen führten Februar und März im Mittelabschnitt einige Angriffe. An der Maloarchangelsker Front haben sie gedrückt. Die Vorstöße aus dem Raum Kursk über Lgow an den Sejm brachten ihnen insgesamt die Linie Novossil - Brjanzewo - Sewsk - Rylsk ein. Das ... «

» ... nennt man den nördlichen Rand des Kursker Bogens, an dem die Russen seit der dritten Märzdekade zunächst mal 'ne Verschnaufpause eingelegt haben!« ergänzte Baum.

»Ich glaube beinahe, es war das Letzte, was sie drin hatten, denn ihre Absicht, nach Poltawa durchzudrücken, ist genauso gescheitert wie der Versuch, den Donbaß wieder in die Hand zu kriegen.«

»Man hört den alten Goebbels aus dir tönen. Ein dreifach Hoch dem Sanitätsgefreiten Neumann!«

Heizer hielt Eberhard Baum versöhnlich eine Zigarette hin. »Du kannst doch nicht leugnen, daß die SS am sechzehnten März Charkow wieder genommen hat. Und am achtzehnten März Belgorod, und ... «

» ... und damit dürfte wieder mal restlos Feierabend sein. Nur der Südrand des Kursker Vorsprungs hat eine etwas andere Form bekommen.«

»Das ist bestimmt noch nicht alles«, ereiferte sich Heizer.

Baum musterte den Sanitäter geringschätzig. »Gehört das mit zur sozialdemokratischen Ideologie, daß die Roten fertiggemacht werden? Unsere schmucken, wenn auch reichlich selten gewordenen NS-Siege scheinen dir neuerdings merkwürdig gut zu gefallen!?« Er imitierte die einleitenden Fanfarenstöße einer Sondermeldung des Großdeutschen Rundfunks.

Heizer versuchte auszuweichen: »Man muß die Sache philosophisch sehen!«

»Wer, wen? Das ist doch eine eurer Erkenntnisse«, höhnte Baum jetzt. »Wir aus dem Orelbogen nach Osten, oder sie aus dem Kursker Vorsprung nach Westen? Das ist die einzige Frage, die es für mich dabei gibt. Philosophie soll bekanntlich etwas mit Welterkenntnis zu tun haben. Für mich existiert seit neununddreißig nur noch die Philosophie der blauen Bohnen und Massengräber!«

Schritte kamen näher. Helgerts Gang war schon von weItem erkennbar.

»Na, Männer!« Der Oberleutnant legte seinem Freund die Hand auf die Schulter. »Ihr werdet euch den Charakter erkälten, kommt rein. Pfeift einen mit mir!«

Im Bunker war schon allerlei los.

Senfleben meinte, er könne ein, ganzes Faß austrinken; dann stünde er immer noch wie ein Kaiserjäger. Er brauche aber auch nur einen Feldbecher voll, um genauso vergnügt zu sein. Helgert stiftete zwei Flaschen Original Weinbrand-Verschnitt 35 Vol.

»Nicht viel für fünf Mann, aber freundlich«, lachte der Oberwachtpleister, dem die Worte nicht mehr ganz glatt von den Lippen gingen.

Fritz Helgert fand diesen Senfleben, der nach wie vor auf einer Offiziersstelle saß und besser schoß als zehn junge Leutnants zusammen, äußerst sympathisch. Der steht, wenn der Gegner schon hinter ihm im Gelände herumsaust, und befunkt noch immer hartnäckig einzelne Panzer. Mit der Maschinenpistole schafft er im Nahkampf ebenso schnell Luft wie mit dem kurzen geschliffenen Feldspaten. Er ist kein Leuteschinder, sondern ehrgeizig zu Lasten der eigenen Knochen.

Seit 1941 lag der Oberwachtmeister Senfleben unentwegt als vorgeschobener Artilleriebeobachter in den vordersten Löchern. Er kannte zwei Höhepunkte seines Lebens, einen zivilen und

einen militärischen. Der eine war der Tag, an dem er mit genau fünfundzwanzig Jahren das Tischlermeisterdiplom in der Hand hielt.

Zu dem zweiten hatte ihn der Kommandeur des Infanterieregiments, bei dem er lange eingesetzt war, zu sich gerufen. Mit schlechtem Gewissen war er hingegangen und hatte sich zu erinnern versucht, ob da vielleicht beim Einschießen ein Brocken zu kurz gegangen sein und jemanden erschreckt haben könnte oder ob er möglicherweise zu einem jungen Offizier irgendwann >Arschloch< gesagt hatte. Doch der neue Major, der infolge übler Ausfalle das Regiment führte, hielt eine zackige Rede und heftete ihm zu seiner größten Überraschung die Nahkampfspange an die zellwollene, dreckverschmierte Feldbluse.

Schon für Infanteristen rangierte so etwas vor dem Ritterkreuz. Einen Artilleristen mußte die breite Spange zu strahlender Höhe, zum reinen Helden erheben. Und für Senfleben war das dementsprechend ein glorreicher Augenblick; eben der zweitschönste seines bisherigen Daseins, wie er meinte.

Dann fragte ihn der Major leutselig, während die Herren seines Stabes kommentmäßig lächelten, was er denn nun jetzt denke? Und sie hofften Heldenhaftes zu vernehmen, das man im Kriegstagebuch des Regiments an hervorragender Stelle festhalten könnte.

Senfleben zögerte eine Sekunde. »Das beste wäre ... «, man neigte sich förmlich vor, um seine Worte genau zu verstehen, »wenn die ganze Scheiße hier zu Ende ginge und der Hitler uns nach Hause ließe. Ja, und ... «, er druckste herum, »jetzt werde ich wohl immer an die armen Teufel denken müssen, die ich hingemacht habe. Wofür ich nun das Blech kriege.«

Die Reaktion der Herren war unterschiedlich. Die einen schüttelten in mildem Verzeihen die Köpfe; andere legten ihre Gesichter solcherart in Falten, daß sich das Wort >Defatismus< ziemlich einwandfrei ablesen ließ.

Jedenfalls kamen die Ausführungen des Oberwachtmeisters nicht

ins Kriegstagebuch.

Als Senfleben das Lied der Schutzpatronin für die Artillerie mit dem Refrain >Sankt Barbara, behüte uns< anstimmte, setzte Baum sich in eine Ecke und las Claudias Brief zum zweitenmal. Viel Schönes stand darin, das jede Stunde ihrer gemeinsam verlebten Tage zum Klingen brachte. Aber eines vermißte er: Mit keinem Wort hatte sie Rudi Bender erwähnt. - Jetzt intonieren sie den >Roten Sarafan<, und dann folgt - wie immer - >Das einsame Glöckchen<, bei dem Senfleben den nutzlosen Versuch unternehmen wird, seinen struppigen Baß in eine hohe Kehlkopfstimme zu verwandeln, dachte er.

Heizer setzte sich zu ihm, mit etwas spöttischem Gesicht. Baum ärgerte sich darüber. Leise fragte er: »Wenn du ein weiterentwickelter Marxist bist, was machst du denn noch hier? Dann gehörst du doch eigentlich auf die andere Seite.«

Heizer sah ihn eine Sekunde lang prüfend an. »Stimmt«, sagte er gelassen und wartete.

Baum war betroffen. Das war eine eindeutige Parallele zu Rudi Bender. Er wurde spitz. »Über diese theoretische Erkenntnis scheinst du in dem Jahr, wo du bei uns bist, noch nicht hinausgekommen zu sein? !«

Heizer ließ sich ohne Erregung examinieren. »Keine gute Gelegenheit bisher. Es muß sich lohnen, wenn man geht.«

»Was würdest du denn lohnend nennen ?«

Heizer besann sich keinen Augenblick. »Zum Beispiel einen fanatischen Kommandeur oder einen kriegsbeflissenen Batteriechef unschädlich machen oder eben sonst etwas Lohnendes. Das zählt schon ein kleines bißchen für die vorfristige Beendigung des Krieges. Nennt man >individuellen Terror<, weißt du?«

Eberhard Baum hätte diesen stoischen Landschullehrer mit seinem Linksdrall am liebsten durch die verhängten Scheiben der Bunkertür geworfen. Er hielt sich steif am Hocker fest und blickte

kurz zu Fritz Helgert hinüber. Ist Heizer so tollkühn, oder hat er mich derart durchschaut, daß er völlig sicher zu sein glaubt? Das heißt also, wenn ich in einem günstigen Augenblick meinen arglosen Jugendfreund Fritz Helgert umlege und zum Russen überwechsele, dann bin ich ein feiner Mann. Nein, das ist wohl nicht ganz das Richtige, wenn man noch einen Funken Ehrgefühl in der Brust hat. Das ist ganz gemeiner Kameradenverrat.

Heizer sah, wie es in dem anderen arbeitete, und wartete geduldig.

»Und die zu Hause?« flüsterte Baum.

»Die haben dich vielleicht ein paar Tage später, dafür aber um so sicherer zurück«, konterte der Sani.

»Und was hältst du von Sippenhaft?«

»Mußt dich halt nicht so übertrieben dämlich anstellen«, antwortete Heizer gleichmütig.

Baum wehrte sich. »Nein, das ist nichts für mich. In der Heimat? Jederzeit. Da kann man Kanonen, Panzer, Munition unbrauchbar machen, Maschinen zum Stehen bringen oder aufrüttelnde Propaganda betreiben. Aber hier? Wo wir alle Kameraden sind, alle! Mannschaften und Offiziere?«

Heizer grinste. »Kameradschaft? Mensch, warum benutzt du deinen Kopf nicht doch zur Abwechslung mal zum Denken. Sind die Offiziere nicht Exponenten der herrschenden Klasse und auserwählt, den Krieg für deren Geldsäcke und Profite zu führen? Sie stehen hier und wirken - ob sie es nun gerne mögen oder nIcht - daran mit, daß die einen Geld scheffeln können und die anderen hüben wie drüben dabei vor die Hunde gehen.«

Ungläbbig schüttelte Baum den Kopf. Er wies mit den Augen zu dem lesenden Helgert und flüsterte: »Dann ist er also ein Kapitalistenknecht?«

Heizer nickte.

»Aber er weiß nichts von seinem Glück?«

»So ist es leider!« Heizer machte sich zum Gehen fertig.

»Wie kann man denn dieses Problem nach deiner Meinung lösen?«

Der Volksschullehrer setzte ein hochmütiges Gesicht auf. »Das ist verhältnismäßig einfach. Dazu braucht man eine perfekte klassische Demokratie und keine Diktatur.«

»Die sogenannte Demokratie haben wir von achtzehn bis dreiunddreißig genossen. Und was ist dabei herausgekommen? Nichts als grober Unfug!« meinte Baum.

»Es hat daran gelegen, daß die Kapitalisten den Arbeitern zuwenig Mitbestimmungsrecht eingeräumt haben. Das müssen wir erkämpfen. Um mehr handelt es sich überhaupt nicht. Und jetzt laß mich in Ruhe!« Er zündete sich umständlich eine Zigarette an und gesellte sich zu den anderen.

Es ist alles ganz interessant, was dieser politisch etwas doktrinäre Heizer da entwickelt hat, sinnierte Baum. Fest steht lediglich, daß ich nicht überlaufen werde, trotz Rudi Bender und Hannes Heizer. Aber das ist ja nur das eine. Viel beunruhigender ist die Situation, in die ich Claudia gebracht habe. Hoffentlich läßt sie sich in keine gefährlichen Geschichten mit Bender ein. So herum wird kein Schuh draus.

Eberhard Baum sah sich im Bunker um. Helgert saß mit verkniffenem Gesicht über der letzten Nummer des Goebbelsschen Favoritenblattes >Das Reich< und las den vom Reichspropagandaminister gefertigten Artikel unter dem Motto: >Es ist an der Zeit, den Müßiggängern Beine zu machen. <

Die Stimmung der Feiernden schien dem Höhepunkt zuzusteuern.

»Mensch, Senfleben, du säufst ja wie ein Loch.« Der Funkunteroffizier schüttelte sich und hielt dem Oberwachtmeister seinen Feldbecher mit dem scharfen Himbeergeist hin.

Senfleben stand breitbeinig mit durchgedrückten Knien. Er

schwankte leicht. Unsicher griff er nach dem Becher, so daß die Flüssigkeit über den Rand schwappte. »Affenscheiße«, fluchte er, leerte den Becher mit einem Zug und warf ihn gegen die Wand. »Meine Herren, das ist eine Affenscheiße hier!« Mit glasigen Augen starrte er den Unteroffizier an. »Haben Sie mich verstanden, Sie trübe Tasse!«

Der Funkunteroffizier grinste nur.

»Ob Sie mich verstanden haben?« brüllte Senfleben plötzlich wie irrsinnig. Dann drehte er sich um, machte eine wegwerfende Handbewegung. Er griff nach der schnapsgefüllten Feldflasche, nahm einen tiefen Schluck und atmete hörbar aus. »Ihr wißt ja gar nicht mehr, was ihr einem Vorgesetzten schuldig seid !« Einen Augenblick verlor er den Halt, fing sich nur muhsam. »Aber ist ja auch so egal ... « Er setzte die Flasche mit geschlossenen Augen wieder an.

»Das ist keineswegs egal!« Die verhaltene Stimme des Oberleutnants klang schneidend. Helgert spürte eine dumpfe Wut aufsteigen, die er immer weniger zu dämpfen vermochte. Dieser widerliche Bursche Heizer mit seiner Liquidierungstaktik. Eine Tat willst du also begehen und dich dann verpfeifen! Ausgerechnet mit mir! - Und du, mein lieber Jugendfreund Eberhard, täusche dich nicht! Hier hört der Spaß auf. Wenn die Brüder wüßten, daß ich ihr Gespräch fast Wort fur Wort verstanden habe ...

Seine Gedanken wurden durch das nahe Krachen einiger schwerer Einschläge unterbrochen. Rein gewohnheitsmäßig lauschte er, warf dann die Zeitung auf das Funkgerät und sah Senfleben an.

Der goß sich, ohne von der Bemerkung seines Batteriechefs beeindruckt zu sein, erneut einen Becher voll Alkohol. »Nastarowje!«

Helgert wurden die Schläfenadern prall. Mit einem Ruck stand er. »Sie scheren sich sofort zum Vorgeschobenen Beobachter!«

Senfleben schwankte, als hätte ihn eine Sturmbö gepackt.

Die Bedeutung dieses Befehls ließ die anderen schlagartig nüchtern werden. Stumm blickten sie sich an.

»Jawoll«, lallte Senfleben.

Ich werde euch helfen, dachte der Oberleutnant, von wegen Geburtstagsromantik an der Front. Er setzte sich auf den knarrenden Hocker und starrte wieder in die Zeitung. - Hast Pech gehabt, Senfleben. Eigentlich warst du gar nicht gemeint. Aber ich habe nun einmal diesen Befehl gegeben und kann jetzt nicht mehr zurück. Das wäre das Ende meiner Autorität. Penne dich vorne aus, du Knilch. Morgen kräht kein Hahn mehr nach dem was heute war. - Wenn er wenigstens diesem Funkunteroffizier anständig in die Parade gefahren wäre. Doch was rege ich mich überhaupt wegen der dämlichen Korporäle auf.

Ein Feuerüberfall leichterer Kaliber ging in der Nähe nieder und erfüllte die Nacht mit drohendem Grollen.

Der Funkunteroffizier half dem Oberwachtmeister in den Mantel und hängte ihm die Maschinenpistole über die Schulter.

Senfleben schnaufte. Sein Gesicht war ausdruckslos.

»Oberwachtmeister Senfleben meldet sich ... meldet sich ab.«

Der Oberleutnant sah nicht hoch.

»Geh aber den Graben lang, Mensch«, flüsterte der Unteroffizier.

Senfleben fegte den Gefreiten Bürger, der ihn begleiten wollte, zur Seite und steckte sich die Nullacht in den Stiefelschaft. Taumelnd ging er zur Tür, knallte sie hinter sich zu.

Baum dachte: Das ist unverantwortlich. Senfleben tappt jetzt im Dunkeln umher und kommt wer weiß wo an, nur nicht dort, wo er hin soll. Er ist zwar ein harter Hund, aber ich verstehe Helgert nicht. Fritz ist doch noch nie ein Kommißkopp gewesen. Bloß weil der Schwabe sich an seinem Geburtstag einen auf die Lampe gegossen hat, ihm so den Spaß zu verderben! Das ist einfach eine Affektgeschichte. Weiß der Kuckuck, was dem Chef quer gegangen ist.

Schlagartig brummelte es in der Ferne von vielen Artillerieabschüssen, ging nieder wie eine Gewitterwand. Nach wenigen Minuten war im Abschnitt der Teufel los. Die Nacht flammte. Granaten, Maschinenwaffen, Minen, Schreie, Gewehrfeuer, Handgranaten, Leuchtkugeln. Da sprangen sie aus dem Bunker in den kurzen Beobachtungsgraben.

Helgert löste sofort Sperrfeuer >Berta VI< aus. Wenige Minuten später dröhnten hinter ihnen hohl die Abschüsse der eigenen Abteilung. Dann versuchte er, die Vorgeschobenen Beobachter, den Bataillonskommandeur, den Abteilungsgefechtsstand und beide Nachbar- batterien zu erreichen. Langsam rundete sich das Bild. Der Russe hatte offenbar mit einem starken Stoßtrupp im Bereich der 7. Kompanie vorgefühlt. Das Feuer der roten Batterien sprang jetzt vorwärts, ging auf Beobachtungsstände und Feuerstellung. Granatwerfer bepflasterten pausenlos die Hauptkampflinie. Unverhältnismäßig schnell hörten die Abschüsse drüben auf.

Plötzlich lauschte der Gefreite Baum angestrengt in die Nacht. Jetzt vernahm es auch Heizer. Weit entfernt schrie eine Stimme: »Ich bin blind! Hilfe!!! Ich bin blind!«

Heizer zögerte keinen Augenblick. »Los, komm mit!«

Die beiden Soldaten sprangen aus dem Grabenstück. Es mußte seitlich der vordersten Postenlöcher sein. Gelblich zitterten drüben ein paar Leuchtkugeln hoch. Flackriges Licht ließ die beiden Gestalten zwischen den Grabenstücken weit größer erscheinen. Von heftig feuernden MGs wurden sie an den Boden genagelt. Die Leuchtkugeln erloschen. Wieder fiel die Finsternis, und sie strauchelten weiter.

In wahnsinnigem Schmerz heulte es verzweifelt auf: »Blind! Helft mir doch!! Ihr müßt ... « Dann fehlte die Stimme plötzlich im dissonanten Lärm des Gefechts.

Baum hielt Heizer am Taillenhaken fest. »Ich denke, es gibt keine Kameradschaft, sagtest du doch?«

Heizer entfernte die Hand von seiner Uniformjacke. »Senfleben

gehört zu uns. Er war kein schlechter Kerl. Wir hätten ihn sehr nötig gebraucht, nach dem Kriege.«

»Du meinst, Senfleben hat es erwischt?« Baum zitterte bei dem Gedanken.

»Ich meine gar nichts«, knurrte Heizer verbissen.

Die Front wurde noch nervöser. Ringsum blafften jetzt Granatwerfereinschläge; Maschinenpistolen waren auch dabei. Sie krochen zurück in den Graben. Planloses Suchen hatte keinen Sinn.

Aber Baum gab nicht auf. »Du würdest ihn also zusammenflicken, damit er weiter auf die Iwans schießen kann?!«

Heizer schnallte sein Koppel um. »Wenn deine Fragen nur nicht so maßlos dusselig wären.«

»Sag mal, konsequenter Materialist, wenn Senfleben tatsächlich etwas passiert ist, würdest du dann dem Grammophon oder dem Aberglauben deines Vaters mehr Schuld daran geben?« Baum spürte, daß in ihm alles verzerrt war, daß ihn die reine Angst Streit suchen ließ.

Der Sanitäter blickte ihn verblüfft an, faßte sich aber schnell wieder. »Grammophon oder Aberglaube? Du bist doch ein blöder Hund. Hier wirkt ein Naturgesetz, Herr Architekt. Der Krieg nämlich. Es wird ihn geben, solange es Menschen gibt. Niemand wird ihn verhindern, wenn er historisch herangereift ist. Auf siebzig folgte vierzehn. Und neununddreißig konnten ihn weder die Russen noch die Engländer oder die Franzosen bremsen.«

»Ich habe bisher immer gedacht, daß Menschen die Kriege machen. Irgendeiner wollte jedesmal etwas von irgendeinem anderen. Was weiß ich: Die Deutschen gingen vor sechshundert Jahren nach dem Osten, weil sie sich Land besorgen wollten. Man beachte die merkwürdige Parallele zu unserem heutigen Unternehmen. Die Spanier raubten nicht nur die Reichtümer der Inkas und Azteken und rotteten mit Dolch und Donnerbüchse

aus, was ihnen in die Quere kam, sondern sie brachten als Äquivalent auch den lieben Gott katholischer Herkunft ins Land. Denk mal an Pizarro. War ein ganz sinniger Vogel. Nee, nee, mein lieber Meisterideologe! Ich sage dir, nur Menschen können darüber wachen, daß Kriege nicht mehr vom Zaun gebrochen werden. Oder: Wie war es in China? >The germans to the front! <, und dann ließen sich alle fotografieren mit einem abgehackten Kopf am Zopf in der Hand. Oder Adolfs große Vorbilder, die Tommys, wie sie Mitte vorigen Jahrhunderts die Inder reihenweise vor die Kanonen gebunden haben. Feine Leute, die Kolonialisten! Haben doch überall verdient wie dumm. Ich glaube, es ging immer ums Verdienen. Bei fast jeder Kriegsplanung!«

Heizer schüttelte mit der Überlegenheit eines erfahrenen Politikers den Kopf. »Müssen wir noch mal diskutieren.« Dann ging er grußlos. Die unruhige Nacht verschlang ihn.

Der Gefreite Bürger stand als Beobachtungsposten im Graben. So konnte Baum wieder in den Bunker zurück.

Der Funkunteroffizier hatte sich den Mantel über den Kopf gezogen und schnarchte dumpf darunter. Oberleutnant Helgert blätterte noch immer im >Reich< und schien auf irgend etwas zu warten.

Eberhard Baum zog sich die Jacke aus. Da faltete Helgert sofort die Zeitung zusammen. Sein Blick war eine nachdrückliche Aufforderung. Baum setzte sich zu ihm und trank den angebotenen Schnaps.

»Ein toller Bursche, dieser Friedrich der Große«, begann Helgert scheinbar absichtslos. »Ich weiß nicht mehr, in welchem seiner Parks es ist, wo an beiden engen Bögen eines Ovals je eine Bank steht. Wenn man sich auf die eine setzt, kann man jedes auf der anderen geflüsterte Wort verstehen. Der olle Fritz hat sich offenbar nicht bloß mit dem Siebenjährigen Krieg befaßt.«

Eberhard Baum wußte mit alldem nichts anzufangen. Etwas ärgerlich sagte er: »Bank hin, Bank her. Und wenn man heute noch soviel Theater macht um den Fridericus Rex und seinen

angeblichen Heroismus, für mich bleibt er ein herzloser Leuteschinder. Hast du mal die >Lessing-Legende< von Mehring gelesen? Aber das darfst du als aktiver Offizier wohl nicht!«

»Bank dort, Bank hier«, variierte Helgert, ohne auf das andere einzugehen. »Damit du den Zusammenhang schneller findest: Scheint ein komisch gebauter Bunker hier zu sein. Ich habe eure Unterhaltung vorhin einigermaßen mitbekommen.«

Der Gefreite Baum erschrak.

Helgert sah ihn kalt an. »Ich will dir mal was sagen, Eberhard. Wir kennen uns reichlich lange, und ich halte dich für meinen Freund. Wenn dieser radikale Wirrkopf, der Heizer, aber meint, daß man eine >lohnende Tat< tun müsse, dann könnte naheliegen, daß er damit an dich die ziemlich unverblümte Aufforderung gerichtet hat, mich bei passender Gelegenheit ... «

»Hör auf, Fritz!« unterbrach ihn Eberhard heftig.

Helgert legte den Zeigefinger auf den Mund und wies auf den Unteroffizier, der sich eben murmelnd umdrehte, dabei krampfhaft den Mantel über den Kopf hielt, und, das nackte Gesäß auf die beiden Kerzenstummel gerichtet, fest weiterschlief.

Baum sagte leise: »Du mußt dann aber auch gehört haben, daß ich einen solchen Standpunkt zurückgewiesen habe.«

Helgert winkte verdrossen ab. »Vielleicht geht dessen Saat eines Tages auf. Aber ich glaube es nicht einmal, weil ich ihn für einen intellektuellen Sprüchemacher halte. Im übrigen habe ich seit längerem mein väterliches Auge auf ihn geworfen.« Er lachelte böse.

Eberhard Baum spürte plötzlich, daß er nach Schweiß roch. Er fuhr sich mit dem rechten Zeigefinger zwischen Kragen und Hals. Als er sprechen wollte, schnitt ihm Helgert grob das Wort ab.

»Eberhard! Wir wollen doch Freunde bleiben, wenngleich wir in politischen Fragen oft entgegengesetzte Standpunkte haben. Aber

ich will dir meine Meinung gerade heute noch ein mal darlegen. Ich bin Offizier und sehe darin eine Berufung und nicht nur das verhältnismäßig gute Gehalt. Ich glaube an die Sendung des deutschen Volkes und seine nationalsozialistische Führung. Ich glaube daran ebenso unverrückbar wie an einen Gott im Himmel. Ich halte die Opfer, die wir und andere - auch die Russen - bringen müssen, für eine historische Notwendigkeit, damit unser großes Vorhaben, Lebensraum und Wirkungsmöglichkeit für unseren Staat zu schaffen, Tatsache wird. Dieser Idee werde ich uneingeschränkt die Treue halten. Dafür zu stehen ist meine Ehre, die Ehre meiner Familie. Das ist das Höchste, was ich besitze. Es schließt alles ein. Unter anderem auch, daß ich jeden mir Unterstellten zwinge, in gleicher Weise zu handeln!«

Im Augenblick wußte Baum nichts darauf zu sagen, auch weil er einfach Angst hatte. Er hielt Helgert für einen schrankenlosen Idealisten. Aber zustimmen konnte er ihm ebensowenig wie zuvor Heizer und dessen wilden Terrorgedanken.

Helgert schien noch etwas zu bewegen. »Die Menschen in der Heimat blicken voller Vertrauen auf uns! Letzte Entbehrungen ertragen sie, schuften Tag und Nacht, um Treue mit Treue zu vergelten!« Er sann einen Augenblick vor sich hin. »Denk doch mal an deine Claudia oder, wenn du willst, an meine Frau. Natürlich gibt es auch ein paar Verrückte, die da versuchen, Sand ins Getriebe zu werfen ... «

Eberhard dachte an Rudi Bender. Er biß die Zähne zusammen.

» ... Flugblätter morgens in die S-Bahnen; Waffenlieferungen werden umdeklariert und laufen an ganz andere Fronten; Schrott wird durch die Prüfstellen gelassen; abends wird die Decke über den Kopf gezogen und dann Big Ben, die KremIglocke und die Internationale gehört. Sie erbeben bis zum Schwanz, wenn heisere Stimmen krähen: >Tod den deutschen Faschisten!< Mensch, Eberhard! Damit sind auch wir gemeint. Ich sage dir eines«, seine Augen waren eisig und ohne jede Freundschaft, »ich lasse mir weder hinterrücks ein Ding verpassen noch meinen Haufen versauen! Von niemand! Auch von dir nicht!«

Er drehte sich brüsk um und ging hinaus.

In dem Gefreiten Eberhard Baum zog sich etwas zusammen: Scham, Enttäuschung und ein dumpfes Aufbegehren. Er hatte plötzlich das Empfinden, als wären Helgerts Worte nichts als Phrasen, die seinen Egoismus überdecken sollten. Außerdem schien er ihm nach dem heutigen Erlebnis mit Senfleben mancher Brutalität fähig.

Hastig folgte er Helgert. Die Nacht war schwarz wie ein Tuch. Der Oberleutnant lehnte mit dem Rücken an der Grabenwand. Der glimmende Punkt seiner Zigarette drehte sich Baum zu. Sie standen voreinander.

»Warum hast du Senfleben in diesem Zustand nach vom geschickt:« Die Frage war so aggressiv, daß sie jede Erörterung über Dienstgradunterschiede und Zuständigkeit auslöschte.

Der Oberleutnant beherrschte sich nur mühsam. Ein quälendes Schuldbewußtsein überdeckte plötzlich das Vorhergegangene. Deshalb suchte er nach einer sachlichen Erklärung. »Du weißt wie ich, daß es um die Moral der Truppe nach diesem Winter nicht sonderlich bestellt ist. Die Leute quatschen. Sie haben zur Zeit nicht die Bohne Selbstvertrauen. In einer solchen Situation helfen nur Härte und konsequente Disziplin!«

»Du meinst, Senfleben hat kein Selbstvertrauen? Der hält die Knochen nicht mehr hin? Mach dich doch nicht lächerlich!«

Helgert brauste auf: »Ich will dir mal was sagen ... «

»Du brauchst mir gar nichts zu sagen. Du hast mich zum erstenmal tief enttäuscht!«

»Ich trage die Verantwortung fur die ganze Batterie!«

»Also auch die Verantwortung für Senfleben! Und die Verantwortung für deine eigenen Entscheidungen!«

Der Oberleutnant Helgert winkte ab. »Überlaß das gefälligst mir. Am besten ist, wir unterhalten uns morgen weiter. Dann sieht manches vielleicht anders aus.«

*

Im Morgengrauen fanden sie den Oberwachtmeister Senfleben - ein gezacktes Loch im Stahlhelm. Von der rechten Schläfe zog sich eine breite Bahn schwarzrot verkrustet dort entlang, wo früher eher seine grauen Schwabenaugen listig geblickt hatten. Der Mund war noch im Schrei geöffnet. In die Brust hatten ihn mindestens drei Kugeln getroffen. Eine davon hatte die Nahkampfspange böse zerschrammt.

Der Oberwachtmeister Senfleben war in volltrunkenem Zustand einem Befehl seines Batteriechefs folgend, auf dem Wege zur Stellung des linken Vorgeschobenen Beobachters außerhalb des Grabens gegangen und lag hundert Schritt davon halb in die Erde gewühlt.

7. KAPITEL

Die Märzsonne wärmte auch am späten Nachmittag noch ganz erstaunlich. Schräg fielen ihre freundlichen Strahlen auf die glitzernde Spree und ließen den wenig bewegten Müggelsee am Ostrand der Reichshauptstadt tiefblau schimmern. Weiden und Birken am Ufer zeigten schon die Macht des Frühlings. Auf den Bergen am anderen Seeufer hoben sich der Müggelturm und der Bismarckturm scharf gegen den seidigen Himmel ab.

Claudia Sanden blickte auf die Armbanduhr. Noch zehn Minuten Zeit. Um sechzehn Uhr wollte Rudi Bender hier am Eingang des Spreetunnels sein. Sie schlenderte die Promenade zwischen den Anlegestellen für Dampfer und Motorboote entlang, gab sich dabei den Anschein, als hätte sie ein Rendezvous mit irgendeinem jungen Mann.

Ihre Gedanken liefen ständig in die gleiche Richtung. Ihr schien noch immer unverständlich, wie sie in den letzten Tagen überhaupt etwas hatte tun können. Eine Woche war vergangen, seit Dörnberg mit seinem Lächeln, das eine kompakte Drohung darstellte, ihre Wohnung verlassen hatte.

Lösung der Beziehung zu Eberhard Baum und sofortige Heirat Dörnbergs, das waren an jenem Abend seine Forderungen gewesen, und das würden sie auch jetzt noch sein.

Dennoch hatte sie vor Dienstbeginn die restlichen Flugblätter, die zum Sturz Hitlers aufriefen, im Betrieb verteilt. Immer neue Möglichkeiten fielen ihr ein, sie ebenso wirksam wie unauffällig unterzubringen. Dann stand sie vor ihrem Reißbrett und war bemüht, mit einer Teilzeichnung fertig zu werden, die eine Veränderung an den Laufrädern eines neuen Panzermodells darstellte. Es gelang ihr erst nach Stunden, sich wieder einigermaßen auf die Arbeit zu konzentrieren.

Später hatte sie versucht, Rudolf Bender zu erreichen, um ihm

von der Lage, in die sie geraten war, zu erzählen. Doch Bender war als Begleiter mit einem Materialtransport des Panzerwerks ins Generalgouvernement unterwegs und wurde erst am nächsten Tag zurückerwartet.

Durch Eberhard kannte sie die Anschrift von Benders Wohnung. Rudolfs Mutter war zu Hause, und Claudia sagte ihr, daß sie unbedingt mit jemand anderem reden müßte. Die Sache wäre wichtig und vertrüge keinen Aufschub. Die alte Frau war sehr freundlich, sprach aber mit einer solchen Unbefangenheit, als wisse sie wirklich von nichts. Da sagte das Mädchen, daß es Eberhard Baum beträfe, und ging wieder.

Claudia fürchtete sich vor dem Alleinsein daheim. Jedesmal, wenn jemand die Stufen zum dritten Stock emporging, wähnte sie die Gestapo vor der Tür. Von überallher kam das Lächeln Dörnbergs auf sie zu. Aber es geschah nichts.

Vom Friedrichshagener Kirchturm schlug die Glocke viermal.

Wenige Schritte vor einer Wehrmachtsstreife mit Blechschildern und Armbinden kam Rudolf Bender. Ungezwungen schritt er auf Claudia zu, begrüßte sie lächelnd und legte den Arm um ihre Schulter. Während sie die vielen Stufen des Tunnelbaus hinuntergingen, sprach er von drei Dingen gleichzeitig. Auf der feucht schimmernden Sohle pfiff er übermäßig laut. Beide lachten gewollt unbändig über den scheppernden Lärm, der sich zu den Ausgängen fortpflanzte. Auf der anderen Seite schlug Rudi den Uferweg zum Restaurant >Rübezahl< ein.

Nach einer Weile blickte er sich vorsichtig um. Die Kettenhunde waren ihnen nicht gefolgt. Da erst nahm er den Arm von ihrer Schulter. »Entschuldigen Sie, aber manchmal ... « Er lachte ein wenig und wollte sich schnell vom Zwang eines Mißtrauens lösen. »Warum wollten Sie mich denn unbedingt sprechen?« Es klang etwas altväterlich.

Sie berichtete von allem. Auch von dem Persönlichen, das sie einst mit Dörnberg verbunden hatte, und von jenem, das

Gegenwart und Zukunft mit Eberhard Baum bestimmte.

Bender war ernst geworden.

»Ist es ein Fehler, daß ich die anderen Flugblätter trotzdem...«, fragte Claudia zaghaft.

»Es sind Tausende davon in diesen Tagen aufgetaucht; in mehreren Betrieben. Wer wollte da all die Menschen feststellen, die sie verteilt haben?« Seine nächste Frage war scharf. »Halten Sie es für denkbar, daß dieser Dörnberg mit dem Blatt zur Gestapo geht?«

Claudia Sanden nickte kaum wahrnehmbar. »Wenn er sich den kleinsten Vorteil davon verspricht, wird er es bedenkenlos tun. Vielleicht rechnet er mit einer Kopfprämie für seine Enthüllungen.«

Bender machte eine geringschätzige Handbewegung. »Für ein Flugblatt springt kaum ein Trinkgeld heraus. Was meinen Sie, was heute denunziert wird! Wie unendlich viele faschistisch Infizierte sich auf dem schleimigen Boden des Verrates nach oben schieben wollen, wie das nirgendwo ein Ende hat!« Benders Stimme war voller Verachtung. »Sehen Sie sich doch mal die braunen Parteigänger an! Wie die Saat jetzt aufgeht, die Hitler unter sie gestreut hat. Nahezu jeder bekleidet ein Amt. Oder er hat einen Titel: Luftschutzwart, Hausfeuerwehrmann, Melder, Kassierer bei der NS-Volkswohlfahrt oder beim Winterhilfswerk. Fast jeder ist in einem NS-Bund. Alle hat die Deutsche Arbeitsfront geschluckt. Im Betrieb wird er total erfaßt. Die vormilitärischen Einrichtungen der Partei schalten ohne Unterschied Volksgenossen wie Parteigenossen gleich. Und jeder hält einen Krümel Macht in der Hand. Ein paar stehen immer unter ihm, und eine nicht überschaubare Rangordnung von Blockwaltern, Amts- und Bereichsleitern, Führern und Sonderbeauftragten ist immer über ihm. Und das alles ist so vielsträngig. Hier Partei, dort Wehrmacht. Hier SS, dort SA. Hier SD und Gestapo, dort Polizei. Hier die Monopole und Konzerne und dort ihre Marionetten.

Sehen Sie, Fräulein Sanden, und nun drängt alles nach oben. Die

einen arbeiten sich mit preußischer Beamtentreue und schlichter Sturheit, die anderen mit Geld und Bravour vorwärts. Sie wollen eine Litze oder einen Stern dazuergattern, eine Pistole oder einen Ehrendolch tragen dürfen. So ein hübscher kleiner Verrat zementiert den Grad der Verläßlichkeit, wenigstens in den Augen der nächsten Vorgesetzten, und verspricht mit Sicherheit Beförderung oder irgend eine andere nette Gefälligkeit. Damit wiederum kann man seinen eigenen Machtbereich ausbauen und ist nicht so anfallig bei kleineren Pannen, wissen Sie?«

»Und die Betroffenen?«

»Die Betroffenen? Du lieber Himmel! >Jedem das Seine< - steht über dem Eingang des Konzentrationslagers Buchenwald. Wer in ein solches Lager einzieht, der kann seinem Denunzianten in diesem Leben mit nahezu hundertprozentiger Sicherheit nicht mehr gefährlich werden. Also, ausgeschaut nach Möglichkeiten und Kommunisten, nach sogenannten Volksschädlingen und Defätisten! Und wenn es sein muß, auch in der eigenen Familie.«

Rudolf Bender atmete tief. »Sehen Sie, Fräulein Sanden, deshalb wird kaum ein Groschen für eine diskrete Mitteilung oder für einen kleinen vertraulichen Hinweis gezahlt. Denn dort drängt man sich. Dort hält man die Brust mit dem Hakenkreuz vorgereckt und wartet geduldig, bis die Kette der Vordermänner abgefertigt ist und man endlich mit pochendem Puls sein Sprüchlein herunterflüstern kann.«

Claudia war erschüttert. Ein beunruhigendes Panorama, das Bender soeben ausgebreitet hatte. Ihre Augen irrten über das wintergelbe Schilf und den blaßfarbenen Himmel hinter den schwarzgrünen Kiefernkronen. See und Wald schwiegen. Ja, RudolfBender war im Recht. Sein Kaleidoskop des moralischen Verfalls galt überall dort, wo Deutschland braun war. Nahezu jeder konnte in diese Vielstufigkeit eingeordnet werden. Und sie selbst? Hatte sie nicht ebenfalls Schuld auf sich geladen? Es genügt durchaus, in einer bestimmten Situation nichts zu tun, um schuldig zu werden.

»Verstehen Sie mich nicht falsch«, fuhr Bender fort. »Natürlich gibt es auch anständige Menschen unter den Nazis. lrregeleitete,

die sich für keine solche Schweinerei hergeben und nicht mit dem skrupellosen Gesindel identisch sind. Aber denken Sie immer daran, wie hart der Kampf ist und daß wir sehr vorsichtig sein müssen.«

Claudia bedrängte im Augenblick der Gedanke an Dörnberg. »Geld ist und bleibt der Motor seines Handelns«, stellte sie kategorisch fest.

Bender schien sich im klaren zu sein. »Dörnberg wird möglicherweise einen Erpressungsversuch machen. Schlägt der fehl, bleibt ihm nichts übrig, als das für ihn dann nutzlose Flugblatt zu verbrennen. Allerdings würde er auf andere Weise versuchen, zu seinem Ziel zu gelangen. Und das heißt ja wohl: das Geld Ihres Vaters!«

»Ich soll also, wenn ich Sie recht verstehe, in Berlin bleiben, weiterhin ins Werk gehen und weiterhin ... «

»Das letztere wollen wir zunächst mal sein lassen.«

Die Dämmerung war nun schon tief grau. Mit der Dunkelheit kam die Kälte wieder. Sie gingen quer durch den Wald zur Müggelheimer Chaussee.

RudolfBender durchdachte nochmals alle Gefahrenmomente und -möglichkeiten. Er würde heute abend mit den Genossen darüber sprechen, damit kein Fehler entstand, der eines Tages irreparabel sein könnte.

Nach einer Weile des Schweigens sagte Claudia: »Würden Sie mir ein wenig von Ihrem Leben erzählen, Rudolf?«

Bender blickte sie etwas überrascht an, begann dann aber mit ruhiger Selbstverständlichkeit: »Mein Vater blieb neunzehnhundertsiebzehn vor Verdun. Ich war gerade in die Schule gekommen. Mutter ging nähen oder besorgte Kartoffeln und Kohlrüben in der Gegend von Müncheberg in der Mark. Na ja, dann kam das Übliche: Zeitungen austragen, Flaschen und Knochen verkaufen, Kegel aufsetzen in Schulzendorf oder Tegelort, um Mutter zu helfen und kein lebensuntüchtiger Heini

zu werden. Alle aus unserer Straße dachten so. In der ganzen Gegend gab es nur Arbeiter und ein paar armselige Kleiderjuden mit Schabbeslöckchen. Hatten's schon damals nicht leicht.

Die meisten unserer Jungens waren im Arbeitersportverein >Fichte<. Hier erklärte man mir, wofür Vater im ersten Weltkrieg eigentlich gefallen war, was die Nazis sich so vorstellten und wie man die sozialdemokratischen Regierungen und den Reichspräsidenten Hindenburg einzuschätzen hätte.«

Bender schien es plötzlich peinlich zu sein, über persönlichste Dinge zu sprechen. Sein Bericht wurde trockener. »Als ich in die Lehre kam, begann Mutter zu husten. Wenn ich nicht Tag und Nacht soviel nebenbei gearbeitet hätte, wäre sie wahrscheinlich unter den bürokratischen Augen der Allgemeinen Ortskrankenkasse und der öffentlichen Wohlfahrt an ihrer Tuberkulose zugrunde gegangen. Wenn man ständig mit Leuten zusammen ist, die noch Karl Liebknecht gefolgt waren oder im Generalstreik den Kapp-Putsch in Berlin niedergeschlagen hatten, dann bildet sich allmählich das Gefüge eines Staates heraus, in dem zu leben es sich für jeden anständigen Menschen lohnen würde. Sehen Sie, so wurde ich Kommunist und dachte auch viel darüber nach, was in der Sowjetunion bereits geschafft worden war.

Nach dem dreißigsten Januar glaubte ich, daß alle Anstrengungen und Opfer umsonst gewesen wären. Die Sozialdemokraten hatten unter dem Einfluß ihrer rechten Führer die historische Chance, mit den Kommunisten zusammen zu gehen, vertan. Seit dem Ende des ersten Weltkrieges hatten sie die ihnen entgegengestreckte Hand zurückgestoßen. Trotz der Warnung Ernst Thälmanns >Hitler - das ist der Krieg!< haben sie am Vorabend der Machtübernahme prahlerisch verkündet, Hitler würde sich als Kanzler von ganz allein totlaufen.

Wenige Tage nach dem Reichstagsbrand holten mich die Nazis zu einer Vernehmung, welche vor allem mit Ochsenziemern geführt wurde, entließen mich aber unter einigen unmißverständlichen Drohungen. Trotzdem bekam ich mit illegal arbeitenden Genossen, die noch nicht weggefangen waren, schnell wieder Verbindung. So begann das stumme, erbitterte Ringen, über dem

immer der Galgen steht. Tod dem Faschismus!, das ist die jetzige Aufgabe. Sieg des Sozialismus!, das ist das Ziel. - Als guter Facharbeiter bin ich seither, bis auf eine Achtwochenübung bei der Artillerie in Frankfurt, u. k. gestellt worden.« Er lächelte ein wenig verlegen. »Na, genügt das für den Anfang?«

Claudia war tief beeindruckt von der Gradlinigkeit dieser Entwicklung.

Aber Rudolf Bender beschäftigte schon wieder das Gegenwärtige. »Es gäbe für Sie natürlich auch die Möglichkeit, unterzutauchen. Im Stich gelassen wird niemand, der«, er zögerte einen Augenblick, »der zu uns gehört. Aber das ist eine Angelegenheit, der Sie vielleicht nicht gewachsen sind. Dazu sind Nerven und noch ein bißchen anderes nötig.« Er sah sie offen an. »Das würde auch bedeuten, daß kaum noch eine Verbindung zu Eberhard Baum bestehen bleiben dürfte.«

Claudia erschrak. Daran hatte sie nicht gedacht, obwohl es ständig im Bereich des Denkbaren lag. Wenn Eberhard in Gefangenschaft geraten sollte, würden sie für sehr lange Zeit nichts voneinander hören. Dörnberg und seine beabsichtigte Erpressung war nur eine von vielen Möglichkeiten.

Bender verabschiedete sich an der Omnibushaltestelle.

Sie fuhren getrennt in die geduckte, lichtarme Hauptstadt.

Am Nachmittag des folgenden Tages trafen sie sich verabredungsgemäß im Treptower Park. Rudolf Bender kam nicht allein. Ein unauffällig wirkender Mann in grauem Ulster und hochkrempigem Hut begleitete ihn.

Bender stellte vor: »Das ist Ferdinand Becker. Er arbeitet bei uns im Labor.«

Claudia blickte den Mann verstohlen von der Seite an. Sie hatte ihn noch nie im Betrieb gesehen.

Rudi erläuterte sachlich. »Wir haben diese Geschichte beraten und sind zu folgender Meinung gekommen: Dörnberg kann außer

persönlichen Erpressungsversuchen nichts gegen Sie unternehmen. Trotzdem möchten wir, daß Sie eine Woche lang für niemand greifbar sind. Sie erklären morgen gleich nach Dienstbeginn Ihrem Abteilungsleiter, daß Sie krank sind, große Schmerzen haben und nach Hause müssen.«

Claudia blickte erstaunt vom einen zum anderen. Der Fremde zog jetzt ein Papier aus der Tasche. Es war ein Rezeptformular des praktischen Arztes Dr. Bärwald, Berlin NW 7, Friedrichstr. 92, auf dem zu lesen stand, daß die Patientin Claudia Sanden wegen einer akuten Gallenblasenentzündung zunächst für eine Woche krank geschrieben sei.

Bender wartete, bis sie den Text gelesen hatte. »Dieses Attest schicken Sie an die Personalabteilung des Betriebes. Morgen um zehn Uhr wird Sie am S-Bahnhof Schöneweide jemand, der Sie kennt, in Empfang nehmen. Sie werden die kommenden Tage außerhalb ihrer Wohnung verbringen.«

In Claudia Sanden war plötzlich ein Gefühl der Geborgenheit, ein Wissen, daß sich Menschen um sie kümmerten, die verschworene Feinde Hitlers waren und sie als eine der ihren betrachteten. Sie hatte das dringende Bedürfnis, sich zu erklären, die Beweggründe ihres Handelns vor diesen beiden Männern darzulegen und sich auch von jener anderen quälenden Erinnerung zu befreien.

Sie begann zu sprechen: »Als ich sah, wie sehr Eberhard daran lag, mit ihnen wieder Kontakt zu bekommen, habe ich mich geschämt. Ich weiß, daß er konsequent ist. Wenn er eines Tages so oder so diesen Krieg nicht mehr mitmacht, werde ich auf ihn warten, und sollte es Jahre dauern. Es gibt ja kaum einen anderen Weg ... « Sie strich sich mit der Hand über die Augen. »Und ich? In Wien hatte ich früher viele jüdische Bekannte. Sogar noch bis in die ersten Monate nach der Annexion. Kurt Dörnberg bestand darauf, daß ich mich von ihnen löste. Ich ließ mir einreden, es sei unwürdig, mit ihnen zu verkehren. Seit dieser Zeit hat mich etwas nie mehr zur Ruhe kommen lassen. Ich habe eine Schuld abzutragen. Meine Eltern lebten damals noch in Wien. Seit Jahren waren sie mit einer jüdischen Familie befreundet. Salomon Sternheim, wir nannten ihn Sally, war Juwelier und mit einer Katholikin verheiratet. Sie hatten eine

kleine Tochter, Sabine, die zu Beginn des Krieges etwa sechs Jahre alt war. Sternheim durfte seinen Beruf nicht mehr ausüben. Als er spürte, daß die Gestapo hinter ihm her war, floh er nach München zu guten Bekannten, die ihn versteckten. Ich wußte zufällig die Adresse, und Dörnberg lockte sie aus mir heraus unter dem Vorwand, daß er in München zu tun hätte und Sternheim Grüße von uns überbringen wollte.

Dörnberg verriet das Versteck an HJ-Führer und SA-Männer, mit denen er zusammenarbeitete, bevor er Soldat wurde. In der Nähe von Gauting ist Stemheim umgebracht worden - eben zu derselben Zeit, als Dörnberg in München weilte. Frau Sternheim war dann eines Tages mit der kleinen Sabine aus Wien verschwunden. Ich schäme mich so ... Durch meine Schuld ist ein Mensch umgekommen ... Ja, ausschließlich durch meine Schuld ... Ich kann nicht allein Dörnberg dafür verantwortlich machen. Verstehen Sie jetzt, daß ich diese Barbarei hasse? Daß ich etwas tun möchte?«

Eine Weile schwiegen die Männer, dann sagte Rudi Bender: »Wenn jemand die Lehren aus seinem falschen Handeln zieht, dann sühnt er bereits. Es ist niemandem geholfen, wenn Sie sich unablässig quälende Vorwürfe machen. Jedenfalls danke ich Ihnen sehr, daß Sie soviel Verträuen zu uns haben, und ich meine, daß Sie sich nun auch ein wenig erleichtert fühlen. Außerdem haben Sie durch Ihre Mitarbeit ... «

»Das ist doch nicht der Rede wert.«

»Wenn die nächsten Tage ohne Zwischenfalle vorübergehen, werden wir uns in aller Ruhe über Ihren weiteren Einsatz unterhalten.«

Ferdinand Becker war mit Sachkenntnis und Hingabe dabei, seine kurze Tabakspfeife zu stopfen. Er sog einige Male, daß es knisterte, und wandte sich schließlich Claudia zu, die ihn erst jetzt bewußt betrachtete. Er war etwa von gleicher Statur wie Rudolf, aber erheblich älter. In seinem borstigen braunen Haar lief schon mancher silberne Faden: Die braunen Augen standen nicht einen Augenblick still. Seine großen, verarbeiteten Hände bildeten einen merkwürdigen Gegensatz zu seiner gewandten

hochdeutschen Ausdrucksweise.

»Tja, Hitler hat die Furcht gebracht und die halbe Welt mit Krieg überzogen. An allen Fronten wird täglich gestorben. Überall gibt es Konzentrationslager, in denen die Sternheims zu Hunderttausenden umkommen. Aber überall gibt es auch Menschen, die nicht nur die Faust in der Tasche ballen, sondern bewußt und planmäßig handeln. Sie sind im Konstruktionsbüro tätig?«

Claudia nickte verhalten.

»Dann läuft sicher interessantes Material durch Ihre Hände. Dort werden jene Dinge sichtbar, die man kennen muß, um etwas gegen Hitlers Krieg tun zu können.« Die Pfeife war wieder ausgegangen. Er stocherte mit einem kleinen Gerät in dem Tabak.

Claudia Sanden hatte plötzlich das Gefühl, als wären Tausende Augenpaare auf sie gerichtet: die blaßblauen von Rudi Bender und die braunen von Ferdinand Becker, vor allem aber andere, kalte, drohende, von brutalen Brauen beschattete in Vielzahl. Angst überkroch sie, die Schenkel hinauf, über den Rücken in den Nacken.

Er meint doch, ich soll ihnen bestimmte Dienstgeheimnisse zugängig machen. Darauf steht Todesstrafe. So sagen sie es uns immer wieder in den Belehrungen. Diese Dienstgeheimnisse bekommt später irgend jemand in die Hand und kennt dann zum Beispiel bestimmte technische Einzelheiten über den in Entwicklung befindlichen >Königstiger<. Daraus kann die gegnerische Rüstungsindustrie wesentliche Schlußfolgerungen ziehen, kombinierte sie weiter. Das heißt also Spionage. Habe ich denn die Nerven dazu?

Sie blickte plötzlich in die aufmerksamen Augen Ferdinand Beckers. Kaum merklich nickte sie und dachte dabei an den toten Sally Sternheim.

»Damit wir un richtig verstehen«, sagte Becker, »unser Auftrag lautet: stören, verzögern, verhindern, die Mordwaffen stumpf

machen.«

Also keine Spionage, überlegte Claudia. Ich hätte auch dazu ja sagen müssen, wie zu jedem Kampfmittel gegen Hitler. Ob sie mich wirklich verstehen? Nichts an Vergangenem ist durch mein jetziges Verhalten ungeschehen gemacht. Aber es war doch gut, daß ich über Sally Sternheim gesprochen habe.

Der nächste Tag verlief nach dem Plan, den Ferdinand entworfen und zweckdienlich vorbereitet hatte. Der Abteilungsleiter wünschte ihr allerschnellste Genesung, aus reinem Egoismus, denn er wußte nicht mehr, wie er bei dem reduzierten Personal den an ihn gerichteten Forderungen entsprechen sollte.

Als Rudolf Benders Mutter sie am S-Bahnhof Schöneweide in Empfang nahm, wunderte sich Claudia Sanden nicht. Zum ersten Male seit Tagen erfüllte sie eine tiefe Ruhe.

Ob es diesen Dr. Bärwald tatsächlich gibt? dachte sie.

8. KAPITEL

Die Erde quoll auf unter den warmen Winden. Der unergründliche Schlamm forderte den Männern das Letzte ab. Er überschwemmte Wege und jede Art von Befestigungen. Steppenbäche und dörfliche Rinnsale schwollen zu tosenden Flüssen, auf denen gewaltige Eisschollen dahinschwammen. Unter ihren Rammstößen schwankten die Trümmer gesprengter Brücken wurden die daneben errichteten Notstege zermalmt. Schmelzwasser rieselte allenthalben aus noch verschneiten Schluchten und Nordhängen. Die dunklen Wolken öffneten ihre Schleusen. Beides schuf einen zähen Brei, in dem Panzer dröhnend umherwühlten und Räderfahrzeuge rettungslos steckenblieben.

Vorn brachen die Ränder der Schützenlöcher weg, das Wasser sammelte sich auf der Sohle. Die Grabenwände rutschten ab und die Stiefel blieben im Morast stecken. Kotig-fettige Erde hing an Knie, Ellenbogen, Schulter und brachte quälendes Rheuma in die Gelenke der Männer. Zeltbahnen wurden nur noch dazu gebraucht, Maschinengewehre und Handgranaten einigermaßen trocken zu halten. Es gab nichts, wohin die Nässe nicht drang. Seit Wochen ging es nun schon so, und der April neigte, sich bereits seinem Ende zu.

Jedem schweren Granateinschlag folgte ein Sturzbach trüber Jauche mit großen Fladen; die spritzend in den Schlamm zurückklatschten. Und die Landser preßten ihre Leiber in den schmierigen Lehm und starrten nach vorne, zum Rotarmisten, bei dem sich die Natur ebenso ungebärdig benahm. Aber es war nicht zu leugnen, und die alten Fronthasen hielten nicht damit hinter dem Berg: Der Russe ist ein Meister des Improvisierens. Sicher gibt es bei ihm schon längst Bohlenunterlagen, Lattenroste; wahrscheinlich bauen sie um diese Zeit mit Vorbedacht Abzugsgräben und Sickerschächte und haben wenigstens in ihren Bunkern einen trockenen Hintern.

Alles sehnte Trockenheit und Sommer herbei.

Immerhin waren deutsche Eliteverbände, vor allem SS-Divisionen, im März mit erbitterten Gegenangriffen im Raum Belgorod - Charkow knapp zweihundert Kilometer weit nach Osten vorgestoßen und hatten dabei fast die Hälfte des sowjetischen Einbruchs westlich von Kursk wieder zurückerobert.

Die Spatzen pfiffen es von den Dächern der rückwärtigen deutschen Kommandostellen, daß alle verfügbaren Divisionen aus ganz Europa abgezogen und in den Abschnitten Brjansk, Orel, Sumy, Belgorod und Charkow konzentriert wurden. Das Oberkommando der Wehrmacht bereitete auf Befehl Hitlers die Operation >Zitadelle< vor und begann, Hunderttausende von Menschen sowie gewaltige Mengen an Kriegsmaterial in Bewegung zu setzen, um den entscheidenden Gegenschlag führen zu können. Die Rote Armee schien nach ihrer zweiten großen Winteroffensive im Mittelabschnitt erschöpft und nur noch auf Verteidigung bedacht zu sein.

Innerhalb kürzester Frist entstand hinter der sowjetischen Front ein gewaltiges Abwehrsystem um den Halbkreis des Kursker Bogens, in dem vor allem jene Abschnitte ausgebaut wurden, wo die Hauptstöße der Deutschen Wehrmacht erwartet werden konnten. Eine gigantische Arbeit wurde Nacht um Nacht geleistet. Allein die Soldaten der Woronesher und der Zentralfront schaufelten Gräben in einer Gesamtlänge von nahezu zehntausend Kilometern. Ungeheure Reserven von Waffen, Munition, Treibstoff, Verpflegung und Material jeder Art flossen nach vorn oder wurden in tief gestaffelten Ersatzlagern gestapelt.

Daneben begann die operative Planung gegen die Truppenmassierung des OKW im Raum von Orel. Angriff und Verteidigung mußten einander bedingen, um jedem offensiven Überraschungsmoment entsprechen zu können.

Oberleutnant Helgert war voll keimender Sorge, beunruhigt durch jenen seltsam unverständlichen Brief von Ilse, den er

vorhin nur hatte überfliegen können. Er hockte sich in eine Wechselstellung. Der Schlamm spritzte ihm dabei bis in die Taschen. Er zwang sich, noch einmal Zeile für Zeile mit Bedacht zu lesen.

>Lieber, lieber Fritz!

Wie oft ich wohl schon die Feder in die Hand genommen habe, um diesen Brief zu schreiben. Immer stand Dein Gesicht vor mir, und Deine Augen waren abweisend. Und dann habe ich irgend etwas aus dem Alltag, Belangloses, berichtet. Aber heute ist es nun unabdingbar notwendig geworden. Seit Stunden blickte ich auf das gleiche Bild draußen. Dein Onkel werkelt mit dem alten Jürgensen am Holzschuppen. Beide sind voller Schaffensdrang und Hoffen. Sie haben soviel Mut. Ja, Mut müßte man haben.Viel, viel Mut. Weshalb ich wohl hierher nach Hamburg gekommen bin? Um nicht allein zu sein, wie Du meintest; um Deinem Onkel eine Freude zu bereiten, wie ich dachte.

Bei uns ist strahlender Frühling; bei Dir Eis und Schlamm. Welch ein Gegensatz. Ungeheuerliche Belastungen sind Dir aufgetragen, körperliche, aber auch seelische; wahrscheinlich werden es noch mehr werden. Draußen ist das Sterben unberechenbar, hier das tägliche Dasein.

Mehr als der Tod trennt uns das Leben.

Ich bin so dankbar für all das, was Du mir an Glück geschenkt hast. Sogar jetzt und morgen könnte es noch schön sein. Es tut so weh, daran zu denken, daß jenes Schöne nun für immer zu Ende sein soll. Für lange Zeit wird wohl ein Aber bleiben, und ich weiß nicht, was alles noch darüber zerbrechen wird.

Manchmal würde sich sogar die Last des Krieges vergessen und im Niederdrückenden ein Hoffnungsschimmer finden lassen, ein vielleicht unbegründeter Zukunftstraum. Der Mensch hofft wohl auch noch dann, wenn er schon den Nacken beugt.

Aber das liegt nun alles bei Dir!

Ich sehe Dein Gesicht vor mir, wenn Du über diese Zeilen

nachdenken wirst, und die Tränen steigen mir in die Augen. Ich will mir Mühe geben, Dir ein wenig zu helfen. Noch könnte ich es.

Ich vergesse Dich nie. Deine Ilse<

Helgert versuchte, den Sinn zu ergründen, doch es mißlang. EInes aber war sicher: Etwas ihm Unbekanntes, Feindliches mußte in Ilses Leben getreten sein und ihre Gemeinsamkeit plötzlich gestört haben.

Die Schläfen schmerzten ihm vom unentwegten Grübeln.

Mehrere Staffeln YAK 7 nahmen die vorderste Linie im Nachbarabschnitt Maß. Helgert starrte hinüber. Dann ging er in den Bunker zurück.

Früher Glück ... und jetzt Zerbrochenes, hat sie das nicht geschrieben? Noch einmal las er den Brief Wort für Wort. Dabei kam ihm der Gedanke: Wenn ich den Begriff >ein fremder Mann< überall dort einsetze, wo der Brieftext verschlüsselt scheint oder irgendein Ausdruck der Erklärung bedarf, gibt es zwar noch keinen vollständigen Sinn, aber doch eine Art Teilentschlüsselung.

Er machte die Probe. Es blieb dabei.

Also hat sich Ilse, während ich hier draußen im Dreck liege, mit irgend jemand eingelassen, fröhliche Stunden erlebt, vielleicht noch mehr ... Und nun hat sie plötzlich die Angst überwältigt, und sie wendet sich hilfesuchend an mich.

Der Oberleutnant stieß ein höhnisches Lachen aus und begann, im Bunker umherzuwandern. Drei Schritt vor, drei Schritt zurück. Er konnte sich seine Frau einfach nicht in einer solchen Situation vorstellen. Aber was wußte er schon viel vom Leben? Er kannte das nur aus den Prahlereien der Landser und der Hemmungslosigkeit seiner Offizierskameraden, die ihn immer angewidert hatten.

Meine Ilse. Wie habe ich mich nur so täuschen können. Und wenn sich etwas ganz anderes herausstellt?

Tief hingen die Wolken über der triefenden Landschaft. Wie ein Besessener rannte der Oberleutnant hinter der vordersten Linie umher. Nach Stunden erst kam er schweißüberströmt und dreckbespritzt in den Erdbunker zurück und hatte sich nun einigermaßen in der Gewalt. Ausschlaggebend war für ihn der Gedanke, daß er sich als aktiver Offizier so zu benehmen hatte, wie es der Ehrbegriff des Offizierskorps der Deutschen Wehrmacht vorschrieb. Seine Offiziersehre war entscheidender als alles andere. Sie bezog die Familie mit ein.

In dieser Nacht schlief der Oberleutnant Helgert keine Sekunde. Langsam drehte sich die unergründliche Sternenpracht des Frühjahrshimmels an der halbblinden eingebalkten Bunkerscheibe vorüber.

Immer wieder grübelte er über das gleiche nach. Es ist ein Notschrei Ilses. Niemals hätte sie derartiges ohne besondere Veranlassung geschrieben. Ich muß zu ihr. Dazu brauche ich Urlaub. Den bekomme ich in dieser Situation nur mit einer handfesten Begründung. Also muß ich Persönlichstes darlegen. Ich werde mich überwinden; Ilses wegen.

An diesem Punkt seiner Überlegungen angekommen, wußte er um alles Erforderliche und richtete sich beinahe gelassen darauf ein.

*

Der Oberleutnant Altdörfer fand es verwunderlich, von seinem Bruder Wieland im Abstand von wenigen Tagen gleich zwei Briefe zu bekommen. Der erste hatte ihn etwas unangenehm berührt, weil er darin las, daß man einen flotten Abend im Kameradenkreise in Hamburg verbracht hätte, dessen Mittelpunkt die charmante Ilse Helgert gewesen wäre.

Jedesmal, wenn er den Namen Helgert hörte, wurde ihm unwohl zumute. Er befürchtete, der Batteriechef könnte bei seinen Offizieren eine peinliche Bemerkung über den Erwerb seines Eisernen Kreuzes fallenlassen. Er wurde auch das Gefühl nicht los, daß Helgert ihn damals beobachtet hatte, als er den Russen tötete, der mit seinem Lungenschuß wahrscheinlich durchgekommen wäre.

Der zweite Brief von Wieland schien für den Außenstehenden recht harmlos, verriet jedoch dem Eingeweihten im Zusammenhang mit dem ersten allerlei nicht eben Uninteressantes. Altdörfer rekapitulierte: Mein Bruder bittet mich zu verhindern daß Helgert überraschend ins Reich kommt. Irgend etwas ist offenbar bei diesem Saufabend schiefgelaufen. Wieland schreibt zwar nichts Genaues darüber, will aber demnächst ausführlicher berichten.

Also beschloß Altdörfer, vorerst abzuwarten.

Abends ritt der Chef der 6. Batterie zum Abteilungskommandeur und bat darum, seinen Jahresurlaub aus familiären Gründen sofort nehmen zu dürfen. Leutnant Gengenbach wäre erfahren genug, die Batterie in den Wochen seiner Abwesenheit mit Anstand zu führen. Der Abteilungskommandeur fragte nicht nach dem Grund und stellte in Aussicht, das Urlaubsgesuch zu befürworten. Ein paar Tage später lag es neben anderen Postsachen auf dem Frühstückstisch vor dem Regimentsadjutanten Oberleutnant Altdörfer.

Krusemark ließ die Röstbrote knacken und gab sich mit Wohlbehagen der gepökelten Rinderzunge hin, die der Stabsveterinär bei der Schlächtereikompanie gegen einige Säcke Kartoffeln eingetauscht hatte.

Das war der günstigste Augenblick für Altdörfer. Er sagte dem Oberst, daß er es bei der prekären Lage im Divisionsabschnitt, die persönliche Entbehrungen und jeden Mann fordere, für leicht abwegig halte, wenn ausgerechnet jetzt ein Batteriechef auf Urlaub fahren wollte. Das sähe ja beinahe aus, als gäbe es keine Disziplin im Regiment.

Krusemark blickte hoch. »Wer kommt denn auf diese sonderbare Idee?«

»Helgert.«

Offenbar hatte Krusemark nicht erwartet, den Namen eines seiner verläßlichsten Offiziere zu hören.

Aber Altdörfer war ein kluger Adjutant. Er wußte, daß man jemandem beim Frühstück keine Entscheidungen abfordern sollte, die gegebenenfalls geeignet waren, später Bauchschmerzen auszulösen, am allerwenigsten einem Oberst und Regimentskommandeur. Also nahm er die Sache selbst in die Hand. »Ich denke, wir geben das Gesuch zurück mit Hinweis auf den für Offiziere eingeschränkten Urlaub, der ja praktisch einer Sperre gleichkommt.«

Er schloß die Bemerkung an, daß für Herrn Oberst heute in der Sauna ein Spezialbad gerichtet werde und Herr Oberst liebenswürdigerweise die Uhrzeit bekanntgeben möchte, wann er das Bad zu nehmen wünsche. Im übrigen wäre die Nacht vorn ruhig verlaufen. Das Regiment hätte lediglich vier Tote zu beklagen und eine Anzahl Verwundeter, aber das dürfte Herrn Oberst ja kaum noch interessieren.

Der Kommandeur nahm beides gleichermaßen bewegt auf und sah dem ungestörten Ablauf des weiteren Vormittags mit Fassung entgegen. Sauna, Massage und anschließend ausgiebige Ruhe bekamen ihm glänzend, so daß er zwei Tage danach beschloß, das gleiche Unternehmen zu wiederholen.

Um so schleierhafter war, daß der Chef seiner 6. Batterie ihn gerade in dem Augeriblick dringend um ein Gespräch bat, als er aus der Uniform heraus und in die Badewanne wollte. Vielleicht wegen des vorgestern zurückgewiesenen Urlaubsgesuchs? Altdörfer hatte doch versprochen, diese Geschichte selber zu erledigen. Möglicherweise kam Helgert auch gar nicht deswegen. Eine Frechheit blieb es auf jeden Fall, daß er sich nicht im Regimentsgefechtsstand meldete und dort gefälligst auf seinen Oberst wartete.

Krusemark war nicht übertrieben sonnig gestimmt, als er seiner Ordonnanz sagte, der Oberleutnant möge, wenn es eben gar nicht anders ginge, für ein paar Minuten hereinkommen.

Helgert meldete sich.

»Na, dann schießen Sie mal los«, begann der Regimentskommandeur und setzte sich, dabei dem Oberleutnant lässig Platz bietend. Leichter Groll erfüllte ihn bei dem Gedanken daß die Lümmels in der Sauna unter Umständen nicht genügend kaltes Wasser zum Aufgießen bereithalten könnten.

Helgert war stehen geblieben. »Ich bitte Herrn Oberst gehorsamst, die Entscheidung der Ablehnung meines Urlaubsgesuchs noch einmal wohlwollend zu überprüfen.« Die Worte klangen recht bestimmt.

Der Oberst war nun endgültig verärgert. »Lieber Helgert, wir sind hier draußen in keinem Männergesangverein. Es ist ja doch wohl selbstverständlich, daß der einzelne dem Ganzen seine persönlichen Belange bedingungslos unterordnet. Es geht um das Wohl der Volksgemeinschaft für ein Jahrtausend! In persönlichem Verzicht erst zeigt sich wahrer Beitrag für die Sache!« Krusemark war mit sich zufrieden. Diesen Brocken würde der Junge kaum so schnell aus dem Wege räumen können.

»Herr Oberst, ich glaube zwingende Gründe zu haben, welche die große Idee der Volksgemeinschaft nicht beeinträchtigen, im Gegenteil vielleicht sogar mit zu erhalten angetan sind.«

Der Regimentskommandeur blickte überrascht auf. Schlug gleich zurück, dieser Bursche, und nicht einmal ungeschickt. Aber er wollte ins Bad und dann zum Essen, Teufel noch eins! »Das klingt sehr schön, doch Sie müssen sich schon etwas greifbarer ausdrücken, Helgert!«

Der Oberleutnant wußte, daß jetzt ein Canossa begann. Er schilderte, von der Richtigkeit seiner Annahme überzeugt, die Situation, unbeschönigt, ohne auf seine Person Rücksicht zu nehmen, und betonte, daß seine Ehre als aktiver Offizier und schließlich auch in gewisser Hinsicht, zumindest durch ihn, die

Ehre des Regiments gefährdet sein könnte.

Das gab den Ausschlag bei Krusemark. Dieser energische Helgert würde da sicher Ordnung schaffen, ohne daß Schatten bis hierher, das heißt auf ihn, fallen würden, gerade jetzt, wo die Verleihung des Ritterkreuzes bevorstand.

Oberst Krusemark ließ sich mit Altdörfer verbinden und wies ihn an, unverzüglich die erforderlichen Urlaubspapiere für den Chef der Sechsten auszufertigen, damit er übermorgen fahren könnte. Er würde persönlich den Ia der Division, Oberstleutnant von Wenglin, mit der Besonderheit dieses Falles vertraut machen.

Altdörfer widersprach mit keinem Wort. Aber er dachte an die Vermerke in seinem Notizbuch.

Als Krusemark seinen Oberleutnant verabschiedete, war eine winzige Anteilnahme in ihm. Diese hatte keinesfalls etwas mit der Angelegenheit Helgert zu tun, sondern entsprang ausschließlich dem Gedanken, was es wohl für eine Misere wäre, wenn er selbst in einer solchen Patsche säße.

Der Obergefreite Sengpiel, im zivilen Dasein zweiter Masseur im Stadtbad Berlin-Mitte, hatte Hände, groß und weich wie Luftkissen. Während er den Oberst im Schweiße seines Angesichts durchknetete, dachte dieser schon nicht mehr an den Batteriechef, der 1942 als erster Offizier des Artillerieregiments mit dem Deutschen Kreuz in Gold ausgezeichnet worden war, dem >überschweren Hakenkreuz auf Selbstfahrlafette<, wie die Kanoniere unverblümt sagten, weil er fünf voneinander unabhängige Tapferkeitstaten im Range einer EK-I-Leistung vollbracht hatte.

Oberleutnant Altdörfer ließ den Melder mit der BMW vorfahren und schrieb unterdessen hastig seinem Bruder Wieland ein paar Zeilen in dem Sinne, daß mit dem kurzfristigen Eintreffen Helgerts in Hamburg zu rechnen wäre. Dann nahm er eine Flasche Cointreau und beauftragte den Melder, Brief und Likör dem Fliegerleutnant Blachenwitz auf dem Flughafen in Orel mit der Bitte um sofortige Beforderung - wie üblich - auszuhändigen.

*

Die Maschine des Fronturlauberzuges schob zwei flache, mit Sand gefüllte Güterwagen vor sich her, welche von Partisanen an die Schienen montierte Sprengladungen auslösen sollten. Es gab kaum ein längeres Stück der weit über tausend Kilometer langen Strecke, wo nicht rechts und links der Gleise die Trümmer von Lokomotiven, Schienen, verrosteten Waggons und Gerät lagen.

Hier, im Orelbogen wie an anderen Stellen der Ostfront, erfolgten jeden Monat zahllose Sprengungen. Panzerwagen, ja ganze Panzerzüge, Lastkraftwagen, Munition, Flugzeuge, Geschütze, Brücken, Bahndämme, Nachschubmaterial, Verpflegung, Truppentransporte flogen in niemals abreißender Folge in die Luft. Durch den zähen Kampf der Partisanen wuchsen die Verluste der Deutschen Wehrmacht an Menschen wie an Material.

In großen Abständen kündigten ausgedehnte Stacheldrahtverhaue einen Stützpunkt der Wehrmacht an. Dort klebten flache Blockhäuser mit Schießscharten, von spanischen Reitern flankiert, am Bahnkörper. Mißmutig zumeist blickte die fremde Besatzung dem Zug nach - Ungarn oder Rumänen, die wußten, daß man sie nur als bessere >Hiwis< ansah.

Die Partisanen respektierten diese Befestigungen kaum, sondern ließen so viel Züge hochgehen, wie sie überhaupt Sprengstoff verfügbar hatten. Jede Nacht warfen sowjetische Flugzeuge Waffen und Verpflegung ab. Menschen glitten an Fallschirmen lautlos durch die Finsternis und verstärkten die geheimnisvolle Front im Hinterland.

Die Partisanenbewegung hat unheimliche Ausmaße, aber damit wird zumindest im Mittelabschnitt endgültig Schluß gemacht, dachte Helgert, während er in die Nacht starrte. Jetzt, im April, haben sie Fronttruppen auf diese rote Geisterarmee angesetzt, mit Panzern und Sturmgeschützen; sogar die Luftwaffe soll

beteiligt sein. Diese Fummelei der Polizeiverbände hat doch keinen Sinn gehabt. Es müssen endlich spürbare Ergebnisse erzielt werden.

Hinter den verdreckten Fensterscheiben dehnte sich eine bleiche Landschaft. Im Vordergrund schien sie trotz der langsamen Fahrt des Zuges eilig vorbeizuziehen. In ungewisser Weite stand sie fast still und glitt nur allmählich aus dem Blickfeld.

Dann verloren sich seine Gedanken wieder in den anderen Kreis. Das Gesicht des Obersten stand verzerrt vor ihm. Krusemark war stolz darauf, dermaleinst und noch heute Bonner Borusse zu sein. Nicht nur die gepfefferten Zieher quer durch das Gesicht, sondern vor allem seine Ansichten kündeten davon. Die Monarchie bedeutete ihm mehr als die NSDAP. Das Hakenkreuz diente ihm zur Deckung seiner schwarzweißroten Gesinnung. Sein Repertoire an >Wirtin-Versen< und solchen von >Bonifazius Kiesewetter<, von einschlägigen Witzen völlig abgesehen, war nicht zu übertreffen. Diesem Mann nun hatte er Persönlichstes anvertraut.

Helgert wurde es heiß bei dem Gedanken; daß Krusemark darüber vielleicht in seinem üblichen Ton reden könnte. Unzweifelhaft hat er den Divisionsstab aufgesucht und dabei dem Ia, Herrn von Wenglin, auf den er in manchem angewiesen war, die Angelegenheit genüßlerisch unterbreitet. Trotzdem ist er nicht der schlechteste und wird mir weiterhelfen, dachte der Batteriechef.

Wenn aber an alledem überhaupt nichts war? Wenn es sich um eine vorübergehende Depression oder etwas völlig Andersartiges, vielleicht Harmloses bei Ilse handelte? Wenn er dann gezwungen wäre, wieder zu Krusemark oder zum Personaloffizier der Division, dem I Ia, zu gehen und zu widerrufen? Würde man dann nicht annehmen, er hätte sich den Urlaub erschleichen wollen? Helgert stöhnte.

Tage später fuhr der Zug durch das Generalgouvernement. Das Klappern und Schwingen der Schienen wurde eiliger. Die schwere Lokomotive begann, mit den Minuten zu geizen.

Im Waggon wurde es unruhig. Helgert registrierte jene gelockerte Stimmung, die bei den anderen aufkam und nicht mehr an Tod und Grauen, aber auch noch nicht an die Trostlosigkeit des Heimatkriegsgebietes denken ließ. Das Vorgefühl des Wiedersehens erhob sich jetzt, wo die wenigen abgeblendeten Signallichter dem dahinjagenden Zug entgegentorkelten.

Die Heimat, ihre ständige große Vision. Je näher das Ziel kommt, desto durchsichtiger wird die Freude, auch wenn der Mund noch laute Worte findet. Der fremd gewordene Alltag wartet schon und wird sie in Kürze mit seiner gleichgültigen, unpersönlichen Geschäftigkeit anfallen. Helden gibt es nur in Zeitungen. Bei vielen scheint sich schon jetzt ein Gefühl der Enttäuschung breitzumachen. Aber sie äußern es nicht laut. - >Die Schatten von Stalingrad ragen weit in die Zukunft. Nur die wenigsten ahnen es. Die meisten wollen es nicht wissen. Sie halten mehr von den totalen Versprechungen. Das Glauben fällt ihnen deswegen so leicht, weil sie Angst vor dem Erkennen und der Schlußrechnung haben.< So hatte - dem Sinn nach - ein ehemaliger Landser vor einigen Tagen im Moskauer Rundfunk die geistige Situation im deutschen Hinterland eingeschätzt. Wahrscheinlich dürfte auch dabei etwas übertrieben wordensein, grübelte Helgert.

Geschäftig ratterten letzte Weichen. Die Bremsen kreischten. Dann stand der Zug.

Tief aufatmend fand sich der Oberleutnant vor dem Hamburger Hauptbahnhof. Über ihm war die Raumlosigkeit einer düsteren Nacht. Unten, auf den Fernbahngleisen, dröhnten die Räder weiter. Andere, immer neue. Von dort wurden Menschen hinaustransportiert zu den glühenden Retorten in Ost und Süd. An jeder Lokomotive war zu lesen: >Räder müssen rollen für den Sieg!<

Helgert war schon eine ganze Weile durch die Innenstadt getrottet, ohne recht darauf zu achten, wohin er ging. Es war immer das gleiche Bild. Aus dem tiefschleifenden Dunkel über dem Straßengewirr schoben sich Fahrzeuge mit blinden Augen heran und suchten vorsichtig ihren Weg mit winzigen, am Boden klebenden Lichtschlitzen. Hinter ihnen glommen farbige Punkte,

wurden schnell aufgesogen wie Schemen. Geisterhaft huschten Menschen vorüber, immer unsicher und gehetzt unter der Glocke der absoluten Verdunklung. Lichtpfeile stießen manchmal hastig in die mondlose Nacht, irrten planlos umher, verharrten sekundenlang, durchschnitten sich und verlöschten. Irgendwo auf den Britischen Inseln, in Schottland, Oran, auf Malta oder sonstwo liefen vielleicht schon wieder die Motoren von schweren Bombern warm und trugen über ungezählte Kilometer nächtliche Spannung voraus. Jeder zweite hier auf der Straße schien jene Geschwader zu wittern, ehe sie sich mit ihren vielen Tausenden Kilogramm Sprengstoff schwer in die Luft erhoben.

Der Oberleutnant starrte auf die grotesken Widerspiegelungen der Flakscheinwerfer im Alsterbecken. Dann ging er langsam die Uferstraße entlang. Neben ihm zogen sich die wuchtigen schweren Schatten der Geschäftsbauten wie eine steile Wand hin. Er kreuzte eine der großen Straßen zum Hauptbahnhof, dessen Gemurr hinter ihm verstummte.

Es war ziemlich weit bis zur Adolphstraße, in der Nähe der Außenalster, wo das Haus mit der Wohnung des Onkels stand.

Ilse öffnete ihm. In heftiger Reflexbewegung fuhr ihre rechte Hand zum Herzen. Die Lippen öffneten sich halb, aber sie brachte keinen Laut hervor.

Helgert fiel sofort auf, wie blaß ihr Gesicht war. Auch glaubte er um den Mund einige feine Linien zu entdecken. Etwas umständlich nahm er den Wehrmachtsrucksack mit den vielen Außentaschen von der Schulter und räusperte sich. »Ja, ich bin für ein paar Tage in Hamburg ... es kam ganz überraschend.«

Ilse öffnete die Tür weit; ihre Bewegungen waren unsicher. Während er seine Sachen abstellte und sich wusch, bereitete sie mit nervöser Geschäftigkeit das Abendbrot.

Helgert versuchte krampfhaft, sich die erste Frage zurechtzulegen, die möglichst schnell Klarheit in das bis zur Unerträglichkeit Angestaute bringen sollte. Er hob die Teetasse an den Mund, dabei zitterte seine Hand. Aus dem Gewirr seiner hastigen Rede sprang das Wort >Brief< hervor.

Die junge Frau sprach stockend, mit heiserer Stimme.

Als der Name des Diplomingenieurs Wieland Altdörfer fiel zuckte Helgert zusammen. »Wieso hat er sich mit dir verabredet?« fragte er.

»Kannst du nicht verstehen, daß ich froh war, mit jemand über dich sprechen zu können?«

Ausgerechnet mit dem Bruder von Altdörfer, dachte er, diesem ekelerregenden Burschen. »Und was war das für ein Bekannter, der nach dem Luftangriff dazukam?«

»Ein Oberleutnant. - Kurt Dörnberg.«

Helgert überlegte: Dörnberg? Kurt Dörnberg? Doch nicht etwa dieser Flakoffizier? Dörnberg und Altdörfer? Das ist doch kein Zufall! Altdörfer sucht seit längerem eine Möglichkeit, sich an mir zu rächen. Aber ich muß erst alles erfahren. Er preßte die Zähne aufeinander und beherrschte sich.

Ilse Helgert berichtete das Allernotwendigste: Wie sie in einem unbekannten Zimmer erwachte und sofort spürte, daß etwas mit ihr geschehen war. Dörnberg hatte in der Hotelhalle auf ihre verschlüsselte Frage kühl und mit brutaler Direktheit geantwortet: >Es geschah das, was jeder Mann in der gleichen Situation ebenso bedenkenlos getan hätte.<

In Helgerts Ohren klang grell das Gelächter, mit dem Wieland Altdörfer davongeschwankt war. Dörnberg! Er versuchte, sich dessen Stimme vorzustellen, aber es gelang nicht. Der Schädel schien ein großer Resonanzboden zu sein. Jemand, ein Verbrecher, hat Hand an Ilse gelegt, hat ihr die Kleider vom Leibe gezerrt und seine Geilheit befriedigt. Wie naiv waren doch meine Überlegungen vor Orel. Er hatte plötzlich das Empfinden, als nähme sein Hirn nur Teile des Ungeheuerlichen auf.

Fritz Helgert schloß die Augen. Es ist ein von Altdörfer angestiftetes Komplott, dachte er. Oder ob Dörnberg einfach nahm, was ihm die Stunde bot? Oder ... tat er es mit zynischem Vorbedacht? Vielleicht ist das alles durch den Krieg ganz

selbstverständlich, alltäglich geworden?

Der Schweiß rann ihm die Brust hinab.

Jedenfalls hat Dörnberg mit seiner Tat nicht nur Ilse, sondern auch mich getroffen. Meine Offiziersehre ist verletzt. Und darauf kam es diesem Burschen wohl an.

Helgert glaubte nun, ganz klarzusehen. Er straffte sich und sagte: »Es gibt hier in Hamburg ein Standortgericht. Ich werde gegen Dörnberg und den ganzen Klüngel Klage erheben. Es wäre ja noch schöner, wenn ich nicht Recht bekomme! Diese Beleidigung lasse ich nicht auf mir sitzen!«

Ilse erschrak. Ein Gerichtsverfahren? Um Gottes willen! Was hat denn das alles mit seiner Ehre zu tun? »Bitte, tu es nicht«, bat sie. »Wie soll ich das überstehen, wenn diese scheußliche Sache vor Fremden ausgebreitet wird? Es geht auch gar nicht!«

Helgert sah sie verblüfft an. »Wieso geht das nicht?«

»Ich bin erst vorgestern aus der Klinik gekommen.«

Er fand nicht gleich einen Zusammenhang. »So, was war denn? Davon hast du ja gar nichts geschrieben.«

»Ich mußte offen mit Doktor Felgenträger sprechen. Er brachte mich dann sofort zu einem befreundeten Gynäkologen. Es gab keinen anderen Ausweg.«

Helgerts Fäuste krampften sich um die Sessellehnen. Auf seiner Stirn bildete sich eine steile Falte. >Es gab keinen anderen Ausweg?< Er mochte seine Frau in diesem Augenblick nicht anschauen.

»Was für einen Ausweg ?«

»Als ich merkte, wie es um mich stand, bin ich zu einer erfahrenen Frau gegangen, wie man so sagt. Ein komplizierter Eingriff wurde erforderlich. Es bestand Verblutungsgefahr! Wir werden nie mehr ein Kind haben können.«

Die Muskeln im Gesicht des Oberleutnants waren hart und unbeweglich. Er starrte seine Frau an, deren Augen ohne jeden Ausdruck gegen die Zimmerwand gerichtet waren.

Wir werden kein Kind haben! Unser großer Wunsch, den wir immer wieder hinauszögerten, weil erst der Sieg gefeiert werden sollte, wird sich nicht erfüllen, weil sie einer Kurpfuscherin in die Hände gefallen ist. Vielleicht hätte sie mir niemals davon erzählt, wenn die Sache ohne Folgen geblieben wäre. - Er zerrte die beiden Metallhaken seines Kragens auseinander.

Plötzlich brüllte er los: »Warum hast du Wochen gebraucht, um mir diesen ominösen Brief zu schreiben? Warum hast du das unternommen, ohne dich vorher mit mir zu beraten? Der Eingriff wäre sicherlich auch noch später durch einen guten Arzt möglich gewesen! Meine Ehre ist besudelt worden! Ist diese Schande jemals abzuwaschen?«

Er hat ja recht, dachte sie, doch warum spricht er nur von seiner Ehre? Seine Ehre ist auch meine Ehre, das weiß ich selbst. Aber trotzdem: meine Angst, meine Schmerzen - sind die ihm gleichgültig? Kann er denn nicht ein Wort sagen, das mich tröstet und wieder aufrichtet? Er ist doch mein Mann!

Helgert spürte, daß er sich nicht mehr in der Gewalt hatte. - Eine Frau, die mit den Nerven am Ende ist, und ein Mann, der vor einem Trümmerhaufen steht. Das ist die Lage, Herr Oberleutnant. Hat jemand noch eine Frage? Ich bedanke mich meine Herren! Oberst Krusemarks Stimme gellte in seinem Ohr. Ihm war, als säße er in einer Jagdmaschine, die hochkantete und den Horizont wegtauchen ließ. Was mache ich überhaupt für ein Gesicht? Die Muskeln sind doch ganz verkrampft. Senfleben ist tot. Ich habe ihn rausgehetzt. Warum halten eigentlich die Stahlhelme so wenig ab? Wer ist denn der Dr. Felgenträger? Paragraph zweihundertachtzehn. Verblutungsgefahr durch unsachgemäße Abtreibung. Was ist alles in mein Leben geraten! Manche können sich einem Schmerz vollkommen hingeben. Wenn man träumt, ist beim Erwachen immer alles vorüber. Nur eine versteckte Warnung bleibt dann. Aber hier wird es viel brutaler, wenn du die Augen aufmachst. Ein wenig Leichtsinn, Hennessy und ein Schwein von Flakoberleutnant. So schnell kann

sich etwas im Leben vollziehen was dann kaum noch auszulöschen ist. Nun bist du Endstation, Richter und psychologischer Heilgehilfe.

Wie sie dasitzt! Ausgebrannt. Erschöpft. Sie erwartet jetzt doch etwas von mir. Um mich zu schonen, hat sie alles allein auf sich genommen. Es ist der reine Wahnsinn. Und wenn sie dieses werdende Leben nicht beseitigt hätte? Wenn eines Tages ein Kind dagewesen wäre, das Kind meiner Frau und eines Fremden?

Helgert meinte, das letzte Tröpfchen Wasser wäre in seinen Augen versiegt, so unerträglich rieben sich die Lider. Also ist es doch in meinem Sinne, daß diese Frucht der Heimtücke entfernt wurde? Unter keinen Umständen darf das Gericht etwas davon erfahren. Das nehme ich auf mich.

Zögernd legte er die Rechte auf ihren Nacken. »Wir werden alles in Ordnung bringen. Vor Gericht. Dabei wird von diesem bestimmten Paragraphen nicht gesprochen werden. Verlaß dich auf mich.« Seine Stimme war fremd. Was ist denn >alles<, grübelte er. Wo ist hier Anfang und Ende. »Unser Staat und seine Gerichte gehen gerade jetzt im Krieg mit Verbrechern scharf ins Zeug. Meine Ehre wird wiederhergestellt! Verlaß dich nur auf mich !« Er spürte die leere Mechanik seiner Wiederholung.

Ilse umschloß seine Finger mit beiden Händen. Dann lehnte sie ihren Kopf an die Brust mit den kalten Orden und weinte lautlos.

Alles will ich für ihn tun, dachte sie. Aber er darf nicht fortgehen von mir. Und wenn er mich nicht versteht? Wenn er das alles nicht begreift oder mir im Innersten doch nicht glaubt?! Natürlich werden unsere Richter mit hartem Urteil eine deutsche Familie zu schützen wissen. Aber warum will Fritz mir diese öffentliche Demütigung nicht ersparen? Mit dem Verfahren wird nichts zwischen uns geändert. Es geht ausschließlich um unsere Liebe. Das ist doch viel mehr.

Plötzlich überkam sie ein Schwächeanfall. Ihr Gesicht war schneeweiß. Er führte sie zum Bett und wartete, bis sie eingeschlafen war. Dann löschte er das Nachtlicht und ging leise ins Wohnzimmer zurück.

Lange nach Mitternacht, als er die notwendigen nächsten Schritte durchdacht hatte, begann Helgert, über sein Leben nachzugrübeln.

Das Hochgefühl des siegreichen Frankreichfeldzuges und der Glanz des eben verliehenen Eisernen Kreuzes hatten ihn damals bewogen, Ilse zum Standesamt zu führen; sie kannten sich schon nahezu ein Jahr. Helgerts Vater hatte nichts dagegen. Seit die Mutter tot war, gab es nur noch wenig Kontakt mit ihm. Er zog lange vor Kriegsausbruch nach München und hatte bis heute seine Arbeit in einem großen Chemiekonzern für wichtiger erachtet als alles andere. Zweimal im Jahr raffte er sich zu einem konventionellen Brief auf.

Ilse und Fritz waren davon überzeugt, daß sie sich liebten, daß der eine ärmer wäre ohne den anderen. Ihre Ehe hatte nur aus Heiratsurlaub, Wochenendurlaub, Jahresurlaub, Genesungsurlaub bestanden. Jedes Zusammensein wurde rauschhafte Erfüllung; sie nahmen einander, wie sie geschaffen waren, erfaßten aber das eigentliche Wesen des anderen kaum. Und heute? Er wußte es nicht.

Habe ich denn Ilse wirklich so geliebt, fragte er sich, daß ich nur sie und keine andere für das ganze Leben zur, Frau haben wollte? Ein Fremder hat mit ihr geschlafen. Wie verhält sich eigentlich eine Frau rein physiologisch, wenn sie infolge übermäßigen Alkoholgenusses denkunfahig wird? Ist sie noch auf eigenen Beinen in jenes Hotelzimmer gelangt? War sie faktisch bewußtlos? Ohne Willen? Hat sich dadurch etwas zwischen uns geändert? Oder durch die Abtreibung? Wird sich etwas ändern durch den gesellschaftlichen Skandal, welchen das Gerichtsverfahren unweigerlich heraufbeschwört?

Helgert spürte dumpf, daß zwischen ihm und Ilse etwas zerstört war. Mehr als der Tod trennt uns das Leben, dachte auch er. Doch er konnte nicht anders handeln. Sollte er etwa vor Krusemark treten und sagen, daß er sich geirrt hätte, daß nichts gewesen wäre? Das war unmöglich. Er hatte ihm seine Gründe für die außerordentliche Urlaubsgenehmigung genannt. Es gab für ihn kein Zurück.

Er sprang auf, riß die Verdunklungsvorhänge auseinander und öffnete weit das Fenster. Vom Meer kam würzige Luft. Tief atmete er ein und aus.

Am frühen Morgen, als er damit rechnen konnte, daß die Dienststunden, in den Gebäuden der Wehrmachtsgerichtsbarkeit begonnen hatten, ging er dorthin und erstattete Strafanzeige gegen den Oberleutnant der Flakartillerie Kurt Dörnberg wegen Notzucht; begangen an der Ehefrau des Fritz Helgert, Oberleutnant und Batteriechef in einem Artillerieregiment, unter Anwendung von willenausschaltenden Mitteln.

9. KAPITEL

Die Bekanntschaft hatte damit begonnen, daß der Wehrkreiskommandeur in Hamburg für die Offiziere einer Luftabwehrgruppe einen Empfang gab, um ihnen die Anerkennung des Führers und Oberbefehlshabers der Wehrmacht für den Abschuß von siebenunddreißig fliegenden Festungen beim letzten Terrorangriff der US Air Force auf die Freie und Hansestadt zu übermitteln. Der Zufall wollte es, daß der General während seines jovialen Plaudergangs durch den Stehkonvent bei der Gruppe von Flakoffizieren anhielt, zu welcher auch Dörnberg gehörte. Und es entging ihm nicht, daß jener dunkelhaarige Oberleutnant bei dem Toast, den er mit handelsüblichem Rotwein auf die Partei ausbrachte, eine krause Nase machte. Der General nahm den jungen Mann beim Ellenbogen, führte ihn zur Seite und fragte zunächst nach Belanglosem und schließlich - wenn auch sehr vorsichtig - nach dem Eigentlichen. Als er vernahm, daß dieser Oberleutnant namens Kurt Dörnberg schon seit 1931 in der Hitler-Jugend gekämpft hatte, 1933 sofort in die NSDAP übernommen worden war und die krause Nase lediglich der Qualität des Rotspons gegolten hatte, fiel ihm ein Stein vom Herzen.

Nach dieser offenherzigen Klärung richtete sich der beinahe schön zu nennende Offizier mit strahlendem Lächeln auf und bat Herrn General gehorsamst, in Kürze eine Flasche aus dem Wachstum seines Vaters überreichen zu dürfen, gewissermaßen als Entschuldigung für sein Verhalten vorhin. Außerdem wäre besagter Tropfen einem Kenner wie Herrn General doch erheblich angemessener.

Der Wehrkreiskommandeur beeilte sich, sein Wohlwollen sehr distinguiert anzudeuten, wobei die ungezählten blauen Äderchen, welche er dem roten Weine zu danken hatte, einen Schimmer dunkler wurden.

Das erste Fäßchen, das Dörnbergs Vater auf den Weg brachte,

trug als Absender lediglich >Bad Dürkheim<. Vier Wochen später ereignete sich das gleiche, nur mit dem Unterschied, daß diesmal >B. Dörnberg< vor der Ortsangabe stand. Der General konnte nicht wissen, daß es sich in keiner Weise um Dörnbergs Dürkheimer handelte, sondern daß der Oberleutnant mittels Verbindungen zu zwei Jahrgangskameraden besten französischen > Vin rouge< heranorganisiert hatte, um die Beziehungen zu seinem Vorgesetzten nicht nur weiterhin freundlich zu gestalten, sondern sie eines Tages in seinem Sinne auch nutzbar zu machen.

Der General bedankte sich mit großen Lettern für den ausgezeichneten Wein, wobei er Zitate von Julius Cäsar und General Ludendorff für sich und den Geist seines Hauses sprechen ließ. Daraus war eine Dauereinrichtung geworden, welche Dörnberg die Geneigtheit des Wehrkreiskommandeurs und in dessen Umgebung ein weiteres halbes Dutzend lohnender Beziehungen eingebracht hatte.

Als Wieland Altdörfer mit der unerwarteten Alarmnachricht kam, daß Fritz Helgert unterwegs nach Hamburg wäre, beschlich Dörnberg ein flaues Gefühl. Er gelangte zu folgendem Schluß: Die dumme Gans hat also dem Gemahl brieflich einiges vorgejammert, und Helgert, der Schafskopf, hat sich in Nibelungentreue sofort auf den Anflug begeben. Nun wird sie ihm sicher alles haarklein erzählen. Trotzdem kann Helgert eigentlich kaum ein solches Horntier sein und die Sache an die große Glocke hängen. Das wäre gleichbedeutend mit einem Strich durch seine Karriere als aktiver Offizier. Danach würde keiner mehr die Familie Helgert zum Fünfuhrtee bitten oder eine Einladung zum großen Empfang mit Galauniform, Frack und Orden aussprechen.

Diese für ihn durchaus schlüssige Argumentation beruhigte Dörnberg wieder etwas. Er wunderte sich, daß er bisher noch nicht auf die Idee gekommen war, den Sachverhalt, der dem Oberleutnant Fritz Helgert die Hände binden mußte, in Ruhe zu bedenken.

Der Wehrkreiskommandeur wußte schon Stunden später von der Strafanzeige, die gegen seinen Weinlieferanten vorlag, und bat den Oberkriegsgerichtsrat Dr. van Torsten, auf dessen Tisch das

beweisführende Schriftstück gelandet war, unverzüglich zu sich. Er legte sich zwar nicht fest, ließ aber seine, natürlich unmaßgebliche, persönliche Meinung vernehmen, die der Oberkriegsgerichtsrat sofort zur Richtschnur seines künftigen Handelns machte, weil er nicht die Absicht hatte, infolge unerwarteter Versetzung bei der Abteilung VI eines Divisionsstabes im Osten zu landen.

»Hören Sie, mein Lieber, der Fall ist doch klar«, dozierte der General. »Sie hat sich mit ihm eingelassen nach dem Motto: Halb zog sie ihn, halb sank er hin. Aus irgendeinem von Ihnen noch festzustellenden Grund - vielleicht erwartet sie was Kleines - berichtet sie ihrem Mann, um sich ein bißchen rückzuversichern. Lassen Sie sich diesen Helgert mal kommen und nehmen Sie ihn ins Gebet. Falls man die Sache nicht klammheimlich abdrehen kann, ist es am besten, wenn sie schnell über die Bühne geht, damit bald wieder Gras drüber wächst. Morgen, morgen, mein Lieber!«

Der Oberkriegsgerichtsrat Dr. van Torsten sprang auf, daß der Stuhl zwei Meter hinter ihm erst wieder einen Halt fand, und riß die Rechte zum >Deutschen Gruß< empor. Alles an ihm war straff; sogar die bauchigen Seitenbögen seiner maßgeschneiderten Reithose. Er würde so oder so eine spiegelglatte Lösung servieren.

*

Die Verhandlung fand in einem Raum mit ehrwürdigem Gestühl statt. Bis unter die Decke zog sich warme dunkle Holztäfelung und kunstvolle Schnitzerei. Jene Wärme jedoch vermochte nicht gegen die starre Formation der Paragraphen aufzukommen, welche den Vertretern der Wehrmachtsjustiz bei ihren täglich hier durchgeführten Kriegsgerichtsverfahren als Richtschnur galt. In dieser Halle hatte es schon reihenweise Todesurteile gegeben. Als Wehrkraftzersetzung ausgedeutete Bemerkungen der Unzufriedenheit, Fahnenflucht und sogenannte Feigheit vor dem

Feinde wurden nahezu immer mit einem Dutzend Gewehrkugeln geahndet. Unerlaubte Entfernung von der Truppe, tätliches Angehen von Vorgesetzten und ähnliches ergaben in jedem Fall diverse Jahre Freiheitsentzug, der unmittelbar in Sondereinheiten an der Front oder in eingezäunten Munitionsfabriken zu verbüßen war. Rechtsverletzende Vorfälle, die unterhalb dieser Größenordnung lagen, zählten zu den zeitraubenden, uninteressanten Bagatellsachen.

Ein pickeliger Stabszahlmeister vom Heeresverpflegungsamt, den die Neugier schon lange vor Beginn der Verhandlung nervös machte, und ein alter Pioniermajor, welcher den Eindruck erweckte, als freute er sich, endlich ein paar Stunden in Ruhe verbringen zu können, waren die heutigen Beisitzer. Die Öffentlichkeit war auf Anordnung des Vorsitzenden ausgeschlossen. Van Torsten hatte das Ehepaar Helgert in einem gesonderten Raum untergebracht, um zu verhindern, daß es mit den anderen Zeugen in Berührung kam. Der Oberleutnant, mit dem es schon einen unliebsamen Zwischenfall gegeben hatte, sollte hier warten, bis er gerufen wurde. Und das würde genau zum Schluß sein.

Hinter der Mischung von Würde und onkelhafter Gutmütigkeit verbarg sich bei dem Oberkriegsgerichtsrat der einzige Wunsch, das Verfahren ohne viel Aufhebens abzuwickeln und Herrn General in dessen Sinne Vollzug zu melden.

Er vernahm die Zeugen, sorgsam in der Reihenfolge festgelegt.

Zuerst kam der Oberkellner dran. Sein Gesicht war grau und alt. Die fremdartige Umgebung machte seine Gesten ungeschmeidig.

»Sie meinen also«, faßte Torsten wenig erfreut zusammen, »daß die Gesellschaft nicht gerade wenig Alkohol konsumiert hatte.«

Der Kellner nickte zustimmend .

»Können Sie das differenzieren? Zum Beispiel für die Zeugin Helgert und den Angeklagten?«

Der Oberkellner blickte zu Dörnberg und dachte an das dicke

Trinkgeld für die Flasche Hennessy. »Bei Herrn Oberleutnant Dörnberg war überhaupt keine Wirkung des Kognaks zu spüren. Er beschwichtigte auch die anderen, als sie aufbrachen.«

»Und die Zeugin Helgert?«

Der kleine alte Mann sah sich wieder suchend um. »Sie war ... wie soll ich sagen ... sie hatte keine Ahnung von dem, was sich abspielte. Ihre Augen waren glasig.«

»Schon gut, schon gut«, unterbrach ihn der Oberkriegsgerichtsrat, denn die Ausführungen des Oberkellners begannen, seinen Ablaufplan zu stören.

Dann wurde Peter Cornelius aufgerufen. Er trat ohne jede Regung, beinahe gelangweilt vor. Der Krieg hatte ihn gleichgültig gemacht. Richtige Menschen? So etwas gab es doch gar nicht. Es gab nur Gelegenheiten, gute und weniger günstige. Wer den Anschluß verpaßte, hatte selber schuld. Solange um das Goldene Kalb getanzt wurde, war der Krieg noch nicht zu Ende; solange seine Sondergesetze und seine Sondermoral gültige Münze waren, lebte man zwar gefährlich, aber dafür genußintensiv. Von Dörnberg erwartete er mehr als von der Frau. Also war klar, was für eine Rolle er zu spielen hatte.

»Die Zeugin hat den Angeklagten bewußt herausgefordert!«

Das klang so überzeugend, daß es noch einen Augenblick länger völlig still im Raum gewesen wäre. Aber der vor lauter Erregung unbewußt auf den Hinterbeinen seines Stuhls balancierende Stabszahlmeister mit den vielen roten und gelben Pickeln verlor plötzlich das Gleichgewicht, griff haltsuchend zur Tischplatte und verursachte dadurch ein klatschendes Geräusch.

Die Aussage des Diplomingenieurs Peter Cornelius, der seit einigen Tagen auf der Reiherstieg-Werft arbeitete, schuf die erste solide Grundlage für Dr. van Torsten, dem vom Herrn General erwarteten Freispruch ein gutes Stück näher zu kommen. Das Gericht verzichtete auf die Vereidigung des Zeugen.

Der Hotelier wurde vernommen. Er konnte sich an gar nichts

erinnern. Ihn interessierten nur die glänzenden Einnahmen, welche wohlorganisierter Schwarzhandel und Exclusiv-Mittagstisch zu zehnfachen Preisen hinter verschlossenen Türen brachten. Der Verkauf von >Stammgerichten< oder >Markenessen< machte niemanden fett, weder ihn noch die Betroffenen. Deshalb gab er zu Protokoll, er hätte die Gäste lediglich bei der Ankunft, und zwar in untadeliger Verfassung, wie es dem Ruf seines Hauses entspräche, gesehen.

Wieland Altdörfer schilderte den Einsatz aller seiner Familienmitglieder im schicksalsschweren Ringen der NSDAP gegen den Bolschewismus. Jeder an der Stelle, wo ihn der Führer hinbeordert hat. Sein Bruder stehe im Osten, im Brennpunkt des politischen und militärischen Geschehens. Das hätte letzten Endes den Ausschlag gegeben für jenes Rendezvous, wenngleich er - man gestatte ihm, das hinzuzufügen - derartigen Treffangeboten bisher noch nie gefolgt wäre. Die Untadeligkeit der Altdörfer und seine eigene Auffassung von Verantwortlichkeit gegenüber so hohen Begriffen wie Familie und Moral ließen ihm das Verhalten der Zeugin besonders abstoßend erscheinen. Er bedauere außerordentlich, Anlaß dafür gewesen zu sein, daß der Oberleutnant Kurt Dörnberg in eine solche unmögliche Situation geraten wäre.

Die Gesichter van Torstens und der Beisitzer spiegelten wider, daß sie dieser Aussage des Diplomingenieurs eine hohe Beweiskraft zubilligten und sie mit der Wahrheit gleichsetzten, die es hier festzustellen galt.

In jene Hochstimmung wurde die Zeugin Helgert zitiert. Das Gericht blickte ihr mit zurückgehaltener und doch spürbarer Lüsternheit entgegen. Der Pioniermajor hatte das Gefühl, daß die Sache jetzt dem Höhepunkt zusteuerte. Er schneuzte sich vernehmlich.

Dr. van Torstens Stimme klang milde, als er die Zeugin aufforderte, einige Schritte vorzutreten und den ganzen Hergang der Tat noch einmal zu schildern. Dabei schlossen sich seine Augen halb.

Ilse Helgert beschränkte sich auf das Wesentlichste. Ihre Sätze

waren klar; die Darstellung lückenlos.

»Die anderen Zeugen sprachen sich fast ohne Unterschied dahingehend aus, daß Sie einige Mühe aufgewendet haben, Dörnberg für sich zu interessieren«, sagte van Torsten noch immer milde.

Es wurde wiederum ganz still im Gerichtssaal.

Ilse Helgert blickte sich kurz um. Sie sah Wieland Altdörfer und Peter Cornelius; auf der Anklagebank Dörnberg, der intensiv den Fußboden anstarrte.

Der Oberkriegsgerichtsrat war ihrem Blick schweigend gefolgt. Jetzt hoben sich seine Augenbrauen. »Nun?«

Die Frau glaubte vor einer glatten schmierigen Wand zu stehen, die immer höher wurde. Leise, aber fest erklärte sie: »Die Behauptung, ich hätte Herrn Dörnberg irgendeine Veranlassung geboten, ist nicht nur absurd, sondern einfach aus der Luft gegriffen. Ich habe den ganzen Abend kaum ein Wort mit ihm gesprochen.«

Van Torsten nickte überlegen. »Na ja, das kennt man. Hinterher will es immer keiner gewesen sein. Sie können uns doch nicht weismachen, daß Sie nicht damit einverstanden waren, in jenem Hotel zu übernachten! Haben Sie denn Ihr Zimmer abgeschlossen, bevor Sie ins Bett gingen?«

Ilse Helgert schwieg einen Augenblick. Hatte es denn überhaupt Zweck, darauf zu antworten? Die Fragen, mit denen van Torsten die Verhandlung führte, ließen doch erkennen, daß die Meinung des Gerichts offenbar schon vorgeformt war. Aber sie durfte nicht aufgeben. Es ging um ihre Ehe, um Fritz.

»Ich entsinne mich, daß ich gleich nach der Entwarnung nach Hause wollte, aber zum Bleiben überredet wurde. An das, was sich im Hotel abspielte, habe ich keinerlei Erinnerung mehr. Ich weiß also auch nicht, ob ich die Zimmertür abgeschlossen habe ... ich weiß es wirklich nicht ... «

Der Oberkriegsgerichtsrat hielt weitere Erörterungen für überflüssig. »Hat noch jemand eine Frage an die Zeugin?«

Der Pioniermajor schüttelte den Kopf. Der Stabszahlmeister aber wollte über die fragliche Nacht noch etwas mehr hören und sagte: »Das würde etwa dem entsprechen, was der Oberkellner ausgesagt hat.«

Ilse Helgert wurde sofort hellhörig.

»Wir sind wohl einer Meinung darin, Herr Stabszahlmeister«, erwiderte van Torsten kalt, »daß die Meinung des Oberkellners sich zwar mit der hier von der Zeugin Helgert vorgetragenen scheinbar deckt, aber dementsprechend auch bestenfalls ebensoviel wert ist. Kein Mitglied des Gerichts dürfte bezweifeln, daß die Erklärungen der Zeugen Cornelius und Altdörfer doch wohl unbestreitbar klarer sind und uns ein objektives Bild von der Sachlage vermittelt haben ... zumindest dieses Teils ... « Er schaute den Pioniermajor an, der ihm eifrig zunickte.

Jetzt gab es keine weitere Frage mehr.

»Dann lasse ich den Oberleutnant Fritz Helgert bitten!«

Helgert wußte nicht, wie das Verfahren bisher abgelaufen war. Ein Blick auf Ilse bestätigte seine Befürchtung, daß es sich negativ entwickelt hatte.

»Herr Oberleutnant«, begann van Torsten, »ich mache Sie darauf aufmerksam, daß Sie hier nicht im eigentlichen Sinne als Zeuge auftreten können, möchte Ihnen aber Gelegenheit geben, uns einmal zu erzählen, was Ihnen über die ganze Sache bekannt ist.«

Der Oberleutnant spürte bei dieser Art Aufforderung eine dumpfe Wut in sich aufsteigen. Doch er bezwang sich und sprach sehr zurückhaltend: »Der Vorgang wurde von mir bereits bei Abgabe der Strafanzeige schriftlich dargestellt. Es erübrigt sich wohl, ihn nochmals mündlich zu berichten!«

Dr. van Torsten blieb beharrlich. »Es wäre für das Gericht nicht uninteressant, Ihre persönliche Auffassung zu hören.«

»Für mich ist der Tatbestand eindeutig. Der Angeklagte hat sich eines Notzuchtverbrechens schuldig gemacht, indem er eine völlig hilflose Frau mißbrauchte. Er war sich der Tragweite seines Tuns bewußt, um so mehr, da ihm bekannt war, daß sie die Ehefrau eines Offiziers - ich gestatte mir zu unterstreichen - eines Frontoffiziers ist. Das steht außer jedem Zweifel für mich!«

Der Oberkriegsgerichtsrat antwortete spitz: »Sie scheinen sich da in einem grundsätzlichen Irrtum zu befinden, Herr Oberleutnant! Der Angeklagte hat bei allen Vernehmungen in Abrede gestellt, daß es zu einer Gewaltanwendung gekommen ist. Ganz im Gegenteil! Die Zeugen Altdörfer und Cornelius haben glaubhaft bewiesen, Ihre Frau hätte sich, nun sagen wir einmal, nicht uninteressiert an einer näheren Bekanntschaft mit Herrn Dörnberg gezeigt.«

»Ich schätze, daß noch andere Aussagen gemacht wurden.«

Van Torsten war der Ansicht, daß man das Gespräch mit dem Oberleutnant jetzt möglichst schnell zum Abschluß bringen müßte. »Die Wahrnehmungen des logischerweise auch mit anderem beschäftigten Hotelpersonals können doch schon der Natur der Sache nach nicht ganz so präzise sein. Also können auch ihre Aussagen nicht absolut mit denen der anderen Zeugen verglichen werden.«

Das ist eine ziemlich klare Linie, dachte Helgert. Er bewertet die Angaben von Dörnberg hoch, belastet meine Frau von vornherein und untermauert seine These mit den für ihn brauchbaren Aussagen. Dazu paßt auch die Sache mit der Strafanzeige. Und er sagte laut: »Ich möchte an Sie die Frage richten, ob mir der Vorschlag, die Strafanzeige zurückzuziehen, mit Ihrer Kenntnis gemacht wurde, Herr Oberkriegsgerichtsrat?«

Van Torsten wurde unruhig. »Sie haben kein Recht, so zu fragen!« entrüstete er sich.

»Stört Sie das sehr?«

Der Oberkriegsgerichtsrat war im Gesicht rot angelaufen. Aber er beherrschte sich. Jetzt durfte er keinen Fehler machen. »Schon

nach den ersten Erhebungen mußte ein schuldhaftes Verhalten der Zeugin Helgert als sicher angenommen werden. Deshalb hat man Ihnen kameradschaftlich - wohlwollend angeraten, Ihren Standpunkt vor der Verhandlung noch einmal zu bedenken. Und auf dieses schuldhafte Verhalten der Zeugin läuft es auch jetzt eindeutig hinaus.«

Eindeutig! Ilse soll also >eindeutig< schuld haben. Ich weiß, daß es nicht so ist, wenn ich es auch nicht beweisen kann. Ilse ist keiner Lüge fähig. Sie hätte mich niemals vorsätzlich durch Verschweigen von Tatsachen in eine solche Lage gebracht. Wenn die sogenannten Zeugen - samt und sonders Freunde oder Abhängige von Dörnberg - eine Mitschuld Ilses zu beeiden bereit waren oder gar schon beschworen haben, dann kämpfe ich hier auf verlorenem Posten.

Trotzdem versuchte er es noch einmal.

»Ich unterstelle, Sie sind ein Kriegsgericht der Deutschen Wehrmacht, das zusammengekommen ist, um Recht zu finden und dann erst ein Urteil im Namen des Volkes zu sprechen. Liegt nach Ihren Worten, Herr Oberkriegsgerichtsrat, hier nicht eine umgekehrte Reihenfolge vor?«

Van Torsten schlug entrüstet mit der Hand auf den Tisch. »Das Gericht wird Ihren Disziplinarvorgesetzten über Ihr unqualifiziertes Benehmen während dieser Verhandlung gebührend in Kenntnis setzen. Das Gericht ist nicht geneigt, noch weitere solcher Fragen zuzulassen. Ich entziehe Ihnen das Wort.«

Er wandte sich an Dörnberg. »Haben Sie noch etwas zu sagen?« Es klang streng, aber das Wohlwollen schimmerte hindurch, weil der General es so wünschte.

Kurt DÖrnberg sprang auf wie in der Kriegsschule, legte beide Hände an die lange Hose. »Nein, Herr Oberkriegsgerichtsrat!« Er setzte sich schnell wieder und blickte bescheiden vor sich hin.

Der Pioniermajor und der Stabszahlmeister waren nicht unzufrieden mit ihm. Sie stimmten überein, dem bei der Urteilsfindung sinnfällig Ausdruck zu verleihen.

Nach etwa zehn Minuten öffnete sich die kleine Seitentür erneut, und das Gericht trat wieder ein. Oberkriegsgerichtsrat Dr. van Torsten wartete, bis sich die Beisitzer zu ihren Plätzen durchgeschlängelt hatten und die Anwesenden vor ihren Stühlen standen. Dann begann er in näselndem Tonfall: »Im Namen des Volkes ergeht folgendes Urteil: Der Angeklagte wird wegen Mangels an Beweisen freigesprochen. Das Gericht sieht es durch die voll glaubwürdigen Zeugenaussagen als erwiesen an, daß die Zeugin Ilse Helgert in der fraglichen Nacht dem Werben des Beschuldigten, Oberleutnant Kurt Dörnberg, keinen nennenswerten Widerstand entgegengesetzt hat und somit den in Rede stehenden Beischlaf mit dem Beschuldigten zumindest wissentlich duldete. Die Verhandlung ist geschlossen.«

Er blickte einmal kurz zu Helgert hinüber, während er die Papiere zusammenraffte. In seinen Augen war weniger Hohn als die spöttische Überlegenheit jener, welche die Paragraphen virtuos zu handhaben verstanden und kraft eigener Machtvollkommenheit bestimmten, um welchen Hals sich ihre Doppelschlingen zu legen hatten.

Oberleutnant Helgert geleitete seine Frau hinaus. Er spürte sie mehr, als er sie bewußt wahrnahm. Lichtvierecke und Kreuzgänge, Menschen und Uniformen, irgendwelche Stimmen und das Rasseln großer Schlüsselbunde - all das lag weit außerhalb seines Registriervermögens.

Sie schlugen die Richtung zum Hafen ein. Ilse ging mit kurzen straffen Schritten. Er blieb schweigsam. Die Straßen waren belebt wie immer. Soldaten an Krücken oder mit Verbänden begegneten ihnen. Viele Menschen trugen schwarze Kleidung. Immer häufiger klebten an den Ladengeschäften flüchtig geschriebene Zettel mit dem Hinweis: Wegen Einberufung geschlossen. Der Krieg war gegen alles gerichtet.

Den Hafen beherrschten Waffen, Marineblau, fleckiger Tarnanstrich, die brüllenden Außenbordmotore der Sturmboote, zerfetzte Wimpel und kreischende Möwen. Schuten und Barkassen wühlten sich durch vielfarbig auf dem Wasser schimmernden Ölbelag. Der Westwind trug neue Warnung vor Brandbomben, Luftminen und Phosphor übers Meer. Nacht für

Nacht; aber auch immer öfter schon während des hellen Tages.

Die beiden sahen das alles und sahen es nicht. Sie waren mit ihren Gedanken im Gerichtssaal und bei dem, was nun zwischen ihnen sein würde. Nur die nötigsten Worte wechselnd, gingen sie zu Fuß nach Hause.

Als sie sich im Wohnzimmer gegenübersaßen, begann Helgert: »Die ganze Sache ist mir völlig unverständlich. Ich habe Strafanzeige erstattet in der felsenfesten Überzeugung, daß der Staat mit seinen Organen, also auch mit der Gerichtsbarkeit, alles tut, um uns draußen an der Front moralisch den Rücken zu stärken. Und jetzt habe ich ein Gericht erlebt, bei dem das Wort >Front< nicht ein einziges Mal gefallen ist. Es gibt keinen Tagesbefehl der Division oder der Armee - von Führerbefehlen ganz zu schweigen -, in dem nicht die unveräußerliche Ehre des Soldaten hervorgehoben wird. Ist denn heute hier nur einer davon ausgegangen, daß die Ehre der Frontkämpfer heilig ist? Diesen beschämenden Freispruch erkenne ich nicht an. Es ist eine bodenlose Infamie! Mein Regiment wird da mit Nachdruck Ordnung schaffen!«

»Du bist immer so zuversichtlich, so voll unbegrenzten Vertrauens«, sagte Ilse. »Ich habe dich gewarnt, bevor du die Klage einreichtest. Du hast fest damit gerechnet, daß Dörnberg wenigstens moralisch verurteilt wird. Und jetzt, dieser Ausgang? Alle Zeugen, bis auf den Kellner, behaupten, ich habe mich Dörnberg an den Hals geworfen. Und wie denkst du nun?« Ihre Augen waren voller Spannung auf seinen Mund gerichtet.

»Du weißt, daß ich dir vorher geglaubt habe und es trotz des Zeugenaufmarsches auch weiterhin tue. Die Burschen stecken doch alle unter einer Decke. Die erste Runde gegen Altdörfer ging verloren. Es gibt für mich keinen Zweifel, daß er dahintersteckt.«

»Und was soll nun werden?« fragte sie leise.

Fritz Helgert machte eine vage Handbewegung. »Fest steht, daß mir Unrecht geschehen ist. Doch dieses Gericht ist eine Ausnahmeerscheinung. Bestimmt. Und deshalb werde ich auch

nicht klein beigeben. Solche Lumpen wie Torsten oder das korrupte Zeugengesindel hat es zu allen Zeiten gegeben. Aber Dörnberg und sein Drahtzieher im Halbdunkel, der sehr ehrenwerte Herr Oberleutnant Alois Altdörfer, mein sogenannter Regimentskamerad ... «

Ilse neigte den Kopf. »Eigentlich habe ich etwas anderes gemeint.«

»Ja, was denn?«

»Ich meinte, wie es mit uns beiden weitergehen soll?«

»Natürlich bleibt alles beim alten, Ilse«, erwiderte er hastig. »Du darfst nur nicht den Mut verlieren.«

Ilse spürte seine Unsicherheit, die auch ihre eigene war. »Ich dachte weniger an heute und morgen ... «

Er unterbrach sie. »Sieh mal, es hat doch wenig Sinn, sich im Kriege Kinder anzuschaffen. Und wer weiß, was später ist ... «

Ilse Helgert hatte mehr Trost aus dieser Stunde erwartet. Aber sie kannte ihren Mann und die Grenzen ihres Einflusses. Jetzt beherrschte ihn nur der einzige Gedanke, wie er zu seinem Recht kommen könnte. Allerdings vermochte sie sich nicht vorzustellen, daß Wieland Altdörfer im Auftrage seines Bruders ein raffiniertes Komplott geschmiedet haben sollte. Doch sie behielt ihren Zweifel für sich und sagte nur: »Wir wissen nicht, was uns beiden an Bedrückendem noch bevorsteht. Vielleicht hilft uns Gott weiter.«

Helgert blickte erstaunt auf. »Gott?«

»Ist in Stunden der Not nicht jede Hilfe recht?«

Er stand auf, zog sich den Mantel an und sagte ihr, daß es ihn nun dränge, etwas allein zu sein.

Ein kalter Wind fegte durch menschenleere Straßen. Unmerklich hatte sich Dunkelheit auf die Hafenstadt gesenkt. Die große alte Kirche ragte über allem, mit ungezählten Türmchen, Zinnen und

Spitzbogen.

Helgert ging langsam näher. Er strich sich über die brennende Stirn und blickte an dem breiten Turm empor, bevor er die ausgetretenen Stufen hinaufstieg.

Neben dem wuchtigen Portal wölbten sich schlanke Arkaden. Staubschleier zogen vor Chor und Orgel. Bedächtig ging der Oberleutnant durch das Mittelschiff. Seine Schritte hallten von den großen Steinplatten wider.

In den Seitengängen war dunkelgraues Licht. Vor den Nebenaltären brannten einige Kerzen. Manchmal schienen die vergilbten Fresken im Querschiff seltsames Leben zu bekommen.

Allmählich wich die Gedankenleere, welche ihn auf dem Weg hierher stumpf gemacht hatte. Er ging weiter, an der Kanzel vorbei, blieb neben altersbraunem Holzgestühl mit kunstvoll geschnitzten Lehnen stehen. Als er sich vollends an das Halbdunkel gewöhnt hatte, ging sein Blick zum Hochaltar mit dem Kreuz.

Jetzt müßte ich beten, etwas bekennen, um getröstet wieder heimzugehen. >Vielleicht hilft uns Gott weiter<, hat Ilse gesagt. Deswegen bin ich hier. Hatte der Pfarrer im Religionsunterricht nicht immer darauf hingewiesen, man müsse mit seinem Herrgott Zwiesprache halten, wenn einen etwas bedrückt?

Helgert gelang es nicht, sich auf eine solche Zwiesprache zu konzentrieren. Immer wieder beschäftigte ihn die Frage: Was wird beim Regiment werden?

Er verließ die Kirche, ohne zurückzusehen, marschierte zu den Landungsbrücken von St. Pauli hinunter und dachte an das Ehrenprüfverfahren, das er nunmehr gegen sich selbst zu beantragen hatte.

Zum Ehrenrat des Regiments gehörten Krusemark, Major Pfeiler von der schweren Abteilung, Major Meusel und die beiden anderen Abteilungskommandeure. Als aktiver Offizier würde er vor sie hintreten, ausgezeichnet mit den beiden Eisernen

Kreuzen, dem Artilleriesturmabzeichen, dem Deutschen Kreuz in Gold, mit drei Verwundetenabzeichen und anderen Kleinigkeiten. Er würde ihnen melden, daß ein Standortgericht durch diesen Urteilsspruch nichts getan hatte, um die Ehre seiner Familie und damit seine eigene Ehre zu schützen. Solange dieses Unrecht nicht ausgelöscht war, mußte seine Ehre formal als berührt gelten. Und sie, seine Kameraden, würden ihm zum Recht verhelfen. Also mußte er auf dem schnellsten Wege zu seinem Regiment.

Der Oberleutnant war nun ganz ruhig. Erhobenen Hauptes trat er den Heimweg an.

*

An diesem Abend schrieb der Diplomingenieur Wieland Altdörfer an seinen Bruder, den Regimentsadjutanten und Oberleutnant Alois Altdörfer, was sich bei Gericht zugetragen hatte. Und er machte kein Hehl daraus, daß er Helgert nach wie vor für einen gefahrlichen Burschen hielt. Es wäre zweckdienlich, wenn sein Bruder entsprechende Vorkehrungen treffen würde.

An diesem Abend entschied der Wehrkreiskommandeur mit äußerster Härte gegen seine eigenen Interessen. Als der Oberkriegsgerichtsrat Dr. van Torsten seinen Bericht beendet hatte und gleichartige Bedenken bezüglich der Hartnäckigkeit dieses Oberleutnants Helgert äußerte, fragte ihn der General, wie er denn Qualität und Glaubwürdigkeit der Entlastungszeugen einschätzte.

VanTorsten hielt sie für eine gut eingespielte Mannschaft, auf die einstweilen durchaus noch Verlaß wäre.

Da verkündete der General, daß er einiges für die Versetzung des Oberleutnants Dörnberg tun wollte. Man könnte dann alles Künftige in dieser Sache >zuständigkeitshalber unter Abgabenachricht< weiterleiten.

An diesem Abend schließlich fand der Automatendreher Rudolf Bender seinen Einberufungsbefehl vor. Er war nicht sonderlich überrascht, packte den Persilkarton und nahm zur Kenntnis, daß er sich in der Artilleriekaserne in Frankfurt an der Oder, Hindenburgstraße, zu melden hatte. Mit Ferdinand Becker erzielte er Übereinstimmung, daß die Gruppe unter dessen Leitung weiterarbeitete. Völlig in die Illegalität zu gehen war wegen des Gesundheitszustandes von Benders Mutter sowie der dann noch massiveren Gestapogefährdung nicht ratsam. Sie waren sich einig, daß Claudia Sanden besonderen Schutzes bedurfte. Also würde sich Bender erst unmittelbar vor Abfahrt seines Zuges in solcher Form verabschieden, daß ihr niemand Beziehungen zu einem ehemaligen Mitglied der Kommunistischen Partei vorwerfen konnte.

In der letzten Nacht wollte Rudolf Bender noch eine bis in alle Einzelheiten geplante Sache im Panzerwerk Nord durchführen, von der Mutter ausnahmsweise nichts zu wissen brauchte.

10. KAPITEL

Die wieder und wieder zerfetzten Ruinen von Kasar-Nord lagen wie offene Särge. Wenige hundert Meter hinter dem unteren Dorfteil hing die im Dezember 1941 gesprengte Eisenbahnbrücke der Strecke Orel - Woroschilowo - Werchowje sperrig im schäumenden Nerutsch. Über den schmalen Steg neben den rostigen Stahltrümmern huschten gelegentlich erdbraune Gestalten in ein unergründliches Stellungssystem, das sich täglich vorwärts rankte. Sonst regte sich nichts. Wüste allenthalben, wo einst ein Dorf gestanden hatte. Am Horizont blinkten die kalkigen Trümmer von Shirow und Orlowka, aus denen feine Rauchfahnen aufstiegen.

Eberhard Baum langweilte sich auf dem Kirchturm von Kasar, der Hauptbeobachtungsstelle der 5. Batterie. Er war vorübergehend mit dem Gefreiten Bürger dorthin kommandiert, weil die halbe Besatzung durch einen Artillerievolltreffer ausgefallen war.

Er drehte das Scherenfernrohr noch einmal auf Orlowka.

Bürger setzte seine Tabakpfeife in Brand: »Da haben wir die ersten Weihnachten erlebt.« Er wies mit der Pfeife auf die fernen Ruinen.

Baum trat vom Okular zurück. »Zwölf Kilometer Frontverschiebung in anderthalb Jahren ... «.

»Damals waren wir sauer. Seit Wochen gejagt. Orlowka war übrigens Endstation für Henschberg.«

»Wer ist denn Henschberg?«

»Hauptmann und Batteriechef der Vierten. Zwei Wochen lang haben wir seine steif gefrorene Leiche auf einem landesüblichen Munitionsfahrzeug mitgeschleppt. Eine Leiche ohne Kopf, dafür

mit Schulterstücken.«

»Erzähl doch mal Genaueres, Bürger!« forderte Baum den Funkergefreiten auf.

Der sog wieder an seiner Stummelpfeife und spuckte kräftig über die Turmbrüstung. »Da ist nicht viel zu erzählen. Am dreizehnten Dezember war der Iwan auf einmal westlich von uns. Aus dem Nest Krapiwinka bepflasterte er die Rollbahn mit Pak und ein paar schweren Maschinengewehren. Schnee mehr als ein Meter hoch. Kein Mensch kam gegen das etwas hangaufwärts liegende Dorf an. Die Infanteristen wurden bei jedem Versuch reihenweise abgeknipst. Eine leichte Feldhaubitze mit Offiziersbedienung mußte vorgezerrt werden, um die Pak sicher auszuschalten. Hauptmann Henschberg arbeitete als Richtkanonier. Er hatte die Kanone schon im Visier. Aber ein Schneeschleier zog vorüber und nahm die Sicht. Er trat auf den Holm und blickte über den Schild. So stand er noch sekundenlang, nachdem ihm die Pakgranate längst den Schädel weggerissen hatte. Da zog Helgert ab und feuerte weiter wie ein Irrer, zehn, zwölf Schuß, sprang ans Richtfernrohr, korrigierte und nagelte den Dorfrand zusammen. Dadurch konnten wir nach Westen türmen.«

»Und warum habt ihr den Hauptmann mitgenommen?«

»Die Offizierskameraden wollten Henschberg unbedingt in Heimaterde betten. Nun liegt er doch drüben; wurde in Orlowka begraben. Die morgen fallen, werden übermorgen auch wieder drüben liegen.«

Am Peljewka-Weg hackte ein dünner Einschlag. Mit heiserem Gekrächz strich ein dichter Krähenschwarm vom kleinen Rundturm ab. Schwerfällig hob er sich zum Hang und fiel tief in die Uferschluchten des Nerutsch ein.

Bürger klopfte die Pfeife am Absatz aus. »Ich geh mal nachsehen, ob es nicht noch irgendwo 'ne Tasse Negerschweiß gibt. Habe Durst.« Er verschwand im Turmluk.

Bei Woksaluja-Wys stiegen jetzt immer neue Fontänen im Bahnhofsgelände auf. Sekunden später erst kam der Schall nach.

Eine schwere Batterie von der Heeresartillerie schien dort etwas Bestimmtes vorzuhaben.

Mit einem Mal wurde es bei Leninskij lebhaft. MG-Stöße bellten zornig. Am Bahndamm schossen gelbe Pilze auf. Neues Krachen brach sich zeternd im Flußtal. Das muß eine der sowjetischen 15-Zentimeter-Batterien aus Saretsche sein, südlich von Novossil, überlegte Baum, zählte Einschläge und machte Notizen für den Beobachtungsbericht. Nebenbei freute er sich über das Sonnengeflimmer im Scherenfernrohr, das jede Erinnerung an den schweren Winter 1941/42 unwirklich werden ließ. Ein richtiger, gemütvoller Frontalltag wickelt sich ab, dachte er und fühlte sich wohl.

Hinter dem Bahndamm schien doch mehr los zu sein, als er sehen konnte. Eben stießen mit Gefunkel ein paar Tiefflieger herunter. Russen. Ihre heftigen Feuerstöße wurden hier erst hörbar, wenn die Maschinen längst wieder steil hochzogen. Witzlos zerplatzten hinter ihnen die Zwei-Zentimeter-Geschosse der Vierlinge, die bei Leski standen.

Jemand kam die Turmtreppe herauf. Die Falltür hob sich, und Baum blickte verblüfft in das blasse Gesicht seines Batteriechefs, Oberleutnant Helgert. Mit einem Satz war er vom Fernrohr und zog den Freund die letzten Stufen empor. »Fritz, alter Junge! Daß du endlich wieder da bist! Was machst du denn hier bei der Fünften? Mensch, bin ich froh!« Und er drückte ihm mit aller Kraft die Hände. Warme Freude war in seinen Augen.

»Ich bin auch froh, Eberhard. Das kannst du mir glauben. Außerdem will ich dich zurückholen!«

»Wie sieht's denn in Berlin aus? Ich weiß ja, daß, du keinen Aufenthalt hattest, aber ... «

»Wie es in Berlin aussieht? Du liebe Zeit ... « Helgert schaute zu den Ruinen hinüber und zuckte die Schultern. »Ist auch schon allerlei kaputt geschmissen, am Wedding, in den Arme-Leute-Vierteln hinter dem Alex, am Moritzplatz, überall eigentlich. Die Berliner möchten gern mal wieder die Fanfaren einer Sondermeldung im Rundfunk hören.« Seine Mundwinkel zogen

sich nach unten.

Einen Augenblick stutzte Baum, von der etwas bedrückten Feststellung des sonst grundsätzlich optimistischen Helgert irritiert. Er betrachtete den Freund aufmerksam von der Seite. »Du siehst nicht gerade fröhlich aus, Fritz.«

Der andere antwortete nicht, ging ans Scherenfernrohr und schien intensiv nach drüben zu blicken. Dabei schloß er die Augen und ließ den Kopf gegen das Eisen sinken. Wie wohl die Kühle, tut, dachte er. Immer die Qual der gleichen Gedanken: Ilse. Das bißchen Lebensfreude ist dahin. Ein trockenes Schluchzen würgte ihn. Aber er bezwang es und drehte am Scherenfernrohr herum, ohne jedoch mehr als das Fadenkreuz wahrzunehmen.

»Was sagst du denn zu dieser Stellung? Stolzes Ergebnis der >Absetzbewegung Blücher<!«

»Ganz schön.« Helgerts Stimme klang heiser. »Nur ein bißchen sehr weit im Osten. Rechts von uns stehen die Russen schon einige hundert Kilometer westlicher als wir. Das kann mal ein ganz lustiges Kesselchen werden, von dem wahrscheinlich kein Wehrmachtsbericht etwas vermelden wird ... «

Baum war der gleichen Meinung, obwohl er sich über die eigenartige Ausdrucksweise seines Freundes wunderte. Aber er wollte diese Begrüßungsminuten nicht durch das Düstere der Front, das ja auch Helgert nun wieder Tag für Tag bewegen würde, belastet sehen. »Wie geht es Ilse?« fragte er.

Helgert hatte diese Frage befürchtet. Obwohl er darauf vorbereitet war, traf sie ihn wie ein Schlag. Mühsam bezwang er sich. »Danke, Eberhard ... den Umständen nach ganz gut. Sie läßt dich auch bestens grüßen.« Dann starrte er wieder angestrengt ins Glas.

Eberhards aufmerksamer Blick glitt über das grau scheinende, verschlossene Gesicht des Freundes.

Ein schwerer Brocken wuchtete in die flache Waldmulde, wo der

Abteilungsstab lag. Dort verschwanden sie blitzartig in den Bunkern. Dann krachte es dumpf reißend hinter ihnen. Eine schwarze Sprengwolke zog langsam über der Kasarer Kirche ab.

»Das kommt aus Trostnikowo oder Kamenka«, sagte der Oberleutnant. »Die Brüder schießen sich mal wieder ein.«

Er wollte ablenken und zog ein Papier aus der Kartentasche. »Lies mal das, Eberhard, ist eigentlich nur fur Kommandeure. Aber Major Meusel wollte, daß es auch die Batteriechefs kennen.«

>Über die Stärke und Kampfmoral der aus dem Wolga - Don - Raum zurückgefluteten Verbände.< Mit gerunzelten Brauen las Baum die Überschrift der Geheimen Kommandosache.

»Ehe ich es vergesse«, sagte Baum noch, »ich soll dich ebenfalls herzlichst grüßen. Claudia schrieb, daß sie eine Woche auf Dienstreise war. Jetzt ist sie wieder in Berlin, in unserem Berlin.«

Fritz Helgert fühlte, wie es in seinem Innern zu wühlen begann. Da steht nun mein einziger Freund und richtet mir von Claudia Grüße aus. Er ist Claudias Verlobter. Wahrscheinlich hat Kurt Dörnberg seinetwegen Rache genommen an Ilse und mir. Davon lasse ich mich nicht abbringen. Altdörfers Rolle in diesem Spiel habe ich noch nicht recht ergründen können. Wenn ich nicht alle Energie zusammennehme, gehe ich daran kaputt. Von Ilse ganz abgesehen. Und Eberhard Baum ahnt von alledem nichts. Er weiß auch nicht, welche neue Spannung er in diesen wenigen Minuten ausgelöst hat. Trägt er eigentlich irgendwelche Schuld? Helgert schüttelte unwillkürlich den Kopf und wußte dennoch, daß er nicht frei von Groll war. Wenn er nicht durch Eberhard in die Geschichte hineingezogen worden wäre, hätte sich das alles nicht so entwickelt. Ob er ihm jemals wieder unbefangen und vorbehaltlos gegenübertreten könnte, wie das bisher der Fall gewesen war? Ließ sich denn diese Freundschaft überhaupt noch erhalten? Und er erinnerte sich des Gespräches zwischen Baum und Heizer an dem Tag, als Senfleben fiel.

Fritz Helgert war recht ungeübt darin, sein Leben klar zu sehen. Ein zäh erarbeiteter Weg lag hinter ihm. Seine Vorfahren waren

biedere Handwerker gewesen, hatten nie die Hand nach äußerem Erfolg, Ruhm oder Ehrung ausgestreckt. Aber sie alle, so einfach sie waren, hatten einen unantastbaren, nie preisgegebenen Stolz gehabt, den sie auf die nachfolgende Generation übertrugen. Dieser Stolz in ihm war nun schwer getroffen.

Zwei Störungssucher kamen durch den Verbindungsgraben von der Beresowez-Höhe. Sie hasteten an der Quellenecke vorbei, wo schon mancher von warnungslos heranrauschenden Feuerüberfällen gefaßt worden war. Lachend verschwanden sie im Kirchenbunker. Von irgendwoher klang das schrille Gleichmaß einer Zugsäge. Die Nadelwaldbatterie schoß. Vor dem Draht der Siegeshöhe zerspritzten ein paar schmutzige Erdpilze. Flattrig zog der Qualm ab.

Helgert nahm von alledem nichts bewußt wahr. Er merkte auch nicht, daß Eberhard ihn schon seit einiger Zeit anblickte. Erst als jener umständlich das Papier zusammenfaltete, in dem kein einziges trostvolles Wort stand, und es ihm schweigend hinhielt, sah er abwesend auf. »Dann können wir ja gehen.« Seine Stimme war tonlos. Er sah noch einmal zu dem ganz fein in der Ferne schimmernden Trümmerhaufen hinüber, der einstmals das Städtchen Novossil gewesen war. Mit einem Ruck hob er die Falltür auf, stieg als erster die Leiter hinab, glitt in den Laufgraben, ohne die Absicht zu zeigen, dem Nachbarbatteriechef guten Tag zu sagen.

Hinter dem sperrigen Gebüsch an der Quellenecke schwang sich der Oberleutnant Helgert aus dem Graben auf die Deckung … zwei Schritte … hob gelassen das Doppelglas ans Auge, stand in voller Feindsicht.

Atemlos starrte Baum auf die reglose Gestalt. Ein halbes Dutzend schwere sowjetische MGs ist auf diese Stelle eingeschossen. Hier fordert einer das Risiko bewußt heraus, sucht den Tod …

Doch es fiel kein Schuß.

Ohne sich umzusehen, sagte Helgert: »Wir treffen uns nachher auf unserer B-Stelle. Melde dich ordnungsgemäß hier ab.« Dann ging er schräg gegen die Höhe an und wanderte als riesige

Zielscheibe im vordersten Bereich der Hauptkampflinie zur Beobachtungsstelle der 6. Batterie, seiner Batterie.

Es gibt keine Ruhe, dachte er, hier vorn nicht und in jenem Leben, zweitausend Kilometer weiter westlich, auch nicht. Man muß dem Zufall nachhelfen. Sie schießen doch auf alles, was sich regt. Diese lächerlichen paar hundert Meter. Was sind sie für einen roten Scharfschützen? Für ein schweres Maschinengewehr Typ >Maxim< mit der großväterlichen Feuergeschwindigkeit und der enormen Treffsicherheit? Auch bei Senfleben hat der Zufall seine Hand im Spiel gehabt. Und jetzt steht Senfleben auf meinem Schuldkonto obenan. Vielleicht fordert er nicht einmal etwas von mir, weil er die Sache pari einschätzt? Und Hamburg? Ebenfalls ein mehr als komischer Zufall. Mit vielen eingebauten Zeitzündern, die mich nicht mehr zur Ruhe kommen lassen.

Es fiel noch immer kein Schuß.

Baums Gesicht war bleich geworden. Als der Freund nicht mehr zu sehen war, ging er zur Beobachtungsstelle zurück, um auf die Ablösung zu warten.

Träge zogen flockige Spinnenfäden des Frühsommers gegen den Kirchturm. Über dem Flußtal flimmerte streifige Luft. Die schweigend ragenden Tannen in der Schlucht am anderen Ufer wurden noch fahler. Hitze lastete über allem.

*

Oberst Krusemark hielt diesen Tag für nicht unbedeutend. Der erste Generalstabsoffizier der Division, Herr Oberstleutnant von Wenglin, hatte ihm zehn Eiserne Kreuze I. und, funfunddreißig II. Klasse für das Regiment ausgehändigt. Dabei ließ er ihn wissen, daß der General der Meinung sei, die Division hätte den Frühjahrsrückzug, einschließlich der >Absetzbewegung Blücher< und der dazugehörenden Stabilisierung der Front, nur deswegen überstanden und wäre so leidlich mit Menschen und

Material über die Runden gekommen, weil neben vielen und außergewöhnlichen Tapferkeitstaten in jeder Phase doch das Artillerieregiment die verläßlichsten Korsettstangen gebildet hätte. Es sei nun an der Zeit, für dessen bewährten Kommandeur - dabei hatte Wenglin seinen Hintern einen halben Zentimeter vom Stuhl gelüftet - den Halsorden zu beantragen.

Krusemark war mit schönem Schwung zu seinem Gefechtsstand vorgebraust, um frohe Laune und Eiserne Kreuze zu verteilen. Da war Altdörfer gekommen, hatte ihn sofort von den Herren des Stabes isoliert und vertraulich den Ausgang dieser Kriegsgerichtsangelegenheit mit Helgert berichtet.

Der Oberst war schlagartig vergrämt. Daraus wurde doch nun haargenau eine Ehrengerichtssache, wie sie der General für den Tod nicht leiden konnte. Er stellte sich mit Grauen die Vernehmungen, das Ehrenprüfverfahren und Ärgeres vor, wobei zunächst einmal der Ausgang der Geschichte gar nicht das Entscheidende sein konnte. Das wäre natürlich das Allerletzte, wenn jemand in seinem Regiment wegen ehrenrührigen Verhaltens zur Rechenschaft gezogen werden müßte. Also fragte er seinen Adjutanten, ob er nicht einen Weg wüßte, die ganze Angelegenheit abzudrehen, bevor sie hochoffiziell würde. Immerhin sei er doch Anwalt.

Altdörfer wußte, und Krusemark war erleichtert. Altdörfer wußte außerdem, daß es wieder einmal an der Zeit war, sich vorne bei den Batteriechefs und Abteilungskommandeuren sehen zu lassen: für die Sicherung seiner Stellung als Regimentsadjutant, die naturgemäß jeden Tag und somit praktisch in Permanenz gefährdet war; für eine kleine diskrete Plauderei mit Herrn Helgert, der in diesem Fall hoffnungslos unterlegen sein mußte, und last not least für Herrn Oberst, um Unbequemes ganz einfach zu verhindern.

Die Tage waren ruhig und damit die Gelegenheit günstig für unbeschadetes Wiederheimkommen. Deshalb ritt Altdörfer unverzüglich in Begleitung seines Pferdehalters los, nachdem er sich zur Vorsicht noch einen Funker mit Maschinenpistole und diversen Ersatzmagazinen hatte kommen rassen.

Gengenbach rief bei Helgert an und meldete, der Regimentsadjutant wäre soeben in der Feuerstellung gewesen, hätte sich den richtigen Fernsprechdraht zeigen lassen und kletterte nun durch die Mulde zur Beresowez-Höhe hinauf.

Altdörfer kroch, fluchte und hatte Angst, weil die letzten zweihundert Meter feindwärts etwas abfielen und eingesehen werden konnten. Er war noch nicht ganz im Bunker, als er manche Regung in Gesicht und Gebärde Helgerts schon analysiert hatte. Der Mann schien angeschlagen, aber sicher noch zu einigem fähig. Dem konnte man vielleicht mit psychologischer Filigranarbeit aber bestimmt nicht mit Druck beikommen.

Einstweilen nahm Altdörfer sich Zeit, die auf seiner Karte eingetragenen Sperrfeuerräume mit denen des Batterieschießplanes zu vergleichen. Er stellte mit Genugtuung fest, daß seine bewußte Umständlichkeit offenbar an den Nerven des anderen zu zerren begann.

Als sie in dem kleinen Schlafraum allein waren, begann er sofort: »Sie werden sich denken können, daß mir mein Bruder geschrieben hat.« Diese Offenheit sollte schockierend wirken und Teilkräfte paralysieren. . .

Helgert brauchte einen Augenblick, um zu begreifen; dann wurde alles Abwehr in ihm.

»Ich darf Sie meiner freundschaftlichen Anteilnahme versichern, auch wenn Sie vielleicht gar nicht so sehr überzeugt davon sein sollten, Herr Helgert.«

Der dachte: Er schießt ins Genick. Das würde er auch bei politischen Leuten in Plötzensee oder Moabit tun ... direkt auf den dritten Halswirbel halten!

Altdörfer betrachtete das Schweigen als Aufforderung zum Weitersprechen. »Mich geht das alles nichts an, obwohl mein Bruder da als Zeuge aufgetreten ist. Der Prozeß ist ja abgeschlossen und das Urteil wohl inzwischen bestätigt. Der Grund meines Hierseins ist ein absolut privater. Wieland schrieb mir, daß er unter größten Gewissensnöten - er wußte ja, wie eng

wir beide hier draußen zusammenstehen - nur das Allernotwendigste ausgesagt habe, was eben zur Rechtsfindung unerläßlich gewesen sei. Aber ... «

Wie Altdörfer erwartet hatte, wurde der Batteriechef bei dieser doppelsinnigen Eröffnung etwas munterer.

Sieh mal an, dachte Helgert, dieses Interesse kommt doch nicht von ungefähr. Er verfolgt sicher einen ganz bestimmten Zweck. Wenn ich doch nur ruhig bleiben könnte.

Der Adjutant spielte einen weiteren Trumpf aus. »Die Wirklichkeit hat das Ausgesagte natürlich bei weitem übertroffen. Ich denke, daß auch Sie das vermutet haben.«

Helgerts Finger krampften sich um die Stuhllehnen, daß die Knöchel weißlich hervortraten.

»Sie gestatten, daß wir trotz des heiklen Gegenstandes völlig offen sprechen?«

Helgert nickte. Völlig offen sprechen, das wäre die Lösung. Über alles völlig offen sprechen.

»Es tut mir leid, Ihnen als Kamerad sagen zu müssen, daß Ihre - Frau - daß die Dame sich wohl doch nicht ... «.

Das Gesicht des Batteriechefs war verschlossen, regungslos.

Altdörfer wollte sein Vorhaben jetzt möglichst schnell hinter sich bringen. »Sie werden mir als Anwalt wohl eine gewisse Praxis zutrauen. Es ist immer so, daß ein Ehemann, wenn er - so wie Sie - betroffen ist, einfach an eine solche Untreue nicht glauben kann. Dann kämpft er um seine fleckenlose Ehre, wofür er die ihre fälschlicherweise ebenfalls hält.«

Warum sollten diese Erfahrungen nicht für den Normalfall zutreffend sein! Warum eigentlich nicht? dachte der Oberleutnant und sagte laut: »Was Ihre Praxis angeht, bin ich bereit, Ihren theoretischen Erörterungen zu folgen. Nehmen Sie jedoch zur Kenntnis, und zwar nachdrücklichst, daß das mit meiner Angelegenheit, also mit meiner Frau, nicht das geringste

zu tun hat!«

»Es ist das Natürlichste der Welt, daß jeder gutgläubig seinen Fall als die Ausnahme von der Regel ansieht, auf den gegebene Erfahrungswerte nicht anwendbar seien. Als Jurist und Offizierskamerad möchte ich mir jedoch gestatten, dringend davor zu warnen.«

»Haben Sie eigentlich einen bestimmten Auftrag, Altdörfer?« Es klang, als sollte ein Hausierer weggeschickt werden. Helgert spürte wohltuend die Schärfe seines Tones.

Altdörfer krümmte sich etwas. Er war nicht ganz sicher, ob sein letztes As noch stechen würde, an das bestimmt nicht einmal der Oberst gedacht haben dürfte. »Ich sagte bereits, daß ich aus eigenem, kameradschaftlichem Antrieb gekommen bin, um Ihnen eine rein menschliche; persönlich gedachte Empfehlung zu geben.«

Fritz Helgert blickte ihn mit hochgezogenen Brauen an und nahm eine Zigarette aus seinem Etui.

Hinter den Wandbrettern rieselten einige Erdkrumen herab, die Altdörfer einen Augenblick ablenkten. »Ihre Beförderung dürfte in Kürze vor der Tür stehen. Schon das würde ich mir an Ihrer Stelle nicht eigenhändig verderben. Lassen Sie sich von der Frau scheiden, und zwar so schnell wie möglich. Dann haben Sie keinerlei nervliche Belastung mehr, es gibt kein hochnotpeinliches Verfahren, und Ihre Ehre ist völlig unbefleckt!« Altdörfer war froh, daß nunmehr alles gesagt worden war.

Helgert nahm den zweiten Zug aus der Zigarette, drückte sie sorgfältig aus. Er ist ein Stück Dreck, dieser AItdörfer, ein Kretin, dachte er. Ich könnte ihn jetzt zusammenschlagen, ihm nachher draußen im Graben eine Kugel zwischen die Augen setzen, und sie würden einen ordengeschmückten Regimentsadjutanten als Helden zu Grabe tragen und ein Birkenkreuz erster Klasse zu seinen Häupten stellen. Aber das hilft mir nicht. Zwar würde diese Schmeißfliege dann niemand mehr beschmutzen können, doch unzählbare von dieser Sorte neben ihm, hier dreußen wie

im Hinterland, bleiben übrig. Seine Unverschämtheit werde ich ihm heimzahlen. Später.Jetzt kann ich diese Larve einfach nicht mehr sehen, sonst gibt es wirklich ein Unglück . . . noch ein Unglück.

Helgert bezwang sich mit aller Gewalt. »Ich danke für den Ratschlag und wünsche einen zackigen Heimritt.«

Aber er hatte Altdörfers Dickfälligkeit bei weitem unterschätzt . Der Adjutant packte umständlich seine Sachen zusammen und erhob sich nachlässig. »Sie werden Herrn Oberst Meldung erstatten müssen, Herr Helgert. Herr Oberst wird Sie dabei möglicherweise fragen, ob Sie selbst Vorschläge für eine geräuschlose Bereinigung haben . . . für diesen Fall, meine ich.«

»Wollen Sie das nicht ausschließlich meine Sorge sein lassen?«

»Ich weiß nicht recht, ob Sie allein ... es geht ja auch um die Ehre des Regiments, um unser aller Ehre.«

»Sie sind also offenbar der Meinung, daß Ihre Vorschläge etwas mit >Ehre< zu tun haben?«

»Wie soll ich das verstehen?« Altdörfers Gesicht begann rot anzulaufen.

»Ihr Bemühen, sich aus einer Verpflichtung herauszumanövrieren, ist so offensichtlich, daß zwischen Naivität und Feigheit nur noch ein winziger Schritt bleibt.«

Altdörfer überhörte die ihm widerfahrene Beleidigung geflissentlich, weil er wußte, daß er sie ohne Zeugen nirgendwo würde beweisen können.

Helgert öffnete die Tür und trat dann ein Stück zurück.

Altdörfer war froh, aus diesem Bunker heil herausgekommen zu sein, wenn er auch den Auftrag nicht als erfüllt betrachten konnte. Sein Haß auf den Batteriechef, der ihn nicht hatte zum Zuge kommen lassen und damit einmal mehr das Konzept verdarb, wuchs.

*

Es dauerte noch einige Wochen, bis der Oberst den Batteriechef Fritz Helgert zu sich rief. Der konnte gleichzeitig die Gelegenheit benutzen, ihm ergebenste Glückwünsche zur hohen Auszeichnung mit dem Ritterkreuz aussprechen zu dürfen.

Der Regimentskommandeur stand würdevoller denn je, richtete sich noch höher auf, und das Ritterkreuz schien wie ein selbständiges Wesen zu schweben. Dann setzte er sich und war einstweilen noch mit dem Studium einiger Schriftstücke beschäftigt.

Der Oberleutnant saß stumm auf dem Stuhl. Sein Blick glitt an dem Oberst vorbei und blieb auf einer großen Lagekarte haften. Die massiv gezeichnete deutsche Frontlinie verlief scharfkantig, zusammenhängend, strahlte ungeheures Selbstbewußtsein aus. Ihr gegenüber waren nur gelegentlich konkrete Stellungseinzeichnungen und Nummem von Truppenverbänden, dafür aber um so mehr Fragezeichen.

Helgert vergaß den Oberst und den mutmaßlichen Anlaß, welcher ihn hierherbeordert hatte. Er vertiefte sich in die Karte. Im Norden: Leningrad, das trotz aller Anstrengungen während der vierundzwanzig Monate des Ostfeldzuges von den besten Truppen der Heeresgruppe Nord nicht genommen werden konnte.

Dann zog sich die Linie entlang der Eisenbahn Kirischi-Nowgorod zum Ilmensee: die Wolchowfront. Vom unteren Seeufer dreihundertfünfzig Kilometer nach Süden an Welikije Luki vorbei bis Welish: die Kalininer Front der Roten Armee. Von hier führte die HKL Ostsüdost über die Eisenbahnlinie Smolensk-Moskau nach Dorogobush. Das war der sogenannte Jelnja-Vorsprung, Schwerpunktbereich der sowjetischen Westfront. Der ganze Raum östlich davon mit den bedeutenden Städten Bologoje, Rshew, Wjasma war einst mit Hekatomben von Blut erobert und

wieder verloren worden. Anschließend kam das auffälligste Gebilde, der Orelbogen. Dem folgten die Brjansker und die Zentralfront. An dem tiefen Einbruch nach Westen mit dem strategischen Mittelpunkt Kursk hatte sich seit März kaum Wesentliches verändert. Hier war der kitzligste Abschnitt: die Woronesher Front. Von Woronesh bis Sewsk haben die Russen rund dreihundertfünfzig Kilometer kämpfend zurückgelegt, schätzte Helgert, während der Oberst immer noch keine Anstalten machte, seine wirkungsvolle Pose aufzugeben.

Belgorod-Woltschansk-Smijew: die Steppenfront und die rote Südwestfront. Dort begann auch irgendwo die Heeresgruppe Süd, welche ihre Stellungen noch am weitesten östlich bei Balakleja-Isjum-Lissitschansk hielt: Hier stand die neue 6. Armee entlang des Mius bis vor Taganrog am Asowschen Meer. Ganz im Süden der völlig verloren wirkende Kubanbrückenkopf - angeblich strategisches Sprungbrett zum Öl, nach Kleinasien, in den Orient. Die Reichskriegsflagge war einmal auf dem höchsten Berg Europas, dem Elbrus, gehißt worden.

Als der Oberleutnant sich wieder auf die Heeresgruppe Mitte konzentrieren wollte, hüstelte der Oberst.

Krusemark war die bevorstehende Unterhaltung nicht angenehm, aber sie hatte auch keinen beunruhigenden Charakter für ihn. Merkwürdig immerhin, daß der Vorgang vom Kriegsgericht in Hamburg bisher nicht beim Regiment eingetroffen war. Vielleicht beabsichtigte man dort, das Ganze so ein bißchen unter den Tisch fallen zu lassen. Dummes Zeug, dachte der Oberst, Vorgänge führten bei Preußens ein eigenständiges Leben. Außerdem kannte er den ganzen Ablauf durch den beinahe protokollarischen Bericht, den Altdörfer dank der Existenz seines Bruders Wieland zu geben in der Lage war. Daß dieser Trottel, der Helgert, dem Vorschlag, sich scheiden zu lassen nicht sofort zugestimmt hatte, konnte er nicht verstehen.

Umständlich zündete Krusemark sich eine Zigarre an schob mit einem Ruck die Papiere zur Seite und begann mit seiner abgehackten, etwas hohen Stimme: »Ich muß Sie dienstlich bitten, mir das Ergebnis des von Ihnen angestrengten Verfahrens mitzuteilen. Fassen Sie das nicht verkehrt auf! Mich drängt in

dieser Angelegenheit noch kein disziplinarer Grund. Neugier, das wissen Sie ja, gibt es bei mir sowieso nicht. Es ist lediglich der Wunsch des Herrn Generals, darüber informiert zu werden.«

Helgert spürte, wie es wieder an den Nerven zerrte, und empfand noch einmal brennende Scham. Dann straffte er sich und sagte leise: »Der Angeklagte wurde wegen Mangels an Beweisen freigesprochen!«

Krusemark tat so, als hätte er Todesurteil, Strafversetzung, Zuchthaus, Sonderabteilung oder ähnliches gehört, und blickte gewollt erschrocken auf. Die Asche fiel ihm von der Zigarre. Er fegte sie vom Tisch, daß sie sich wie eine dünne Schneewolke setzte. »Ist ja ein tolles Stück! Wirklich. Eine ganz dumme Sache! Müssen wir mal sehen, was draus wird. Haben Sie einen Vorschlag ?«

»Ich bin der Auffassung, daß mir hier draußen das Recht gegeben wird welches man mir in der Heimat vorenthalten hat.«

Oberst Krusemark nickte gewichtig mit dem Kopf. »Diese Schlipsträger dahinten haben noch immer nicht begriffen, daß wir hier für sie die Knochen hinhalten. Es ist einfach unerhört! Aber man soll mich kennenlernen!« Er erhob sich und strahlte grimmige Entschlossenheit aus.

Der blasse Oberleutnant stand ebenfalls auf. Er hatte plötzlich ein Gefühl des Geborgenseins.

Krusemark wollte auf keine Ausschließlichkeit festgelegt sein und deutete gewisse strategische Varianten an. »Ich kann natürlich im Moment nicht sagen, was da alles im einzelnen zu tun sein wird oder getan werden kann. Aber immerhin: Verlassen Sie sich auf mich! Ich bedanke mich sehr. Sie bekommen Bescheid.«

*

Helgert schickte den Burschen mit den Pferden in die Protzenstellung zurück. Er selbst ging zu Fuß die sieben Kilometer nach vorn um endlich den Kopf ganz klar zu bekommen.

Der Oberst steht hinter mir. Mag er sonst sein, wie er will, er wird im Regiment nicht dulden, daß man einen seiner Offiziere ungestraft beleidigt. In Kürze muß das Ehrenprüfverfahren durchgeführt werden, dem dann möglicherweise das eigentliche Ehrenverfahren folgt. Der Generalfeldmarschall Keitel will es so. Schließlich hat er als Endverantwortlicher sogar ein Merkheft darüber herausgegeben. Prüfen wird man: Ist die Ehre des Oberleutnants Helgert befleckt, weil an seiner Frau ein Verbrechen begangen wurde und das Kriegsgericht sich auf die Seite des Verbrechers gestellt hat?

Nach dem Ehrenkodex ergeben sich vier MöghchkeIten für eine Entscheidung:

Erstens, meine Offiziersehre gilt als nicht berührt, unbeschadet des Hamburger Urteils. Das Ehrengericht leitet Schritte ein, dieses Urteil aufzuheben und meine Frau zu rehabilitieren.

Zweitens, die Ehre wird als berührt betrachtet, da meine Frau keine Genugtuung erhielt und sich das Gerichtsurteil nicht umstoßen läßt. Ich werde verwarnt, aber noch für würdig erachtet Offizier zu bleiben.

Drittens, man könnte meine Ehre als so berührt ansehen, daß man mir den Abschied, allerdings mit dem Recht des Tragens der Uniform, gibt.

Viertens, man kommt zu der Auffassung, daß meine äußerst verletzte Ehre mit keiner Maßnahme mehr herstellbar ist, woraufhin man mich sofort und ohne Uniform entlassen müßte.

Der Ehrenrat könnte natürlich auch, ohne erst Entscheidungen des OKW abzuwarten, bei dem für Dörnberg zuständigen Ehrenrat entsprechende Schritte einleiten.

Die Punkte drei und vier muten im Kriegsfall zwar etwas seltsam

an, aber es hat sie noch niemand aufgehoben. Wahrscheinlich würde man jedem Ehrverletzten heute als unabdingbares Recht einräumen, in vorderster Linie für das Großdeutsche Reich weiterzufechten.

Oberleutnant Helgert ging zu dem Vorgeschobenen Beobachterstand gegenüber der Mühle von Soboda, wo es keine Nacht geheuer war. Schon manchmal waren dort Stoßtrupps aufeinandergeprallt. Er trottete durch den Zubringergraben. Weiter vorn, im Nerutschtal, fiel ein einzelner Gewehrschuß. Zornig sprang das Echo zwischen den Steilufern hin und her. Eine Leuchtkugel stieg schläfrig in der Nähe auf. Ihr Licht flackerte. Alles schien sich tiefer ins Dunkel zu kauern.

Leutnant Eiserberg, der langjährige Chef der 3. Kompanie, die der Mühle gegenüberlag, saß mit dem Vorgeschobenen Beobachter, Wachtmeister Söchting, Senflebens Nachfolger, zusammen. Sie tranken Schnaps voller Hingabe. Da die Statistik des Infanterieregiments aussagte, daß ein Kompaniechef im Durchschnitt nach drei Monaten hier vorn ausfiel, war theoretisch seine Zeit längst überschritten. Deshalb wollte er sowenig wie möglich an geistigen Getränken zurücklassen.

Helgert setzte sich dazu. Seine Gedanken liefen immer wieder auf die berührte Ehre zurück. Den Schnaps schlug er heute nicht aus.

Nach einer Weile, als sie schon bei der zweiten Flasche waren, sagte er mit schwerer Stimme: »Hören Sie, Eiserberg, Sie bekommen einen Leutnant als Zugführer!«

Eiserberg lachte, daß die Posten drüben nervös wurden. »Woher denn? Aus dem Massengrab? Oder vielleicht vom Konfirmationsunterricht?« Er lachte nochmals und nahm dann einen daumenbreiten Schluck.

»Ich bilde doch nur ein Beispiel.«

»Solche Beispiele bildet man wahrscheinlich ständig im Führerhauptquartier. Ich bin zufrieden, wenn ich neunzehnjährige Korporäle als Zugführer habe!«

Helgert beharrte darauf, daß ein solcher Leutnant kommen müsse. Wegen des Beispiels. Eiserberg zuckte die Schultern, auf denen keine Rangabzeichen waren. Wozu auch? Die Russen nahmen das beim Nahkampf nicht übel. Seine drei Dutzend Leute - das war die Gefechtsstärke der Kompanie - kannten ihn. Nach hinten ging er grundsätzlich nicht. Urlaub bekam er keinen. Und der Bataillonskommandeur hatte sich an seine ungeschmückte Feldbluse gewöhnt.

»Sie erfahren nun, daß die Ehre dieses Leutnants leicht angeknackst ist. >Berührt<, wie es so schön heißt.«

»Sagen Sie mal, Helgert, bekommt Ihnen der Fusel etwa nicht?« Jetzt fängt der Artillerist doch offensichtlich an zu spinnen, dachte Eiserberg. Typischer Fall von Grabenkoller und Platzangst oder so etwas.

Doch Helgert ließ sich nicht vom Thema abbringen. »Was soll nun dieser Leutnant Ihrer Meinung nach machen?« fragte er.

Eiserberg suchte in seinen Taschen nach Zigaretten, fand aber nicht gleich welche. Da warf er kurzerhand den ganzen Inhalt auf den Tisch. Aus der rechten Hosentasche kamen einige Orden, verdreckte Schulterstücke, ein paar Pistolenpatronen und etwas Geld zum Vorschein. Er fluchte. In der linken waren drei Mullbinden in Ölpapier, ein paar Stück Würfelzucker, eine langläufige Pistole Fabrikat Fabriques Nationales, Kaliber 7,65 Millimeter, die er 1940 in Belgien von einem sterbenden Sergeanten geschenkt bekommen hatte und achtete, obwohl er inzwischen Hunderte hatte sterben sehen. Endlich fand er das Päckchen. Er zündete eine Zigarette an und begann zu analysieren.

»Wenn der Kerl schon derartig blöde ist, sich in einem so berührten Zustand hierherschicken zu lassen, dann hat er nur die Chance, darauf zu pfeifen oder sich zu schämen, wenn er in dieser Fasson ein Ding verpaßt bekommt. Verheizt wird er hier so und so! Berührte Ehre ... « Er kicherte höhnisch. »Nehmen Sie mal an, Helgert, ein Ehrengericht verdonnerte ihn, daß er nur noch zu Hause die Uniform tragen darf! Mensch, der kann sich ja nicht mal mehr für unsere Oberheinis hier umlegen lassen! Dem

müßte man ja von Amts wegen verbieten, auf die Iwans zu schießen! !«

Der Infanterieleutnant brach bei diesem Gedanken in ein brüllendes Gelächter aus, wie es ihm der beste Witz dieses Frontabschnittes nie entlockt hätte. Dann ging er hinaus und starrte zur schwarzen Mühle hinüber. Er dachte manchmal, daß er hier nicht heil herauskommen würde.

Helgert lauschte einige Minuten, ob Eiserberg nicht zurückkäme. Seine Augen waren trübe; der Oberkörper schwankte leicht. »Haut einfach ab, der Stoppelhopser. Gieß was zum Saufen ein, Söchting!« Er hielt ihm das Glas hin.

»Zum Wohl, Herr Oberleutnant!«

»Prost, altes Haus!«Seine Zunge war schwer. »Mensch, haben Sie ein Schwein, daß Sie nach Heeresdienstvorschrift gar keine Ehre haben. Keinerlei Ehre. Ist überhaupt nicht vorgesehen!«

Die Lippen des Wachtmeisters wurden schmal. Wortlos stürzte er seinen Schnaps hinunter.

»Sie haben nur die Ehre, Ihre Schnauze zu halten, Sie Aktiver!«

»Das hört auch mal auf«, sagte Söchting verbissen.

»Hört auf! Hört auf? Mensch, Sie sind vieIieicht ein Witzbold! Sie werden am Ural Wache schieben, bis Sie schwarz sind, arschklar! Und was macht Ihre Frau dann? Sie sind doch Verheiratet?«

»Natürlich. Wir haben sogar Kinder. Zwei Jungen.«

»Sie haben Familie? Eine richtige Familie??« Helgert blickte ausdruckslos gegen die Bohlenwand des Bunkers. Seine Augen wurden feucht.

Jetzt hat er die Latschen restlos voll, dachte Söchting. So habe ich ihn noch nie gesehen.

»Richtige kleine Kinder, über die Sie sch freuen? Die zu Hause warten?« Helgert umklammerte den Arm des Wachtmeisters.

Sein Atem ging dem anderen stoßweise ins Gesicht.

Söchting nickte. »Sie sind meine ganze Lebensfreude.« Dann goß er das Glas erneut randvoll und schob es dem Oberleutnant etwas verlegen hin.

Wenn doch bloß Eiserberg wiederkäme. Was sollte er denn mit seinem Batteriechef jetzt anfangen?

Da ließ Helgert den Kopf auf die rauhe Tischplatte sinken und weinte.

*

Unter dem Kommando des frisch zusammengeflickten Unteroffizers Heinrich Heidemann fuhr die Gruppe Ersatzleute von Frankfurt an der Oder über Warschau nach Brest-Litowsk, von Minsk nach Gomel und schließlich von Brjansk weiter nach Osten.

Sie waren vierundzwanzig Mann. Die meisten der alten >Oberschnapser<, welche samt und sonders die Ostfront kannten, machten keinerlei Hehl aus ihrer Ansicht, daß Sie wenig Lust hatten, erneut >durch den Wolf gedreht< zu werden. Außerdem waren sie gespannt, was für ein Haufen sie jetzt verstärken sollten.

Die Neulinge hatten vom Mittelabschnitt inzwischen genügend gehört und begannen nachzuplappern, daß der Krieg im Osten nur sehr schwer zu gewinnen wäre.

Der erste große Gegenangriff der Russen hatte vor Moskau zu einem gewissen Abstandgewinn für die bedrohte Hauptstadt geführt. Die Schlacht an der Wolga leitete die Winter- und Frühjahrsoffensive der Roten Armee ein, die erst weit im bisherigen Wehrmachtshinterland auslief und nicht nur die Front zerklüftete sondern noch einen Hunderttausend Quadratkilometer großen Geländegewinn für Hammer und Sichel

bedeutete. Seit April hatte sich im Mittelabschnitt nichts Außergewöhnliches mehr abgespielt. Doch selbst jeder militärisch HalbgebiIdete sah, daß etwas im Gange war. Auf den Eisenbahnstrecken rollten Tag und Nacht Truppentransporte. In allen Bahnhöfen stauten sich Züge mit schwerem Gerät. Munition wurde gestapelt.

Jetzt haben wir Mai, unkten die Landser. Laßt man erst Juni, Juli werden ... Prost Mahlzeit, dann sind wir dran. Und möchten doch gern darauf verzichten, zu schneidigen Frontkämpfern gestempelt zu werden.

Rudolf Bender suchte während der sechs Transporttage, die Heidemann unter Zwischenschaltung verschiedener Frontleitstellen bisher schon herausgeholt hatte, nach politischer Qualität, nach Substanz, mit der sich etwas anfangen ließ.

Da waren Zurückhaltende, die immer dann schwiegen, sobald das Gespräch höhere Regionen berührte. Andere wieder spießten mit Zielsicherheit Oberflächenerscheinungen auf, ohne nach Zusammenhängen zu suchen. Bei den meisten aber reichte der Horizont von Schmalzfleischbüchsen bis Knäckebrot, von Soldatenheimen bis Tubenkäse, vom Sockenklauen bis zur Stallwache, von Zigarettenzuteilungen bis zum Läusepulver. Ihre größte Sehnsucht war, Fourier in Frankreich oder in Griechenland zu sein und eine Freundin zu haben, an der etwas dran war. Von Frauen, Mädchen, vor allem aber von prallen Weibern, war immer und in jeder Deftigkeit die Rede. Besonders der Unteroffizier Heidemann, ihr Transportchef, war nach seinen eigenen Darstellungen im Bett unerhört auf Draht. Bender schmunzelte unwillkürlich über die plastischen Ausdrücke, mit denen der etwa zweiundzwanzigjährige Korporal seine Romanzen vor den staunenden, neiderfüllten und auch überlegenen Gesichtern der Zuhörer bis ins Detail entwickelte. Er mochte beinahe einen Meter achtzig groß sein. Die Feldbluse schlackerte um seinen schmalen Oberkörper. Unter dem dichten schwarzen Haar blickte ein Paar pfiffiger Augen.

Von Politik hat er allerdings nicht viel Ahnung, stellte Bender fest. Hitler war für ihn bis 1939 ein guter Mann, der sich nur

nicht in den Krieg hätte verwickeln lassen dürfen. Jetzt wäre es schwer, diesen Schlamassel wieder anzuhalten. Dabei ist Heidemann ein intelligenter Bengel, hat wahrscheinlich - dem Erzählen nach - einige Semester Jurisprudenz in Göttingen studiert. Wenn wir zusammenbleiben, werde ich ihn nicht aus den Augen lassen. Aber insgesamt sieht es in ihren Köpfen böse aus.

Bender bedachte das in den letzten Tagen Erlebte und spürte, wie bitter, vielleicht sogar zu bitter, seine Einschätzung dieser Landser war, von denen die meisten Denken und eigenes Wollen spätestens beim Uniformverpassen auf der Kleiderkammer abgelegt hatten. Sie mußten erst aus dem Teufelskreis herausgeholt werden, der da lautete:

Dort vorn ist der Feind, töte ihn!

Jawoll!

Ihn und seine Familie!

Jawoll!

Dann bist du ein Kämpfer für Führer, Volk und Reich und darfst befördert werden.

Jawoll!

Wenn du verwundet bist, wirst du wieder heil gemacht, damit du dereinst am Stammtisch aus großer Zeit erzählen kannst, unter ständigem Hinweis darauf, was für ein Held du warst !

Jawoll!

Und du wirst alles so schnell vergessen, daß du wieder als Landser in den nächsten Krieg ziehst, wenn du nicht in einer neuen Gesellschaftsordnung von Grund auf umdenken lernst.

Diese Menschen müssen erst begreifen, für wen sie hier sterben, für wen ihre Vorfahren auf allen möglichen Kriegsschauplätzen gefallen sind, Väter und Großväter, deren Bilder noch heute die guten Stuben schmücken, soweit die Bomben des jetzigen Krieges

sie nicht schon hinweggefetzt haben. Ihnen muß erst klarwerden, daß eine Nation, die überfallen wird, das Recht hat, zu den Waffen zu greifen und - wo auch immer - den Angreifer zu vernichten. Wenn die Jungens, welche im Grunde nicht schlecht sind, erst erkennen, wie sehr sie mißbraucht worden sind und für wen sie die Kastanien aus dem Feuer holen sollen, die so heiß sind, daß nicht nur sie selbst sich die Finger daran verbrennen, sondern alle, welche die Hand danach ausstrecken, dann erst wird sich die große Wende vollziehen.

Die Sowjetunion hat die Schwelle eines neuen Zeitalters der Menschheitsgeschichte überschritten. Immer mehr Völker werden sich den Sozialismus zu eigen machen und nicht mehr davon lassen, bis sie ihre Verderber verjagt haben. Eines Tages wird auch das Volk der Deutschen den neuen Weg gehen. Dann ist Frieden. In der Holzmarktstraße und überall!

Vorne, wo es schießt, hoffte Bender, müssen die Jungens aufgeschlossener sein. Mit einiger Geduld wird sich bei diesem oder jenem ein Keim legen lassen, der vielleicht eines Tages aufgeht.

Der Zug kroch lahm dahin; und der Kanonier Rudolf Bender ließ die letzten Wochen an sich vorüberziehen.

Panzerwerk Nord. Ein Kribbeln lief ihm über den Rücken bei dem Gedanken an jene Nacht, bevor er eingezogen wurde.

Ein tollkühner Plan, den die Genossen nach wochenlangem Auskundschaften bis zu den letzten Einzelheiten festgelegt hatten. Danach sollten die in den Kellerräumen der Kraftzentrale zusammenlaufenden schweren Stromkabel gesprengt und so der ganze Betrieb vorübergehend stillgelegt werden.

Noch einmal erlebte er seine Flucht aus dem Werk.

Die Sprengladung saß fest. Die Zündschnur lief glatt über den Beton. Das Flämmchen zischte auf. Nun blieben ihm etwa sieben bis acht Minuten Zeit.

Mit wenigen Schritten war er am Exhaustorschacht. Die Lampe

im Mund, stemmte er sich mit Rücken, Sohlen und Knien aufwärts. Der Kopf schmerzte vor Anstrengung. Die Hose schien am linken Knie schon durchgewetzt zu sein. Nach unten konnte er nicht blicken. Normalerweise mußte die Ladung alle Hauptkabel und vielleicht Teile des Kellers zerstören, aber den Schacht heil lassen. Er kletterte jetzt geschmeidiger.

Plötzlich stieß sein Kopf an etwas Federndes. Er tastete. Draht! Maschendraht! Ein ganz harmloses Gitterchen; damit nicht aus Versehen etwas im Keller landete. Auch das noch! Er fühlte, wie seine Muskeln lahm wurden. Und schon beinahe vier Minuten vergangen! Er griff nach dem schweren Schraubenschlüssel, bekam ihn mühevoll frei. Die eine Kante riß ihm das Gesicht blutig. Er wuchtete. Der Stoß war zu schwach aus dieser Lage. Dann versuchte er, einzelne Maschen mit dem Schlüssel zu fassen. Es gelang. Er zerrte keuchend, bis der Draht mit jähem Ruck nachgab. Er rutschte ein Stück tiefer, griff zäh wieder in das Netzwerk, bog es so weit wie möglich auseinander. Warmes Blut lief ihm über die Finger. Zentimeterweise kam er an dem Hindernis vorbei. Der Stoff seines Anzuges wurde zerfetzt.

Bender arbeitete sich verbissen aufwärts, war mit einem Male im Dachstuhl. Schon sechs Minuten!

Vor ihm war die Klappe, neben dem Exhaustor. Hoffentlich ist der Mond nicht heller geworden, dachte er und drückte den Eisendeckel hoch. Draußen waren die verrosteten Sprossen des Notabstieges. Die Wand lag im tiefen Schatten. Er schwang sich hinaus. Fühlte einen Schwindel, als ihn der kühle Nachtwind bestrich.

Da grollte es unten auf. Er packte die Sprosse fester. Der ganze Bau schien sich zu schütteln. Eine zweite Explosion! Fensterscheiben zersplitterten. Zwei Stufen auf einmal … noch zwei, noch zwei, nur tiefer jetzt.

Auf der anderen Hausseite flog krachend die schwere Eichentür auf.

»Hilfe! Hilfe!!!«

Er kannte die Stimme nicht, aber sicher war es jemand aus der Kraftzentrale. Offenbar hatte sonst noch keiner auf die Detonation reagiert. Licht konnte er nirgendwo wahrnehmen.

Die letzten drei Meter sprang er, löste den Riemen vom Leib und steckte ihn in die Aktentasche.

Jetzt war überall Gewimmel. Drüben aus der Kantine drängten sich Arbeiter und Angestellte. Qualmschwaden zogen. Irgend etwas schien zu brennen. Wenn er nur erst an der verdammten Kantinenecke vorüber wäre!

Ein Automobil jagte heran. Offenbar der Sicherheitsdienst! Damit hatte er nicht gerechnet. Wahrscheinlich war der Wagen zufällig in der Nähe gewesen.

Bender spürte, daß sein Atem bei der Erinnerung an diesen entscheidenden Augenblick stockte.

Er hatte sich blitzartig an die Wand gepreßt. Das Fahrzeug preschte vorbei hielt kurz darauf mit kreischenden Bremsen. Überall war Getümmel und Geschrei.

Da trat er auf die Straße. Eine Sekunde zu früh.

Ein Suchscheinwerfer hatte ihn plötzlich in seinem grellen Lichtkegel.

Menschen rannten aufgeregt in die Lichtbahn. Jemand schrie unvermittelt: »Haltet den dort, haltet ihn!« Nagelstiefel knallten über den Asphalt.

Einen Augenblick war Bender wie gelähmt, dann setzte er auf die einzig mögliche Karte, spurtete aus dem Scheinwerferlicht ins Dunkel. Runde zweihundert Meter bis zum Materialschuppen. Verbissen rannten sie hinter ihm her. Lief ihm zufällig eine weitere Streife in die Quere, war Schluß. In der Milz verspürte er heftige Stiche.

Blitzartig durchfuhr ihn der Gedanke nach dem Ergebnis der Sprengung. Mindestens ein ganzer Tag Produktionsausfall!

Wenn er nicht metergenau die Stelle neben dem Kesselhaus fand, war es aus. Dort schienen sie ebenfalls vor der Tür zu stehen, weil alle Räume finster waren.

Hinter ihm grölte es unentwegt: »Haltet ihn!!!«

Er schlug einen jähen Haken um den Lagerschuppen, rannte auf der Hinterseite zurück zu den vorbereiteten Fugen in der Mauer, hatte die einzementierten Nägel bereits in der Hand, zerrte sich mit letzter Energie hoch, da knallte es trocken!

Neben ihm splitterte Mörtel.

Bender saß schon auf der Mauer, sah erneut Mündungsfeuer. Instinktiv rollte er zur Seite, ließ sich hinabfallen und tauchte in den Schatten des Fliederbaumes.

Am anderen Morgen war er nach Frankfurt gefahren.

Stabsarzt Dr. Roeber von der Artillerie-Ersatzabteilung machte bei der Einstellungsuntersuchung ein bedenkliches Gesicht, als er den Brustkorb, des Kanoniers Bender mit dem Stethoskop abhorchte. »Sie scheinen sich bei der Arbeit sehr überanstrengt zu haben, mein Lieber. Ihr Herz gefällt mir nicht. Sie ziehen gleich ins Revier ein. Muß mir das mal acht Tage lang ansehen.«

So wurden die Folgen seines >Unfalls< auf Staatskosten wieder in Ordnung gebracht, und er hatte sich erst einmal eine Woche ausschlafen können.

Als er >bedingt dienstfähig< aus dem Revier entlassen wurde, verkündete der Spieß, daß er es bei ihm restlos verschissen hätte. Deswegen war es kein Wunder, daß Bender als oberster auf der Liste derer stand, die mit dem nächsten Schub an die Front gehen sollten.

*

Der Armeestab war am Stadtrand von Orel in einer Vielzahl von kleinen Gebäuden untergebracht. Dazwischen streckte sich ein länglicher Platz, der mehr einer großen Baulücke ähnelte. Dort lagerten die vierundzwanzig Mann schon seit einigen Stunden. Zwar langweilten sie sich, aber sie waren andererseits nicht unzufrieden, denn der ewige Landsertrost lautete: Es geht alles vom Krieg ab.

Oberstleutnant von Wenglin hatte mit seinem Divisionskommandeur an der Lagebesprechung beim Oberbefehlshaber teilgenommen. Anschließend erledigte er noch eine Menge Verwaltungsangelegenheiten. Jetzt stand er am Fenster beim Generalquartiermeister und schaute in die glutende Sonne. Die neuen Monturen der Landser draußen verrieten, daß es sich um Nachschub von einer Genesenenbatterie oder Artillerie-Ersatzabteilung handelte. Aber leider für eine andere Division, denn seine eigene erwartete im Augenblick nichts. Das Wort >Ersatz< elektrisierte ihn, wenn er an die traurigen Ist-Bestände der Einheiten dachte. Obwohl die russische Winteroffensive bereits seit einem Vierteljahr ihr Ende gefunden hatte, war es ihm noch nicht gelungen, die Verbände der Division voll aufzufüllen. Immerhin, den Versuch konnte er unternehmen, ein paar von den Neuen mit abzuernten.

Bei der Abteilung IIa wies er auf die phänomenalen Leistungen seiner Division hin, die ja über das Grundsätzliche hinaus ihre Anerkennung gerade unlängst noch durch die Verleihung des Ritterkreuzes für den Kommandeur des Artillerieregiments, Herrn Oberst Krusemark, gefunden hätten. Dieses Regiment wäre personell äußerst mitgenommen. Er bäte um die Vergünstigung, ausnahmsweise einige Leute des soeben eingetroffenen Ersatzes zugeteilt zu erhalten.

Der IIa dachte an die hohen verwandtschaftlichen Beziehungen, über die Oberstleutnant von Wenglin verfügte. Ihm als Personalverantwortlichen war es völlig gleichgültig, wer sich diesen unsoldatischen Haufen von Artilleristen teilte. Aber er tat

streng, blätterte in Bündeln von Kriegsstärkenachweisen und sagte, daß er auf keinen Fall mehr als acht Soldaten abgeben könne.

Von Wenglin war zufrieden und ging auf den Platz hinaus, um sich die nach seiner Meinung brauchbarsten Soldaten auszusuchen. Den Unteroffizier Heidemann nahm er aus reiner Bequemlichkeit mit. Rudolf Bender wurde ebenfalls aussortiert; vielleicht, weil er das Treiben des Generalstabsoffiziers mit den roten Hosenstreifen in uneingeschränkter Neugier beobachtete.

Am Abend traf Bender auf dem Gefechtsstand des Artillerieregiments ein. Nach Erledigung aller erforderlichen Schreibstubenformalitäten nahm ihn ein Fahrer, welcher die Post für die Abteilung holte, mit vor zur 5. Batterie, der er zugeteilt war.

Oberleutnant Altdörfer kannte kaum etwas Bezauberndere in seinem Leben als das Studium von Akten aller Art. Bevor er den einzelnen Abteilungen die Personalpapiere der Ersatzleute zuschicken ließ, stöberte er darin herum und stellte unter anderem fest, daß der Kanonier Rudolf Bender vor 1933 der Kommunistischen Partei angehört hatte. Rein routinemäßig machte er einen Strich mit dem Rotstift an diese Stelle. Man konnte nie wissen, wer eines Tages danach fragen würde.

*

Das von Helgert beantragte Ehrenprüfverfahren hatte stattgefunden. Die Verantwortlichen gelangten auf Grund des Ergebnisses zu der Ansicht, daß die Durchführung eines Ehrenverfahrens gegen den Chef der 6. Batterie, Oberleutnant Fritz Helgert, nicht zu umgehen war.

Helgert hatte kein anderes Ergebnis erwartet. Wenn wirklich ein Schlag gegen jene Scharlatane in Hamburg Erfolg haben sollte, mußte sowohl seine wie Ilses Schuldlosigkeit in allen Instanzen

festgestellt werden.

Nach wochenlangen Vorarbeiten wurde schließlich ausgerechnet jener Tag zur Verhandlung anberaumt, an dem sich der Ostfeldzug zum zweiten Male jährte. Ein Tagesbefehl des Armeeoberkommandierenden war vor der Truppe zu verlesen.

Helgert ging zuerst in die Feuerstellung. Die Haubitzen waren am Vorderhang der Nordmulde von Beresowez eingegraben. Ein vielverzweigtes Grabensystem verband Mannschafts- und Munitionsbunker mit den Geschützständen. Leutnant Gengenbach konnte von seinem Kommandostand durch abgedeckte Laufgräben zur Telefonvermittlung, zu den Maschinengewehrständen und zu einer seitlichen Beobachtungsstelle für Nahziele gelangen. Über alle Bereiche der Stellung waren grobmaschige Tarnnetze gespannt. Tief in die Erde gewühlt hausten die Männer, ängstlich bemüht, in jeder Bewegung sofort zu erstarren, wenn eine sowjetische Maschine in der Luft war. Dafür wurde in der etwa sechshundert Meter querab angelegten Scheinstellung des öfteren dezent Leben vorgetäuscht, um feindlichen Artilleristen und Bombenschützen Anreiz zur Munitionsvergeudung zu bieten.

Der Batteriechef trug den Befehl ohne innere Beteiligung vor, weil es eben so angeordnet war. Dann ging er zu den Männern der Hauptbeobachtungsstelle, wo er nun bereits seit dem Frühsommer ebenfalls in der Erde lebte, und las die Schrift ein zweites Mal mechanisch und ausdruckslos herunter.

Da wurde der baldige Endsieg erwartet, obwohl Tunis und Bizerta unter Montgomerys Schlägen gefallen waren und am 13. Mai die deutsche Heeresgruppe in Tunesien kapituliert hatte.

Da waren die unentwegte deutsche Sendung und die Vorsehung. Helgert dachte an die achthundert russischen Frauen, welche nachts unter schwerer Bewachung in fieberhaftem Tempo einen Panzergraben auszuheben hatten, der um den gesamten Orelbogen und die Kursker Ausbuchtung laufen sollte, damit man beides gegen jeden Angriff der Roten Armee halten könnte. Diese Frauen hatten sich Löcher in die harten Lehmwände am Fuße der B-Stellen-Höhe gegraben und hausten tagsüber dort. Trotz der

kärglichen Verpflegung waren sie von eigenartiger innerer Vergnügtheit. Vor ein paar Tagen hatte er durch den Dolmetscher nach dem Grund fragen lassen. Die Antwort schien ihm ausweichend. Den Blicken, die sie sich zuwarfen, war zu entnehmen, daß sie trotz des Panzergrabens von der Befreiung durch ihre bewaffneten Landsleute überzeugt waren.

Da war das deutsche Heldentum. Aber bei jedem Gespräch mit seinen Männern spürte der Batteriechef, wie sie kritischer wurden, wie sie immer mehr zweifelten an dem, was er sagte oder zu sagen gezwungen war.

In Zeitungen und Befehlen stand zum Beispiel, daß der zermürbte Gegner kaum mehr Waffen hätte, daß Kinder und Greise von den großkalibrigen Pistolen ihrer Kommissare in den Kampf getrieben würden. Dabei wußte jeder Landser, wie ausgezeichnet die sowjetische Artillerie schoß; was für ein harter entschlossener Gegner drüben in den Gräben lag und daß er sich bei jedem Zusammenprall im Niemandsland eindrucksvoll Respekt verschaffte; wie der Luftraum in diesem Frontabschnitt mehr und mehr unter die Kontrolle der roten Aufklärer, Jäger und Schlachtflieger geriet.

Helgert gab dem Schreiber das von Generaloberst Schmidt unterzeichnete Schriftstück. Es wurde Zeit, sich für die Verhandlung fertigzumachen. Immerhin waren dreizehn Kilometer nach Woroschilowo zu reiten, wo die Tagung des Ehrenrates stattfinden sollte. Der Personenkreis im Offizierskorps des Regiments und der Division, der um seinen Fall wußte, war inzwischen reichlich groß geworden. Vor einigen Monaten noch hatte ihn das zur Weißglut getrieben; heute beunruhigte ihn das nicht mehr. Er war fest davon überzeugt, daß die ganze Kraft des RegIments hinter ihm stand, daß Oberst Krusemark die Sache souverän behandeln würde. Natürlich nicht ausschließlich ihm zuliebe, aber das spielte im Ergebnis keine Rolle. Auch Altdörfer, dieser Wicht, würde dabei zu spüren bekommen, wie niederträchtig seine Vorschläge waren. Vorschläge die der Ehrenrat nicht im entferntesten auch nur erwägen würde.

Das, was, der Infanterieleutnant Eiserberg an jenem denkwürdigen Abend gesagt hatte, war in manchem richtig, aber

eben doch nur ein frivoles Spiel mit Worten und Begriffen. Eiserberg ist ein Frontschwein von jener Sorte, die ausstirbt, dachte Helgert. Weil er hoch dekoriert ist, riskiert er eben eine ziemliche Lippe. Das ist alles.

Altdörfer grüßte wie bei einer Beerdigung und bat ihn in die Schreibstube der Zahlmeisterei. Die Herren hätten mit der Tagung bereits eine Stunde früher begonnen. Man würde ihn rufen lassen.

Helgert trug die Notizen für das, was er sagen wollte, schon seit Tagen in der Kartentasche mit sich herum. Er versuchte, sich auf den Ablauf des Verfahrens zu konzentrieren, aber es wollte ihm nicht recht gelingen.

Der grelle, heiße Junitag schimmerte gedämpft durch die blinden Scheiben der Hütte, die offenbar mehr als nur das letzte Jahrhundert erlebt hatten. Draußen wurden Pferde zum Tränken vorbeigeführt. Warum hat mir solch ein Anblick früher immer uneingeschränkte Freude bereitet? grübelte er. Wie oft ist mir schon der Gedanke gekommen, jenen Schuft namens Dörnberg zwischen meinen Fäusten zu spüren? Die Richter in Hamburg, verdammt noch mal! Diese bornierte Gleichgültigkeit und die Lust, ihre dosierte Macht derart zu mißbrauchen. Wie viele Leben haben sie wohl schon so oder so ausgelöscht? Ich habe mir ihre Gesichter derart eingeprägt, daß ich sie Tag und Nacht vor mir sehe, wann immer ich will.

Der Staat ist grundsätzlich auch für ihre Handlungsweise verantwortlich. Niemand anderes als der Staat. Das wird der Truppe im politischen Unterricht beigebracht. Und daran gibt es auch nicht den geringsten Zweifel. Der Staat ist das Volk. Alle kämpfen für ihn. Zum Beispiel ich, der Oberleutnant Fritz Helgert, stehe für diesen Staat hier in Rußland. Ich habe seinem obersten Vertreter und Führer mit der Faust an der Fahne geschworen, treu bis in den Tod zu sein.

In der Ferne pfiff der >feurige Elias<, der sich von Orel über Seminarskaja, Sobakino, Solotarewo nach hier vorschnaufte, um alle möglichen nützlichen Dinge, wie Menschen, Munition, Marketenderwaren und Marmelade, auszuladen. Dieser Vorgang

interessierte die gegnerische Artillerie oder sonstige Fernbeobachter jedesmal aufs neue. Der Oberleutnant grinste bei dem Gedanken, ob der Ehrenrat wohl weiter diskutieren würde, wenn jetzt tatsächlich ein paar Staffeln IL 2 herunterfurzten, was das Zeug hielt.

Die 21-cm-Mörser-Batterie schoß. Scheiben klirrten. Helgert blickte seitlich durchs Fenster. Er konnte gerade noch den Ballon, das Auge dieser schweren Waffe, über dem Bahndamm stehen sehen. Jetzt funken sie wieder auf den Steinhaufen Novossil oder in die Geschützstellungen nach Kamenka. Vielleicht wird auch am Bahnhof von Werchowje gerade etwas ausgeladen.

Eigentlich ein bedeutender Tag heute, dachte der Oberleutnant. Der Ehrenrat wird feststellen, daß ich mich in der Angelegenheit von Anfang an korrekt verhalten habe. Mit den Maßnahmen, die hier beschlossen und eingeleitet werden, verschwinden auch die Schatten, welche seit Hamburg über Ilses Ehre liegen.

Die Tür klappte. Oberst Krusemark war eingetreten. Er befand sich nicht in allerbester Stimmung und begann sogleich: »Bevor es zu spät ist, Helgert! Sie wissen um die Entscheidung der nächsten Stunde. Erklären Sie sich mit Ihrer ... Frau Gemahlin identisch, dann könnten sich möglicherweise kleine Komplikationen von der einen oder anderen Seite ergeben. Tun Sie es nicht - der Weg ist Ihnen ja bekannt -, dann dürfte das Verfahren sofort und positiv abgeschlossen werden. Ich möchte Ihnen nicht gerade einen persönlichen Rat geben, aber. . . «

Helgert glaubte, nicht richtig verstanden zu haben. War diese Bemerkung Krusemarks eine Art vorgeschriebener Hinweis, etwa wie eine Rechtsmittelbelehrung bei Gericht? Letztens hatte er doch versprochen, ihn nicht im Stich zu lassen. Und eben klang es so, als würde ihm eine Einwilligung in die Scheidung ganz gelegen kommen.

»Herr Oberst ... «

»Sie können alles gleich dem Ehrenrat erklären.« Krusemark drehte sich ungeduldig um, daß sein Ritterkreuz einen nervösen Sprung machte, und bedeutete Helgert, ihm zu folgen. Dann ging

er voraus, ohne sich noch einmal umzusehen.

Die Herren des Ehrenrates unter dem Vorsitz des Obersten waren um einen länglichen Tisch gruppiert. Der Platz gegenüber Krusemark war frei. Zwei Kommandeure und einige andere ältere Offiziere saßen steif. Sein Abteilungskommandeur, Major Meusel, winkte ihm mit gemessener Freundlichkeit zu.

Oberst Krusemark resümierte das Vorangegangene. Die für die Schilderung des Vorgangs notwendigen Fakten wurden von ihm auf ein Minimum beschränkt. In der Interpretation trennte er scharf zwischen der Ehre des Oberleutnants und der seiner Ehefrau. Er machte auch offenkundig, wie er sich die Abwicklung des Falles vorstelle, und ließ jetzt noch deutlicher durchblicken, daß man dem Kameraden Fritz Helgert gegebenenfalls hinsichtlich einer geräuschlosen Ehescheidung von hoher Hand unter die Arme greifen könnte.

Nun wußte Helgert, daß er sich nicht verhört hatte. Es war wie ein Schlag ins Gesicht. Er erhielt das Wort und erhob sich.

»Herr Oberst!« Er machte die erwartete leichte Verbeugung. »>Die Treue ist das Mark der Ehre<, diesen Satz hat man mir am ersten Tag meiner Dienstzeit als Ideal hingestellt. Ich habe, weiß Gott, dieses Gelöbnis bewahrt und gedenke, es bis an mein Lebensende zu tun. Ich habe außerdem gelernt, daß im soldatischen Leben nichts schändlicher ist, als seine Ehre aufzugeben.

Die Herren kennen meine Ansicht. Ich wiederhole und erweitere sie. Ich bin mit dem Urteil: >Der Angeklagte wird wegen Mangels an Beweisen freigesprochen<, nicht einverstanden, weil damit ein Verbrechen gedeckt wird und weil ich nicht annehmen kann, daß unser geliebter Führer jenes Kriegsgericht in Hamburg mit der Absicht eingesetzt hat, die Ehre eines Frontsoldaten zu beschmutzen. Dieser Satz: >Die Treue ist das Mark der Ehre<, würde erheblich in Frage gestellt sein, wenn sich nicht Frontoffiziere für mich, also für einen der Ihren, einsetzen und Ordnung schaffen.

Meine Erklärung ist in wenigen Worten beendet. Gegen mich ist

ein Ehrenverfahren eröffnet und nunmehr in Durchführung begriffen. Ich begrüße das, weil ich der Überzeugung bin, daß der Ehrenrat die Haltung des Hamburger Gerichts mißbilligt und für einen Offizier des Regiments auch vor zuständigen Gremien eintritt. Nicht meine Ehre, sondern die Ehre anderer sollte hier Gegenstand der Beratungen sein!«

Krusemark hatte einen roten Kopf bekommen und erhob sich langsam. Erst jetzt bemerkte Helgert, daß der Oberst, offenbar auf Grund des besonderen Anlasses, die kleine Ordenschnalle mit allen Dienstauszeichnungen und sogar das Band zum EK II trug. Seine Stimme war noch höher als gewöhnlich. »Ich mache Sie darauf aufmerksam, Helgert, daß Sie die Schwere des Falles erheblich zu unterschätzen scheinen und die Herren des Ehrenrates aus rein egoistischen Erwägungen in eine Rolle zu manövrieren trachten, welche mit dem Gegenstand der Beratungen überhaupt nichts zu tun hat. Sie haben sich für die Ehre eines Familienangehörigen zu verantworten. Sie werden nur dann Ihre eigene Ehre sauberhalten, wenn Sie sich von diesem Familienangehörigen distanzieren.«

In der Bauernstube war kein Laut vernehmbar. Der Kommandeur der schweren Abteilung hörte auf, mit dem Bleistift auf den Tisch zu klopfen, und hob einen Finger. Krusemark nickte ihm zu und fuhr sich mit dem schneeweißen Taschentuch über die Stirn.

Major Pfeiler begann, mit abgehackten Worten zu sprechen: »Was Sie uns da vorhin vortrugen, ist doch Papperlapapp. Sie haben nur die eine verdammte Pflicht und Schuldigkeit, dem Regiment solche schmierigen Eskapaden fernzuhalten. Die Herren in Hamburg dürften aus guten Gründen ein solches Urteil gefällt haben. Und jetzt wollen Sie uns zumuten, eine Entscheidung zu treffen, die im Widerspruch zu unserer Wehrmachtsgerichtsbarkeit steht? Das ist doch ein starkes Stück! Sie verschanzen sich da hinter großen Worten wie Treue und Ehre. Diese Forderung hätten Sie besser an Ihre Frau Gemahlin richten sollen. Wir als Ihre militärischen Führer haben wohl Bedeutenderes zu tun, als uns mit solchen Lappalien zu befassen!« Er legte den Bleistift knallend auf den Tisch.

Oberst Krusemark blickte zustimmend in die Runde, als hätte er

nichts anderes erwartet. Niemand schien mehr die Absicht zu haben, Ergänzendes zu bemerken.

Major Meusel war damit beschäftigt, einige Notizen zu machen. Jetzt vermied er es, den Oberleutnant anzusehen.

»Nun, Helgert?« In Krusemarks Stimme war ein leichtes Lauern.

Helgert spürte, daß er unerhört erregt war. Warum dulden alle anderen diese Ungeheuerlichkeiten? Warum denkt keiner daran, sich für mich, für die Gerechtigkeit einzusetzen?

Krusemark sah ihn voller Ungeduld auffordernd an.

Der Oberleutnant erhob sich langsam. »Herr Oberst! Meine Herren.« Seine Stimme war heiser. »Aus dem bisher Gesagten habe ich entnommen, daß mir völlige Ehrenrettung winkt, falls ich mich nicht mehr an die Treue halte und eine dementsprechende Erklärung abgebe.« Er schüttelte den Kopf. »In wenigen Stunden werde ich wieder vorn in meinem Unterstand sitzen und jeden Augenblick bereit sein ... und bereit sein müssen zu kämpfen. Vor allem aber: Ich muß meine Männer vorwärtsreißen, sie begeistern für unsere Idee. Sie sollen stündlich Leib und Leben einsetzen für die Neuordnung Europas unter Führung des Deutschen Reiches und seiner Regierung! Wo ist denn jetzt noch ein moralischer Halt für mich, wenn mir eine Institution der Wehrmacht in Hamburg, für die der Staat verantwortet, das Fundament wegschlägt? Wie soll ich andere für die Ehre eines Regiments begeistern, wenn dem gleichen Regiment die Ehre eines aktiven Batteriechefs offenbar gleichgültig ist!? Woran soll ich denn zukünftig noch glauben?«

Der Oberleutnant brach unerwartet ab, setzte sich und machte damit kenntlich, daß seine Rede beendet war, wenngleich er den Eindruck hatte, Wesentliches nicht ausgesprochen zu haben.

Mit einigem hatte Oberst Krusemark gerechnet. Mit solchen massiven Angriffen, die ihn auch persönlich mit einbezogen, jedoch nicht. Er fühlte sich außerstande, ad hoc alle Gegenbeweise anzutreten. Da hier weit mehr hereingezogen worden war als nur sein Regiment, hütete er sich, im Augenblick

überhaupt nur ein Wort zu äußern. Eine Unbedachtsamkeit hatte schon manchen Dienststellung oder Schulterstücke, wenn nicht gar den Hals gekostet. Das mußte man alles vorsichtig abgewogen in dem Bericht niederschreiben, der über die Division an das OKW ging. Der Oberst räusperte sich daher nur umfänglich und fragte die Herren, ob jemand noch das Wort an den Vorgeladenen zu richten wünschte.

Da der Regimentskommandeur, wie es im Normalfall seiner Aufgabe als Vorsitzendem des Ehrenrates entsprochen hätte, sich nicht erklärt hatte, waren die anderen weit davon entfernt, sich mit Meinungsäußerungen zu exponieren; zumindest nicht vor dem Angeklagten.

Der Oberleutnant Helgert wurde nicht mehr benötigt. Er hob langsam die Hand zum >Deutschen Gruß<.

Der Ehrenrat tagte noch etwa drei Stunden ohne ihn, die eigentliche Hauptperson.

Vor der Tür des Bauernhauses überkam Helgert für Sekunden ein Schwindelgefühl. Er blieb stehen und fuhr sich mit der Hand über die Augen. Einer der langen Mörser feuerte wieder. Der Oberleutnant lauschte dem von der Eisenbahnlinie sogar bis hierher noch wahrnehmbaren heiseren Orgeln, mit dem das schwere Geschoß die Luft zerteilte. Überall schien Spannung zu sein wie Föhn. Wahrscheinlich hängt das nur mit dem Ehrenrat zusammen, dachte Helgert. Er wollte jetzt erst einmal Abstand von dem Geschehenen gewinnen und stiefelte deshalb durch die geduckten Häuserreihen zu einem mit Buschwerk betupften Hügel am Ostrand des Ortes.

Die Einheiten faßten gerade Brot und Schmalzkonserven. Die Hitze flimmerte. Von der etwa ein Dutzend Kilometer entfernten Front war kein Schuß hörbar.

Ehrenrat ... Scheidung ... verdammte Pflicht und Schuldigkeit, klang es in seinem Kopf. Es ist unfaßbar.

Habe ich eigentlich den Oberst bisher anders gesehen? Selbstverständlich! Ich habe mich im Grundsätzlichen immer auf

ihn verlassen, wenn er auch nicht gerade heldenhaft aufgetreten ist. Hätte er nicht sagen müssen: >Hören Sie zu, Helgert, die Sache sieht mau aus. Wir werden das wohl nicht klarkriegen wegen dieser und jener Paragraphen. Aber das Offizierskorps des Regiments wird Ihnen in jeder Weise kameradschaftlich beistehen und Ihnen helfen, mit der Angelegenheit fertig zu werden.< Ganz im Gegenteil. Der Herr Oberst und Regimentskommandeur Karlfriedrich Krusemark hat sich mit seiner Stellungnahme eisig distanziert.

Und meine Kameraden Abteilungskommandeure? Gerade Pfeiler hat mir doch ein paarmal aus eigenem Antrieb gesagt: >Ich werde Sie bei passender Gelegenheit zu meiner Abteilung holen! Mir fehlt ein solcher Batteriechef wie Sie, Helgert.< Und heute? Heute ist das alles nicht mehr wahr. Nicht einmal mein Iangjähriger Abteilungskommandeur, Major Meusel, hat den Versuch unternommen, Verständnis für die Zusammenhänge und für meine persönliche Lage zu äußern.

Ehrenrat . .. Er Iachte höhnisch. Inzwischen werden sie ja zu irgend einer Entscheidung gelangt sein. Und wie diese Entscheidung ausfällt, darüber kann es nun wohl keinen Zweifel mehr geben.

Er sehnte sich plötzlich nach der stummen Kameradschaft seines Pferdes.

11. KAPITEL

Der Tag wollte nicht recht vergehen, und Claudia Sanden träumte bei der Arbeit.

Seit der Woche, die sie im Frühjahr bei Benders verbracht hatte, war ihre Verbindung enger geworden mit dieser anderen Welt, für welche die Genossen kämpften. Wenn sie sich auch klein, ja fast kümmerlich darbot, mit armseligen Räumen und Möbeln, so war in ihr eine Zuversicht zu spüren, deren Gründe Claudia allmählich zu verstehen begann.

Rudolfs Mutter wußte immer um das Rechte, das Notwendige. Wenn Ferdinand und Rudi manchmal in hitzigen Wortstreit um ideologische Probleme gerieten, dann empfahl sie, später, wenn es Zeit hatte, in den Werken von Marx oder Engels oder Lenin nachzulesen, wobei sich vieles klären würde. Im Augenblick käme es doch wohl auf sehr praktische Dinge an. Sie wäre in den theoretischen Fragen nicht sonderlich bewandert. Ihre Lehrmeister waren die Arbeiter an den Maschinen und der Kampf um das tägliche Brot gewesen. Wenn gestreikt wurde, lernte man schnell begreifen, worum es ging und daß die erzwungene Lohnerhöhung von sieben Pfennigen für die Stunde neben dem sozialen auch einen bedeutenden politischen Inhalt hatte.

Dörnberg hatte sich in den vergangenen Monaten nicht bemerkbar gemacht. Claudias Arbeit im Panzerwerk ging gleichmäßig weiter.

Die Kopie mancher Zeichnung konnte von Ferdinands klugen Augen betrachtet und bewertet werden. Ein schwerer Schlag für sie war die plötzliche Einberufung Rudolf Benders. Erst jetzt spürte sie, wie sehr ihr dieser wortkarge Kamerad ans Herz gewachsen war. Am gleichen Abend wollte sie seiner Mutter Mut zusprechen, bekam dabei aber selbst weit mehr Worte des Trostes mit auf den Weg.

Es war bereits Juni. Ende Juli wollte Eberhard kommen, dann sollte in Lindau geheiratet werden. Jeden freien Abend nähte sie Kleider. Für ihn wollte sie schön sein, alle Tage etwas anderes tragen. Jede Stunde mußte neues Glück bringen.

Vor einigen Wochen bat sie ihn um eine Haarlocke. Mit Herzklopfen hatte sie den langen Brief aufgegeben und sich auch ein wenig geschämt.

Claudia sah sich im großen Zeichensaal um. Die meisten der jungen Mädchen bangten um einen Freund oder Verlobten an der Front. Der eine war in Karelien, der andere auf dem Atlantik. Herta Stollwerks Mann befand sich im unerträglich heißen Steppengebiet der russischen Südfront. Zwei andere standen bei der Luftwaffe in Italien. Sie alle trugen gewiß etwas bei sich, was ständig an den Geliebten erinnerte, einen Talisman vielleicht, der beiderseits bewahren oder Glück bringen sollte. Jede hatte eine Art Fetisch: einen Ring oder eine abgeschnittene Haarsträhne; das Kreuz eines alten, ererbten Rosenkranzes oder eine Darstellung aus dem Tierkreis. Daran hingen so viele Wünsche, die sich alle in dem einen Wunsch sammelten: Komm wieder - bleib gesund! Das Grauen dieser Zeit war so groß, daß der Griff zum Primitiven selbstverständlich wurde, wenn es nur ein Gran Trost brachte.

Die Heiratspapiere hatte sie endlich vollständig beieinander. Die Summe allen Schreibens und vieler Lauferei hatte in dem Prädikat gemündet: Rassisch einwandfrei.

Eine Tür klappte zu. Sie spannte einen neuen Bogen auf die Zeichenmaschine.

*

Der Laufjunge Erwin Bothe stürmte los, nachdem er vorher die zwei Reichsmark an den Mund genommen und »toi, toi, toi« gemacht hatte. Als er sich umblickte, ging der uniformierte

Spender schon vom Pförtnerhaus weg über die Straße. So ein nobles Trinkgeld hatte er noch nie in seinem Leben bekommen. Es war nichts weiter dafür zu tun, als diesen Brief ins Konstruktionsbüro zu bringen. Er legte vor lauter Diensteifer noch einen Zahn zu und dachte daran, daß er spätestens im nächsten Jahr beim Arbeitsdienst sein würde und dann endlich eine richtige Uniform tragen könnte. Das war sein großer Traum. Ein Held wollte er werden, auf den die ganze Straße stolz sein sollte.

Claudia Sanden bemerkte den Jungen erst, als er schnaufend neben dem Zeichenbrett stand und den Umschlag hinhielt. Ihr Name stand in Maschinenschrift darauf. Sie hatte im Augenblick keine Vorstellung, wer ihr wohl einen Brief ins Werk schicken könnte.

Da sagte der Laufbursche: »Der Offizier läßt auch herzlich grüßen!« Seine Augen strahlten vor Anteilnahme.

Das Mädchen fragte erstaunt, während die Neugier von den anderen Zeichenbrettern heranwogte : »Was für ein Offizier denn?«

Das war eine Frage für Erwin Bothe. Er kannte die Rangabzeichen aller Wehrmachtsteile, der Waffen-SS, der SA und der Amtswalter bis zum Reichsleiter, von HJ und Jungvolk ganz zu schweigen; sogar die Dienstränge der Organisation Todt und des Luftschutzes wußte er auswendig. »Das war ein Flakhauptmann!«

Claudia hatte das Empfinden, als hebe sich der Steinholzfußboden vor ihr an, so daß sie alle Kraft in die Fußspitzen legen mußte, um stehen zu bleiben. Dann schien die blanke Fläche sich mit einem Male wie eine schiefe Ebene ins Bodenlose zu neigen. Ebenso schnell ging es vorüber. Der erste klare Gedanke war, den Jungen zu fragen, ob es vielleicht doch ein Oberleutnant gewesen wäre. Aber sie murmelte nur noch ein »Danke schön« und versuchte so zu tun, als arbeite sie weiter. Die Zeichenmaschine kam ihr wie ein Bleiklotz vor. Sie fühlte, daß ihr die Hände zitterten. Dörnberg! Es konnte gar keinen Zweifel geben. Und sie hatte sich der trügerischen Hoffnung

hingegeben, daß er die Nutzlosigkeit seiner Absicht einsehen und nicht wiederkommen würde.

Das Interesse ihrer Nachbarinnen war wieder erlahmt. Es wurde Nachmittag, und jedem fiel es schwer, die Augen offenzuhalten.

Behutsam trennte Claudia den Briefumschlag auf und zog ein Blatt Papier heraus. Eine Blutwelle stieg ihr in den Kopf. Sie hielt das Flugblatt in der Hand. Ihr Flugblatt! Am oberen Rand stand eine Bleistiftnotiz. >Heute 21 Uhr Breslauer Ecke Koppenstraße. Kurt.< Hastig schob sie den Umschlag darüber.

Claudia Sanden verspürte unendlich große Angst. Dieser Text zeigte eindeutig, daß Dörnberg nicht gekommen war, um zu bitten, sondern um zu fordern. Denn eine noch wuchtigere Drohung wie mit dem Flugblatt schien ihr kaum vorstellbar.

War es in dieser Situation ratsam, die Sache mit der Kopie zu erledigen, die sie heute abend aus dem Werk schleusen und zu Ferdinand bringen sollte? Seit der Sprengung in der Kraftzentrale hatte sich manches in der Fabrik verschärft; auch die Kontrollmaßnahmen am Tor. Vom Wohlwollen des Wachtpersonals war nur noch sehr wenig abhängig. Neben der Stechuhr hatte jeder, der den Betrieb verließ, einen Hebel zu drücken. Flammte ein rotes Lämpchen auf, mußte man in den Kontrollraum, dort wurden die Taschen untersucht. Es konnte auch eine Leibesvisitation daraus werden. Das hing von der Entscheidung des Wachthabenden ab.

Aber heute war Bachem dran. Er hatte ihr schon eine ganze Weile mit seinen Blicken zu verstehen gegeben, daß er sie sehr sympathisch fand. Auf Anraten Ferdinands hatte sie sich von Bachem sogar einmal zu Kaffee und Kuchen einladen lassen. Der war stolz darauf und hatte sie nie kontrolliert. Sollte sie diese Chance vorübergehen lassen?

Dennoch war ihr sehr angstvoll zumute, als sie durch das Tor schritt. Wenn man das Material fände, das sie heute am Körper versteckt trug; würde ihr der Galgen gewiß sein. Doch Bachem

ließ sie unangefochten passieren.

Am Humboldthain traf sie Ferdinand und gab ihm schweigend den Umschlag von Dörnberg. Ferdinand Beckers Gesicht verfinsterte sich, als er das Flugblatt sah. Nachdenklich las er die Notiz, als wollte er sich die Zeilen einprägen. Selbst die Pause der Zeichnung eines wichtigen Teils der neuesten Panzerfertigung hellte seine Stimmung nicht auf.

Der große Flakbunker ragte wie eine Zwingburg in den Abend.

»Eine schöne Symbolik«, meinte Ferdinand und wies auf das blaugraue Gewimmel der Soldaten.

Claudia nickte etwas bekümmert.

Grimmig sprach ihr der Mann Trost zu: »Lassen Sie nur, Fräulein Sanden. Wir werden auch damit fertig.« Dann schien das Mädchen für ihn nicht mehr zu existieren. Becker zergrübelte sich den Kopf. Nach einer Weile war er offenbar zu einem Ergebnis gelangt. »Ich komme heute abend mit.«

Sie blickte ihn erstaunt an.

»Natürlich darf Dörnberg nichts merken. Ich werde immer in Ihrer Nähe sein. Aber Sie dürfen sich wirklich durch keinen Blick und keine Geste verraten. Verstanden?«

»Ich werde mir Mühe geben.«

»Erstens fühlen Sie sich dann nicht so allein. Zweitens bekomme ich den Herrn endlich einmal zu Gesicht. Drittens möchte ich feststellen, wo er anschließend hingeht. Wenn es erforderlich ist, muß man vielleicht ... «

Claudia wußte, daß sie wenig Talent zur Heldin besaß. Sie wünschte, der Abend wäre schon vorüber und sie brauchte Dörnberg nie mehr zu sehen.

*

Es war eine ausgesprochene Arbeitergegend. Hohe, lichtlose Wohnkasernen mit mehreren Hinterhäusern an grauen freudlosen Straßenschluchten. Der Schlesische Bahnhof verlor bald seine Konturen in dem düsteren Gewölk, das die, Dunkelheit schneller brachte. Auf den Güterverschiebegleisen und drüben, zum Wriezener Bahnhof hin, rollten Loren. Gelegentlich waren neben den heftigen Pfiffen der Lokomotiven die dünnen Signale der Rangierer zu hören. Ununterbrochen pulsten S-Bahn-Züge durch die Stadt, von Osten nach Westen und von Westen nach Osten. Menschen hasteten heimwärts. Niemand ließ sich gern vom Fliegeralarm überraschen. Die meisten Nächte waren jetzt hell. Dann kamen sie, die Viermotorigen, die fliegenden Festungen, so sicher wie das Amen in der Kirche.

Claudia hatte Becker erkannt. Er trug eine Uniformjacke der Eisenbahner. Dann verschwand er um die Ecke.

Kurt Dörnberg kam fast unmittelbar nach ihr. Er hatte diesmal breit ausladende Reithosen an, dazu Feldmütze, Koppel und Pistole.

Die Frau bemühte sich, an alles zu denken, was Ferdinand ihr eingeschärft hatte. Widerwillig, reichte sie ihm die Hand. Dörnberg hielt es für ein entschuldbares Zögern. Er fand diesen Empfang trotzdem um viele Grade angenehmer als jenen ersten. Sie zwang sich sogar, ihn zu seiner Beförderung zu beglückwünschen.

Dörnbergs Herz wurde weit. Man hörte so gern etwas Angenehmes nach all den Widerwärtigkeiten der letzten Zeit. Diese Kriegsgerichtsaffäre hatte nicht nur Staub aufgewirbelt, sondern auch unter seinen Bekannten einen gewissen Schwund verursacht. Daran hatte sogar seine ein paar Tage später ausgesprochene Beförderung zum Hauptmann nicht viel ändern können. Unmittelbar darauf folgte diese mehr als überraschende Versetzung. Fast über Nacht hatte man ihn ins Sennelager geschickt. Er konnte sich nicht einmal überall in gebührender Form verabschieden. Diejenigen, welche noch namhafte Beträge von ihm bekamen, fanden das besonders traurig. Andererseits

war er froh, aus Hamburg herauszukommen. Solange dort noch Ilse Helgert bei ihren Verwandten wohnte, hätte er sich nicht recht wohl gefühlt. Im Sennelager wurden sie umgeschult für den EInsatz von 8,8 Zentimeter-Flak im Erdkampf; vorwiegend zur Panzerbekämpfung. Die Attrappen, welche an Seilen über das Zielgelände in der Lüneburger Heide gezogen wurden, waren bei Treffern geplatzt wie Konservenbüchsen. Ob sich das an der Ostfront ebenso abspielen würde, stand im Augenblick noch nicht fest.

Vorgestern war plötzlich der Abmarschbefehlgekommen. Er sollte als Batteriechef mit einem Haufen, den er nicht kannte, nach Rußland ziehen. Das einzig Vernünftige war, daß sie über Berlin rollten und von mittags bis nachts sogar hier liegenblieben. Dadurch ergab sich diese unerwartete Gelegenheit, Claugia wiederzusehen.

Nun stand sie vor ihm. Nicht nur, daß sie wie immer sehr niedlich anzusehen ist, sondern der Goldfisch scheint tatsächlich die Geschichte von neulich ganz ernst genommen zu haben, konstatierte er. Ob sie wirklich etwas mit den Roten zu tun hat, wegen dieser Flugblätter? Der Gedanke kam ihm absurd vor. Vielleicht hat sie das Zeug irgendwo gefunden und war nur so verdattert, weil mir das zufallig in die Hände geraten ist.

Es war ja auch gleichgültig. Er kam an die Ostfront, erstmalig. Das beherrschte alles. Wenn sich mit Claudia etwas machen ließe - um so besser. Das schien ihm einträglicher zu sein und letzten Endes mehr für die Zukunft zu taugen.

Immerhin hatte er heute noch eine Sache gestartet, die eigentlich nur diese Schlafmützen im Panzerwerk Nord etwas auf Vordermann bringen sollte.

»Liebe Claudia, ich habe nur ganz wenig Zeit. Ich bin nämlich mit meiner Batterie auf dem Wege ... nach Jüterbog.« Mochte sie ruhig denken, daß er in ein paar Wochen wieder hiersein würde. »Und nachdem ich dich damals gebeten hatte .. «

Er ist wirklich ein schöner Mann, dachte sie. Wehe, wer ihm in die Hände fällt!

»Zum Scharfschießen vermutlich!« sagte sie.

»Ja, natürlich, natürlich. Auf bewegliche Erdkampfziele.«

Claudia nickte, als wäre es selbstverständlich.

»Darf ich dich bitten, mit zum Zug zu kommen? Dabei können wir uns ungestört über einige Probleme unterhalten!«

Sie gingen durch die Bahnunterführung. Über ihnen donnerten pausenlos die Stadtbahnzüge.

Das ständige Kommen und Gehen im Bereich der FrontleitsteIle war auch spätabends und nachts kaum gemindert.

In diesen Frontleitstellen offenbarte sich ein Teil der großen Zerbröckelung. Hier konnte man zwischen den Zeilen lesen, welche Einheiten zerrieben worden waren und wo sich ihre kümmerlichen Reste wieder zu sammeln hatten. Hier wurden ein wenig die großen Verschiebeprozesse sichtbar: von Italien an die Ostfront; aus den serbokroatischen Partisanengebieten an die Karelienfront; aus dem Gärtopf Generalgouvernement zu den Maquis-Bereichen bei Toulouse; vom Atlantik wieder ans Mittelmeer oder sonstwohin.

Die Dominante war und blieb der Osten. Hier wurde im Quadrat verheizt. Hier ging alles mit immenser Beschleunigung vor sich. Hier gab es einen stabilen Koeffizienten, nach dem diejenigen, welche den Angriffskrieg zu führen hatten - und das blieb er, mochten die Rückzüge auch ständig an Geschwindigkeit und Raumverlust zunehmen -, mit Sicherheit erwarten durften, daß ihnen in dieser oder jener Form Tageslicht durch den Körper geblasen wurde.

Solche Frontleitstellen waren die Anlaufpunkte der Landser, Offiziere, Wehrmachtsbeamten, die sich ständig >umleiten< und >nachleiten< ließen mit Marschbefehl und Verpflegungsanweisung; immer von dem wahnwitzigen Gedanken erfüllt, daß eines Tages, während sie gerade weit weg von der Front irgendwohin unterwegs waren, der Krieg urplötzlich zu Ende wäre.

Hier waren auch die Fanggründe der Kettenhunde, wo manche miIitärische Odyssee ein jähes Ende nahm und zum Wehrmachtsgefängnis oder zu den Sondereinheiten führte.

Die Frontleitstellen wußten heute noch nicht, daß sie in der Schlußphase des Krieges letzte Rekrutierungsstellen der Kampfkommandanten zu sein hatten. Von hier würde dann der Weg ohne jede bürokratische Verzögerung direkt ins Grab führen. Natürlich nicht in ein wohlorganisiertes mit Denkmal, imitierten Stahlhelmen, Löwenköpfen und Lorbeer. Nein! Die letzten Landser dieses Krieges würden irgendwo zwischen den Ruinen hier verkommen, als sinnlose Schießscheiben aufgestellt werden, von der SS an eine Laterne gehängt mit demPappschild vor der Brust: >Ich war zu feige, an den Endsieg zu glauben<, oder von Fanatikern zum heroischen Selbstmord fünf Minuten nach zwölf getrieben.

In der Mühlenstraße war es weniger belebt. Von der nahen Spree heulte die Sirene eines Schleppdampfers.

Dörnberg blickte sich kurz um, entdeckte aber nichts Störendes. Nur ein älterer Eisenbahner ging gebeugt ziemlich weit hinter ihnen. Vermutlich wollte der ebenfalls zum Güterbahnhof. Alles kam von dieser verdammten Unruhe, die in ihm steckte, seit er wußte, daß seine Einheit an die Ostfront kam. Er legte vorsichtig den Arm um Claudias Schulter.

»Du hast mir einen schönen Schreck damals eingejagt«, sagte sie leise und tat, als sei sie ihm dankbar für die nunmehr folgende harmlose Aufklärung.

Er wollte dieses Gespräch nicht sofort zu einer Minderung der Wirksamkeit des Flugblattes werden lassen. »So etwas beim Sicherheitsdienst unseres Staates ...«, er nickte bedenklich mit dem Kopf, »ganz böse Sache. Landet immer beim Volksgerichtshof. Und Volksgerichtshof ... das steht dann meistens an der Litfaßsäule.« Das Weib soll in Furcht vor seinem Herrn und Gebieter leben, meinte er für sich.

Claudia Sanden tat zerknirscht: »Ich habe diese Flugblätter auf einer Toilette gefunden und traute mich nachher nicht mehr, sie

irgendwo abzugeben.«

Der Flakhauptmann versuchte, aufs Ganze zu gehen. Immerhin schien die Situation nicht aussichtslos zu sein. »Ich nehme an, daß du dir meinen Vorschlag ... oder besser, meine dringende Herzensbitte, die ich dir damals vortrug, inzwischen in Ruhe überlegt hast?«

Claudia dachte an die Empfehlung, welche ihr Ferdinand für diese Frage, die er als sicher erwartete, mit auf den Weg gegeben hatte.

Sie gingen durch die breite Einfahrt in das Güterbahngelände. Die beiden Posten grüßten den Hauptmann, kontrollierten ihn jedoch nicht. Offiziere hatten das Recht, ihre Damen bis zum Transportzug oder sogar mit hinein zu nehmen. Landser mußten mit ihren Gefühlen draußen an der Mauer fertig werden.

Alle möglichen Züge schienen hier abgestellt zu sein. Fahrzeuge wurden von Kopframpen aus verladen, rollten vom ersten Plattenwagen scheppernd über kurze Stahlbrücken bis zum Ende des Zuges. Die Dunkelheit verschluckte sie. Die kümmerlichen Signal- und Positionslichter verbreiteten Beklemmung.

Die Frau ließ lange auf ihre Antwort warten.

So wesentlich für Dörnberg diese Frage auch war, so sehr fühlte er sich von der Unrast des Bahnhofs und von den vorrückenden Uhrzeigern bedrängt. In fünfundzwanzig Minuten etwa sollten sie abfahren. Hoffentlich war der Zug in der Zwischenzeit nicht schon vorgezogen worden!

»Es ist so schwer. Ich habe nur erreicht, daß der Heiratstermin bis auf das nächste Jahr verschoben wird«, log sie tapfer.

Dörnberg glaubte, seinen Ohren nicht zu trauen. Sollte er tatsächlich wieder sein altes Glück zu fassen kriegen; eine kleine Strähne vielleicht zunächst?

»Möglicherweise war es auch nur eine Kette von Mißverständnissen damals, als wir uns trennten. Und Ungeduld«,

meinte sie erklärend.

Sie sah nicht den Anflug seines zynischen Lächelns.

»Claudia!« Er blieb stehen, griff ihre beiden Oberarme, drückte sie zärtlich. »Kann ich irgendeine Hoffnung haben?«

Eine Lokomotive pfiff ganz in der Nähe, fordernd, mit zweimal auf- und abschwellendem Ton.

Claudia hielt den Kopf gesenkt und dachte daran, was nun wohl folgen müßte.

Von der Angst geplagt, plötzlich den Anschluß zu versäumen, womöglich in ein Disziplinarverfahren wegen unerlaubter Entfernung von der Truppe gezogen und bestraft zu werden, hatte Dörnberg einfach nicht die Nerven, seine Rolle bis zum Schluß formgerecht durchzustehen. »Darf ich dir schreiben?« Er wußte vorher, daß er es tun würde. Es war nichts als eine Floskel.

Claudia nickte.

Er wollte sich noch einmal nachhaltiger in Erinnerung bringen: »Wenn du jemals wieder solch bolschewistisches Propagandamaterial finden solltest ... du mußt immer daran denken, daß ich ein deutscher Offizier bin und keine Sekunde meine Pflicht verletzen darf, selbst wenn es Herzblut kosten sollte. Ich kann es eigentlich gar nicht mit meinem Gewissen vereinbaren, daß ich dir das Flugblatt wieder zurückgab.« Er stöhnte milde.

Sie dachte: Es gibt nur eine einzige Bezeichnung fur ihn: Lump mit Schulterstücken!

Dörnberg hielt seine Tirade noch nicht für ausreichend. »Und du mußt weiterhin wissen: Ich werde um dich kämpfen, Claudia, mit allen Mitteln. Verstehst du? Mit allen Mitteln!« Seine Rede war jetzt leidenschaftlich und voll Drohung.

Claudia glaubte, seine Stimme nicht mehr ertragen zu können.

»Da hat es vor ein paar Wochen eine Sache um den sehr geschätzten Oberleutnant Helgert gegeben. Ich nehme an, du erinnerst dich, daß ihn mit Baum seit Jahrzehnten eine Freundschaft verbindet, fester vielleicht als eine Ehe. Man hat mich vor ein Kriegsgericht gezerrt und dann freigesprochen«, sagte er scharf und voll triumphierenden Hohns. »Helgert ist mit seiner Frau in diese Lage gekommen, weil Herr Baum glaubte, dich mir wegnehmen zu können. Baum hat natürlich von alledem keine Ahnung. Wie sollte er denn sonst seinem Freund überhaupt noch unter die Augen treten? Aber du weißt es nun, Claudia. Wenn Baum etwas von dir erfährt, würden Freundschaft und Vertrauen zwischen den beiden endgültig zerstört sein. Oder meinst du, Baum würde sich eine einzige Sekunde seines Glückes erfreuen, wenn er wüßte, daß durch ihn die Ehe seines Freundes Helgert in die Brüche gegangen ist?«

Es war eine diabolische Beweisführung. Sie legte ihrer Handlungsfreiheit von vornherein Fesseln an. Warum Kriegsgericht? Helgert? Das war eine Unbekannte. Claudia Sanden war nicht fähig, ein Wort zu sagen.

Dörnberg erwartete auch gar nichts mehr, beugte sich über ihre Hand, die schlaff auf seinen harten Fingern lag, und küßte sie. Er grüßte militärisch exakt und flüsterte fast: »Leb wohl ... und auf Wiedersehen, meine Claudia!«

Gleich, nachdem Dörnberg kehrtgemacht hatte, ärgerte er sich. Verabschiedet sich so jemand, der nur nach Jüterbog will? Wohl kaum. Aber ich habe sie an der Strippe, sie tanzt ja schon, wie ich pfeife!

Er bemerkte nicht den älteren uniformierten Eisenbahner, der, einen langstieligen Hammer in der Hand, hinter ihm herging.

Dieser Handkuß hatte Ferdinand in seinem Entschluß bestärkt, klare Verhältnisse zu schaffen. Er wollte wissen, wohin Dörnberg fuhr.

Becker war dicht hinter ihm. Auf der Verladestrecke herrschte Hochbetrieb. Landser und Bahnarbeiter rannten umher, Fahrzeuge rollten vorbei. Die Transportzüge standen auf vielen

Gleisen nebeneinander. Beinahe wäre er auf den Hauptmann geprallt, der plötzlich auf das Trittbrett eines Personenwagens 3. Klasse stieg, die Tür hinter sich schloß und bis zur Abfahrt des Zuges nicht mehr zum Vorschein kam.

Ferdinand ging geschäftig weiter, klopfte gelegentlich an die Kuppelungen. Am nächsten Bremsventil stellte er fest, daß der Zug schon unter Dampf stand. Ein alter Eisenbahner kam vorbei. Er hielt ein Bündel Papiere in der Hand.

»Wohin geht der Transport eigentlich, Kollege?« fragte Becker ihn beiläufig.

Der andere antwortete unbefangen: »Zunächst nach Wirballen, an der alten litauischen Grenze.«

Es war kaum anzunehmen, daß dort eine kriegsmäßig ausgerüstete schwere Flakabteilung stehenblieb.

Es würde nicht uninteressant sein, morgen von Claudia zu hören, was Dörnberg ihr als Fahrtziel angegeben hatte. Eines stand für Ferdinand Becker fest: Ein Mann, der jetzt nach Osten rollte, konnte kaum noch mit Gestapo oder anderen Dienststellen verkehren. Also war von diesem blaugrauen Lümmel für Claudia Sanden nicht mehr viel zu befürchten.

Die Eisenbahnermütze drückte erbärmlich. Becker sehnte sich nach seinem steifen Hut.

*

Als das Mädchen ihre Wohnungstür aufschloß, zögerte sie unwillkürlich, hineinzugehen. Ihr war, als müßte Dörnberg auch hier wieder erscheinen mit seinen schwermütigen Augen und dem Mund, der so weich war, daß niemand den reißenden Wolf ahnte. Aufatmend setzte sie sich und schrieb Eberhard einen langen Brief voller Sehnsucht und Liebe.

Sie dachte daran, wie dieser Brief morgen mit Millionen anderen zu jenen Spinnweben wurde, die Menschen miteinander verbanden; Briefe, welche oftmals jahrelang die einzige Brücke zwischen Herzen waren, die man auseinandergerissen hatte.

Millionenfach wurden diese Lebenszeichen sortiert, gepackt und gebündelt und an alle Fronten hinausgerollt. Dorthin, wo der Speck, der Sekt, die Kollaborateure und die Dirnen beider Seiten waren, und dorthin, wo der Alltag aus Not, Tod und Verderben bestand.

Unzählige dieser Briefe, Ansichtskarten, Telegramme, Päckchen, Liebesgaben kamen niemals an, weil die Postwagen ebenso wie die mit Munition oder menschlicher Fracht vollgestopften Waggons in die Luft geflogen waren. Oder die graugelben Säcke mit der Aufschrift >Deutsche Reichspost< lagen aufgeplatzt irgendwo zwischen Kadavern und eiterdurchschwemmten Mullbinden, zwischen Sterbenden und allenthalben wuchernder Verzweiflung.

War denn angesichts dieser unnennbaren Qual der Inhalt jener blauen, grünen, weißen und karierten Umschläge überhaupt noch gefragt? War er nicht manchmal sinnlos geworden und bedeutete vielfach nur noch Hohn?

Tag und Nacht arbeiteten in drei Schichten ganze Heere Mitleser, Durchleuchter und Fotokopierer in den Prüfstellen. Sie sammelten, sondierten, trugen Verdächtiges wie Interessantes zusammen, gleichgültig, ob an der Front oder in der Heimat geschrieben, und schufen somit >Material<, das für den Sicherheitsdienst willkommene Voraussetzung zum Erschnüffeln der Volksmeinung wie zu ihrer Regulierung war.

Ein unbedachtes Wort konnte die Tore zu Zuchthäusern und Konzentrationslagern weit aufstoßen. >Defätismus< oder eine unmißverständliche Einschätzung von Größen des Dritten Reiches ahndeten die Exekutivorgane des SD nahezu grundsätzlich mit >Kopf ab<. Erst dann betrachteten sie den Fall, der so >zufällig< mit der Feldpost begonnen hatte, als zufriedenstellend abgeschlossen.

Und die Herren in den typischen Ledermänteln oder Trenchcoats, die ihre rechte Hand nie aus der Tasche nahmen, weil sie darin die stets feuerbereite Walther-PPK Kaliber 7,65 mm hielten, schleppten immer wieder menschliche Beute in ihre Vernehmungskeller. Auch die Einrichtung >Feldpost< gehörte zur Klaviatur brutal ausgeübter Macht. Sie gab nicht den vollen Akkord, aber sie trug einen Ton dazu bei. Das war notwendig, um auch damit Angst und Schrecken in der geknechteten Masse wachzuhalten und unter anderem den Umfang der Stellenpläne dieser einschlägigen Einrichtungen nicht zum eigenen Nachteil schrumpfen zu lassen.

Und dann war noch ein anderes symptomatisch für ungezählte Benutzer der deutschen Feldpost. Millionen und aber Millionen Briefschreiber wurden durch ihr bewußtes oder gedankenloses Aufmuntern unter Verwendung des demagogischen Durchhaltevokabulars mitschuldig an Verbrechen, für die eines Tages allen die erbarmungslose Quittung auf den Tisch gelegt werden mußte.

Claudia Sanden hatte mit einem Male das Bedürfnis, auch an HeIgert zu schreiben. Warum, wußte sie eigentlich nicht. Aus Mitgefühl vielleicht, weil ihm etwas Bösartiges widerfahren sei? Allerdings konnte sie mit den haßerfüllten Behauptungen Dömbergs nichts Rechtes anfangen.

Ob es ihr überhaupt gelingen würde, die Freundschaft zwischen den beiden Männern, die jetzt möglicherweise einer Belastung ausgesetzt war, erhalten zu helfen? Es war schwer, wenn man nicht Fakten und Motive kannte.

Ihr wurde immer klarer, daß sie alles nur tat, um Eberhard damit zu schützen. Es war eine Art Gläubigkeit aus Not.

Und sie schrieb:

>Lieber, sehr geschätzter Fritz Helgert!

Guter Batteriekommandant! (So würde man bei uns in Österreich - Verzeihung: in der Ostmark - sagen.) Den Oberleutnant darf ich mit Ihrer gütigen Erlaubnis, wie damals in Hollabrunn den

Leutnant, unerwähnt lassen.

Ich komme mir vor wie eine Mutti bei dem ersten größeren Ausflug ihres Sprößlings, die dem Lehrer einige Zeilen mit der höflichen Bitte schreibt, er möge sich doch ebendieses Sprößlings ganz besonders annehmen, damit ihm nichts Böses geschehe.

Der Sprößling ist bei Ihnen, Herr Lehrer. Der Ausflug dauert auch schon ein wenig lange. Und ich mache mir rechte Sorgen um das ganze Unternehmen und um alle, die irgendwie damit zu tun haben. Solange Sie es können, achten Sie doch darauf, daß er immer schön vorsichtig ist, dieser Wildfang.

Und Sie? Muten Sie sich nicht zuviel zu! Sicher gibt es eine Menge Kümmernisse mit all denen, die Ihnen anbefohlen sind.

Wahrscheinlich sind da auch noch einige Sorgen, die Ihnen niemand abnehmen kann; vielleicht nur im Augenblick nicht, weil manches verworren und durch den Krieg sehr viel schwieriger zu lösen ist.

Die Zeit kennt manchen Ausweg.

Es ist Ihnen dankbar

Ihre Claudia Sanden<

Sie überlas den Brief noch einmal und fürchtete, hier und da zuviel angedeutet zu haben, änderte aber nichts mehr.

12. KAPITEL

Abgesehen davon, daß die Soboda-Mühle in seinem Abschnitt lag, schien Leutnant Eiserberg auch aus anderen Gründen am besten geeignet, dieses >Unternehmen Wolfsschlucht< als Stoßtruppführer zu leiten. Zwölf Kilometer hinter der Front war das gesamte sowjetische und deutsche Grabensystem vor der Mühle den neuesten Luftaufnahmen nachgebaut worden. Dann wurde so lange verfeinert, bis das Gelände mit dem Fliegerbild haargenau übereinstimmte und der Wirklichkeit vorn weitestgehend entsprach.

An dem Tag, als der höhere Pionierführer, ein Oberst, massiv wie der Eckpfeiler einer Autobahnbrücke, zum Übungsgelände gekommen war, um den Einsatz seines Flammenwerfertrupps sowie die modernste Sprengtechnik vorzuführen, hatte es Krach gegeben wegen Eiserbergs nicht vorhandener Schulterstücke.

Der Pionieroberst hatte zunächst ein kluges Gesicht gemacht, war einige Schritte vorgetreten und wollte gerade beginnen, seinen Offizierskameraden von den anderen Waffengattungen den neuesten Typ des Flammstrahlgerätes und die damit erzielbaren Ergebnisse zu interpretieren, als er Eiserberg in völlig ungeschmückter Feldbluse entdeckte, diesen in messerscharfer Logik für einen unbefugten russischen Hilfswilligen hielt und ihn berserkerhaft aufforderte, schleunigst abzuhauen.

Als ihm Eiserberg hellen Auges, unter Umgehung preußischen Kasinotons, zu verstehen gab, er solle hier den Laden nicht aufhalten, sondern weitererzählen, war der dicke Pionierchef dem Bersten nahe gewesen. Der Kommandeur des Infanterieregiments nahm ihn daher schnell beim Arm und flüsterte ihm zu, daß Eiserberg Eichenlaubträger und der den Stoßtrupp führende Kompaniechef wäre, was den anderen zwar nicht völlig zu beruhigen, aber einem gewissen Verständnis geneigter zu machen schien.

Baum, der als Funktruppführer zusammen mit dem Gefreiten Bürger den Vorgeschobenen Beobachter, Wachtmeister Söchting, bei dem >Unternehmen Wolfsschlucht< begleiten sollte, hatte hämisch gegrinst. Doch Eiserberg tat, als bemerkte er nichts. Im übrigen waren ihm alle Vorgesetzten restlos uninteressant, weshalb er nie zum Oberleutnant befordert wurde.

Waren eigentlich ganz schöne Tage dahinten, dachte der Gefreite Baum abschließend. Nur manchmal während des harten Trainings, das letzten Einsatz an Kraft forderte, bis jeder Griff, jede Bewegung saß, kam ihnen der Zweck, dem das so sorgfältig Vorbereitete dienen sollte, wirklich zum Bewußtsein: Hundertzwanzig Meter Graben aufrollen, Gefangene um jeden Preis einbringen, Gerät zerstören - ohne Rücksicht auf Verluste.

Jetzt hockten die achtundzwanzig Mann vorn im Unterstand und warteten. Um 0 Uhr 45 würde das >Unternehmen Wolfsschlucht< losgehen und ablaufen wie ein Uhrwerk nach dem Plan, den sie alle im Schädel hatten.

Noch war eine halbe Stunde Zeit.

Eberhard gähnte. Die Augen waren vom flatternden Kerzenlicht überreizt. Er fühlte sich wie zerschlagen. Nicht einmal der Gedanke, daß einige in der nächsten Stunde sterben würden, vermochte ihn sonderlich zu erregen. Aber dieser Gedanke kehrte trotzdem immer wieder, bohrend.

Ein Schatten fuhr ihm übers Gesicht. Ein großer Falter. Irgendwo im Dunkel rumorte er weiter.

Der Regen trommelte an die abgedunkelte Bunkerscheibe. Die plötzliche Vorstellung, vielleicht im Drahtverhau verwundet liegenzubleiben und langsam zu krepieren, verdrängte die Lethargie. Er begann nervös zu rauchen.

Wieder sprang der Schatten, war der taumelige Nachtfalter da,

schwirrte um die schwankende Flamme. Wie irr. Eine überraschende Wendung, wider jeden Instinkt, und schon sprühte es knisternd an den dunklen Flügeln. Mit verzweifelter Zielstrebigkeit schwang er mitten ins Gezüngel. Einen Herzschlag lang duckte sich die Flamme. Dann umarmte sie alles. Ein verkrümmtes, schwarzbraunes Klümpchen fiel über den Kerzenrand auf den rohen Tisch.

Eberhard Baum wurde noch elender zumute. Seine Gedanken tanzten vom Unbedeutenden zu dem, was ihm am gewaltigsten schien: die Millionen unbekannter deutscher Soldaten, die hier im Osten mit dem Karabiner in der Faust standen. Menschenmaterial. Unkosten der großen Kriegsdirigenten. Nicht viel mehr.

Die Uhr tickte unerbittlich. Der Zeitpunkt war fast heran. Söchting ließ seinen Stahlhelm wie immer zurück. Bürger war ruhig. Eigentlich war bei ihm jedesmal alles ausdruckslos, als hätte er nie eigene Gedanken. Baum spürte einen Krampf im Gesicht. Seine Augen wurden schmal, die Lippen preßten sich zusammen.

Der Regen rann stärker. Ein Sauwetter, dachte er, aber geeignet für den Stoßtrupp. Wenn es doch nur endlich losgehen wollte! Auf einmal wußte er nicht mehr, was sie als Artillensten eigentlich dabei sollten. Vielleicht als Beobachter während der Aktion mit gezieltem Feuer eingreifen? Lächerlich.

Überall krochen die Männer jetzt aus den Bunkern und hockten sich auf die Sohle des Grabens. Ab und zu klapperten Funkgeräte, MPis, geballte und gestreckte Ladungen, Leuchtpistolen, Handgranaten, Feldspaten. Dabei hatten sie nur das Notwendigste mit.

Was wohl in den Köpfen dieser ausgesuchten Landser jetzt vor sich gehen mag, dachte Baum. Ob sie alle diese Angst spüren, dieses Gefühl, aufspringen und weglaufen zu müssen oder zu schreien: Ich kann nicht, nein, ich kann es wirklich nicht! Schick mich doch zurück! Werin das Ganze hier eine ungeheure Konzentration der Angst und weiter nichts wäre? Baum wußte, daß sich bei den meisten diese Angst im entscheidenden

Augenblick in einen wütenden Selbsterhaltungstrieb umwandelte, der bewußter Brutalität kaum sonderlich nachstand.

Und da waren noch andere darunter. Solche mit Lust am Schießen und am Treffen, solche, die das MG tief in die Schulter zogen und warteten, die den Gegner immer näher herankommen ließen, bei denen die Nervenstränge in Eis zu liegen schienen, die dann mit hauchdünner Bewegung den Finger am Abzug durchkrümmten und überlegt mähten, dann die rasend stoßende Waffe herumrissen, um auch den letzten zu fassen. Das waren solche, die draufhielten, auch wenn sie selbst von Geschossen wie von Bienen umsummt waren, die den Feuerstoß so lange auf die gleiche Stelle setzten, bis sich nichts mehr regte, und dann lachten, lautlos oder auch gellend. Die waren jetzt auch hier, wie sie in jeder Fremdenlegion sein konnten, heute ... immer.

Und es waren Fanatiker dabei, denen aus faschistischem Sendungsdrang jedes Mittel recht schien.

Ob sich eigentlich jeder hier im klaren war, daß er jetzt zerstoren, vernichten, töten sollte? Mußte! Weil so der Befehl lautete!

Andererseits - der Stoßtrupp bestand nicht aus Freiwilligen. Er war vom Bataillonskommandeur persönlich aufgestellt worden. Der hatte Anweisungen gegeben, und dann waren die achtundzwanzig Mann zusammengetrudelt worden.

Der Gefreite Baum starrte in das schweigende Niemandsland. Kaum wahrnehmbar zeichneten sich drüben einzelne Stellungen ab.

»Fertigmachen!« wurde geflüstert.

Baum gab es mechanisch weiter.

Eiserberg stolperte über Füße und Gerät. Er ging durch Dunkelheit und Regen grinsend zu dem Grabenwinkel, wo sich der Ausstieg befand. Hier war schon seit Tagen unauffällig die Gasse in das eigene Hindernis geschnitten worden. Der Draht

konnte mit wenigen Griffen auseinander gerissen werden. Hier war auch sorgfältig entmint worden. Bis dicht zum Russengraben.

Eberhard Baum dachte an Claudia. Doch der Gedanke verwischte sich schnell wieder. Ob ich wohl durchkomme? Er hätte sich am liebsten ins Gesicht geschlagen, weil er fürchtete, daß ihn die Angst lähmen und draußen im Unbekannten vollends hilflos machen könnte.

Plötzlich schien der Uhrzeiger mit einem Sprung bei der X-Zeit angekommen zu sein.

>X bis X + 5 - Zerstörungsfeuer der Artillerie. Blenden feindlicher Beobachtungsstellen !< So lautete der Befehl.

Kurz darauf hoben die Männer an den Feldfernsprechern die Hand, schlugen sie nach unten durch. Das Gewaltunternehmen hatte begonnen.

Ein stoßendes Rollen, und danach wurde die Luft seltsam lebendig. Mit eilfertigem Flattern kamen die Granaten von Südwesten und Nordwesten heran. Die aus dem eigenen Abschnitt kreischten flach über die Köpfe. Weniger als hundert Meter vor den Soldaten stiegen pilzförmige Erdfontänen in Nacht und Regen. Drohend rollte der Schall durch das Nerutschtal. Eine unheimliche Massierung des Feuers brach auf dieses sowjetische Grabenstück, auf Artilleriestellungen, Werfer, MG-Nester und Verbindungsgräben hernieder. Dort küßte die Hölle jetzt den Planeten. Giftig schimmernder Qualm quoll träge auf. Die großen, unbehauenen Feldsteinquader der Soboda-Mühle mit dem schief stehenden Schaufelrad und dem zerfetzten Schuppen wurden pausenlos von den ungezählten, dort detonierenden Granaten angeflackert. Zitternd stiegen hier und da die gelblichen Leuchtkugeln der Russen in den strähnigen Regen.

Baum sah in den allenthalben sich breit wälzenden Schwaden kaum noch etwas. Plötzlich drückte ihn ein atemberaubender Schlag an die Faschinen. Noch einer, mehrere, viele. Eine Batterie der eigenen Artillerie schoß zu kurz! Gruppe um Gruppe ging in die Stellung. Dabei hatten alle Abteilungen ihre

Vorgeschobenen Beobachter im Graben. Einer neben dem anderen hockte hier, von seinen Fernsprechern und Funkern umgeben. Alles kurbelte wild durcheinander. Wimmernde Verwundete wurden vorbeigeschleppt. Die kommandierten Angreifer preßten sich an die Grabenwand.

Der Uhrzeiger setzte zum letzten Kreis an.

Nach Ablauf der ersten dreihundert Sekunden ging es raus, durch den Draht ins Niemandsland.

Der Gegner schien sich gefangen zu haben. Die Batterien drüben schossen Sperrfeuer, trotz des ununterbrochenen Zunders, in dem sie jetzt lagen. Auch in Räume, die weit entfernt von dieser Aktion waren, flogen 7,62-, 12,2- und 15-cm-Geschosse.

Unter dem Dom heulender Flugbahnen schwangen sich die Stoßtruppmänner auf die Brustwehr, huschten geduckt in das Gebrodel. Mit ihrem verströmenden Blut sollten sie einen sinnlosen Fetzen lebendig machen, der sich Befehl nannte. Ihre unsagbare Angst vor dem Sterben würde von der Gefechtsmeldung bis zum Wehrmachtsbericht in strahlendes Heldentum umgefälscht werden.

Dann schlug den Angreifern von überall wütendes Abwehrfeuer der Infanteriewaffen entgegen.

>X + 5 bis X + 8 - Feuer der schweren Maschinengewehre auf Zielpunkte 3, 4, 7 und 12.<

Bei diesem Rasen der vielen MGs sollten sie drüben in den nächsten drei Minuten die Köpfe doch gar nicht hochkriegen!Ran bis auf Einbruchentfernung !

Trotzdem schoß es in unheimlicher Dichte zurück. Es war sinnlos, sich überlegt vor der Vielfalt von Projektilen und Splittern schützen zu wollen.

Zentnerschwere Klumpen fühlte Eberhard an den Beinen. Er taumelte durch Trichter, riß sich die Hände blutig an zurückschnellendem Stacheldraht. Bürger und Söchting waren

hinter ihm.

Eine Mine ging hoch. Er erkannte den Obergefreiten Kaiser von der 3. Kompanie. Die rechte Seite aufgerissen, krümmte er sich qualvoll, ehe er zusammenbrach und in eine Einschlagmulde rutschte. Kaiser konnte nicht geborgen werden und verdurste drei Tage später angesichts der greifbar nahe plätschernden, silberhellen Wellen des Nerutsch.

Weiter, schnell weiter! Nur kein Ding abkriegen!

Baum stolperte über Leichen und Verwundete. Rechts von ihm schrie einer grauenhaft. Der Gefreite glaubte förmlich zu spüren, wie dieses fremde Leben sich verzweifelt wehrte und mitten in der Bewegung erstarrte.

Für Führer und Reich! Heil!!

Er klatschte in ein morastiges Loch, hatte das Gefühl, daß das Funkgerät seinen keuchenden Körper zerquetschen müßte. Der Regen trommelte dumpf auf den Stahlhelm. Vom Blusenkragen troff ihm Wasser in den Hals. Baum starrte auf die Leuchtziffern der Uhr.

Vorwärts! Ran auf Einbruchentfernung!

>X + 8 bis X + 13 - Vernichtungsfeuer aller Waffen auf das zu nehmende Grabenstück.<

Ein Schollentaumel ging vor ihm in die Höhe. Der Gefreite wühlte sich hin und her, wollte ganz flach an die Erde, möglichst in sie hinein. Von beiden Seiten kam es jetzt. Das konnte kaum ein Mensch überleben. Eine Bö peitschte ihm ins Gesicht. Es schien eine Ewigkeit zu dauern, ehe diese neuen fünf Minuten verronnen waren.

Mit einem Schlag rissen die Detonationen ab. Gestreckte Ladungen jagten letzte Drahtverhaue hoch. Blanke Waffe! Einbruch! Über die Faschinen hinab in die zerstampften Kampfstände des Gegners!

»Aufrollen !«

Und sie vernichteten.

Helden - aus Furcht vor Strafe! Beste Soldaten der Welt - mit Befehlsgewalt vorgepeitscht! Angstirre Kampfmaschinen - voller Sehnsucht nach heimatlichen Stammtischen. Kaltblütige Killer - aus Freude am blutigen Geschäft.

Ein vereinsamtes 15-cm-Geschoß von drüben lenkte der Zufall in die eben antretende Sicherungsgruppe. Von acht blieben fünf liegen. Das ist das Wesen des Volltreffers.

Aus einem russischen Bunker und zwei Kampfständen feuerten unentwegt Maschinengewehre weiter. Sonst schienen nur noch Leichen und Stöhnende in dem Grabenstück zu sein. Geschosse strichen hageldicht.

Die Artilleristen drängten sich in eine Sappe. Der Strom floß ins Funkgerät. Die Feuerstellung war ausnahmsweise sofort dran.

»Ich rufe Walfisch sechs!«

»Hier Walfisch sechs!«

»Warten! Ende!«

Ein Gebrüll war plötzlich neben Eberhard Baum: »Flammenwerfer vor! Flammenwerfer vor! !«

»Dieser Bunker!« Das war Eiserbergs Stimme. Er raste spatenschwingend durch den Graben. Es umpfiff ihn, aber er schien wie immer gefeit.

Maschinenpistolen hämmerten auf Scharten und Bunkereingang. Ein Bündel Handgranaten flog dagegen. Es krachte und splitterte. Die rohe Holztür kippte nach innen weg.

Jetzt kroch der Flammertwerfertrupp heran. Zwei Mann deckten einen stämmigen Obergefreiten mit dem Gerät auf dem Rücken. Ein klobiger, brutal aussehender Bursche.

Eberhard Baum hielt den Atem an. Ob in dessen Brust jetzt auch irgendein Zögern ist, eine Schwelle überschritten werden muß,

oder ob es ganz selbstverständlich für ihn ist, befehlsgemäß Leben zu vernichten? Vielleicht glaubt er, nur seine Pflicht zu tun? Oder ob in ihm ein schwellendes Machtgefühl ist, der Mann mit der tollsten Waffe zu sein?

Pfeilschnell grellte der brennende Ölstrahl auf. Wie hochzischendes Blitzlicht. In rotes Hell getaucht lag das Innere des Bunkers. Menschen!! Zuerst traf es die rechte Ecke. Wie Zunder sprühten Uniformfetzen auseinander. Körper bäumten sich in schüttelndem Krampf auf. Ebenso schnell faßte der Strahl die andere Seite, von der noch immer erbittert geschossen wurde. Auch hier krümmten sich Leiber seltsam in Sekundenbruchteilen, sanken schmerzgelähmt zusammen. Die schmierige Qualmwolke machte Nacht und Regen noch schwärzer.

Jetzt schlug die Glutpeitsche auf das Maschinengewehrnest. Traf sofort.

Heldenhaft wehrten sich die Rotarmisten. Sie schossen noch im Sterben.

Dann war es auch dort still. Die Flamme prallte gegen schwarzes Geklump wie taubes Wasser auf längst Gelöschtes.

»Stoppen !«

Jäh riß der Strahl ab. Wie ein bunter Ball fiel die Finsternis. Getroffene Infanteriemunition knatterte regellos. Bläulich züngeiten Flammen an Balken und Brettern. Dick quoll ekler Stank. Das Ganze hatte nicht viel länger gedauert als fünf, sechs Atemzüge.

Baum meinte, daß ihm der Schweiß auf der Haut kochte. Die Uniform war schwarz vor Nässe.

Die Infanteristen trieben zwei Gefangene vorbei, junge gutgenährte Soldaten mit umgehängten Zeltbahnen.

Jetzt begannen sowjetische Granatwerfer, die Gegend zu beharken. Erste Artillerieeinschläge tasteten nach dem Grabenstück.

Eiserberg ließ Verwundete suchen. Es war nicht mehr viel Zeit.

Söchting sah Bewegungen am Eingang der Wygon-Schlucht. Er forderte über Funk Feuer an. Es lag weit rechts im Hang. Er korrigierte herum, doch die Einschläge gingen sonstwohin, nur nicht zur Schlucht. Von dort aber rauschten nun unentwegt schwere Werfergeschosse heran.

Die Rotarmisten hatten erkannt, daß die Deutschen wieder zurück wollten. Deshalb legten sie mit ihren Granatwerfern einen Sperriegel in das Niemandsland. Dorthindurch mußte die Gruppe Eiserberg.

Da begann der Architekt und Funkergefreite Eberhard Baum, selbständig Feuerkommandos zu geben. Söchting bemerkte es erst, als der Einschlag am Fuß der Schlucht aufspritzte. Baum gab noch zehn Strich weniger, legte fünfzig Meter zu und ließ die Batterie einmal schnell von rechts feuern. Es ging mitten hinein. Dann forderte er zwanzig Gruppen. Der Ehrgeiz hielt ihn in den Klauen.

Mehrere Abteilungen wurden auf dieses Feuerkommando gekoppelt. Minuten später paukte es die Schlucht hinauf und zwang dort die Werferbesatzungen an die Erde.

Entweder gelang es, vorübergehend die Granatwerfer niederzuhalten, oder es war für immer vorbei mit dem Nachhausekommen.

Söchting riß staunend den Mund auf und frohlockte neidlos.

Baum legte das Feuer einer Batterie auf die Soboda-Mühle. Jagdfieber hatte ihn gepackt. Dort kann sich möglicherweise ein russischer Stoßtrupp bereitstellen und uns in die Flanke kommen, dachte er.

Eiserberg stürmte den verwüsteten Graben entlang. »Alles raus! Tempo, meine Herren!«

Der Flammenwerfertrupp hastete vorbei. Die Infanteristen huschten einzeln zurück.

MGs feuerten nur gelegentlich. Unentwegt versuchten Leuchtkugeln aus den Nachbarabschnitten, irgend etwas erkennbar zu machen. Der Regen fraß ihr trübes Lichtgezitter.

Bürger hatte das Funkgerät schon aufgeschnallt. Sein Gesicht war käsig. Söchting stolperte aus der Sappe. Hoffentlich geht nicht jetzt noch so ein Aas von Mine hoch, dachte er, stürmte zum eigenen Graben und vernahm kein Kugelgepfeife mehr.

Die Pioniere sprengten Lohnenswertes und verminten überall. S- und T -Minen klapperten.

Eberhard Baum sprang zu dem Bunker, aus dem es noch immer qualmte. Er hielt die Luft an, leuchtete mit der Taschenlampe ins Innere und mußte sich zusammennehmen. Verkohlte Leichen reckten ihre fleischlosen Hände aufwärts. Wie schlafende, zierliche Mulattenkinder hockten sie. Die nicht vom Strahl getroffenen Glieder schienen häßlich groß.

Wie der Falter, dachte er, wie der Falter ...

Irgendwann, irgendwo hatte ein Schlagwort gestanden: >Grausamer Krieg - schneller Krieg.< Auch das stimmte nicht, wie alles nicht stimmte an diesem NS-Krieg ...

Ein Pionier stieß ihn eilig zur Seite. »Betest wohl, daß die Iwans in den Himmel kommen?!« In seinem verzerrten Gesicht war nichts als Angst. Mit fahrigen Bewegungen machte er eine Tellermine fertig. Seine Gruppe hastete schon zurück. Es wurde allerhöchste Zeit.

Der Gefreite Baum fand plötzlich nicht mehr die Kraft, sich zu erheben.

»Hau ab, nach Hause, Mensch!« Der Pionier zog den Zünder und warf die Mine in den Bunker. Es zischte.

Da riß er sich hoch. Beide sprangen davon. Hinter ihnen flogen Bretter, Draht, Erde und Leichenteile in die Nacht.

Noch einmal jagte Baums Herz, als er stolperte und wieder spurtete, wieder stolperte, sich wieder fing. Um ihn war

stählernes Getöse. Er fiel in den Graben. Sein Blut schien zu sieden. Am liebsten wäre er liegengeblieben und hätte geheult.

In der Stellung herrschte ein ungewöhnliches Gedränge. Söchting nahm ihn in Empfang.

»Eberhard !«

Eine bekannte Stimme traf an sein Ohr. Erschöpft und gleichgültig blickte er jetzt auf den, der ihn an den Oberarmen gepackt hielt. Sein Mund öffnete sich vor Staunen. »Rudi!«

RudoIf Bender aus Berlin, Holzmarktstraße an der Spree.

Dieser Augenblick wurde für ihn nahezu so bewegend wie das ganze Stoßtruppunternehmen.

»Komm!« Sie krochen in den nächsten Mannschaftsunterstand. Hier hockte Eiserberg und zog gerade Bilanz: Von achtundzwanzig Mann neun gefallen. Tod eindeutig festgestellt. Nur drei davon, dicht vor dem eigenen Draht, geborgen. Fünf Mann vermißt - das heißt gefallen, gefangen oder verwundet liegengeblieben. Vier Mann vorwiegend leichter verwundet. Zwei Gefangene eingebracht. Befehl ausgeführt.

Eiserbergs linker Feldblusenärmel hing in Fetzen. Das dreckige Hemd darunter war blutig. Er schien es nicht zu bemerken. Um seine Augen war ein ausgedehntes Geflecht von Falten und Linien. Er unterschrieb seine Meldung und wollte gerade hinaus, als er Baum sah. »Dufte, Kleiner, dufte! Ohne deine Schießerei wären wir am Arsche des Propheten gewesen! Wenn du nichts getroffen hättest, hätte ich dich mit ungewöhnlichem Vergnügen zur Sau gemacht!«

Die Überlebenden bekamen Schnaps in rauhen Mengen.

Die beiden Rotarmisten waren schon mit starker Sicherung unterwegs zum Regimentsgefechtsstand. Man wünschte einiges von ihnen zu wissen.

Baum konnte es noch immer nicht fassen, daß Rudolf Bender vor ihm stand. Nach wenigen Sätzen wußte er, durch welch

merkwürdigen Zufall Bender als Fernsprecher bei der 5. Batterie gelandet war. »Mensch, Rudi, ich werde sofort mit Helgert sprechen. Du mußt unbedingt zur sechsten Batterie versetzt werden.«

Benders Freude war ohne Einschränkung.

»Wann hast du Claudia zuletzt gesehen?«

Rudolf Bender berichtete, daß es ihr gut gehe und ihr die Arbeit Freude zu machen schien.

Ein eigentümlicher Blick von Baum streifte ihn.

»Zum letztenmal sah ich sie, kurz bevor ich nach Frankfurt fuhr.«

Warum hat Claudia das eigentlich nicht geschrieben? grübelte Eberhard Baum und schlief dabei ein. In seinem Gesicht zuckte es unentwegt.

Bender blieb bei ihm, bis der Morgen graute.

*

Oberleutnant Altdörfer hatte Fingernägel und Zähne umständlich mit einem Holzspan gesäubert. Es war höchst erfreulich, einen so erstrangig organisierten Gefechtsstandbetrieb zu haben: Sahne zum Frühstück, Honig, Eier, eben alles das, was der Russe anzuliefern hatte.

Da der Oberst bei einem Abteilungsstab war, hielt es Altdörfer für angemessen, wenigstens seinen Duft dem Gefechtsstand zu erhalten, und steckte sich eine von dessen besten Zigarren an. >Willem II.<, frisch aus Holland geschickt.

Anschließend ging er ans Regieren. Das erste, was ihm in die Hände fiel, war die monatliche Veränderungsmeldung der II. Abteilung. Aha, da ist der Nachschub registriert. Gefreiter

Retzlaff, 4. Batterie; Kanonier Bender, 5. Batterie; Unteroffizier Heidemann, 6. Batterie. Dann ein Nachsatz, dem zufolge der Kanonier Bender als Fernsprecher von der 5. zur 6. Batterie und dafür ein Pferdehalter, Obergefreiter Biber, zur 5. Batterie versetzt wurde auf Wunsch des Chefs der 6., mit Einverständnis der Abteilung.

Warum die Dussels immer solch einen Zirkus veranstalten, dachte der Adjutant. Er zeichnete die Meldung ab und legte sie zur Seite. Plötzlich fiel ihm etwas auf. Er nahm das Papier wieder in die Hand. »Bender ... Bender?« murmelte er und entsann sich wieder. »Das ist doch dieser Rekrut, dessen Personalpapiere zwar recht mager sind, aber ... Menschenskind, der war doch Mitglied der Kommunee. Sieh mal einer an!«

Altdörfers Abneigung gegen Helgert gehörte eindeutig ins Pathologische. Also mußte irgend etwas mit dieser Feststellung, daß der frühere Kommunist und jetzige Fernsprecher Rudolf Bender auf Wunsch von Helgert in dessen Batterie versetzt wurde, veranstaltet werden. Er erinnerte sich wieder daran, wie der Oberst ihm empört erzählt hatte, daß Helgert im Ehrenrat mehr als renitent aufgetreten wäre, welche Schwierigkeiten er bereitet, sogar Staat und Reichsregierung angegriffen hätte. Krusemarks Augen hatten dabei vor ‚Entrüstung gefunkelt. Wenn also dieser Helgert so eindeutig gegen den Staat aufgetreten ist, dann hat er etwas gegen diesen. Solche Leute betreiben, schlicht gesagt, Widerstand, schlußfolgerte Altdörfer. Wenn ein solcher Widerständler nun noch systematisch beginnt, Kommunisten um sich zu scharen - und daran kann ja wohl kein Zweifel bestehen, daß alle ehemaligen Kommunisten, selbst wenn sie später von irgendwelchen NS-Formationen aufgenommen worden sind, heute die Staatsgewalt zu untergraben trachten -, dann entspinnt sich hier doch etwas!

Altdörfer beschloß, diesen Fall aufzugreifen. In aller Ruhe. Dabei würde eines Tages sicher etwas herausspringen. Man mußte nur Geduld haben. War das wieder ein schöner Sommertag.

Der Oberst hatte sich maßlos gequält, das Ergebnis der Ehrengerichtsverhandlung in eine brauchbare schriftliche Form zu zwängen. Da er die Angriffe Helgerts aber unwidersprochen

gelassen hatte, war er nun gezwungen, seine Haltung dem OKW gegenüber mit den Qualitäten dieses hoch dekorierten Batteriechefs zu begründen, um selbst ungeschoren zu bleiben.

Nachdem er einen halben Block DIN A 4 Schreibpapier - kleinkariert - mit seinem Geschreibsel verwüstet hatte, forderte er Altdörfer auf, sich als nützlich zu erweisen.

Der fabrizierte wunschgemäß einen Bericht. Darin erhob er Helgerts Tapferkeitstaten und Führereigenschaften fast ins Märchenhafte und schilderte ihn als prädestinierten zukünftigen Hauptmann und Abteilungskommandeur.

Altdörfer bot die ganze Gerissenheit eines Anwalts und ordentlichen Mitglieds des NS-Rechtswahrerbundes auf, um seinen Oberst herauszupauken. Deswegen schrieb er zusätzlich einen gewaltigen Vers: >Ein empfindlicher Edelarier, der Batteriechef, der sich wohl nur vorübergehend gekränkt fühlte; ein Trutzgermane aber, der leuchtenden Auges für die Sache des Führers steht, wie kaum einer.<

Es war einfach nicht anders zu machen gewesen. Dennoch ärgerte er sich jetzt darüber. Oberstleutnant von Wenglin hatte wissen lassen, daß er selten eine so hervorragende Abwicklung eines Ehrengerichtsverfahrens erlebt hätte. Im übrigen würden Herr General, wenn das Verfahren nach Entscheidung durch das OKW einigermaßen positiv ausliefe, diesen Oberleutnant Helgert in irgend einer Stabsverwendung sehen.

Dem muß man zum gegebenen Zeitpunkt mit dieser Kommunistengeschichte Einhalt tun, beschloß der Regimentsadjutant Altdörfer für sich, denn vorn, in der HKL, ist die Chance erheblich größer, daß der Fall Helgert einen schnellen, vor allem aber endgültigen Abschluß findet.

*

Auf Vorschlag des Kompaniechefs Leutnant Eiserberg erhielt der Gefreite Baum das Eiserne Kreuz I. Klasse verliehen. Von diesem

Zeitpunkt an fühlte er sich wie ein anderer Mensch. Er erwog sogar, welche Möglichkeiten für ihn bestanden, Reserveoffizier zu werden. Denn immerhin begann ja beim Offizier erst der Mensch. So sagten die Landser, wenn sie besonders verbittert waren.

Als die Begründung für die Verleihung des EisernenKreuzes I. Klasse vor versammelter Mannschaft verlesen wurde, gab es Rudi Bender einen Stich.

»... völlig auf sich allein gestellt, hat der Gefreite Baum das Feuer mehrerer Artillerieabteilungen zusammengefaßt und damit das Absetzen des Stoßtrupps ermöglicht. Die Kompanie hat am anderen Morgen Hunderte von gefallenen Feinden an der Wygon-Schlucht gezählt ... «

Trotzdem war Bender ehrlich froh, in all dem Verwirrenden und Bedrückenden des Frontbetriebes einen guten Bekannten getroffen zu haben. Manchmal konnte er jenen wunderlichen Zufall, der ihn ausgerechnet in dieses Regiment geführt hatte, noch nicht recht fassen.

Zwei Dinge, die im Grunde gleich waren, blieben unerwähnt zwischen ihnen. Bender sagte kein Wort davon, daß Claudia Sanden eine brauchbare Arbeit in der Widerstandsgruppe leistete, daß sie eine Woche bei seiner Mutter gewohnt und er sie sehr oft gesehen und gesprochen hatte. Er verschwieg auch jenen Erpressungsversuch Dörnbergs, den er miterlebt hatte, um Baum nicht nervös zu machen.

Des weiteren rührte Bender nicht an seine Empfehlung, überzulaufen. Wenn dem Eberhard wirklich daran liegen würde, dachte er, dann müßte der eigentlich die Gelegenheit suchen, ihn daraufhin anzusprechen. Da Baum es jedoch bisher nicht getan hatte, schien ihm der Gedanke daran offenbar unbehaglich zu sein. Rudi Bender war der Ansicht, daß man kein Ding übers Knie brechen dürfte, am allerwenigsten eine solche Entscheidung, die nicht nur Gültigkeit für die nächsten Jahre, sondern für das ganze Leben haben würde.

Was er an Truppe hier vorfand, war ein zusammengeschweißter

Frontverein, in dem man sich einigermaßen vorsichtig bewegen mußte.

Bender wurde als Fernsprecher beim Vorgeschobenen Beobachter in Eiserbergs Stellung eingesetzt. Am Morgen des 7. Juli kam Leutnant Puxheimer von der 5. Batterie nach vorn und suchte nach einer schön flankierten Sicht in das Zwischengelände vor seinem eigenen Abschnitt. Nach einigen Vorbereitungen begann er, eine Anzahl von Sperrfeuerräumen seiner Batterie im scharfen Schuß zu überprüfen und neue Sperrfeuer einzuschießen. Es wurde unruhig in der Gegend. Schützenfeuer kleckerte, und bald krepierten die ersten sowjetischen Granaten. Puxheimer ließ sich in dem festen Bunker nicht stören, bis zu dem Augenblick, wo ein Pakvolltreffer genau auf den Sehschlitz knallte.

Der Fernsprecher bekam eine lange Schramme quer über die Stirn, die Bunkereinrichtung war zum Teufel, und Puxheimer hatte die rechte Ohrmuschel eingebüßt.

Eberhard Baum und Rudi Bender hatten aus dem Laufgraben das Einschießen beobachtet. Der Kompaniesanitäter war gerade beim Bataillonstroß, um Medikamente zu holen. Baum kurbelte schon am Fernsprecher. Er wußte, daß Heizer heute vormittag auf der Hauptbeobachtungsstelle war. Zehn Minuten später kam der drahtige Burgenländer den Verbindungsgraben von der Höhe 228 heruntergehetzt.

Der Fernsprecher wurde versorgt. Puxheimer bekam von Heizer einen boshaften, überbreiten Verband mit zahlreichen Leukoplaststreifen vom Nasenansatz bis auf den Hinterkopf geklebt. Trotzdem stiftete der Leutnant eine Schachtel Zigaretten und zog schnell ab, um sich während der nächsten Wochen in seiner Protzenstellung von dem Schrecken zu erholen und den Troßknechten zu verkünden, welch ungeheuren Dusel er bei seinem tollkühnen Manöver gehabt hatte. Nach Heizers Meinung konnte er sich auch einohrig weiterer kriegerischer Betätigung hingeben.

Der Sanitätsobergefreite setzte sich zu Baum und Bender in einen Quergraben. Die Sonne sengte vom Himmel, der nur aus länglichen Ausschnitten zu bestehen schien. Wenn sie die Köpfe

an die warme, lehmige Grabenwand lehnten, befiel sie kaum eindämmbares Schlafbedürfnis.

Eberhard Baum zog sich das Hemd herunter.

Immer wieder blickte der Kanonier Bender in den blauen Streifen, der die Gräben von oben zuzudecken schien. »So könnte jemand das Leben aus dem Gefangnis sehen«, philosophierte er absichtslos.

»Siehst du es etwa nicht so?« Heizer wunderte sich, daß einer diesen seiner Meinung nach gegebenen Zustand noch irgend wie bezweifeln konnte.

Unter regelmäßig sanften Schnarchtönen glitt Eberhards Kopf langsam zur Seite.

Bender verstand den Doppelsinn der Antwort nicht sofort. »Wie meinst du das?«

Heizer musterte den Neuen eingehend. Nicht unsympathisch, fand er, aber immerhin. »Du willst wohl Leute ausfragen?« In seiner Stimme war das menschenfeindlich klingende Knurren.

Oho, dachte Bender, der fühlt sich gleich auf den Schlips getreten. Laut sagte er: »Hier ist doch arschklar ein Gefängnis!« Er wartete erst den Blick Heizers ab. Der furchte leicht die Stirn. Es konnte aber auch an der Sonne liegen. »In so einem Grabensystem ist man doch wie gefangen. Und die verdammten Bolschewisten halten sogar ihre Finger drauf!«

Mit einem disharmonischen Schnarcher rutschte Baum endgültig zur Seite. Er richtete sich ruckartig auf, blickte verwirrt um sich und fragte, was denn los wäre. Dabei ging sein Mund, als schmeckte er eine Pfirsichbowle ab.

Heizer wollte etwas näher an den Nerv heran. »Dein Freund sagt, wir sitzen hier im Gefängnis, und der Russe hat den Daumen drauf.«

Eberhard Baum gähnte. »Kinder, sprecht doch Klartext, ihr seid doch aus derselben Kiste!« Mit einigem Hin und Her setzte er

sich wieder zurecht und entschlummerte im Zusehen. Es fehlte auch nicht viel an plus vierzig Grad Celsius.

Heizer und Bender konnten nicht verhindern, daß sich ihre schnellen Blicke trafen.

»Schöner Käse«, sagte Bender vorsichtig. Das konnte alles mögliche bedeuten, von Puxheimer über Grabengefängnis bis zu den verschiedenen Varianten des Kriegsausgangs, konnte aber auch Baums Bemerkung betreffen.

»Gar kein Ausdruck«, brummte Heizer, fröhlicher werdend. »Die drüben haben es vermutlich besser … «

Bender lüftete ein klein wenig die politische Deckung. »In welcher Hinsicht denn?«

»In welcher? In … militärischer, politischer und moralischer Hinsicht! So behaupten sie wenigstens in ihren Rundfunksendungen.« Viel deutlicher konnte er nicht mehr werden.

Bender stieß Eberhard verhalten in die Seite. »Dein Kumpel äußert ja ziemlich deftige Ansichten!«

Es dauerte eine Weile, bis Baum zu sich kam. »Daß ihr einen nicht ein paar Minuten in Ruhe schlafen lassen könnt!«

Doch Bender bohrte weiter. »Der Sani ist offenbar nicht ganz sicher, ob er auf der richtigen Seite sitzt.«

Heizer widersprach nicht, und Bender warf die Angel noch weiter aus. »Hättest mir ruhig mal etwas flüstern können, Eberhard.«

»Dann hättet ihr mich wahrscheinlich beide mit eurem Überlaufen beharkt«, murrte Baum.

»Ich war mal in einer Arbeiterpartei.« Unwillkürlich hatte Heizer die Stimme gesenkt.

»Hm«, nickte Bender und dachte, daß mit diesem Bekenntnis

nicht viel riskiert war; es stand ja doch in Lebensläufen und sonstwo. Aber er verspürte keine rechte Lust, etwas über seine eigene Person zu verbreiten.

Baum war nun hellwach. »Oder etwa nicht?«

Die beiden anderen blickten ihn an.

»Vielleicht gefällt ihm das erste Land des Sozialismus nicht so recht?« stichelte Bender.

»Sagt mal, wer garantiert eigentlich, daß die Roten den Krieg gewinnen?« In Baums Gesicht stand ein gewisses Lauern.

Heizer machte eine wegwerfende Handbewegung.

Bender stellte nüchtern fest: »Stalingrad, Kaukasus, Woronesh, Kursk. Die Brückenköpfe von Rshew und Wjasma. Vorgestern, am fünften Juli, hat Hitler offenbar eine Art Sommeroffensive gegen den Kursker Bogen gestartet. Wenn ich mir alles, was durch den Äther kam, richtig zusammengereimt habe, dann sind unsere aus dem Raum Orel angetretenen Divisionen bisher gerade so ein halbes Dutzend Kilometer vorangekommen. Aus dem Belgoroder Vorsprung sollen sie allerdings schon etwa zwanzig Kilometer allgemeine Richtung Kursk vorgedrungen sein. Alles ein bißchen mürbe, gegen früher.«

»Das geht erst dann zügig vorwärts, wenn die Verteidigungsstellungen der Russen in ihrer ganzen Tiefe durchstoßen sind«, meinte Baum.

»Voriges Jahr hat es ebenfalls eine deutsche Sommeroffensive gegeben, die sogar rasante Anfangserfolge hatte. Das Ende vom Lied war, daß nicht nur alles neubesetzte Gebiet, sondern sogar eine ganze Portion von dem einundvierzig Eroberten verlorenging«, hielt ihm Bender entgegen.

»Diesmal haben wir aber jede Menge >Tiger< und >Ferdinands< dabei; Sechzig - und Siebzig -Tonnen-Panzer und Sturmgeschütze. Das sind fahrende Festungen, die überall durchgehen, meine Herren.« Baum wollte sich einfach an Bender

reiben, obwohl er von dessen Argumenten einigermaßen überzeugt war.

Der Kanonier Bender konterte treffsicher. »Die Alten sagen, daß in Brjansk den höheren Stäben und den rückwärtigen Diensten die Nerven am laufenden Band durchgehen. Sie werden ihre Koffer so oft aus- und einpacken, bis sie uns wirklich mal durchgehen!«

»Quatsch. Wer soll denn die dahinten stören?« schaltete Heizer sich ein.

»Meint ihr vielleicht, daß unsere Breitarschdivision mit ihrer rund fünfunddreißig Kilometer langen Frontlinie auch nur dem allergeringsten Stoß der Russen gewachsen ist?«

»Du solltest Generalstäbler werden, Rudi!« Baum kaute an einem sauren Grashalm herum. »Aber besser vielleicht gleich beim Iwan.«

Heizer war das alles zu langatmig. Ihn interessierte vor allem die Absprunggelegenheit und eine damit verbundene bedeutende Tat. »Also, was ist? Wollen wir?«

Baum kam auf den Standpunkt zurück, der sich jetzt mehr denn je bei ihm eingefressen hatte. »Was bedeutet das schon, wenn eine Handvoll rübergeht? Alles in allem sollen knapp siebzehn Millionen Deutsche im grauen Rock stecken! Ist es nicht viel besser, in jenem Augenblick dabeizusein, wenn das große Aufräumen in der Heimat kommt? Sich für diesen Tag aufzusparen!?«

Eberhard Baum war sich bei seinen Worten darüber im klaren, daß er dann aber bis zu diesem Zeitpunkt Hitler mit Leib und Hirn weiterdienen mußte. Doch das war er jetzt bereit, in Kauf zu nehmen.

»Jeder, der die Front wechselt, zählt doppelt!« sagte Rudi Bender ernst. »Wie wäre es, wenn wir alle drei bei passender Gelegenheit … «

Heizer rappelte sich hoch, schlenderte dann zum Hauptgraben. Es war niemand zu sehen. Zurück kam er etwas schneller. Diesmal flüsterte er: »Ich mache mit. Das Ding will aber in Ruhe bedacht sein. Auf jeden Fall gibt es nur drüben einige Aussicht, mit dem Leben davonzukommen.«

Bender blickte nachdenklich auf Eberhard Baum. Er dachte an das Stoßtruppunternehmen und an die Verleihung des EK I. Trotzdem wollte er diese Stunde nicht ungenutzt verstreichen lassen, wollte wenigstens den Boden lockern für ein weiteres Gespräch.

»Überleg es dir noch mal in Ruhe, Eberhard! Wir haben ja Zeit«, sagte er.

»Aber ich habe keine Zeit mehr«, unterbrach ihn der Sanitätsobergefreite. »Es gibt Sojaklopse, die esse ich für mein Leben gern. Werde ich später vielleicht vermissen!« Er lachte; stülpte sich das Krätzchen auf und klopfte den trockenen Lehm von der Hose.

Beim Eintritt in den Hauptgraben rannte er einen Unteroffizier der 3. Kompanie an und brummte bösartig: »Paß doch auf, du Dussel!« ,

Der Korporal schüttelte den Kopf. Er hielt Heizers Gebaren für einen soliden Grabenkoller.

Bep - bep - bep - bep. Dann büllerte es nach: Bop - bop - bop - bop. Ein feindliches Stör-MG schoß. Und die Kugeln zirpten dem hellen Mündungs- und dem dunklen Geschoßknall voraus über die Grabenkante.

Der Sanitätsobergefreite Heizer hatte genügend Erfahrung darin und wußte, was sich ereignete, wenn jemand vergaß, daß er im Graben ging, und sich einmal richtig dehnte. Kopfschuß, Herr Oberarzt, Kopfschuß! Leicht gebückt ging er weiter, die eine Schulter etwas vorgeneigt.

So gingen sie, die Männer des vordersten Grabens, hüben wie drüben. Tiefer durfte er nicht sein, damit man nach Vorschrift im

Ernstfall von jeder Stelle aus sofort das Feuer eröffnen konnte. Und schmal mußte er sein, schmal, denn wie viele waren schon von den jaulenden Splittern der roten Artillerie zwischen zu breiten Wänden getroffen worden. Am Ellenbogen waren die Röcke der Männer aus dem Graben immer durchgewetzt, an Ärmeln und Taschen das Zellwollgewebe zerfranst. Die Lehmwände schliffen alles ab. Auch im Innern. Vor allem machten sie unmerklich, aber stetig den Glauben an den Sieg zunichte, bestenfalls förderten sie den Selbsterhaltungstrieb.

Heizer war bei diesem Gedanken grimmig gesinnt. Er dachte an die ersten Gräben bei Peljewka, die er im Frühjahr 1942 mitgebuddelt hatte. Drei Schippen voll feindwärts und eine nach hinten. Damit begann es und fraß sich Nacht um Nacht weiter durch die widerspenstige Erde.

Heute, nach praktisch anderthalb Jahren Stellungskrieg im Mittelabschnitt, war daraus ein Labyrinth geworden, in dem sich nur noch Eingeweihte zurechtfanden. Überall wiesen Pfeile zu den Kampfständen. Und nachts? Da war man angeschissen, weil man nie genau wußte, ob der Russe nicht schon im Graben saß und wo man noch verduften konnte.

Der Sanitätsobergefreite Heizer starrte unentwegt auf die Fernsprechleitung seiner Batterie, die neben vielen anderen an die Grabenwand geklammert lief, um ohne Umweg zur Feuerstellung zu gelangen. Die Augen schmerzten vom gleichmäßigen Vorüberziehen der Grabenränder. Ihm wurde unwohl von den Knicken, die ihm alle zehn Schritt eine neue Richtung aufzwangen. Kein Lüftchen war hier auf der Sohle, und die Sonne glutete. Er dachte mit Schaudern daran, daß der Graben sechs Monate schneefrei zu halten war und daß es hier keinen Schutz gegen den Wochen andauernden Herbstregen gab, der alles unterspülte.

Vor dem Graben streckte sich der Draht. Meistens Flandernzaun, das hieß: vorn flach, in der Mitte hoch und am Graben wieder flach. So hatte es einmal nach HDV angefangen. Dann verdichteten sich die vielen Stacheln immer neuer Rollen zu einem Etwas, von dem höhere Truppenkommandeure ständig behaupteten, daß es unüberwindbar wäre, wenn Männer mit

heißem, gläubigem Herzen dahinter stünden.

Im Vorgelände waren unter raffinierter Ausnutzung des Geländes Stolperdraht und Minen verlegt. Beides befand sich im seltsamen Widerspruch zu der Tatsache, daß die Russen fast immer heil durch die Minenriegel, -gürtel und -felder stolzierten. Sie kamen mit uneindämmbarem Angriffsschwung, pfefferten in Seelenruhe ihre Eihandgranaten und verschwanden schemengleich wieder unter Mitnahme von Posten und Maschinenwaffen, immer zwischen diesen lauernden Stahltöpfen hindurch. Die eigenen Landser waren dagegen die reinsten Trampeltiere.

Heizer dachte wieder an seinen Sojaklops. Er meinte aber auch, daß all der kräftige Männerschweiß, der hier geflossen war, die Stunde kaum weit hinäusschieben würde, in der die buntköpfigen Nadeln auf den Lagekarten um ein klotziges Stück weiter nach Westen gerückt werden müßten.

Plötzlich stellte er fest, daß ihm dieser Bender irgendwie nicht recht gefiel. Der ging ja ran an die Dinge, als wenn das gar nichts wäre. Ein solches Vorhaben mußte sehr genau überlegt werden. Heizer meinte, daß er heute mit seiner vieljährigen sozialdemokratischen Erfahrung keineswegs als Autorität gegolten hatte. Das ärgerte ihn sogar noch an der Feldküche.

Baum und Rudolf Bender waren nach dem Abrücken Heizers eine Weile schweigsam sitzen geblieben.

Rudi fragte: »Ist der Junge astrein?«

»Alter Sozialdemokrat. Spricht schon beinahe ein Jahr vom Überlaufen.«

»Und dazu sollte er in einem langen Jahr keine Gelegenheit gehabt haben?« Rudi Bender beschloß, sich diesen brummigen Medizinmann ein bißchen näher anzusehen.

»Weißt du, wen man gewinnen müßte?«

Bender sah Eberhard Baum fragend an.

»Helgert !«

»Den Chef?« Bender glaubte, nicht richtig verstanden zu haben.

»Eben, eben. Was der anfaßt, das stimmt.«

»Ist doch dein Freund, nicht wahr?«

Baum nickte verhalten. Helgerts Veränderung seit dem überraschenden Frühjahrsurlaub fiel ihm wieder ein und bedrückte ihn.

»Wahrscheinlich siehst du die Lage zu rosig«, sagte Bender.

»Überleg doch mal, welche Hindernisse ein aktiver preußischer Batteriechef beiseite räumen muß, bis er den Mut aufbringt, eine eigene Meinung zu haben.«

»Soll ich mal mit ihm sprechen?«

»Laß deine Finger lieber davon!« Bender war sehr bestimmt.

»Möchtest du selbst mit ihm reden?«

»Und mich anschließend einsperren lassen. Dann Standgericht und ein paar ungemütliche blaue Bohnen aufs Brustbein!«

»Rudi, rede nicht so blödsinnig. Das würde Helgert nie tun!«

»Ihr Artilleristen behauptet doch immer, ihr hättet schon Pferde kotzen sehen!«

Eberhard Baum wußte selbst nicht, warum ihn der Gedanke so beschäftigte, Fritz Helgert mit der Idee des Überlaufens zu konfrontieren. Würde er denn mitgehen, wenn Fritz sich dazu entschließen würde? Oder erhoffte er von ihm ein dringendes Abraten? Wollte er ihre Freundschaft dadurch einer Zerreißprobe unterziehen, daß er Helgert zwar diese gefährliche Erwägung vortrug, aber in dem Augenblick, wo er nein sagte, ihn bitten konnte, alles wieder zu vergessen? Ging denn das überhaupt?

Eberhard Baum wußte das alles nicht so genau. Eines war ihm auch jetzt wieder schmerzhaft deutlich geworden: die innere Zerrissenheit, in der er sich seit einiger Zeit befand und aus der

er sich nicht befreien konnte.

13. KAPITEL

Es war ein Krankenhaus, wie es viele davon in Deutschland gab. Nicht sehr groß, nicht sehr modern, nicht übertrieben freundlich, aber auch nicht ohne Hoffnung. Jetzt, während des Krieges, waren seine Dächer mit riesigen roten Kreuzen auf kalkig-weißem Grund versehen, um feindliche Bomberverbände rechtzeitig auf die Genfer Konvention hinzuweisen. Unter dem gleichen Zeichen transportierte die SS gelegentlich auch Munition zu den vordersten Linien.

In diesem Krankenhaus, das in einem Arbeiterviertel Hamburgs lag, wurde ebenso gestorben wie in jedem anderen. Seitdem die Bomben fielen, waren die Abgänge kaum einen Deut geringer als in den Heimatlazaretten, wo den Uniformträgern das Recht zum Sterben vorbehalten blieb. Mit ihren Papierhemden und der Trauer Hinterbliebener verwischten die Toten jedoch den Trennungsstrich zwischen Zivilem und Uniformiertem.

Das Grün unter den Fenstern der für die Patienten dieses Stadtteils bestimmten Anstalt war nur ein unzulänglicher Trost für die Leidenden. Es vermochte nicht die Unsicherheit zwischen der Aufnahme in einen überfüllten Krankensaal und der Entlassung ins häusliche Dasein zu mindern, da sich auch hier der Exitus unerwartet einstellen konnte.

Noch eine Woche dann würde die Hilfsschwester Ilse Helgert ihre Tätigkeit in Hamburg beenden und nach Berlin zurückkehren, um dort in einem Krankenhaus, Lazarett oder Genesendenheim für Schwerversehrte weiterzuarbeiten.

Unmittelbar nachdem Fritz mit dem Fronturlauberzüg abgefahren war, hatte sie sich beim Roten Kreuz gemeldet. Zunächst eigentlich nur, um Vergessen zu finden. Die Gemeinheit Dörnbergs und das Verhalten des Gerichts, dem sie noch heute

ohne Verständnis gegenüberstand, waren ebenso niederdrückend wie die nicht eindeutig zu beantwortende Frage, ob ihr Mann wirklich von ihrer Schuldlosigkeit überzeugt war. Vielleicht hatte er nur deswegen versichert, daß er sie nach wie vor liebe und ihr Vertrauen schenke, damit sie nicht völlig mutlos würde. Oder ob er sich damit selbst täuschen wollte? Das wäre das qualvollste von allem.

Ilse dachte daran, daß in den Briefen von Fritz gerade während der letzten Wochen viel Unruhe spürbar geworden war. Das Persönliche schien immer mehr zu verschwinden und sonderbar abstrakten Bemerkungen zu weichen, denen sie nicht in jedem Fall folgen konnte.

Deswegen hatte sie sich in diese Arbeit gestürzt, die von Stunde zu Stunde schwerer wurde. Sie versah ihren Dienst unter Aufbietung aller Energie, hatte sich aber noch immer nicht an den ätzenden Geruch der Desinfektionsmittel und an die scharfen Ausdünstungen alter Menschen gewöhnt. Das Stöhnen der Sterbenden bereitete ihr die gleiche Pein wie das stumme Weinen derer, welche sich unheilbar krank wußten.

Heute vertrat sie in der Augenstation Schwester Marion, deren Bräutigam überraschend aus Griechenland gekommen war. Dort schien der Urlaubsbetrieb geregelter zu sein als an der Ostfront.

Nicht jeder Patient dieser von dem hervorragenden Chefarzt Dr. Felgenträger geleiteten Klinik konnte Hoffnung hegen, wieder vollen Anteil an allem Schönen und Lichtvollen zu haben. Viele blieben für immer auf der Schattenseite.

Als Schwester Ilse an diesem Vormittag zur Augenstation ging, mußte sie sich mehr als sonst zusammennehmen bei dem Anblick dessen, was sie hier auf Fluren, Treppen und in den Zimmern sah. Überall Tasten und lauschend erhobene Köpfe; Verzicht in Gesichtern, welche ständig nach innen gerichtet schienen. Die wenigsten hatten jene Schwelle überschritten, hinter der das Leben wieder kleine Freuden bereithielt, auch wenn die Augen nichts mehr wahrnehmen konnten.

Ilse Helgert schaute durch ein offenes Gangfenster in den Garten.

Wie viele Erwartungen mögen hier begraben sein, und wieviel unstillbare Sehnsucht keimt in der nie unterbrochenen Nacht? Müssen nicht alle Farben langsam zum Grau werden, weil die Erinnerung blasser und blasser wird, selbst bei jenen, die glauben, es schon geschafft zu haben? Spielt sich nicht hinter jeder Stirn ein verzweifelter Kampf ab, das unweigerlich Entgleitende zu halten? »Wie bei mir«, flüsterte sie und spürte, daß sich ein Schleier vor ihre Augen schob, ohne daß sie es verhindern konnte.

Sie betrachtete sich in dem schwachen Spiegel des geöffneten Fensterflügels. Die helle Sonne ließ das Haar rötlicher schimmern, als es tatsächlich war. Die fröhliche kleine Haube nahm sich kaum weißer aus als das schmale Gesicht. Selbst in dieser leicht verschwommenen Wiedergabe war ein Zug von Niedergeschlagensein und Verschlossenheit erkennbar.

Da riß Ilse Helgert sich los, trat in den Flur zurück und ging mit schnellen straffen Schritten zum Labor. Die Visite war gerade vorüber. Nur der Patient von Zimmer 17 befand sich noch im OP-Raum. Es könnte eine Weile dauern, hatte Dr. Felgenträger vorhin gemeint, und die Oberschwester wollte Nachricht geben, sobald sie gebraucht würde. Im Labor war niemand, und sie arbeitete eine Stunde ungestört.

Da flammte das Lichtsignal der Rufanlage.

Schwester Ilse eilte in den ersten Stock hinab zum Zimmer 17. Der Kranke wurde gerade hineingefahren. Das Gesicht war von der Stirn bis zum Mund herunter dick verbunden. Nach den Verbänden um Brust und Arme zu urteilen, mußte es ihn schwer getroffen haben. Vielleicht bei einem Verkehrsunfall oder bei einem Bombenangriff?

Der Mann wurde ins Bett gelegt. Oberschwester Christa und Dr. Felgenträger bemühten sich, es ihm so bequem wie möglich zu machen. Der Arzt richtete sich auf und winkte Ilse Helgert vor die Zimmertür. »Wenig Aussicht, Schwester, die Augen sind beide … Ich habe auch nicht mehr operiert. Selbst ein sogenanntes Wunder ist wohl hier unwahrscheinlich. Damit Sie sich danach richten können.« Er nickte ihr zu und ging mit

gesenktem Kopf den Gang entlang.

Der Schwester war beklommen zumute, als sie in das Krankenzimmer trat, in dem ein weiß gestrichenes Bett, ein kahler Nachttisch mit halbzerbrochener Glasplatte und ein Stuhl standen. Der gewachste Linoleumboden strömte einen scharfen benzinähnlichen Geruch aus.

Die Oberschwester blickte sie kurz an und sagte dann zu dem Patienten: »So; das ist Schwester Ilse, die Ihnen für heute behilflich sein wird. Morgen wird Sie Schwester Marion betreuen. Ich schaue nachher noch einmal herein.«

»Danke.« Er sprach kaum hörbar.

Ilse Helgert setzte sich auf den Stuhl und trachtete ihrer Stimme Festigkeit zu geben. »Kann ich Ihnen irgendeinen Wunsch erfüllen?«

»Danke.« Der Kranke hatte eine Haltung eingenommen, als wollte er nicht gestört werden.

Sie versuchte es noch einmal. »Ich lese Ihnen auch gern etwas aus der Zeitung vor!« Ihre Augen waren auf seinen Mund gerichtet, um eine Antwort zu erfahren.

Lange war es still im Raum. Dann hörte sie erstmals seine Stimme deutlicher. »Ja, bitte. Falls es Ihnen nichts ausmacht.«

Dieser Mund, als ob ich ihn schon einmal gesehen habe. Aber es ist wohl ein Irrtum, denn diese spröde Stimme habe ich nie gehört. »Vielleicht lese ich so, wie ich die Zeitung lesen würde?« schlug sie vor.

»Einverstanden.« Es klang jedoch, als hätte er nicht die Absicht zuzuhören.

Ilse las den Wehrmachtsbericht bis zu dem Punkt, wo das Prahlerische lauter wurde und andere Rückschlüsse zuließ; dann eine Anzahl von Beförderungen höherer Militärs. »Die Hamburger Philharmoniker haben mit großem Erfolg ein Wohltätigkeitskonzert gegeben. Der Reinertrag ist der NSV

zugeführt worden. General Franco … «

»Schwester Ilse … «

Sie blickte auf.

»Welche Haarfarbe haben Sie eigentlich?«

Welche Haarfarbe ich habe? Ein wenig seltsam für einen Schwerverletzten, der eben aus dem OP gekommen ist, ausgerechnet nach meiner Haarfarbe zu fragen. Möglicherweise versucht er, sich dadurch etwas abzulenken.

»Es ist wohl bräunlich.«

Der Kranke schwieg, und sie las weiter. »Die Vorbereitungen für das erfolgreiche Anlaufen des Winterhilfswerkes 1943/44 müssen rechtzeitig getroffen werden. Eindeutige Überlegenheit der Achsenmächte vor den westlichen Plutokratien in der Kupfer- und Zinnproduktion.«

»Sind Sie schon längere Zeit in diesem Krankenhaus, Schwester?«

»Nein. Seit etwa zwei Monaten. In der Augenklinik überhaupt zum erstenmal.«

Der Kranke hob lauschend den Kopf und starrte in die Richtung, wo er sie vermutete.

»Sind Sie … Ilse Helgert? Sie müssen es sein!.« flüsterte er erregt. »Ich erkenne Ihre Stimme.« Unruhig bewegte er sich.

Ilse war unwillkürlich aufgestanden. »Sie kennen mich? Darf ich fragen, woher?«

Der Kranke hielt den Atem an. Seine Lippen zitterten. Dann sagte er: »Ich bin Wieland Altdörfer!«

Einen Augenblick schien die Zeit stillzustehen. Ein plötzliches Schwindelgefühl ergriff sie, löste eine Welle der Abwehr aus. Ihre Augen verdunkelten sich.

Altdörfer ertrug dieses Schweigen nicht länger. »Sie würden es ja doch erfahren. Spätestens, wenn man meinen Namen auf die schwarze Tafel am Kopfende des Bettes geschrieben hätte.«

Namen geschrieben; seinen Namen auf dieses schwarze Blech geschrieben mit einem Stück Kreide, das immer quietscht oder abbröckelt. >Altdörfer, Wieland, 34< hätte dagestanden; und darunter das Millimeterpapier mit der täglichen Temperatureintragung, die schließlich zu einer gezackten Kurve wuchs. Wenn ich plötzlich auf diesen Namen geprallt wäre. Wenn ich warnungslos einen Menschen wahrgenommen hätte, der Wieland Altdörfer heißt, der nicht mehr sehen kann ... Erst Schreck. Dann aber Genugtuung. Schreckliche Genugtuung. Oder Haß? Nein, ich glaube nicht. Triumph hätte mich erfüllt, daß endlich der erste dieser Gewissenlosen, bezahlen muß! Ich verachte dich, ich werde dich immer verachten, weil du so maßlos gemein warst.

»Ich sehe seit Tagen immer nur das gleiche, nämlich nichts. Schon deswegen hätte ich Ihnen nicht aus dem Weg gehen können.« Seine dünne Stimme war voller Bitterkeit.

Es geschieht dir nur recht. Genugtuung. Vergeltung, Vergeltung? Davon ist doch immer öfter im Wehrmachtsbericht die Rede. Verbände der Deutschen Luftwaffe führten einen Vergeltungsschlag gegen London oder irgendeine andere englische Stadt. Auslöschen, verbrennen mit Phosphor, Frauen, Kinder, Bäume, Augenlicht. Er wird blind sein. Dr. Felgenträgers Worte und seine vage Geste waren unmißverständlich. Der Diplomingenieur Wieland Altdörfer wird blind sein. So und nicht anders tritt er seine Strafe an!

»Vielleicht ist es heute etwas besser geworden ... ?« hörte sie sich mit dumpfer, kaum verständlicher Stimme wie eine Fremde sprechen.

»Ich habe in derselben Sekunde, als der große Kessel platzte und mir sengender Dampf, siedendes Wasser und die Fetzen des Stahlmantels um die Ohren flogen, befürchtet, daß ich nicht mehr sehen ... «

Kesselexplosion? Das hatte in der Zeitung gestanden. Mehrere Arbeiter sind dabei tödlich verletzt worden. Und seine Augen traf es. Ich will dich nicht, Mitleid! Nein, gerade mit ihm nicht. Niemand hat mit mir Mitleid. Weder vor Gericht noch in Zukunft. Auch bei mir wurde etwas für immer zerstört. Ich fühle doch, wie unsere Ehe ... daß Fritz ... wie alles zu entgleiten droht, obwohl jeder von uns viel Kraft aufwendet, um zu überwinden. Es ist wie ein Nerv, der durchtrennt wurde. Und du hast mit das Messer geführt, Träume und Glück zerschnitten!

»Man soll die Hoffnung nie aufgeben«, sagte sie tonlos.

Er wandte seinen Kopf ein wenig in ihre Richtung. »Haben Sie sich diesen Spruch aus dem Poesiealbum auch damals vor dem Kriegsgericht aufgesagt?«

Du wagst es, vom Gerichtsverfahren zu sprechen?! Gerade du!! Kann denn ein Mensch so viel Verworfenheit aufbringen? Einen solchen grenzenlosen Hohn? Oder ist es nur noch Verzweiflung?

Eigentlich ist mir jedesmal ein völlig anderer Wieland Altdörfer begegnet, dachte sie. Jener jungenhafte und doch so selbstsichere Mann auf dem Polizeirevier, mit dem ich fröhlich Aalsuppe gegessen habe, mit dem man Probleme des Krieges und der Angehörigen, die wir beide draußen an der Front haben, ernsthaft besprechen konnte. Dann dieser fischige Mensch, der als Zeuge aussagte, skrupellos, ein Egoist, gekauft für ein paar Silberlinge; den das Gewissen keine Sekunde lang peinigte, obwohl er wußte, daß er mit seiner Lüge zwei Menschen unglücklich machen würde. Nun ist wiederum ein anderer vor mir, den Schmerz und Angst in den Fängen halten.

»Scheint die Sonne, Schwester Ilse?«

Die Frau blickte hinaus, obwohl sie nach den Lichtkringeln auf der Tischdecke hätte sofort antworten können, und war mit ihren Gedanken ganz fern. Ob eines Tages die Sonne auch für mich wieder scheinen wird? Und für Fritz? Vielleicht, wenn der Krieg vorüber ist?

»Sie hat sich ein wenig hervorgewagt:«

Altdörfer schien sich vorzustellen, wie es draußen aussehen mochte. »Und was ist noch da? Bäume? Blumen?«

Unwillkürlich ging lIse Helgerts Blick wieder zum lichterfüllten Fenster. Mechanisch schilderte sie, was zu sehen war, was der Krieg noch nicht hatte vernichten können: Blüten, sommerlich mattes Grün der Linden, in denen ungezählte Bienen summten, Sonnenstrahlen in dem kleinen Teich.

»Es gibt keine Entschuldigung für ... damals. Ich muß es Ihnen sagen. Wer weiß, ob ich überhaupt wieder gesund werde. Und wenn, dann ist wenigstens davor Ruhe ... Ich habe falsch ausgesagt, bewußt falsch. Weil man mir einiges bot, was Sie nie hätten bieten können. Kleine Gefälligkeit, wissen Sie, nach der Methode: Eine Hand wäscht die andere. Aber auch das ist nun sinnlos geworden. Nun hat mich Gottvater höchstpersönlich u.k. gestellt. Für immer. Ohne Bescheinigung.«

Ilse Helgert war wie erstarrt. Sie wußte, daß sie einem Komplott zum Opfer gefallen war, aber sie hatte dahinter immer Kameradschaft oder Freundschaft dieser Männer zueinander vermutet. Gefolgschaftstreue, wie es so schön hieß. Und jetzt?

»Saubere Sache, nicht wahr? Hätten Sie nicht gedacht! Wer sehen kann, der hat jeden Tag die krummen Geschichten im Blickfeld. Der vermag schon optisch einzuschätzen, ob dieser oder jener Haken gelingt, den er notfalls schlagen muß. Dann sieht man die Fröhlichkeit des Krieges von morgens bis abends, seine schnellen Beförderungsmöglichkeiten, den Zaster, der mühelos verdient werden kann, wenn man auf Draht ist; den Vordermann, der auf die Seite gerückt werden muß, wenn er im Wege steht. Das alles gibt es nur im Krieg. Auch das Böse, die vorsätzliche Gemeinheit. Ich sage Ihnen, an der >Heimatkriegsfront< treiben sich mindestens so große Ganoven herum, wie Verbrecher im OKW sitzen. Aber wenn von alledem plötzlich nichts mehr zu sehen ist, dann kommt die Angst, weil man selbst zum Spielball der Gewissenlosen geworden ist!«

Wieland Altdörfer schwieg müde, hob den linken unverbundenen Arm und ließ ihn kraftlos auf die Bettdecke zurückfallen. So, jetzt ist es gesagt. Warum spricht sie denn nicht? Es muß ihr

doch Genugtuung bereiten, dieses Bekenntnis vernommen zu haben. Aber warum soll sie eigentlich die späte Selbstanklage eines Schurken bewegen?

Wie ihr Gesicht wohl jetzt aussehen mag? Ich habe es lachend gesehen und mit Tränen in den Augen. Vielleicht muß ich ihr noch mehr erklären? Von mir, aber auch von Cornelius!

Altdörfer atmete tief, als benötige er einen neuen Anlauf zu dem, was er nun berichten wollte.

»In dem Alumnat, in dem man mich zu einem so vortrefflichen, charakterstarken und sittlich gefestigten Menschen erzogen hat, galt es als unfein, über jemand zu sprechen, der nicht anwesend ist. Peter Cornelius mag zur Kenntnis nehmen, daß ich heute von diesem Prinzip abweiche.

Cornelius ist auch einer von denen, die unsere Zeit zur Bewältigung der gigantischen Aufgaben erzogen hat. Das letzte, was in ihm noch absterben mußte, besorgtebdie NSDAP. Sie, Frau Helgert, waren ihm nach dem Abend völlig gleichgültig. Also ließ er sich mühelos von mir, ich betone das: *von mir* veranlassen, auf Dörnbergs Pferd zu setzen.

Ein Schiffsbauingenieur, der nichts sieht, der weder Zeichnungen entwerfen, Material prüfen noch Vorgänge beurteilen kann, ist ein Dreck, ein Nichts. Als Cornelius hörte, daß die Kesselexplosion auf dem Versuchsgelände dreizehn Mann ins Jenseits befordert und bei dieser Gelegenheit dem leitenden Ingenieur Wieland Altdörfer das Augenlicht ausgeblasen hat, machte er durch meinen Namen einen Strich. Sofort. Uninteressant, belastet nur. Weg mit Schaden! Ihn plagt nichts bis heute. Auch nicht in Ihrem Fall. Und Dörnberg? Herr Hauptmann Dörnberg wird sich an der Front ausschließlich um die allseitige Verschönerung seines eigenen Lebens bekümmern, genau wie bisher.«

Ilse Helgert begann zu zittern. Die Zeitung fiel raschelnd zu Boden. Sie faßte nach dem Bogen und setzte sich auf den Stuhl zurück wie eine hölzerne Puppe.

Dörnberg. Da ist er zum erstenmal genannt worden, dieser Name mit dem schrecklichen Klang. Dörnberg. Ja, ich hasse ihn. Aber es hilft mir ja doch nicht ...

Tränen stiegen ihr in die Augen. Dörnberg, Altdörfer, Cornelius ... Was sind das für Menschen? Sicherlich haben sie im Elternhaus eine gutschimmernde, wohlklingende Moral vermittelt bekommen. Aber selbst die äußeren Formen sind verschwunden. Wer hat sie denn so entwurzelt und vergiftet? Sie sich selbst, weil sie im Grunde schlecht sind? Ist jemand von Natur aus schlecht? Vielleicht. Oder das, was uns alle umgibt? Die Korruption der brutale Egoismus? Ist der Krieg daran schuld? Möglich. Aber es können doch nicht alle Menschen in verantwortlichen Stellungen so aussehen - Offiziere, Richter, Techniker.

Ilse Helgert dachte über Altdörfers Geständnis nach. Wenn der Diplomingenieur unumwunden zugibt, falsch ausgesagt zu haben dann müßte das Gericht, sofern es davon erfährt, den ganzen Fall noch einmal prüfen. Also könnte auch bewiesen werden, daß ein abgekartetes Spiel getrieben wurde, um Dörnberg zu decken. Hier ist doch wenigstens ein Hoffnungsschimmer. Sie spürte, daß sich auf Wangen und Hals hektische Flecken bildeten.

Vom Hafen war greller Sirenenklang hörbar. Zwei Schiffe tauschten Signale aus.

»Mein Bruder weiß nicht alles so direkt. Das konnte ich schlecht über die Feldpost offen servieren. Aber wie ich ihn kenne, hat er sich das Vorgefallene ziemlich genau zusammengereimt und mit hoher Wahrscheinlichkeit auch ein bißchen in bezug auf Ihren Gatten manipuliert; schon, um nicht selbst in den Sog zu geraten.«

Plötzlich stockte er und fragte sich, ob er der Frau auch das Letzte mitteilen sollte, was sie mehr als alles andere treffen mußte. Er sträubte sich dagegen. Aber ihn peinigte Angst; Angst vor so vielem. Die Nacht, die ihn umgab, drängte nach Äußerungen guten Willens.

»Was ist mit meinem Mann?« fragte Ilse Helgert.

Altdörfer wich aus. »Man müßte ein einziges Mal noch blaues Meer und Sonne funkeln sehen, weiße Segel,schneebedeckte Berge, ein offenes klares Auge.«

»Was ist mit meinem Mann?«

Altdörfer atmete tief. Warum aufhalbem Wege stehenbleiben? dachte er. Es ist ja alles so gleich.

»Mein Bruder schrieb in seinem letzten Brief sinngemäß: Jeder bemühe sich, dem Oberleutnant Helgert klarzumachen, daß der einzige Ausweg aus jener Kalamität nur der wäre, sich von seiner Frau scheiden zu lassen. Dann stimmte seine Ehre wieder und die Karriere ginge ohne Stockungen weiter. Vor allem wäre das Regiment dann aus der Sache heraus! Der General habe sogar geäußert, daß er ihn später ganz gerne beim Stab sehen würde ... Ja, ja, dieses verdammte Ehrengerichtsverfahren. Aber auch das kommt mit auf mein Schuldkonto.« Altdörfer war jetzt völlig erschöpft.

Die junge Frau erstarrte. Gegen Fritz war ein Ehrenverfahren im Gange? Ihretwegen? Nie hätte sie eine solche aberwitzige Entwicklung für denkbar gehalten! Alle empfahlen als einzigen Ausweg also die Ehescheidung. Und sie ahnte nichts davon. Vielleicht wollte er sie schonen? Oder er hatte sich längst für diesen Schritt entschieden und wußte nur noch nicht, wie er es ihr beibringen sollte? Das Recht würde nach jenem Gerichtsspruch sogar eindeutig auf seiner Seite stehen.

Wie töricht war sie bisher gewesen! Sie hatte sich dem billigen Trost hingegeben, es könnte nun nicht mehr schlimmer werden und die Zeit würde alles heilen. Jetzt aber war Stolz die einzige Rettung.

»Eigentlich Unsinn, diese Dinge wieder heraufzubeschwören«, sagte der Ingenieur und stützte sich mühsam auf den unversehrten Ellenbogen, als wollte er etwas näher bei ihr sein, um den Widerhall seines Bekenntnisses zu ergründen.

»Natürlich«, erwiderte sie heiser, »es ist ja allesselbstverständlich.«

»Dann habe ich nichts mehr hinzuzufügen, und Sie können über mich urteilen. Ich weiß schon seit einiger Zeit, was ich wert bin.« Schwer sank er in die Kissen zurück.

Ich will Fritz und seiner Karriere nicht im Wege stehen, dachte die Frau. Heute abend schreibe ich, daß ich ihn freigebe.

Sie schaute zu dem Reglosen hinüber. Auch Wieland Altdörfer war ein Mensch, der vor den Trümmern seines Lebens hockte. Und er mußte mit dem Schauerlichsten rechnen, mit dem Blindsein. Er bedurfte jetzt des Zuspruchs. Das gehörte zu ihrer Verpflichtung, die sie freiwillig auf sich genommen hatte.

Mit fremder Stimme begann sie zu sprechen; von wundersamen Augenrettungen, die sie erfand, und davon, daß man an die Heilung glauben müsse. Ständig jedoch kreisten ihre Gedanken um das andere. Als sie merkte, daß Altdörfer eingeschlafen war, schaute sie auf das Portal am Ende der kleinen Gartenfläche.

Verbundene drängten sich vor dem Gitter. Schwarzgekleidete gingen fast immer mit tränenbenetzten Gesichtern. Krankenwagen spien ständig neue Kolonnen in die Säle, so, wie sie nach der Bombennacht aus geborstenen Kellern und frischen Ruinen zusammengeklaubt worden waren. Nirgendwo Hoffnung, nirgendwo ein unbeschwertes Bild.

Auge um Auge - Zahn um Zahn. Ist das nicht ein jahrtausendealtes Wort? Auge um Auge, dachte die Frau und blickte auf die schneeweiße Verbandhaube des Ingenieurs. Wenig Aussicht, hat Dr. Felgenträger gesagt. Bin ich jetzt eigentlich zufrieden mit dem, was ein gerechter Gott, den es da droben geben soll, als schreckliche Strafe verhängt hat? Hat er Rache geübt, um damit zu betonen, daß ich schuldlos bin? Und wer ist darüber zufrieden, daß ich bestraft wurde? Auge um Auge ...

Ilse Helgert beschloß, eine Wiederaufnahme des Gerichtsverfahrens zu erreichen. Zwar war für sie eine Rehabilitierung nicht mehr von Belang, aber Fritz würde es helfen. Das Ehrenverfahren gegen ihn, den Oberleutnant Fritz Helgert, würde sich erübrigen. Müßten sich dann nicht Unbeschwertheit und Glück wieder einstellen? Nein. Dann würde

Edelmut anstelle einer zerbrochenen Liebe treten. Weil ich ihn liebe, bleibt mir nur der Verzicht.

Sie erhob sich und sah mit tränenverschleiertem Blick noch einmal in den Garten. Draußen war Sommer und Vogelruf. Beides ließ sich durch keine Kriegsplanung verändern.

Dann ging sie lautlos aus dem Zimmer.

Am andern Tag erfuhr Wieland Altdörfer von Dr. Felgenträger, daß nur noch ein Wunder helfen könnte. Von dieser Stunde an wußte er endgültig, daß er blind war.

14. KAPITEL

Eberhard Baum galt als der beste Funker des Regiments. Wegen seiner Leistung beim >Unternehmen Wolfsschlucht< reichte ihn Helgert vorzeitig zur Beförderung bei der Abteilung ein. Major Meusel sagte sofort zu. Mit Wirkung vom 1. Juli 1943 war er zum Unteroffizier befördert worden.

Ein ziemlich dicker Segen, dachte Helgert, erst das Eiserne Kreuz und nun noch Korporal. Da wird er bei der Hochzeit eine ganz markante Figur abgeben und die Nachbarn in hemmungslose Heldenbewunderung versetzen.

Unmittelbar danach hatte Meusel wieder angerufen und ihn gebeten, den Unteroffizier Baum für eine neue Aktion zur 4. Batterie auszuleihen. Die Nachbardivision hätte in der Nähe der Susha-Mündung etwas vor. Gegebenenfalls sollten die II. Abteilung und die 10. und 11. Batterie Feuerunterstützung geben. Da die Fernsprechleitungen nach dort oben reichlich lang waren, wollte man durch Funk überlagern. Dazu brauchte man Baum, um die II. Abteilung wirksam zum Einsatz zu bringen. Der Batteriechef erklärte sich notgedrungen damit einverstanden.

Es war nun schon der zweite Tag daraus geworden, seit sich der jüngste Unteroffizier der Abteilung bei der 4. Batterie befand, denn die Front hatte sich nach dem Stoßtruppunternehmen zur gewaltsamen Aufklärung auch hier noch immer nicht beruhigt. Baums Urlaub war inzwischen genehmigt worden. Die Heiratserlaubnis hatte er schon bekommen.

Am Sonntagnachmittag ritt Helgert hinüber, den Freund zu besuchen. Morgens war es reichlich laut im Gelände gewesen. Von Südosten hatte ein 18-cm-Geschütz sowohl die B-Stelle als auch die Feuerstellung der 6. Batterie aufs Korn genommen. Es sah beinahe ein wenig nach Einschießen aus. Verluste hatte es nicht gegeben. Aber dieser fremde Fink, der da im Land schlug, gefiel Helgert nicht.

Der Galopp am Hinterhang entlang war eine Erholung. Es schien, als gäbe es das Wort Krieg nicht einmal mehr im Lexikon. Der Oberleutnant hielt an, gab dem Fuchs einen leichten Schlag auf die Kruppe und ließ ihn grasen. Dann stieg er den Hügel hinauf und hob das Doppelglas an die Augen. Lange schaute er in die Runde. Es gab nichts Bedeutendes in dem riesigen Halbkreis, das er in den vergangenen eineinhalb Jahren nicht gesehen oder erlebt hatte. Städtchen und Dörfer, Straßen und Flußläufe, Hügel und einzeln stehende Kirchen mit Zwiebeltürmen, auffällige Baumgruppen und graugrünes Sumpfgelände, Eisenbahnlinien und gelbe Regenschluchten, Rollbahnen und Stellungen, Stellungen über Stellungen, die sich überall anschmiegten, alles Denkbare ausnutzten und von Tag zu Tag unüberwindbarer wurden.

Die ganze Fläche des Frontbogens im Halbmesser von einhundert Kilometern um die Okastadt war ein ununterbrochenes, die Tiefe des Raumes vorbedacht einbeziehendes, in sich geschlossenes Verteidigungssystem.

Der Oberleutnant setzte das Glas ab und zog die Brauen zusammen, um mit bloßem Auge nach Beresowez hinüberzublicken.

Die weiß schimmernde Kirche tanzte in der Sonnenglut. Dort begann sein Abschnitt. Vorn vielfältig verfilzte Drahtverhaue und weite Minenfelder, dann drei bis vier Gräben. Ein geschickt kombiniertes System, das Stück für Stück bei Einbrüchen abgeriegelt werden konnte. Dahinter Linie um Linie, vorbereitet zu immer neuer Abwehr, Ortsverteidigungen, Auffangstellungen, Panzersperren, Holzbunker, Reserve- und Ausweichstellungen für Artillerie, Minenwerfer, schwere Maschinengewehre, Riegelstellungen und Anlagen zur Rundumverteidigung. Mit dem Befehl >In-die-Erde-Gehen< vom Frühjahr 1942 war diese riesige Maulwurfsarbeit begonnen worden. Daraus hatte sich das Ausgeklügeltste an befestigten Feldstellungen entwickelt: die stärkste deutsche Igelstellung an der Ostfront. Dieses stumpfwinklige Dreieck mit den Schenkeln Orel - Brjansk und Orel - Kursk war seit Monaten Angelpunkt der ganzen Front. Alle drei Städte waren nicht unbedeutende Eisenbahnzentren mit

ganz erheblichen Kapazitäten zur Truppen- und Materialbewegung; darüber hinaus aber auch Schnittpunkte strategischer Verkehrslinien.

Helgert überlegte: Am entscheidendsten ist wohl, daß sich hier das Gelenkstück zwischen der weit nach Nordwesten zurückhängenden, bis Leningrad reichenden Nordfront und der ebenso weit nach Südosten vorspringenden Südfront befindet. Wenn jemals der Fall eintritt, daß dieser gewaltige Pfeiler Orel umgewuchtet wird, dann hängen die beiden riesigen Flügel haltlos in der Luft, und die ganze Ostfront zerreißt in zwei nicht mehr zusammenhängende Teile. Wenn die Russen dann durchstoßen…

Die Mörserbatterie bei Woroschilowo feuerte eine Gruppe. Instinktiv fuhr der Oberleutnant herum. Langsam stieg er den Hügel hinunter und ritt weiter.

Der Goldfuchs pulverte noch einmal mit schäumendem Maul, dann ließ er sich willig an den Zügel stellen, fiel in Schritt und kletterte schließlich mit lebhaft spielenden Ohren sicher in die Schlucht hinab. Auf der anderen Seite ragte dunkel das Eichenwäldchen gegen die Siegeshöhe. Hier und da zogen aus unsichtbaren Unterständen schmale Rauchfahnen durch die zerzausten Wipfel.

Das schweißnasse Pferd lehnte sich gegen die Hand, die ihm anerkennend den Hals klopfte, dann interessierte es nur noch das frische Heu.

Der Bunker des Funktrupps im moosgrünen Hang war gut getarnt. Die Rückseite verschwand unter weit ausladendem Blättergerank. Helles Licht fiel durch die Splitterschächte in das geräumige Innere.

»Mensch, Fritz!«

»Meine Hochachtung, Herr Verlobter, oder wenn du willst: Bräutigam. Was man alles so aus Eisenbahnschwellen und Schienen zaubern kann.« Helgert blickte sich voll neidloser Anerkennung in dem Unterstand um. Seit anderthalb Jahren

machen wir nun schon Stellungskrieg, dachte er.

»Alles ganz schön, aber ich möchte endlich wieder zum eigenen Haufen«, sagte Baum. Ehrliche Betrübnis war in seiner Stimme.

»Fahr mal erst auf Urlaub, anschließend wirst du nicht mehr verpumpt. Ich werde Meusel nachdrücklich darum bitten.«

»Mann, wird sich Claudia freuen!« Eberhard Baum war bei seinem liebsten Thema.

»Hast du ihr denn schon geschrieben, daß du kommst?«

»Natürlich.« Er sah den Anflug einer Falte auf Helgerts Stirn.

»Ich weiß schon, was du sagen willst. Man soll so etwas nicht tun, sondern warten, bis man im Zug sitzt. Hähne, die morgens krähen, kommen abends in die Pfanne.«

Sie lachten beide.

»Es hat sich bisher auch als bestes Mittel gegen Enttäuschungen bewährt!«

»Stimmt. Aber seit ich mit deiner Nachhilfe Korporal geworden bin, und seit … «, er zeigte auf das blinkende Eiserne Kreuz, »kann gar nichts mehr schiefgehen. Jetzt macht mir der Kommiß schon etwas mehr Spaß ! Warte mal, ich hole uns von den Fernsprechern ein paar Zigaretten.« Er ging schnell hinaus.

Helgert begann zu grübeln:. Wo sind denn jetzt Baums revolutionäre Ansichten, die er manchmal lautstark betont hat? Offenbar scheint sich daran etwas geändert zu haben. Wenn man mich nun zum Hauptmann befördert oder mir einen weiteren Orden anhängt, würde ich den Kriegsdienst dann wieder spaßiger sehen oder unbegrenzt an Vorsehung und historischen Auftrag glauben? Wären Krusemark, Pfeiler und Meusel dann wieder soldatische Vorbilder für mich?

Der Oberleutnant schüttelte den Kopf. Das Geschehene ließ sich nicht auslöschen, war irreparabel. Und er beschloß, den Versuch zu unternehmen, mit Eberhard darüber zu sprechen, wenn auch

seit ihrem Wortwechsel bei Senflebens Tod manches komplizierter geworden war.

Die Bunkertür klappte.

»Entschuldige, Fritz, aber es war gar nicht so leicht, ein paar Glimmstengel aufzutreiben.«

»Ich habe ja genug bei mir.«

»Kommt nicht in Frage. Heute bist du mein Gast.« Er hielt ihm die Zigarettenschachtel hin. »Ehe ich es vergesse, aber es bedrückt mich schon seit ein paar Tagen ... «

»Nanu, so etwas gibt es bei dir auch?«

Eberhard Baum begann ohne Umschweife: »Du erinnerst dich, daß der Fernsprecher Rudolf Bender jetzt bei uns ist?«

»Ja, natürlich.«

»Ich habe dir erzählt, daß ich ihn seit einer Achtwochenübung kenne. Das stimmt nicht ganz. Ich habe Bender schon vor dem Krieg gekannt, vom Sport her, und ... «, er zögerte einen Augenblick und fuhr dann leise fort, »aus gemeinsamer Arbeit gegen die Nazis!«

Helgert gab es einen Stich. Nicht wegen Bender; dessen Vergangenheit kannte er aus den Personalakten. Aber in Eberhards Leben gab es etwas, was er vor ihm, seinem Freund, bis zum heutigen Tage verborgen hatte. Was ist das für eine Freundschaft, die um Wesentliches einen Bogen macht? >... aus gemeinsamer Arbeit gegen die Nazis ...< Wann war denn das? Nur vor dem Krieg, oder jetzt noch? Hatte er deshalb vielleicht den Bender in die Batterie geholt? Und welche Rolle sollte er, Helgert, dabei spielen?

»Warum erzählst du mir das?« fragte er steif.

Baum lag daran, aus seiner - wie er meinte - notwendigen Verschleierung der Tatsachen keinen Vertrauensbruch entstehen zu lassen. Hastig sagte er: »Ich möchte nicht, daß du eines Tages

Schwierigkeiten bekommst, wenn Bender sich möglicherweise in eine Sache einläßt, die ihn Kopf und Kragen kosten könnte.«

»Das verstehe ich nicht.«

»Ich habe den Eindruck, daß er mit dem Gedanken spielt, irgendwann mit erhobenen Händen drüben zu landen.«

Wenn man es bei Lichte besieht, dachte Helgert, hat er soeben den anderen verraten. Will er sich selbst damit aus der Affäre ziehen oder mich nur auf die Probe stellen?

Helgert fühlte Wut in sich aufsteigen, Mißtrauen und tiefe Enttäuschung. Lauter als beabsichtigt entgegnete er: »Damit soll wohl endlich eine mutige Tat verbunden werden, nicht wahr? Ich entsinne mich eures Gesprächs im Winter sehr genau. Heizer hat inzwischen noch immer nicht den richtigen Weg durchs Niemandsland gefunden.«

Baum meinte, zum Fall Rudolf Bender noch etwas erklären zu müssen. »Ich habe Bender gefragt, ob ich mit dir sprechen soll. Er hat sich das strikt verbeten und etwas von Standgericht und blauen Bohnen gefaselt.«

»Hat er eigentlich gar nicht so unrecht, der Junge.«

Baum erschrak. Wäre Helgert dazu fähig?

»Und wie steht es mit dir, Eberhard?« fragte der Oberleutnant kalt.

»Für mich kommt das natürlich nicht in Frage. Deinetwegen nicht, und weil ich es überhaupt für blödsinnig halte, weil ich die zu Hause nicht im Stich lassen werde, und auch ... «, seine Stimme wurde leiser, »wegen Claudia nicht.«

In Helgert wurde die Enttäuschung noch breiter. So weit war es also mit Eberhard gekommen. Er hatte keinen Standpunkt. In ein paar Monaten war er ein ganz anderer Mensch geworden.

»Du hast noch nichts gesagt, Fritz.«

»Was soll ich schon sagen? Du kennst ja meine Ansicht!« Eine große Gleichgültigkeit überkam den Oberleutnant.

Die Idee, gegen Hitler zu kämpfen, ist wohl doch eine Utopie, dachte Baum. Am besten, man hält sich aus allem Politischen heraus. Wenn Claudia mir erst für immer gehört, will ich mit Ruhe und mehr Abstand noch einmal darüber nachdenken.

Schweigend saßen die beiden Männer, hingen ihren aufgewühlten Gedanken nach und spürten, wie weit sie voneinander entfernt waren. Die harten Linien des Raumes wurden langsam undeutlich. Irgendwo hämmerte ein Specht gegen einen Stamm, der kaum noch festes Holz zu haben schien.

Eberhards Stimme klang in die Stille: »Ich habe nie daran gezweifelt, daß Claudia eines Tages meine Frau wird. Vom ersten Augenblick an. Eigentlich ist bei mir immer alles so in Erfüllung gegangen, wie ich es mir vorgestellt habe ... «

»Hoffen wir in deinem Interesse, daß es so bleibt«, sagte Helgert tonlos.

Letzter Abendglanz sprang durch das schmale Bunkerfenster. Für Sekunden war die Gestalt Eberhard Baums lichtumflossen. Dann fiel ein schwarzer Schatten wie ein Trennungsstrich zwischen die beiden Männer. Darüber tanzten fahle Sonnenstäubchen.

In Helgert wuchs eine Beklemmung. Mit etwas fahrigen Bewegungen zündete er sich eine Zigarette an, rauchte in tiefen Zügen, um ruhiger zu werden.

Baum wachte aus seiner Versonnenheit auf und wendete sich ihm zu. Die Lichtflut griff nun an ihm vorbei ins Leere. Sein Gesicht versank im Dunkeln.

Helgert blickte auf die Uhr. »Ich will noch bei Dämmerung nach Hause kommen.« Er erhob sich. »Mach's gut, Eberhard!«

»Wiedersehen bei dir, Fritz. Muß mir ja meine Klamotten vor dem Abfahren holen. Dann melde ich mich.«

Helgert hängte seinem Pferd Ulan die Kandare ein und schwang

sich, ohne zurückzublicken, in den Sattel. Er kreuzte die Schlucht und drehte sich erst dann verstohlen um. Unten, vordem Bunker, lagen allerletzte Lichtstreifen wie bleiche Finger. Der Boden war schon grau. In der Ferne wartete eine kobaltblaue Nacht. Wir waren einmal gute Freunde, dachte er verloren.

Jäh setzte er dem Trakehner die Sporen in die Weichen, daß der einen erschrockenen Satz machte, und preschte in seinen Abschnitt zurück.

*

Tagesanbruch. Ominöseste Zeit. Augen und Ohren treiben ein ständiges Gaukelspiel, wollen alles mögliche registrieren.

Der langaufgeschossene Korporal Heinrich Heidemann mit dem wirren scnwarzen Haar und den ständig wachen Augen hockte in der Beobachtungskuppel der B-Stelle auf der Beresowez-Höhe und blickte die Frontlinie entlang. Er lauschte angestrengt auf ein fernes Geräusch im Nordwesten. Es hörte sich an wie das Rollen eines kurzen Bombenangriffs. Vielleicht ist auch Artilleriefeuer dabei. Sicher ein Gewaltunternehmen. Aber weit, weit weg. Bei Bolchow möglicherweise. Der Wind steht heute besonders günstig.

Im Süden begann es nun ebenfalls zu grollen. Heidemann drehte das Scherenfernrohr ganz nach rechts. Das war sogar noch im eigenen Divisionsbereich ! Es mußten die Batterien bei Krasny Pachar und Michailowski II sein. Über Kalganowka standen die typischen Rauchwolken von Werferabschüssen. Nach einer Weile hörte es wieder auf. Allmählich wurde der Qualm von Abschüssen und Einschlägen von der strahlend hochziehenden Morgensonne aufgesogen.

Der Unteroffizier ließ das Fernrohr wieder langsam nach links zurückgleiten. Schwarz starrten die Trümmer neben der Soboda-Mühle. Jenseits des Flusses liefen die steilwandigen

Regenschluchten zu den Ruinen von Wygon auf der einen und Lopata auf der anderen Seite der Mulde. Tote Felder zogen sich im Bogen nach Kasar hinüber. Noch weiter im Norden standen die hohen Pappeln von Woksaluja-Wyss schief gegenden ständigen Wind der Ebene. Von unzähligen brandigen Einschlägen zernarbt, streckte sich der Bahndamm. Dahinter begannen die alten Winterstellungen zwischen Leninskij und Peljewka-Süd. Die gezackten Kampf- und Verbindungsgräben zu den Stützpunkten >Fuchsturm<, >Eskimo< und >Polarhund< sowie die jenseits des schütteren Eichenwäldchens im Bereich der Susha-Mündung liegenden Stellungen waren nur noch schwach erkennbar.

Dort verlief die Grenze zur Nachbardivision. Der junge Unteroffizier hatte noch immer einige Mühe, sich in den Einzelheiten des breiten Frontabschnittes zurechtzufinden und alle besonderen Bezeichnungen und Namen zu behalten. Die Kommandeure sorgten dauernd für neue Geländetaufen. Dort gab es den >Dreihäuserstützpunkt< und die >Schoberhütte<, den >Langen Graben< und die >Löffelmulde<. Da waren die in die Hunderte gehenden Zielpunkte der Kompanien und Batterien, der Bataillone, Abteilungen und Regimenter. Er sollte wissen, wo die >Traktorenhöhe< lag und welche Sperrfeuer wann, durch wen und wie ausgelöst wurden, in erster Linie aber, vor welchen Kömpanieabschnitten und markanten Geländepunkten das Feuer mit Sicherheit liegen mußte, wenn Not am Mann war.

In seinem Kopf schwirrten die ArtilleriesteIlungen von Jamskaja-Sloboda, Kamenka und Tschernyschino durcheinander. Er versuchte sich einzuprägen, wo die >MessermuldensteIlung<, der >Herzwald<, die >Fritzwiese< und der >Grenzrücken< lagen. Dann verglich er zwischen Karte und Gelände die > Trigonometerhöhe<, den >Sattelwald< und die >Bahnschlucht<; den >Ziehbrunnen<, die >Nasenhütte< und das >Kugelbäumchen<. Die Praxis schien ihm weit komplizierter zu sein als das, was er in der Theorie bisher darüber gelernt hatte.

Am Bahnhof Werchowje sah Heidemann auch heute wieder Lokomotiven und gelegentlich einen kurzen Eisenbahnzug. Aber

das war schließlich immer das gleiche und fand seinen Niederschlag in den täglich einförmiger werdenden Formulierungen der Beobachter: >Schwacher Fußgängerverkehr auf der Rollbahn Novossil-Orlowka. Dreißig Schuß Störungsfeuer Kaliber 7,62 und 12,2 cm aus Gegend Pudelwald auf Heuschober und Kirchenhöhe. Schanzarbeiten in der Wolfsschlucht und an der Traktorenhöhe.< Ständig das gleiche. Grau in Grau die Gräben.

Auf den Friedhöfen hinter der Front wuchsen die Birkenkreuze aus dem Boden. Jeden Tag neue. Und die Zahl der zur Ruhe Gebetteten, die er mit Namen kannte, wurde immer größer. Auch die noch so unscheinbaren Kampfhandlungen des Stellungskrieges mit seinem, unregelmäßigen Pulsschlag forderten Opfer um Opfer.

Er wollte einen Brief an seine Freundin in Frankfurt schreiben, aber es fiel ihm nichts Mitteilenswertes ein. In seinem Gemüt breitete sich allmählich der große Trost aus, daß die Wachzeit dem Ende zuging und er danach seine restliche Verpflegung konsumieren und sich hinhauen würde. An dieser Stelle wurde aus dem Trost begrenzte, einem Korporal jedoch zustehende Freude. Mensch, so richtig pennen, dachte er, und von dieser ganzen Scheiße nichts mehr hören und sehen. Das sind glückliche Stunden, von denen man zwar nichts hat, aber was habe ich schließlich von der Dame in Frankfurt. Männer sind zu Hause Mangelware. Da geht alles programmgemäß zu, schon am ersten Abend, und niemand ist wählerisch. Heidemann berührte es schmerzhaft, daß ihm der Krieg auch dort keine Ruhe ließ, denn er konnte sich sein bisher letztes Mädchen kaum noch vorstellen. Wer weiß, wen sie sich inzwischen angelacht hatte. Er gähnte, daß ihm das Trommelfell knackte. Dann kam Bürger und übernahm die Wache.

Als Wachtmeister Söchting, der für ein paar Tage als Vorgeschobener Beobachter abgelöst worden war, mittags durch die Beresowez-Schlucht zur Feuerstellung der 6. Batterie zurückging, hatte er drei tiefe Falten auf der Stirn, die merkwürdig parallel zu seinem Haaransatz verliefen. Irgend etwas gefiel ihm nicht, er fühlte, daß es sich da drüben

fremdartig regte. Aber die Art dieser Bewegung war mit keinem Doppelglas feststellbar. Selbst alte Fronthasen von der Infanterie, wie Eiserberg, sind heute etwas nervös gewesen, dachte er. Nur ein paar Großmäuler haben sich überlegen geplustert.

Ab und zu waren am Vormittag wieder die schweren Abschüsse hörbar gewesen. Schnell, wie bei der 7,62-cm-Kanone, kamen jedesmal die Einschläge und hinterließen große Mulden mit gezackten Rändern. Die Splitter sausten jaulend Hunderte von Metern weit. Und das noch dazu am Sonntag, sogar an einem mit der Schnapszahl Elf!

Söchting richtete sich im Bunker eines Zugführers ein. Die Stille machte sich langsam breit, und er begann zu grübeln. Fast eine Woche dauert unsere Sommeroffensive im Mittelabschnitt nun schon. Nee, genau eine Woche heute. Mensch, die hätten doch längst ihre ersten operativen Ziele erreichen müssen! Quer durch den Kursker Bogen von Norden nach Süden und umgekehrt. Fröhliche Begrüßung, in der Mitte, wie damals im September Anno einundvierzig östlich Kiew. Wenn man was einkesselt, müssen die im Sack Hockenden dann auch fertiggemacht werden. Heißt also Zerschlagung von ein paar Armeen. Strategisch ist die Sache klar: Unsere wollen die Eisenbahnlinie Orel-Kursk-Charkow. Wenn das erst mal geschafft ist, wird die ständige Gefahr, daß der Orelbogen eines Tages überraschend angegriffen wird, endlich aufhören. Und dann? Ja dann, mein lieber Söchting, heißt es bestimmt … Er begann vor sich hin zu summen: »Wir werden weitermarschieren …« Dann geht es wieder, heidi, heida, Richtung Woronesh. Vielleicht kommen wir noch mal dazu, die Scharte der 6. Armee auszuwetzen. Mensch, was da noch alles drin ist! Nicht bloß Woronesh; man kann auch auf Tula und, wenn es ganz hoch kommt, ein zweites Mal auf Moskau vorstoßen. Wäre vielleicht 1942 überhaupt richtiger gewesen, als sich das Ding an der Wolga einzufangen.

Söchting betrieb, solchermaßen angeregt, ausgiebig Körperpflege. Wie gut das tut, mal ohne Graben zu sein. Nicht ständig nach vorn geneigt laufen müssen, die eine Schulter vorgeschoben. Die Welt nicht nur durch schmale Spalten und Schlitze sehen; nicht immer mit dieser Totalspannung im

Unterbewußtsein vegetieren, die jedes beim Infanteriekampf auftretende Geräusch signalisiert.

Zum Abschluß bearbeitete er mit einer ausrangierten Rasierklinge sein Hühnerauge. Bei allem Optimismus wußte er, daß es um seine Sicherheit hier vorne nur schwach bestellt war. Ein Feindsender hatte vor nicht allzulanger Zeit bekanntgegeben, daß, obwohl jährlich immer mehr Soldaten einberufen wurden, der Gesamtbestand der Wehrmacht unaufhörlich zurückging. Damals, als er Anfang 1933 ins Hunderttausendmannheer eingetreten war, wußten die oben gar nicht, wie sie den Strom von Bewerbungen bremsen sollten. Dann wurden Schwarze Reichswehr, Wehrertüchtigungslager, Studenten-Schießlehrgänge und so weiter eingerichtet und die Planstellen erhöht. Den Aktiven - und dazu gehörte auch Söchting - war das nur recht. Denn den meisten von ihnen, die keinen Beruf erlernt hatten, schwebte eine ruhige Beamtenlaufbahn vor, die eine gesicherte Zukunft verhieß.

»Sauerei«, knurrte Söchting, als die Zehe zu bluten begann, und warf die Rasierklinge in den Ascheimer.

Dann stellte er fest, daß er den Tag mit zweckvollen Handlungen und zwecklosen Gedanken ausgefüllt hatte.

Am Horizont, etwas hinter Werchowje, stand ein schweres Gewitter. Lautlos zuckten unaufhörlich Biitze. Eine düstere Nacht sank. Ferne Maschinengewehre bellten. In der Luft war es heute lebhafter als während der vorhergehenden Nächte. Die Posten gingen ihre kurzen Kontrollwege, und die Sternbilder zogen ihre grandiose Bahn.

*

Im Nerutschtal hoben sich erste Morgennebel aus dem still dahingleitenden Wasser, zogen in sanftem Spiel gegen die Hügel. Der Mond war schon schwach im Licht. Die weiße Kasarer Kirche

mit dem Zwiebelturm zeichnete sich im Nordwesten zart gegen das schwächer werdende Nachtblau ab.

Grau stand erster Schimmer über dem verschwommenen Horizont bei Gwosdjanoe und Saduschknoe.

Der Gefreite Bürger im Beobachtungsstand der Haupt-B-Stelle der 6. Batterie auf Höhe 228 gähnte und sah auf das Leuchtzifferblatt. Gleich drei Uhr. Richtig Nacht wird es hier im Hochsommer eigentlich überhaupt nicht. Er riß das oberste Blatt von dem kleinen Wandkalender: Montag, der 12. Juli 1943. Was bedeuteten schon Tage und Wochen in diesen unendlichen Weiten ...

Bürger, der mit allen seinen Regungen recht sparsam war, lauschte plötzlich. Da ist doch noch eine Nähmaschine in der Luft! Die ganze Nacht über ging das. Ich möchte wissen, was die heute so aufgestöbert hat? Dieses immerwährende Tuckern irgendwo aus dem Nachthimmel. Dann jedesmal die Spannung, wenn der Kerl da oben seinen Motor abstellt oder drosselt, Bomben ausklinkt und mit Bordwaffen um sich schießt.

Das Geräusch erstarb langsam. Dafür hörte er im Nordwesten wieder das feine Schwingen. Mensch, das ist noch leiser, als wenn bei uns zu Hause - na, wie soll man das sagen -, als wenn man in Nußdorf vom Heurigen kommt und in Wiener Neustadt ist ein gewaltiges Gewitter. Das klingt, als ob sich Luft fein aneinander reibt. Ist wahrscheinlich bei Bolchow. Da hat es schon öfter gestunken. Bereits im vorigen Jahr. Wer weiß, was sich seit gestern wieder tut. Man erfährt ja auch nichts Vernünftiges hier oben.

Ob ich den Rudi Bender mal anrufe, der jetzt unten in der Vermittlung Dienst hat? Nur so auf einen kleinen Plausch? Aber dann werden die anderen vielleicht durch die klingelei gestört, dachte Bürger und gähnte wieder. Ist ja sowieso gleich Ablösung. Kann der Niemisch Leitungspröbe machen.

Verschlafen schaute er durch den schmalen Sehschlitz vor dem Sitz des Hilfsbeobachters. Für das Scherenfernrohr war es noch zu diesig. Fast unbeweglich schmiegten die feinen Nebelstreifen

sich jetzt gegen den Akjahang, als warteten sie, daß die Sonne endlich aufging. Wenn es keinen Krieg geben würde oder wenn der Krieg zu Ende wäre! Nein, wenn man zu Hause ...

Der Gefreite Bürger wollte gerade wieder in das übliche Sinnieren verfallen, da wurden seine Augen weit: Ein vielfaches Aufblitzen von Nord bis Süd, hier dunkelrot, dort blendend hell in den Himmel stechend. Wie ein flammendes Schachbrett lag der gegenüberliegende Frontabschnitt. Verständnislos irrte sein Blick hin und her. Bevor er sich fassen konnte, kamen die ersten Einschläge nördlich der Kirche hoch. Ein Teil ging auf den Bahndamm. Das meiste schien im Raum von Leninskij bis hin zur >Siegeshöhe< zu liegen. Nun rollten allenthalben Detonationen. Zerreißend und dumpf, grell, schrill, dröhnend, verflochten sich ineinander. Neue Abschüsse kollerten wie Pauken und Trommelschlag hinterher. Der Schall überschlug sich. Ständig blitzte es weiter.

Bürger war wie gelähmt. Da schießen ja unzählige Batterien! Ungezählte neue Batterien, die bisher niemals festgestellt worden sind, die niemals geschossen haben! In nicht enden wollendem Donner ging ihr Segen hart an der Grenze zum linken Nachbarabschnitt nieder.

Wie elektrisiert sprang er von seinem Sitz, rutschte die Leiter vom Beobachtungsstand hinunter und schrie in den Schlafraum: »Alarm! Alarm! Los! Alle raus! Angriff! Herr Oberleutnant!!« In wenigen Sätzen war er wieder oben, kurbelte wild an dem Abteilungsapparat. Es meldete sich niemand. Erneut drehte er voll wilder Aufregung.

»Hier Vermittlung Steckrübe.«

»Gefechtsstand, dringend.«

»Besetzt! Später rufen!«

»Idiot!« brüllte er in die Muschel. Aber die Verbindung war längst getrennt.

Aus dem zornigen, eben noch unterscheidbaren Krachen im

Nerutschtal war im Nu ein ständig anschwellendes Getöse geworden. Bürgers Blicke flatterten über die vordere Linie des eigenen Abschnitts. Dort rührte sich überhaupt nichts. Kein einziger Einschlag. Aber links, bei der I. Abteilung, knapp zwei Kilometer weiter! Er fühlte ein widerliches Kribbeln im Hinterkopf. Seine Nerven tanzten.

Dann rief er die Batteriestellung an. Gengenbach meldete sich.

»Sofort feuerbereit machen!!« Bürgers Stimme überschlug sich. Unten waren sie längst wach. Er hörte es durcheinanderreden.

Drei Uhr und vier Minuten. Der Tag begann erst.

Der andere Funker hockte sich mit offener Feldbluse neben ihn und versuchte, Empfang zu bekommen. Eine Unzahl von Sendern war im Äther.

»Wo ist denn bloß der Oberleutnant, verflucht noch mal!« brüllte Bürger in den Bunkerschacht.

»Der steht draußen im Graben !«

»Gemütsmensch.«

»Er soll doch endlich mal den ganzen Rummel hier in die Hand nehmen!«

Bürger ging in den Graben hinaus und starrte durch das Doppelglas nach drüben.

Heidemann setzte sich an das Scherenfernrohr. Langsam ließ er den Frontstreifen vorbeiziehen. Seine Augen standen etwas hervorquellend am Okular. Die Schläfenader pochte. So eine Scheiße. Erst ein paar Wochen wieder draußen, und schon setzen sie dir was Größeres vor den Koffer, dachte er.

Von weiter südlich her pfiffen jetzt dicke Brocken haarscharf über die Höhe. Hinten, auf der Rollbahn von Beresowez nach Woroschilowo, sprangen breite Pilze hoch; dicht, wie aus einer Schütte, wuchsen sie zu einer schwarzen Qualmwand auf. Sekunden später kreischte es gewalttätiger denn je und fegte

brüllend in die Schlucht hinunter gegen die Feuerstellung der 6. Batterie.

Helgert kam herein und kroch auf den Beobachtersitz.

»Laß mich mal ran.«

Heidemann rutschte beiseite und entdeckte keine besondere Regung bei seinem Chef. Dafür war ihm um so flauer im Magen. Er wünschte sich zehn Kilometer weg von hier. Doch konnte es dort schon ebenso aussehen, oder es würde Stunden später soweit sein. Dann vielleicht hundert Kilometer, stritt es in ihm. Auch das lag innerhalb des Orelbogens! Zum Teufel, dann tausend Kilometer! Dann war er immer noch ungebetener Gast in der guten Stube fremder Leute. »Mindestens fünfzig bis sechzig neue Batterien«, sagte Helgert nach einer Weile. »Auch Eisenbahngeschütze dabei.«

»Auf Kasar scheinen sie vor allem mit schweren Granatwerfern zu rotzen!«

Der Oberleutnant nickte und schaute fasziniert über das flammende Mosaik. »Das sind noch mehr als fünfhundert Rohre !«

»Nach dem Gerummel zu urteilen, geht es bestimmt bis zur Nachbardivision hoch!« Heinrich Heidemann bemühte sich, seinen zitternden Unterkiefer zur Ruhe zu bringen.

Helgert spürte, wie ein Schweißtropfen langsam von der Stirn an der rechten Schläfe herabrann. Das wird das Ende hier, dachte er, diesen Stoß, der offensichtlich vorbereitet wird, hält die Front nicht aus.

Er drehte das Scherenfernrohr fast nach Norden.

Zwischen Leninskij und Leski verdichtete sich das Feuer immer mehr, lief breit wie eine Flutwelle auf Setucha zu. Die > Siegeshöhe < war ein einziger Qualm. Da drang der Blick nIcht mehr durch. Es war, als ob das ganze Land dort im Widerschein des Morgens zu brennen begonnen hätte. Pausenlos zerrissen

Erdfontänen die sich immer mehr ausdehnenden dunklen Rauchballen. Unaufhörlich zerfurchten Granaten und Splitter den Boden, wühlten sich in alles, kehrten das Unterste zuoberst. Die letzten Trümmer der drei Frontdörfer im nördlichen Abteilungsabschnitt wurden endgültig zermahlen. Die Ränder des Eichenwäldchens sanken. Stück um Stück dahin. Gräben und Bunker, Stützpunkte und Widerstandszentren wurden zerschmettert und umgewühlt und wieder zugeschüttet und erneut zerfetzt. Und überall befanden sich Menschen darin, überall ...

Der Boden zitterte, selbst oben auf der Höhe 228. Keiner im Beobachtungsstand sprach ein Wort. Jeder fühlte, daß sich hier eine Schlacht entwickelte. Hier war ein Durchbruch der Roten Armee geplant. Das begann, an die großen Materialschlachten von 1917 heranzureichen!

Der Oberleutnant versuchte, die taktischen Absichten der Russen zu ergründen. Strategisch war die Lage klar. Der Orelbogen sollte nunmehr endgültig verschwinden. Dazu würde man ihn wahrscheinlich bei seinen am weitesten westlich liegenden Ansatzstellen von Norden und von Süden angreifen. Ob es dort gleichzeitig losgegangen war, würde in den nächsten Tagen dem Wehrmachtsbericht kaum zu entnehmen sein. Blieb also nur der Ausweg, nachts die Nachrichten aller deutschsprachigen Kurzwellensender der anderen Seite abzuhören.

Helgert überlegte: Hier, an der äußersten östlichen Spitze, zeichnet sich schon jetzt mehr ab als ein örtlich begrenztes größeres Unternehmen. Sicherlich wird dieser Angriff in einer Stärke geführt, die geeignet ist, unsere festen Stellungen zu zerschlagen, uns herauszuwerfen und unsere Kräfte in zwei Teile aufzuspalten.

Durch den Bereich der eigenen Division geht die beiderseits intakte Eisenbahnlinie Jelez - Werchowje - Turowka - Woroschilowo - Orel: eine strategische Schlagader. Das Umnageln auf russische Spurbreite kann nur eine Frage von Stunden sein. Fast parallel dazu läuft die Rollbahn Jefremow - Novossil nach Orel und dann weiter über Karatschew nach Brjansk. Das ist der zweite Nerv für Verteidiger wie Angreifer.

Also muß sich der von Osten zu führende Rammstoß auf diesen Abschnitt konzentrieren. Das ist links neben mir bei der I. Abteilung bis zur Nahtstelle der Division.

Der Oberleutnant Helgert wunderte sich, daß er trotz der unentwegten optischen und akustischen Beeindruckung und trotz zunehmender Erschlaffung einigermaßen folgerichtig denken konnte. Plötzlich stutzte er: Seit dem 5. Juli läuft der von beiden Seiten geführte eigene Großangriff auf Kursk. Dort muß im Augenblick eine unheimliche deutsche Kräftemassierung sein. Dieser Wucht standzuhalten erfordert doch sicherlich eine unerhörte Defensivanstrengung der roten Divisionen. Also könnte es sich hier im Abschnitt westlich Novossil möglicherweise auch um einen sowjetischen Entlastungsangriff handeln, damit der deutsche Aufmarsch im gesamten Bereich der Mittelfront durcheinandergebracht wird! Der Gedanke hatte etwas Beruhigendes an sich.

Unaufhörlich wetterleuchtete es drüben weiter, raste heran und fuhr in die Stellungen.

Keine einzige der deutschen Batterien schoß. Die Drahtverbindungen waren längst zerfetzt. Selbst wenn sie noch bestanden haben würden, hätte kein Mensch die Geschütze bedienen können.

Der Batteriechef schloß die Augen. Wenn die Russen aber dennoch hier Ernst machen? Dann müssen sie über solche Kräfte verfügen, daß kein Auge trocken bleibt.

Da schlugen berstend schwere Brocken ein. Noch einmal. Und nun pausenlos. Jetzt war die Höhe 228 dran. Eine Reihe großer Kaliber krepierte mitten im Graben. Einige 12,2-cm- Granaten gingen mit ohrenbetäubendem Krachen auf dem Beobachtungsstand auseinander. Doch die Panzerkuppel hielt. Eine Granate detonierte vor dem Abstieg zum Bunkereingang. Die Holzverschalung der Rückwand flog durch die Gegend.

In unheimlicher Massierung kamen die Geschosse jetzt, konzentrierten sich aber etwa dreißig Schritt vor dem Graben auf die Scheinstellung, verwüsteten dennoch die Anlagen Stück um

Stück. Es stank nach verbranntem Pulver.

Die Männer lagen auf der Erde; die Körper an die Wände gepreßt.

Wenn die Deckung nicht hält, könnte der Bunker eine brauchbare Leichenhalle abgeben, dachte Helgert und hörte sich selber keuchen. Hageldicht klatschten die Splitter gegen Erdreich, Balken und Panzerplatten.

Die nächsten Einschläge hoben wieder haushohe Staubwolken auf dem Feldweg nach Beresowez in die Luft. Dann hämmerten ungezählte Eisenfäuste auf das Dorf ein.

Dem Gefreiten Bürger war draußen im Graben ein großer Splitter in Weichteile und Oberschenkel gefahren. Als sie ihn fanden, war er längst verblutet.

Im breiten Schwall kroch das Feuer vom Dorf in die Mulde hinein. Unwahrscheinlich viel ging jetzt auf den Raum der Feuerstellung nieder.

Immer wieder kurbelte der Fernsprecher Niemisch an den Apparaten. Das stellte den einzigen Halt dar, den er hatte, die einzige sichere Bewegung, die er noch auszuführen in der Lage war. Seit einem Jahr trug er die Verantwortung für die Leitung zur Feuerstellung und zum Abteilungsstab. Er dachte nichts, er fühlte nichts, alles war unendlich weit weggerückt, aber diese Zuständigkeit war auch jetzt nicht aufgehoben.

Die Leitung zur 3. Kompanie, an der auch der Vorgeschobene Beobachter hing, blieb intakt. Dort war überhaupt nichts los. Die ganze Besatzung befand sich in den Kampfständen. Eiserberg rief gelegentlich an. Meistens stand er draußen.

Der Draht zur Feuerstellung wurde ein halbes Dutzend Mal geflickt. In jeder Atempause stürzten sie unten raus und versuchten, die weggefetzten Enden zusammenzuflicken. Im Augenblick meldete sich niemand.

Der Apparat zum Abteilungsgefechtsstand drehte eben schon

wieder leer durch: Gestört. Zum drittenmal. Obwohl die Leitung am Hinterhang in die Waldschlucht hinüberlief. Die Kurbel surrte. >Steckrübe< meldete sich immer noch nicht, und die Batterie hing in der Luft, wie wahrscheinlich alle übrigen Batterien dieses Frontabschnittes auch, sofern sie noch nicht eingeebnet waren. Der Fernsprecher winkte Heidemann heran. Der kurbelte für ihn weiter.

Niemisch kroch zum Ausstieg und wartete. Wenn es beim Gewitter ganz dicht schüttet, geht kein Mensch eine Zeitung kaufen, dachte er und kauerte sich, den Störungsapparat umgehängt, hinter die schwere Bohlentür. Unter dem Stahlhelm konnte er deutlich seinen Herzschlag hören.

Der Funker hatte noch immer keinen Erfolg. Ständig änderte er Antennenlänge und Frequenz, versuchte abzustimmen. Er hörte die Feuerstellung weit weg, als sei sie in Afrika. Das Gewirr fremder Morsezeichen hatte ein nie gekanntes Ausmaß erreicht. Seine Meinung verstärkte sich, daß das Heerestornisterfunkgerät >b<, das >Berta-Gerät<, nicht einmal Anno 1870/71 den Erfordernissen der Truppe entsprochen hätte.

Plötzlich riß das Feuer ab. Das zornige Gebrüll erstarb. Hier und da kleckerte es noch nach. Steil stand der blaugelbe Qualm und mischte sich langsam mit dem seltsam zerfransten Nebel des Flusses. Drohend und tückisch schien die Stille über das versengte Land zu kriechen.

Die beiden Scherenfernrohre glitten fieberhaft über die sowjetischen Stellungen, sofern sie erkennbar waren. Nichts. Überhaupt nichts. In den Gräben war weniger Bewegung denn je. Quälende Spannung wucherte. Wann kommen sie? Wo wird der erste Panzer sichtbar?

3 Uhr 45 Minuten.

Schlagartig quoll es drüben auf, an zwei, fünf, acht, zwanzig und noch viel mehr Stellen: klobiger Qualm und dann röhrendes Geheul.

»Stalinorgeln«, sagte Helgert. Die anderen nickten.

Der Unteroffizier Heidemann überlegte, ob er jetzt wohl laufen könnte, wenn er weg dürfte, irgendwohin, wo kein Geschoß ihn erreichte. Ob er sich durch diesen Feuerorkan der Salvengeschütze trauen würde, der schlagartig an >Polarhund< und >Fuchsturm< hochbrodelte ?

Heidemann wußte nicht einmal, ob er heulen würde, wenn er jetzt allein wäre. Er wußte einfach gar nichts mehr. Plötzlich merkte er wie seine Zähne aufeinanderschlugen.

Das Artilleriefeuer setzte wieder ein.

Es begann zu trommeln, zu trommeln, zu trommeln ...

Endlich bekam der Funker Verbindung. Gengenbach gab durch: » Wir können in der Feuerstellung jetzt nicht mehr aus den Bunkern. Zwei Tote und fünf Leichtverletzte. Die Geschütze scheinen noch unversehrt zu sein. Leitungen sind nicht mehr zu flicken, man müßte neue legen, wenn es etwas ruhiger werden sollte. Ende.«

Die Nerven schienen bei jedem bis an den Rand des Irrsinns gezerrt. Aber sie aßen Knäckebrot mit Trockenmarmelade.

Heidemann ertappte sich dabei, daß ihm trotz des pausenlosen Getöses schon zweimal die Augen zugefallen waren.

Stunde um Stunde rundeten die Zeiger.

Die Sonne vermochte die ständig genährte Wand aus Qualm, Nebel und Dreck nicht zu durchstoßen. Als fahle, unscheinbare Scheibe kam sie über den verwaschenen Horizont und verbreitete ein Licht wie bei einem gerade losbrechenden Unwetter.

Kurz vor sechs Uhr riß das Feuer plötzlich ab.

Da stieß Niemisch die Tür auf, sprang in den Graben und raste der Abteilungsleitung nach.

Heidemahn kontrollierte, ob in der Trommel seiner Maschinenpistole zweiundsiebzig Schuß waren, und dachte: Jetzt ist es soweit! Jetzt müssen sie kommen. Eine Flutwoge wird sich

aus ihren Gräben ergießen. Wie Trauben werden sie an den Panzern hängen. Aber wo? Wo? Heidemann wußte, daß nur dieser eine einzige Gedanke jetzt alle bewegte.

Plötzlich lauschte er angespannt. In der Ferne erhob sich ein feines Summen, wurde deutlicher, schob sich immer breiter von Osten heran. Das souveräne Gedröhn von Bombergeschwadern erfüllte den Morgen. Jäger und Schlachtflugzeuge stürzten vornweg, den Himmel - falls erforderlich - sauberzufegen. Keine deutsche Maschine war in der Luft. Wie Hornissenschwärme strichen die schnellen sowjetischen Maschinen im Tiefflug über den zerwühlten Landstrich und fetzten mit ihren Feuerstößen auf alles, was sich noch regte.

Die erste Welle P-2-Bomber kam in starter Formation heran. Schächte öffneten sich. Es rauschte herab, barst gewalttätig. Dann rollte hinter dem Bahndamm ein langer Bombenteppich bis tief ins Hinterland.

Helgert starrte mit offenen Augen ins Leere. Der Orelbogen wird jetzt an seiner Ostspitze wie eine Nuß aufgeschlagen. Ist die Stabilität der Hauptkampflinie erst einmal beseitigt, fällt das andere von selbst auseinander. Ein Zusammenbruch zeichnet sich eindeutig ab. Diese unheimlich geballte Kraft. Nicht nur, daß Munition in rauhen Mengen auf die deutschen Stellungen geschüttet wird, sondern hier kommt auch die Überlegenheit einer Kampfführung zum Vorschein, die Hunderte von Batterien bis zu den schwersten Kalibern in den vorderen Raum gebracht hat. Und von dieser Massierung hat die deutsche Führung offenbar keine blasse Ahnung gehabt. Sie wußte nicht, daß ungezählte Werfer und ungezählte Tonnen Geschosse drüben bereitgestellt worden waren. Und die Angriffsregimenter? Und die Panzerkolonnen? Oder meint jemand, dieses Trommeln wird nur zum Spaß veranstaltet, und danach ist wieder Ruhe? Wohl kaum. Sie werden antreten und alles überrennen. Erst hier ... dann immer weiter.

Die Artillerie trat wieder in Aktion. Das Unglaubliche geschah: das Feuer wurde noch mehr gesteigert. Hügelauf und hügelab krepierten die Granaten. Sie erfüllten die Luft mit ihrem Geheul. Sie schienen aus dem blassen Morgen herabzuregnen. Wie

automatisiert blitzte es jenseits der Flußniederung auf. Der Himmel flackerte, als spiegelte er einen heftigen Vulkanausbruch wider.

Ab und zu stiegen Leuchtkugeln. Hier eine rote, dort , weiße oder grüne. Sie schrien in den Äther: >Hier sind wir!< - >Sperrfeuer sofort auslösen!< - >Wir fordern Unterstützung! - Hilfe!< Die Flugbahnen der Geschosse schienen sie jedoch zu zerstäuben und weit schneller als sonst zusammensinken zu lassen. Immer wieder kreischten schwere Brocken in die Verhaue, fegten die Faschinen weg, zerbIätterten das komplizierte Grabensystem.

Das Trommelfeuer wurde zu einem gleichförmigen, dumpf tobenden Orkan, aus dem nur gelegentlich das zerreißende Krachen überschwerer Einschläge herausragte. Mit der Zeit machte es so stumpf, so grenzenlos apathisch, löschte einmal mehr den Mythos von der Unbesiegbarkeit der Deutschen Wehrmacht aus.

Der Apparat schrillte. »Hier Kanonier Niemisch. Leitung in drei Minuten in Ordnung. Melde mich gleich wieder. Ende!<

Mit dem Fernsprecher hatte niemand mehr gerechnet.

Söchting polterte in die Beobachtungsstelle. Er hatte es unten nicht mehr ausgehalten, obwohl er doch für ein paar Tage Ruhe haben sollte. Helgert nickte ihm zu und dachte: Warum ist der eigentlich hier rauf gekommen, durch diesen Feuerzauber? Hat er Angst gehabt, unten bei den Geschützen nicht beweglich genug zu sein: nicht abhauen zu können? Haben seine Nerven bei diesem Beschuß einfach durchgedreht? Oder drängt es ihn zu seinem engeren Haufen? Vielleicht aus purer Anhänglichkeit? Wer will das wissen? Immerhin ein ruhiger Fridolin mehr hier oben.

Wieder lud ein Bombergeschwader seine tödliche Last im Einbruchsraum ab. Der vierte oder fünfte Angriff, registrierte der Batteriechef.

Es klingelte erneut: »Berta sechs. Hier Meusel. Zu Ihrer

Orientierung: Gegner ist in Stärke von mindestens einigen Regimentern angetreten. Hauptstoß wahrscheinlich auf Nahtlinie der Division. Sturmtruppen haben die Susha durchwatet. Sieht böse aus. Die vordere Linie ist überrannt. Bei der ersten Abteilung Einbruch seitlich Leninskij. Im Augenblick gehen die Russen in Regimentsstärke auf Eichenwäldchen und Leski-Malinowez vor. Sofort Rohre nach Norden drehen. Abteilung gibt Feuerkommando. Einbruch muß unter allen Umständen abgeriegelt werden. Bisher bei uns nur verhältnismäßig wenig Panzer. Gezählt etwa dreißig. Fertig!«

Warum bewegt mich das alles so wenig? dachte Helgert. Weil das Feuer bis jetzt nur unbedeutend auf den eigenen Abschnitt gegangen ist? Weil ich quasi nur Zuschauer eines ebenso furchtbaren wie grandiosen Schauspiels bin?

Die Klingel schrillte. Der Störungssucher von der Stabsbatterie meldete sich: »Kanonier Niemisch liegt an den Wacholderbüschen, fünfzehn Schritt vor unserem Bunker; muß wohl gleich tot gewesen sein. Ende.«

Der Oberleutnant ließ den Hörer sinken. Seine Hand krampfte sich um die Taste, daß es schmerzte. Wer wird der nächste sein? Was ist bloß los mit mir? Ich habe mit einigen Vertretern dieses Staates noch eine Rechnung zu begleichen. Aber da vorn greifen die Russen an. Soll ich ihnen etwa entgegengehen, wenn sie kommen - und sie werden kommen -, und >Strastwutje< sagen? Nur deshalb, weil sie auch gegen die Dörnberg und Krusemark und Torsten stürmen?

»Feuerkommando !« sagte Heidemann, hielt ihm den Hörer hin und klemmte sich die Mithörmuschel ans Ohr. Der Gefechtsstand gab das Kommando durch. Drei Minuten später funkte die Abteilung mehrere Feuerüberfälle in die Panzeransammlungen. Helgert beobachtete, daß die Einschläge gut lagen.

Über dem Susha-Abschnitt spielten sich nun heftige Luftkämpfe ab. Es gab beiderseits erhebliche Verluste. Die Maschinen stürzten mit schwarzen Rauchfahnen oder flammenumlodert in den kochenden Boden.

Wenn es doch bloß endlich losgehen würde! dachte Helgert. Dieses Warten hält kein Mensch aus!

Aber die gegenüberliegenden Verbände schienen sich darauf zu beschränken, den mittleren und südlichen Divisionsabschnitt mit massiertem Feuer Stunde um Stunde niederzuhalten.

Gegen 11 Uhr 30 Minuten ließ es plötzlich nach.

Dann kamen sie im Bereich der I. Abteilung. Bataillone! Regimenter ! Ihr vieltausend- fältiges >Urräh! Urräh!< übertönte das Dröhnen der Panzer.

Meter um Meter kämpften sie ihre überfallene sozialistische Heimat frei.

Verzweifelt wehrten sich die deutschen Truppen. Stunde um Stunde wurde gerungen, bis die Rote Armee im Besitz des Hauptkampffeldes war. Erst dann schien die sowjetische Führung mit dem erzielten Einbruch an dieser Stelle für heute zufrieden zu sein. Während des ganzen späten Nachmittags zogen die Einheiten Material nach und begnügten sich damit, alle deutschen Gegenaktionen im Keim zu ersticken. Ihre schweren Kampfwagen hielten jede Bewegung nieder. Es waren im übrigen weit mehr als dreißig, wie der Abteilungskommandeur mittags gemeint hatte.

Eine leichte und Teile einer schweren Batterie des Artillerieregiments sollten von der Westkante des Eichenwäldchens noch in die Setucha-Schlucht gelangt und dann entkommen sein. Um welche es sich handelte, konnte Helgert nicht mehr erfahren, weil die Fernsprech- verbindung wieder abriß.

Jedesmal, wenn er an Eberhard dachte, war ihm beklommen zumute. Der Freund mußte an der >Siegeshöhe< den ganzen Dunst abbekommen haben.

Gelegentlich ging ein Gespräch über das Abteilungsnetz hinaus. Die 4. Batterie hatte sich tatsächlich mit ihren Geschützen in diesem Feuerzauber, bei verhältnismäßig geringen Verlusten, in die Setucha-Schlucht abgesetzt. Zu ihrer Beobachtungsstaffel gab es zur Zeit keine Verbindung. Niemand wußte etwas von dem Batteriechef, Oberleutnant Krüger, oder von dem Unteroffizier Baum.

Am Bahndamm wurde eine Auffanglinie gebildet, die den Einbruch abriegelte. Abends wurden starke Panzer- und Infanteriekräfte vorgeschoben, die heftigste Gegenangriffe zusammen mit Kräften der eigenen und der linken Nachbardivision unternahmen. Malinowez wurde zum großen Massengrab. Die sowjetischen Truppen krallten sich an den befreiten Boden und gaben keinen Meter mehr preis.

Helgert ließ alle wichtigen Leitungen neu verlegen, die Protzen heranziehen und überflüssiges Gerät nach hinten schaffen.

Die Geschützbedienungen prüften Maschinengewehre und Handfeuerwaffen. Es roch nach Nahkampf.

Nachts schien alles an einer einzigen Leitung zu hängen. Man verständigte sich kreuz und quer. Die Vermittlungen schalteten so viele Teilnehmer, wie sie freie Klappen hatten, in die Sammelverbindung ein.

Helgert lauschte und lauschte. Er fühlte sich von schwerer Verantwortung für Eberhard Baum belastet. Warum habe ich mich am Sonnabend nicht mit ihm ausgesprochen? dachte er und preßte die Muschel ans Ohr. Wenn ich jetzt Eberhard Baums Stimme höre, erhält er auf der Stelle Befehl, hierherzukommen.

Er hatte einfach Angst um ihn.

Eben war der Kommandeur des Infanterieregiments am Apparat und ließ sich alle noch existenten und erreichbaren Gefechtsstände der Kompanien geben. Seine Anweisungen waren kaum noch vernehmbar; die Antworten bestenfalls zu ahnen.

Dann meldete sich ein MG-Stützpunkt an der Nordkante der

Kirchenhöhe, neben dem Weg nach Woroschilowo. »Keine Verbindung nach links hinüber. Die Russen schieben sich überall vor und tasten ab, wo sie auf Widerstand stoßen könnten. Starke Spähtrupptätigkeit … «

»Jawoll, ein paar Artilleristen sind auch da … ja … Oberleutnant Krüger von der Vierten! Sie wollen anschließend mit ihrer Abteilung sprechen.«

Helgert rührte sich nicht. Es wäre sinnlos gewesen, dazwischenzurufen. Niemand hätte ihn verstanden. Die Hörmuschel klebte an Ohr und Haaren.

Der Regimentskommandeur hatte keine Frage mehr.

Dann war Oberleutnant Krüger am Apparat. Mit hastigen Worten schilderte er die Lage. Helgert konnte nicht feststellen, mit wem er sprach. Andere redeten dazwischen.

Mit einem Mal hörte Helgert die Stimme von Eberhard Baum. Frisch. Hell. Er gab ein paar verschlüsselte Koordinaten durch. Wahrscheinlich die seiner Beobachtungsstelle.

Der Oberleutnant hielt die Luft an.

Da riß die Verbindung ab.

Sie kam auch nicht mehr zustande.

*

Der Angriff der Roten Armee auf den Orelbogen am 12. Juli 1943 hatte die deutsche Offensive gegen Kursk endgültig zum Erliegen gebracht. Die Vorbereitungen dazu waren am 4. Juli bereits abgeschlossen. Erst als das Oberkommando der Wehrmacht am 10. Juli alle strategischen Reserven aus dem Orelbogen herausgezogen hatte, um sie am nächsten Tag in einem letzten großen Ansturm gegen Kursk zu werfen, traten die

sowjetischen Streitkräfte an.

Nördlich Orel und im Raum Bolchow gewannen sie nur langsam Raum. Südlich Orel tobten sofort schwere zermürbende Verteidigungskämpfe. Der Hauptstoß richtete sich gegen den Ostbogen des deutschen Verteidigungssystems.

Die Nacht zum 13. Juli 1943 war ruhig, bis auf dieses Geräusch, das gelegentlich in der Ferne laufende Panzermotoren verursachen. Viele Panzermotoren. Der sowjetische Angriff gegen die nördliche Nahtlinie der Division hatte die Front in etwa dreißig Kilometer Breite aufgerissen, ein erstes begrenztes taktisches Ziel erreicht, aber die Ausgangsstellungen für wesentlich weiter gesteckte strategische Absichten mit aller Gründlichkeit vorbereitet.

Kein Schuß fiel. Auch nicht, als es schon stundenlang hell war. Die Sonne begann bereits wieder herabzusengen. Da faßte um sechs Uhr ein plötzlicher Feuerschlag der offenbar umgruppierten sowjetischen Artillerie die Hauptkampflinie an beiden Kanten der Einbruchsstelle.

Wer nicht floh, wurde erschlagen, begraben, eingeebnet und in Fetzen wieder durch die Luft gewirbelt. Stück um Stück zerbröckelte unter den schweren Kalibern. Das erbarmungslose Artilleriefeuer ging wie ein Schmiedehammer so lange hernieder, bis sich die Front wiederum zu verformen und neue, noch abgesteckte Flucht begann. Weit und weiter öffneten sich die Tore.

Dann rollten die Panzer. Sie trafen auch heute auf erbitterten Widerstand. Der Nordflügel der Division wurde immer umfassender in die schweren Kämpfe verwickelt.

Eine frische Panzergrenadierdivision wurde den Panzern hier entgegengeworfen. Ein Riegel ungefüger Selbstfahrlafetten vom Typ >Ferdinand<, mit 8,8-cm-Geschützen bestückt, sowie >Nashörner< vermochten nur auf Stunden die Gewalt des Angriffs etwas zu mindern.

Jetzt hing die 6. Batterie in der Luft, ebenso die noch vor ihr

liegenden Kompanien. Links war plötzlich niemand mehr. Neben Eiserberg riß es ab. Die rote Artillerie paukte nun einen kilometerlangen Streifen tief über Protzen und TroßsteIlungen in die hintere Etappe, sicherte gleichzeitig die vorwärts rollenden Panzer mit aufgesessenen Maschinenpistolenschützen durch eine permanente Feuerwand ab.

Die 5., 6. und die 12. Batterie schossen mit nach Norden gedrehten Rohren nahezu übereinander hinweg Richtung Leski. Von dort oben schoben sich Panzerrudel unaufhaltsam feuernd vorwärts. Es konnte nicht mehr lange dauern, dann mußten sie das offene Gelände vor Woroschilowo erreichen. Nach abgehörten Funksprüchen zu urteilen, war der Einbruch bei der Nachbardivision schon erheblich tiefer.

Major Meusel erkundigte sich: »Haben Sie die Protzen dran, Helgert?«

»Jawohl, Herr Major.«

»Lassen Sie auf jeden Fall alles zum Nahkampf fertigmachen. Der Einbruch soll nun im Raum Leski-Setucha abgeriegelt und zerschlagen werden. Deswegen müssen wir hier unter allen Umständen halten!«

»Jawohl, Herr Major. Ich mache nochmals darauf aufmerksam, daß meine Geschütze am Vorderhang stehen. Sobald der Russe auf den Hügeln über Ihrer Waldschlucht ist, dann ... «

»Dann werden Sie ihn im direkten Beschuß wieder von den Höhen hinwegfegen. Ende!«

Helgert sprach mit Leutnant Gengenbach, für den das Ganze nicht viel mehr als eine besondere Manöverlage zu sein schien. Er hatte sich in der Nacht alles nach vorn karren lassen, was an brauchbaren Waffen in der Protzenstellung aufzutreiben war, vor allem Hafthohl- ladungen und T-Minen zur Panzerbekämpfung. Er würde exerziermäßig im direkten Schuß auf Kampfwagen wie auf Menschenansammlungen feuern lassen, seine Maschinengewehre oder die Panzervernichtungstrupps einsetzen, sofern es befohlen wurde oder die Gefechtslage es erforderte.

Wachtmeister Söchting saß am Scherenfernrohr. Unaufhörlich suchte er die Räume ab, wo er noch eigene Infanterie vermutete. Heidemann war nachts als Vorgeschobener Beobachter zu Eiserberg hinuntergeschickt worden. Dort war es noch immer still.

Im Grund links vor der Beresowez-Höhe klang es durch das unaufhörliche Krachen der Artillerieeinschläge plötzlich wie die Abschüsse von T 34. Gelegentlich schienen auch schnelle Panzer-MGs zu feuern. Deutlich wurde das Mahlen der Ketten hörbar. Ob sie jetzt ohne sonderliche Vorbereitungen auf Kasar-Nord ansetzten?

»Wer kraucht denn da vor dem Glas rum?« Söchtings Nervosität schlug in Wut um. Er beugte sich hinüber zu dem Schlitz für den Hilfsbeobachter. Und jetzt sah er es mit bloßem Auge: Russen. Gruppenweise, in Reihe hintereinander, als sei der Krieg für sie zu Ende!. Söchting brüllte.

Der Oberleutnant sah hinauf. »Sind Sie bekloppt?«

»Russen! !«

Helgert fegte in den Graben hinaus. Kein Zweifel, sie kamen den Weg zwischen Kasar und der Höhe heran - denselben Weg, der im Winter noch benutzt worden war, um in die berüchtigte Dreieckstellung zu gelangen. Ein zweiter Keil in Stärke von mindestens zwei Bataillonen hatte Kasar längst umklammert. Nur ganz dünn kläffte ihnen Infanteriefeuer entgegen. Jetzt kamen sie plötzlich auch unten am rechten Ansatz der Höhe 228 zum Vorschein. Das waren weitere Kompanien, Bataillone!

»Stellungswechsel !«

Auf der B-Stelle überschlug sich alles. Funkgeräte, Waffen, Karten, Pläne wurden in fieberhafter Eile in den Graben geschleppt. Scherenfernrohr, Richtkreise und Feldfernsprecher blieben zurück. Auch der tote Gefreite Bürger.

Helgert bekam endlich den Abteilungskommandeur an den Apparat. »Die Russen kommen auf den Hang. Die B-Stelle wird

geräumt. Noch könnte ich die Geschütze herausziehen. In zehn Minuten ist es unmöglich!«

»Befehl: Alle Stellungen bis zum Äußersten verteidigen. Wir bleiben ebenfalls.«

Die Batterie begann plötzlich, unregelmäßig zu feuern. Helgert drehte wie besessen am Feldfernsprecher.

Gengenbachs lakonische Stimme berichtete: »Die Roten sind auf der Höhe. Ich halte mit Abprallern drauf.«

Es krachte einige Male im Apparat, dann war der Leutnant wieder hörbar: »Sie scheinen auch im Panzergraben von links zu kommen. Der Abteilungsstab haut gerade ab !« Gengenbach lachte schallend.

»Ich komme!« brüllte Helgert. Er riß ein Streichholz an und verbrannte die Schlüsselunterlagen. Dann lud er die Maschinenpistole rasselnd durch und steckte sich mehrere Reservemagazine in Taschen und Stiefelschäfte. Die beiden Fernsprecher polterten aus dem Bunker heraus. Helgert folgte als letzter.

Links waren die Russen auf weniger als zweihundert Schritt heran. Ein Entgegenkommen im direkten Graben zur Feuerstellung war nicht mehr möglich. Also zunächst nach Süden vierhundert Meter Laufgraben und dann querbeet am Hinterhang in das Grabensystem der Soboda-Beresowez-Schlucht.

Der Batteriechef stürmte voran. Schade, ich habe Meusel mehr zugetraut. Wo bleibt denn nun sein Pflichtgefühl? Seine Ehre? Ehre ist gut. Ehre ist überhaupt hervorragend! Jetzt werde ich euch mal zeigen, wie man seine Leute raushaut, was Ehre und Mut ist, wie man kämpft, Herr Oberst! schrie es in ihm. Wer seid ihr denn überhaupt, ihr feigen Hunde, die ihr nur in der Etappe über andere zu Gericht sitzen könnt?!

In Wygon und Lopata tauchten jetzt rudelweise Panzer auf. Sie funkten herüber, was das Zeug hielt.

»Sauhundsflacher Graben«, fluchte Söchting, als es ihm die Mütze vom Kopf fegte.

Keine zwanzig Meter vor der Beresowez-Schlucht schlug der Richtkreisunteroffizier Balke hin. Söchting fiel über ihn und brüllte los: »Idiot, kannst du auf deine Kackständer nicht besser aufpassen!« Explosivgeschosse knallten unvermittelt und böse. Blitzartig war der Wachtmeister wieder hoch. Da sah er den Einschuß mitten auf der Stirn Balkes und dessen verglasende Augen. Aus. Er hetzte den anderen nach und berichtete dem Oberleutnant.

In dessen Gesicht stand ein böses Lachen.

*

Aus allen Lüften kam der Tod.

Der Unteroffizier Eberhard Baum stierte in die Schwaden. Hageldicht siebten Geschosse hindurch. Er lag mit dem Funkergefreiten Mommer von der 4. Batterie zwischen Setucha und der Kirchenhöhe. Gestern waren sie Meter um Meter aus Bunkern, Gräben, Panzerdeckungs- löchern und Schützenmulden herausgeschossen worden. Heute blieb ihnen nur noch die blanke, sommerwarme Ackerkrume. Hügel um Hügel wichen sie aus. Aber immer wieder bekam Baum Verbindung zur Feuerstellung, und immer wieder, konnte Oberleutnant Krüger seine Kommandos durchgeben.

Mit hämmernden Schläfen drückte Baum sich an den Boden. Achtzig Meter weiter drüben kauerte Krüger mit einem Melder. Jetzt winkte er unmißverständlich: Abhauen!! Mommer packte blitzartig zusammen, kroch den Hang hinunter.

Baum schaute wieder nach vorn. Überall quollen die erdbraunen Uniformen jetzt aus dem Boden. Nun bin ich Unteroffizier, trage das Eiserne Kreuz und habe doch soviel Angst. Ich wüßte, was

ich tun würde … überlaufen … Wie viele haben das eigentlich gesagt? Nur zwei bisher, Bender und Heizer.

Die können gut lachen, sind bei Fritz Helgert drüben, wo es noch nicht ganz so wild zu sein scheint. Ja, wenn Claudia geraten hätte überzulaufen! Mensch, jetzt ist es doch am günstigsten! Du brauchst nur zehn Minuten hier liegenzubleiben. Was heißt: zehn Minuten? In fünf, in drei Minuten sind die Russen hier! Und Claudia? Und das große Glück? In ein paar Tagen hat sich der ganze Zirkus hier wieder beruhigt. Unsere Offensive im Süden muß doch bald Luft machen. Dann kommst du nach Hause, als stolzer Korporal. Auf der linken Brustseite lauter Silber: Sturmabzeichen, EK I, silbernes Verwundetenabzeichen. Und Hochzeit, Anerkennung, leuchtende Augen, Ehre, Ruhm! Und immer wieder mein Name!!

Immer wieder mein Name. Baum lauschte. Er hatte plötzlich das Empfinden, als würde eine Tür aufgestoßen und gleißendes Licht fiele auf ihn. Und das Licht ließ alles Silber auf seiner Brust wie die Unteroffizierslitzen unkenntlich grau werden. In aller Brutalität wurde ihm plötzlich klar, wie feige er war. Und er schämte sich, fühlte sich nackt und empfand Ekel vor sich.

Wie ist denn das nur möglich, daß ich mir seit Monaten etwas vorlüge und mich daran klammere? grübelte er. Ich habe Fritz bewußt und vorsätzlich getäuscht und alles das verraten, was mich mit Bender seit Jahren verband. Habe ich nicht sogar Claudias Gläubigkeit getäuscht und mich als erbärmlicher Egoist erwiesen?

Baum stöhnte und preßte den Schädel an die feuchte Erde

Ein paar schwere Granaten gingen links in den Hang. Erdbrocken flogen bis zu ihm herüber: Oberleutnant Krüger hetzte mit dem Melder in die Senke. Mommer war schon unten.

Der Unteroffizier glitt keuchend rückwärts den Hang hinab, preßte sich dicht an den verkrauteten Boden.

Ich wüßte, was ich tun würde …

Da fegten ein paar Gruppen 12,2 cm über die Höhe, rissen an den Trommelfellen. Dichter Qualm stieg hoch. Wo sind nur die anderen? Überall das Stakkato der Maschinengewehre. Baum hob den Kopf und schaute suchend umher.

Im gleichen Augenblick kam ein überschweres Kaliber mit schneidendem Geheul aus gewaltiger Höhe. Eisenbahngeschütz. Eberhard Baum krallte sich in den Rand eines Trichters, auf dessen Boden Wasser stand.

Mit zerreißendem Kreischen ging die Granate nieder, detonierte wie ein Gewitterschlag. Splitter fetzten umher.

Ein harter Schlag traf, riß den Körper steil empor und schleuderte ihn gegen die andere Trichterwand. Kraftlos rutschte Baum in den strähnigen Schlamm. Angst weitete seine Augen. Er fühlte, daß unaufhaltsam Blut rann. Der Rücken wurde seltsam heiß. Schwer wälzte er sich auf die Seite, versuchte mühsam, etwas zu erkennen. Doch es war nichts mehr. Er lauschte. Fern, sehr fern war das Vielfältige des Kampfes. Ein tierhaftes Gurgeln drang ihm aus der Kehle. Fast verwundert hörte er es.

Langsam sank der Kopf auf die modrig-kühle Erde.

Eberhard Baum schloß die Augen. Wie wohl das tut.

Claudia ... Er reckte sich ächzend, und es wurde dunkel vor seinen Augen.

Auf ihn zu brauste der Angriff der Sowjetarmisten.

Mommer warf das Funkgerät in den Sand. »Baum fehlt!«

Oberleutnant Krüger schrie zurück: »Wir warten !«

Mommer hetzte den Hang wieder hinauf. Panzergeschosse paukten über ihn hinweg. Er riskierte einen Blick über die Höhe. Es wimmelte von fremden Uniformen.

Keine hundertfünfzig Meter - da lag er. Mommer robbte langsam heran, sah das große blutige Loch im Rücken des Reglosen. Er rollte sich noch näher zu Baum, wollte feststellen, ob er lebte, da

war das gellende >Urräh< schon seitlich von ihm. Ganz wenige Meter nur noch. Wenn er der Gefangenschaft entrinnen wollte, waren es jetzt die letzten Sekunden. Er wollte! Feuerstöße mehrerer Maschinenpistolen peitschten ihm nach.

Die anderen waren längst verschwunden.

Mommer stürzte, schlug dabei instinktiv einen Haken. Es knallte wie toll um ihn herum. Explosivgeschosse.

Gegen den Bahndamm rollten die ersten sowjetischen Panzer, an den Stahlwänden Beton und Bretter zum Schutz gegen Hafthohlladungen.

Wo der Gefreite Mommer auch hinblickte: Russen! Eingeschlossen? Es ist doch nicht möglich! In die Schlucht von Setucha nach Beresowez! Dort können sie noch nicht sein. Er jagte am Fuß der Kirchenhöhe entlang. Hier hatte im Mai die KdF-Gruppe gesungen und gespielt. Kecke Mädchen. Mit der einen ist Gengenbach hinter die Büsche gegangen. Das Artilleriefeuer liegt jetzt weit vor mir. Renne ich denn im Kreis herum? Blödsinn! Da vorn sind doch schoh die weißen Sandränder des Panzergrabens! Da sind auch unsere Jungens drin. Ich sehe es doch wimmeln!

Er wollte einen ziemlich weiten Knick abschneiden. Über einen Hügel, keine achtzig Meter entfernt, schoben sich nebeneinander de Rohre von drei dröhnenden Panzern. Blitzartig erkannte sie Mommer als T 34, spritzte nach rechts weg, wollte den schützenden Graben erreichen. Noch knappe zweihundert Schritte. Jäh hielt er inne. Im Panzergraben war ein Stau von Rotarmisten, die sich offenbar zum Sturm auf Beresowez bereitstellten.

*

Rudi Bender hatte keinerlei Neigung, mit Vorbedacht ein Held zu

werden. Andererseits wurde er nur sehr selten weich. Er kannte die Erbarmungslosigkeit der Ausbeutung zu genau. Das jedoch, was sich seit gestern in der Hauptkampflinie abspielte, genügte ihm für die Erweiterung seiner militärischen Kenntnisse vollauf. Was die meisten Artilleristen nur aus dem Reibert, aus Heeresdienstvorschriften oder aus der Schußtafel kannten, nämlich >das Bekämpfen von Zielen aus kürzester Entfernung<, durfte er schon nach vierzehntägiger Fronterfahrung erleben. Die Krönung allen Preußentums ist der Nahkampf, wurde in Frankfurt an der Oder im Traditionssaal der Hindenburgkaserne gelehrt. Das stand ihm unmittelbar bevor.

Die vier Geschütze der Batterie feuerten wie besessen auf den gegenüberliegenden Hang, den die Rotarmisten rudelweise herabkamen. Hier und da fegten die 10,5-cm-Geschosse ganze Gassen in ihre Reihen.

Gewehr- und MG-Feuer ging auf die Haubitzen nieder. Es prasselte, zwitscherte, knallte überall. Querschläger surrten wie zerspringende Cellosaiten. Noch immer arbeiteten die Bedienungen einigermaßen gedeckt hinter den hohen Erdwällen.

Plötzlich war es wie Wasser im Wattenmeer vor der Flut. Es rollte nicht heran als Woge, sondern trat aus jedem Tümpel, jeder Senke, allen Mulden. Russen! Russen! Russen !! Im Panzergraben ! Unmittelbar vor den Geschützen!! Mit unwiderstehlicher Wucht drangen sie vor. Die Kanoniere kämpften mit Karabinern und Maschinenpistolen. Aber die ersten von ihnen wichen bereits zurück. Handgranaten wummerten. Ein ungeheures Geschrei war überall.

Bender zog den Kopf ein. Wenn ich in diesem Getümmel untertauche wird kein Mensch an überlaufen denken. Da sah er Helgert mit der B-Stellen-Besatzung aus der Beresowez-Mulde heranstürmen.

Die Russen schienen die Feuerstellung umgehen zu wollen. Jetzt waren sie bereits hinter den Feldhaubitzen am Küchenbunker. Gleich mußten sie in die Verbindungsgräben einbrechen.

Bender duckte sich in einen Munitionsstollen.

Nur noch die Seite zum Dorf hin war offen.

Helgert brüllte: »Alles in den Graben am rechten Geschütz!« Er stand wie ein Leuchtturm. Es umpfiff ihn, aber traf nicht.

Die Kanoniere spritzten heraus, sprangen in wilden Sätzen vorbei, drehten sich um, feuerten wieder. Durch den Graben polterten Schritte, verhielten.

»Los, Bender ! Scheißer!« Leutnant Gengenbachs Ruf war eine unmißverständliche Aufforderung.

Bender hatte geglaubt, es wäre geschafft. Er machte noch einen Versuch: »Ich wollte ein Rohr sprengen!«

»Rindvieh !«

Die ersten Rotarmisten waren mit einemmal unerwartet schnell zwischen den beiden linken Geschützen, feuerten aus der Hüfte mit MGs und Maschinenpistolen. Die Geschosse fetzten. Es gab keine organisierte direkte Gegenwehr.

Helgert setzte sich kämpfend mit seinen Leuten zum Dorf hin ab.

Der Leutnant und der Kanonier entkamen im letzten Augenblick und rannten auf der Sohle des deckenden Panzergrabens den andern hinterher.

Das Artilleriefeuer hackte jetzt massiert in die letzten Trümmer von Beresowez, faßte die Reihen der planlos Fliehenden.

Die Männer von der 3. Kompanie keuchten von links aus dem Soboda-Abschnitt heran. Hinter ihnen dröhnten sowjetische Panzer mit aufgesessener Sturminfanterie. Schlachtflieger waren plötzlich wie blaue Hechte dazwischen. Ihre Bomben ließen reihenweise Fontänen aus der Erde steigen. Sie markierten den Fluchtweg der Deutschen.

Der Orelbogen brach in seinem Ostabschnitt auf breiter Front auseinander. Er war reif, überreif im Jahr der großen Wende an der Ostfront.

Bender rannte und prägte sich ein, was auch immer er sah.

Vor ihm schoben sich Schlangen von Menschen, Fahrzeugen, Kriegsgerät und Tieren aus den Dörfern, hasteten die Rollbahn entlang, wurden von der roten Artillerie zusammengeschossen.

Graue Uniformen quollen in Scharen auf die deckungslosen Wiesen und Felder hinaus in hemmungslosem Drang, den stählernen Klammern zu entkommen.

Die Raupenketten nach Westen fliehender Panzer fegten breite Staubschwaden in die Luft, walzten über aufbrüllende Leiber. Eigene Verwundete! Dumpf krachte es zwischen den mahlenden Laufrädern. Formlose Bündel blieben zerquetscht in der breiten Spur.

Bender rannte, vor und hinter sich die Männer der 6. Batterie. Es blieb ihm gar nichts weiter übrig, als mitzulaufen. Die Rotarmisten nahmen das Dreieck Leski-Setucha-Beresowez im Sturm.

Wieder sprang vor ihm die Lohe eines Feuerüberfalls in die Höhe. Von überallher raste es heran, traf mit jedem Schlag ins volle. Die Panzergeschosse schienen sich ebenfalls nicht abschütteln zu lassen, so schnell er auch lief. Brocken taumelten sekundenlang wie trunken in der Luft, bevor sie prasselnd herabschlugen. Bäume sanken um. Eisen gongte gegeneinander. Häuser stürzten zusammen.

Bender rannte mit rasselnden Lungen.

Der Horizont war voll von den Rauchsäulen brennender Tanks. An keine Form gebunden war das Sterben.

Hätte ich in dem Munitionsstollen bleiben können, wäre jetzt schon alles vorüber. Ob Leutnant Gengenbach etwas gemerkt hat? Hier irgendwo liegenbleiben? Hat keinen Sinn. Einer paßt viel zu sehr auf den anderen auf, weil jeder sich an jeden drängt. Die Gelegenheiten zum Frontwechsel werden in den nächsten Tagen sicher noch zahlreicher werden.

Bender rannte.

Feuerschütte. Dann waren schleimige Blutbahnen in den Hecken, wo sich mehrere wie die Straußenvögel verkrochen hatten. Langsam ziehender Qualm. Beerdigung an Ort und Stelle.

Einer sprang seitlich aus dem Buschwerk. Schien entkommen zu sein. Aber ... Bender biß die Zähne zusammen ... der Körper war zerfetzt. Gedärm schlang sich aus der offenen Bauchhöhle. Dreckverkrustete Hände versuchten noch im Zusammenbrechen, das entfliehende Leben zu halten.

Keuchend ging der Kanonier an einem Haus in die Knie. Verwundete hockten jammernd auf fauligem Stroh. Er riß sich hoch. Hinter ihm blieben berstende Mauern, Finsternis, Röcheln.

Bender rannte weiter.

Einer saß am Feldweg, und viele, die Soldaten der 6. Batterie und andere, welche von der Wucht des sowjetischen Angriffs vorbeigefegt wurden, sahen ihn, hörten, wie er blöde lallte und mit etwas spielte. Es war sein abgerissener Fuß.

Ein deutscher Panzer dröhnte vorüber. Auf den Bug war die Leiche eines Offiziers gebunden, mit ausgestreckten Armen und Beinen. Sicherlich für geweihte Erde bestimmt. Schon war es heran. Metall barst auf Metall. Übrig blieb ein qualmendes Wrack, auf dem der Leichnam zum zweitenmal gestorben war.

In Benders Hirn taumelten vielfältige Bilder des Grauens durcheinander. Angst schüttelte ihn. Wer soll hier heil herauskommen? Wieder und wieder warf er sich hin, hinter winzigste Deckungen, klammerte sich an seine Kameraden, spürte, wie sie sich gegen ihn preßten, wenn es niederging und den nächsten holte und den übernächsten. Die Stiche in der Seite wurden unerträglich. Salziger Schweiß brannte ihm in den Augen. Sein Haß gegen den faschistischen Krieg wuchs ins Ungemessene.

Er quälte sich wieder in die Höhe, rannte weiter und prallte gegen neue Bilder.

Gespaltene Schädel grinsten einfältig. Seine Stiefel polterten auf zerbeulte Stahlhelme neben aufgedunsenen Tierkadavern mit steif gereckten Beinen. Schief stand das Hinterteil eines zerborstenen Kraftwagens. Einer, dem sich Knochensplitter durch die Haut spießten, hockte noch auf dem kunstledernen Sitz. Er hatte kein Gesicht mehr.

Mitten im Lärm hörte es Bender : Da singt irgendwo eine Lerche. Hoch und unbekümmert . Das nächste Projektil löschte ihre Melodie aus. Eine Gruppe Frauen war um einen zerfetzten Handwagen hingestreckt. Abgetrennte Gliedmaßen lagen zwischen Schutt und Steinen. Daneben klaffte der Granattrichter. Die Splitter waren wie dolchscharfe Krallen durch das Gras gefahren. Über den Turmlukrand eines ausgeglühten Spähpanzers hing ein Leib. Der Unterkörper war bis zur Unkenntlichkeit verkohlt.

Bender rannte. Immer gewalttätiger wurde in ihm der Wunsch, sich einfach fallen zu lassen, nicht mehr denken und sehen zu müssen. Der Selbsterhaltungstrieb jagte ihn weiter.

Dieser Funkwagen hier war gegen eine Birke gerast und brannte. Der Motor lief noch. Dem Fahrer war die Lenksäule tief in die Brust eingedrungen., Geheimnisvoll flammte Signalmunition. Pak oder Panzer mußten jenen Lkw gefaßt haben. Lediglich die Scheibe schien durchschlagen zu sein. Der Beifahrer saß, das eine Auge nur halb geschlossen, dünnes Gerinnsel zwischen den Lippen. Fliegen glitten eilfertig über die schlaffen Wangen.

Müßte sich nicht die ganze Menschheit eins werden darin, daß nie mehr Wahnsinnige einen Krieg vom Zaune brechen? Müßte . . . müßte ...

Bender rannte mit letzter Kraft, um dem Tode zu entrinnen.

*

In einem Hohlweg sammelten sie sich. Vor ihnen lag ein menschenleeres Dorf. Protzen, Trosse oder Stäbe waren hier offenbar rechtzeitig abgerückt.

Helgert zählte. Zwölf Mann fehlten. Von acht ließ sich mit einiger Bestimmtheit feststellen, daß sie unterwegs gefallen waren. Der eine Rechner war am Südwestrand von Beresowez liegengeblieben. Beide Beine weg. Aus den Gräben der Feuerstellung waren drei Kanoniere nicht herausgekommen. Aus Feigheit? Tot? Verwundet? Wer sollte das wissen!

Am nördlichen Donausgang saß ein Leutnant vom Artillerie-Verbindungskommando zum linken Infanterieregiment. Helgert versuchte über Funk, den Regimentsstab zu erreichen. Seine Männer kauerten sich nieder.

Wenig später kam Major Meusel mit einem Teil der Gefechtsstandbesatzung den Hohlweg herunter. Keiner von ihnen trug eine Waffe. Der Abteilungskommandeur hatte eine Streifschußwunde am Oberarm. Helgert verband ihn sachkundig und berichtete dabei knapp das Wesentliche.

Meusel stöhnte. »Die fünfte Batterie ist nach Süden ausgewichen. Hoffentlich kommt sie durch. Es ist eine Katastrophe.«

»Ich glaube nach wie vor, daß auch wir herausgekommen wären. Aber Nahkampf in dieser Situation ... «

»Hören Sie auf, Helgert. Ich hatte doch Befehl vom Regiment.«

Der Oberleutnant zuckte die Achseln.

Als die sowjetischen Verbände ihren Angriff einstellten, um sich neu zu formieren, und die Ruhe des Todes über dem Schlachtfeld lag, kam Oberst Krusemark mit Altdörfer im Geländewagen zu der Handvoll Männer, die jetzt die II. Abteilung bildete. Er unterhielt sich mit Meusel und Helgert über den neuen Einsatzraum der verbliebenen beiden leichten Batterien und über möglicherweise denkbare Absetzbewegungen.

Krusemark bot einiges aus seiner weitergehenden Orientierung

über die Lage: »Der Einbruch bei uns und beim linken Nachbarn hat eine Breite von etwa fünfundzwanzig Kilometern!«

»Ich habe mir so etwas Ähnliches gedacht!« murmelte Meuse!.

»Im Norden und Nordwesten sind es sogar dreißig Kilometer, bei beiden russischen Großkeilen.«

Helgert runzelte die Stirn. »Und was ist im Süden los?«

Oberst Krusemark vergewisserte sich, daß niemand von den Mannschaften zuhören konnte. »Unsere Offensive auf Kursk ist steckengeblieben.«

Meusel machte ein ungläubiges Gesicht. »Und die Vielen Panzerdivisionen, die aufmarschiert waren?«

»Der Russe greift mit rund zehn Armeen den ganzen Orelbogen an«, dozierte der Oberst.

Helgert riß ein Großkampfpäckchen auf und suchte nach den Zigaretten. »Seine Armeen sind in der Struktur aber viel kleiner.«

»Stimmt, aber Panzer bleibt Panzer. Gegen die linke Naht stößt die dritte Panzerarmee. Wir haben die dreiundsechzigste vor unserer Front. Was rechts anschließt, ist noch nicht aufgeklärt.«

Der Kommandeurfahrer, Obergefreiter Schnellinger, kam und hielt dem Oberst einen Funkmeldeblock hin. »Der Wehrmachtsbericht. Die Leute vom Artillerie-Verbindungskommando haben ihn aufgenommen.«

Krusemark überflog ihn. Dann begann er, den Anfang vorzulesen:

»Nördlich Belgorod gewann der deutsche Angriff, von der Luftwaffe unterstützt, nach Zerschlagen von zwei feindlichen Panzergruppen weiter Raum. Gegenangriffe starker Infanterie- und Panzerverbände, die die Sowjets von anderen Frontabschnitten und aus der Tiefe herangeführt hatten, gegen die Spitzen und Flanken der deutschen Angriffskeile und heftige Entlastungsangriffe im Raum östlich und nördlich Orel brachen unter schwersten feindlichen Verlusten zusammen.«

Major Meusel und Helgert schwiegen.

Altdörfer tönte: »Also gar kein Grund zur Aufregung. Die Entlastungsangriffe im Raum östlich und nördlich Orel sind unter schwersten feindlichen Verlusten zusammengebrochen.«

Die sowjetische Artillerie schien sich auf neue Ziele einzuschießen. Es wurde unruhig.

Oberst Krusemark machte kenntlich, daß er nunmehr den Zeitpunkt für gekommen hielt, sich von den beiden Offizieren zu verabschieden. »Los, Altdörfer, wir müssen noch zur schweren Abteilung, um zu sehen, ob bei Pfeiler alles in Ordnung ist. Übrigens, Oberleutnant Krüger von der Vierten ist am Straßenkreuz von Arshakoe gefallen. Sie, Helgert, übernehmen seine restlichen Männer und die Geschütze. Dann haben Sie wieder eine halbwegs komplette Batterie. Mahlzeit, meine Herren!«

Oberleutnant Altdörfer, der keine sich bietende Chance ungenutzt ließ, vor allem dann nicht, wenn er sich persönlich etwas davon versprach, sagte halb an Meusel gewendet: » Es wäre wünschenswert, daß Herr Helgert zukünftig etwas sorgsamer mit dem Gerät umgeht. Ich meine, es wäre mit eingem guten Willen durchaus möglich gewesen, die Geschütze ordnungsgemäß aus Beresowez zurückzuführen!«

Major Meusel preßte die Lippen aufeinander.

Der Oberst stieg in den Kübelwagen und schob die Aotobrille nach der Manier des Generalfeldmarschalls Rommel vom Mützenschirm vor die Augen. » Lassen Sie das jetzt, Altdörfer. Darüber werden wir uns später unterhalten. Fahren Sie zu, Schnellinger !«

Mit langer Staubfahne zog der Kübelwagen davon und ließ die Front hinter sich.

Helgert war keiner Bewegung fähig.

Meusel verabschiedete sich wortlos und zog mit den Männern

seines Stabes ab, um irgendwo weiter rückwärts einen geeigneten Abteilungsgefechtsstand ausfindig zu machen.

Helgert ließ einen ehemaligen Schweinestall notdürftig zur derzeitigen Haupt-B-Stelle herrichten. Als die Dunkelheit hereinbrach, wurden die von der vierten Batterie übernommenen Haubitzen eingesetzt. Ihre Rohre waren jetzt auf Beresowez gerichtet.

Nach Mitternacht erst kam der Oberleutnant zurück und kroch in den Schweinestall. Schwaden von Fliegen stiegen von den ungefügten Balken auf. Der Schein seiner Taschenlampe glitt über verdreckte, verschwitzte, erschöpfte Männer. Söchting, Heidemann, andere und - Bender. Für Sekunden haftete der Lichtkegel auf dessen Gesicht, bevor er erlosch.

Helgert fiel auf ein Strohbündel und hatte nicht die Kraft, vorher abzuschnallen. Nur schlafen, schlafen. Dieser einzige Gedanke ging ihm nur durch den Schädel: Oberleutnant Krüger ist bei Arshakoe gefallen. Eberhard war dabei. Aber deswegen braucht ihm ja nichts passiert zu sein. Nein, braucht nicht . . .

Rudolf Bender hob vorsichtig den Kopf. Warum hat der Alte mir so lange ins Gesicht geleuchtet? Er konnte nicht mehr einschlafen, wälzte sich wütend von der einen auf die andere Seite und gab es schließlich auf. Draußen war es ganz still. Kein Schuß fiel. Gelegentlich verhaltener Vogelruf und Postenschritt. Das war alles. Er starrte gegen das kaum wahrnehmbare Dachschilf des Stalles. Gesichter, Menschen zogen vorüber. Bürger mit dem zerfetzten Gedärm; Niemisch Kopfschuß; dem Rechner hat es beide Beine weggerissen; der an der Zugmaschine, die Frauen, da, dort, hier, überall gräßlich verzerrte Gesichter, zerquälte Leiber. Und wie meißeln die großen Parteitagsbildhauer, Professor Thorak und Arno Breker, dieses viehische Sterben in schneeweißen Gips? Heroisch überdimensional. Nackte Muskelprotze, stahlhelmbewehrt ! Und sinkt der Jüngling dahin, die Augen in lichte Höhen gerichtet, dann bricht den Recken grausiger Racheschrei von den aufgerissenen Mündern, und ihre zornigen Schwerter weisen noch schärfer nach Osten. Jede neue Statue >Sterbender Krieger< war veredeltes Germanenturn und Durchhaltetaktik !

Und wie schreiben die völkischen Dichter? Der nach der Inflation freiwillig dahingeschiedene Moeller van den Bruck, Zöberlein oder Baldur von Schirach bis zum Mythologen Alfred Rosenberg? Der Tod habe ihm nun den Stahl aus der Hand gewunden, und <das Sterben sei süß, von buntdüftigen Blumen und zauberschönen Melodien garniert. Gefolgschaftstreue, Manneszucht und Sippenfolge. Jungfrauen würden den jüngsten Helden der Nation, lächelnd nach Walhall geleiten, und seine Kraft stärke nun die Verbliebenen tausendfach.

Bender zweifelte daran, daß alle jene, deren Sterben er heute gesehen hatte, etwas Erhabenes erlebt hatten und daß irgend etwas Erhebendes über ihr Verrecken zu berichten wäre.

*

In der ersten Morgensonne waren vom Schweinestall aus am Horizont die dunklen Flecke der vier nicht gesprengten 15-cm-Haubitzen der 12. Batterie ebenso deutlich mit dem Glas erkennbar wie unten am ehemaligen Verpflegungsbahnhof in Woroschilowo die Panzer, welche vor allem mit Hafthohlladungen geknackt worden waren. Dort lagen nun Grenadiere, Kradschützen, Troßsoldaten und Artilleristen friedlich neben- und übereinander, unter und zwischen den Panzern, und schliefen den letzten Schlaf.

Der bisherige Troßbereich war Hauptkampflinie geworden.

Während dieser stillen Morgenstunde holen die roten Sturmdivisionen vermutlich Luft, um uns im nächsten Anlauf wieder vor sich her zu blasen wie nestklebrige Flaumfedern, die zwar widerwillig, aber schließlich doch weichen und von denen kein Mensch weiß wohin sie letzten Endes verweht werden, dachte Helgert und dehnte die schmerzenden Knochen. Keine drei Stunden gepennt. Aber besser als gar nichts.

Die Fliegen krochen überall herum, in die Mikrophone der

Feldfernsprecher, über die Großkampfpäckchen und in die Nasenlöcher, weil sie einfach keiner abzuwehren vermochte, weil jeder, und sei es auch nur noch für ein paar Minuten, schlafen wollte.

*

Hitler hattte sich entschlossen, die Operation >Zitadelle< abzubrechen.

Generaloberst Model übernahm den Oberbefehl über die 2. Panzerarmee und die 9. Armee. Es gelang ihm, noch während der Nacht ostwärts Orel eine durchlaufende Front zu schaffen.

Im Raum Bolchow schien der sowjetische Angriff in erbitterten, wechselvollen Kämpfen zu erstarren.

Im Ostbogen setzte Model zwei Panzerdivisionen und eine Panzergrenadier-Division an, um die Einbrüche wieder auszubuchten.

Im Abschnitt der 6. Batterie war es relativ ruhig. Das heißt, Zehntausende von Granaten überschütteten die Stellungen im Laufe der Stunden. Dafür blieb der befürchtete nächste Panzerangriff aus.

Leutnant Gengenbach war vorn. Er saß mit zwei Fernsprechern während des ganzen Vormittags in den Panzerdeckungslöchern einer ehemaligen Ortsverteidigung, die bildschön war und allen Vorschriften entsprach. Sie war von ihren Erbauern jedoch nicht, wie im Training vorher ungezählte Male erprobt und bewährt, zum Zwecke erbitterten Widerstandes benutzt, sondern einfach verlassen worden.

Der dickfellige Tübinger Leutnant versuchte exerziermäßig, mit indirektem Schuß einigen T 34 beizukommen. An seinen Schießergebnissen konnte er feststellen, wie sehr auch die Rohre anderer Batterien ausgeleiert waren.

An der Gegenstelle saß Helgert und zog den Kopf ein, wenn dickere Brocken in der Nähe des Stalles auseinanderkrachten. Einer der Panzer hatte den Artilleriebeobachter jetzt ausgemacht. Sein Turm schwenkte. Dann flog Gengenbach der Dreck um die Ohren.

Die Fernsprecher krochen in ein flaches Grabenstück außerhalb der Schußlinie. Gengenbach hockte in einem vorschriftsmäßigen kreisrunden Einmannloch, in dem man sich theoretisch ohne Schaden überrollen lassen konnte, und versuchte, immer tiefer zu rutschen. Jedesmal, wenn die Panzerkanone schwieg, war er oben und gab Feuerkommandos. Und jedesmal, wenn er den Kopf einziehen mußte, weil ihm der T 34 eine weitere Granate unmittelbar in die Nähe setzte, klang aus dem anderen Handapparat ein gepreßtes: »Da lekscht mi fei am Ärschele«.

Der T 34 schien schließlich lohnendere Ziele entdeckt zu haben und drehte ab.

Am Nachmittag des 14. Juli hatten sich die Panzerrudel schon wieder einige Kilometer dichter herangeschoben, und der Schweinestall begann, langsam mit den Fliegen in die vorderste Linie zu rücken.

Helgert wartete auf den Wehrmachtsbericht. Schon zweimal hatte ihn der Großdeutsche Rundfunk angekündigt. Dann war es soweit. Helgert preßte die Hörmuschel ans Ohr.

»Im Raum östlich und nördlich Orel führten die Sowjets wieder mit verstärkten Kräften heftige Angriffe durch. Die Kämpfe, in denen der Gegner trotz schwerster Blutopfer keinen Erfolg erringen konnte, halten zur Zeit, nachdem deutsche Reserven zum Gegenangriff angetreten sind, noch mit großer Heftigkeit an. In den beiden letzten Tagen wurden hier ebenfalls über zweihundert feindliche Panzer vernichtet.«

Mit einer unbeherrschten Handbewegung schaltete Helgert das Gerät aus. Das ist doch nicht möglich, dachte er.

Als der Ansager den Text >langsam zum Mitschreiben< wiederolte, hörte er sich die gleiche Stelle noch einmal an. Man

wagt also, den Hunderttausenden, die hier kämpften, eine glatte Fälschung ins Gesicht zu sagen.

*

In der nächsten Nacht fand Mommer die Protzen der 6. Battrie. Der Gefreite war zum Umfallen erschöpft. Die Freude, wieder bei seinem Haufen zu sein, überwältigte ihn fast. Er sprudelte die Geschichte seiner gelungenen Flucht heraus, fand auch gelegentlich zustimmendes Kopfnicken, jedoch nicht viel mehr. Sie hatten alle mit sich selbst und der immer neu genährten Angst zu tun .

Obwohl Mommer sich nur noch mit letzter Kraft aufrecht halten konnte, marschierte er zum Schweinestall. Er wollte unbedingt zu Oberleutnant Helgert, dessen bester Freund der Unteroffizier Baum gewesen war. Das wußte er.

Als Mommer Bericht erstattet hatte, sagte der Oberleutnant nichts.

Er rührte sich auch nicht bei jenem lapidar anschließenden Satz: »Eberhard Baum ist gefallen, ist tot.«

Der Funker sah, wie der Offizier schluckte. Er fühlte etwas Heißes im Hals, aus Anteilnahme an der Trauer des anderen und weil ihn plötzlich eine Rührung wegen der Armseligkeit seiner eigenen Person überkam.

Schließlich hatte der Batteriechef sich wieder in der Gewalt. Keine Sentimentalitäten jetzt, dachte er. Hoffentlich kann ich diese dämliche Träne anhalten. Ich sehe doch mit dem rechten Auge gar nichts mehr. Der Mommer sieht aus wie einer, der im letzten Moment Freund Hein von der Schippe gesprungen ist.

»Junge, du hast einen solchen Schock in den Knochen, daß man dich zu Hause in ein Sanatorium gesteckt hätte.« Die Stimme des Oberleutnants war heiser.

Mommer wehrte nur schwach ab, kippte den Schnaps und schüttelte sich. Die Zigarette fiel ihm nach dem zweiten Zug aus der Hand. Er war, völlig überanstrengt, eingeschlafen.

Am andern Morgen setzte Helgert sich zu dem Gefreiten auf die Strohschütte und weckte ihn mühevoll. Die Fliegen in nächster Umgebung stiegen mit irrem Gesumm auf.

Erst nach geraumer Weile war Mommer einigermaßen klar und erzählte in allen Einzelheiten, was er um die letzte Stunde des Unteroffiziers Eberhard Baum wußte.

»Und du meinst, er war tot?«

»Herr Oberleutnant, da hätten Sie zwei ganze Hände reinlegen können!«

»Wo war es denn? Mehr im Kreuz oder tiefer zur Hüfte hin?«

»Es muß ein großer Splitter gewesen sein, der genau zwischen die Schulterblätter ging und dann wahrscheinlich rechts unten weggerutscht ist.« Warum sollte nicht trotzdem eine winzige Hoffnung bleiben? dachte Mommer.

»Du bist doch aber nicht mehr ganz zu ihm herangekommen!? Vielleicht war er nur ohnmächtig?«

Mommer schüttelte den Kopf. »Falls er ohnmächtig war … dann ist er bestimmt nicht mehr aufgewacht!«

»Bist du ganz sicher, Mommer?«

»Ich würde Ihnen lieber was Besseres melden, Herr Oberleutnant!«

Es schien, als wollte Fritz Helgert den Tod seines Freundes einfach nicht wahrhaben.

15. KAPITEL

Das Zimmer war kahl, die Wände graugrün bis an die Decke hoch getüncht. Der rostrote Steinholzfußboden zeigte lange schwache Schlieren, als wäre er erst vor wenigen Minuten gebohnert worden. Schräg gegen die Mitte des Raumes stand der Schreibtisch. Nackt, sachlich, wie aus einem großen Kaufhaus zu verbilligtem Preis abgegeben. Darauf ein Telefonapparat mit unordentlich zusammengedrehter Zuleitungsschnur, zwei frisch gespitzte Bleistifte und einige Blätter mattglänzendes Schreibpapier. Und dann die Lampe. Eine übergroße schwarze Tischlampe mit Fünfhundert-Watt-Birne, die auf den gelben Stuhl vor dem Schreibtisch gerichtet war. Zufall vielleicht. Wahrscheinlich hatte sie jemand gestern oder vorgestern auf den Gegenübersitzenden eingestellt und war selbst im Dunkeln geblieben, ohne Flimmern und Schmerz in den Augen. Hinter dem Schreibtisch stand ein Sessel mit sanft nach außen geschwungenen Armlehnen und zwei prallen Kissen in seidenem Bezug; das eine leuchtend blau-weiß gestreift, das andere mit einem dezenten chinesischen Blumenmuster. Dieser Sessel hinter dem Schreibtisch mutete wie eine Insel des Wohlstandes an, wie ein unpassender Luxus.

Es gab einige von diesen Zimmern im Seitenflügel des Reichssicherheitshauptamtes in der Prinz-Albrecht-Straße zu Berlin. Die meisten aber waren im Keller, weil dort die >Spezialbehandlung< sofort weitergeführt werden konnte, wenn die Vernehmung des Häftlings keine ausreichenden Ergebnisse gebracht hatte.

Die SS-Leute, welche in diesem Gebäude ihren Dienst verrichteten, taten das ohne Rücksicht auf Verluste und mit aller Konsequenz. Wie anders hätte sich sonst der Grad ihres Fanatismus oder ihres Eifers messen lassen, um bei Gehaltserhöhungen, Sonderurlaub und Beförderungen wirksam werden zu können? Von den kümmerlichen MöglichkeIten zu schweigen, hier einen der wenigen Heimatkriegsorden angeheftet

zu bekommen. Die Unterschiede zwischen Harten, Brutalen und Bestien war geringfügig.

Der Unterscharführer Schulte war kommandiert, an der heutigen Vernehmung mitzuwirken. Im Augenblick wartete er auf den Hauptsturmführer Fiedler. So jung noch, aber ein verdammt scharfer Hund, dachte Schulte und fühlte ein wohliges Kribbeln auf der Haut. In einigen Minuten würde ein Untersuchungshäftling vorgeführt werden, den er noch nicht kannte. Aber wenn Fiedler Vernehmungen durchführte, war immer was los.

Schulte sah aus dem Fenster und döste. Sein größter Wunsch war, eines Tages ein mit allen Wassern gewaschener Kriminalassistent zu werden. Von der >Leibstandarte Adolf Hitler< war er kurz vor dem Krieg aus Neigung nach hier übergewechselt und hatte inzwischen allerlei gelernt. Aber wie gesagt, Kriminalbeamter! In diesem Laden war doch auf die Dauer gesehen nichts los. Immer dasselbe. Da wurden Häftlinge zum Verhör hergebracht und wieder eingeschlossen. Für das, was sich in der Zwischenzeit abspielte, zeichnete in jedem Fall der U-Häftling selbst verantwortlich. Es kam nur darauf an, daß er >zum Singen< gebracht wurde, daß ein paar Namen noch nicht erfaßter oder gefaßter Volksgenossen dabei heraussprangen. Das waren im übrigen sogenannte glatte Fälle, welche hier, ohne den um sie Bemühten sonderliche Scherereien zu bereiten, die Prinz-Albrecht-Straße in Berlin passierten. Was andere danach und noch später mit ihnen veranstalteten, war für Schulte nicht mehr interessant.

Natürlich kam es auch vor, daß man einige von denen, die längst umgefallen waren, noch weiter hierbehielt. Nur so. Oder weil man unter ihrer Mitwirkung anderes erreichen konnte: neue Namen zum Beispiel, die man mitunter benötigte, wenn sich bestimmte Fälle überhaupt nicht aufklären ließen. Aus solchen Namen wurden in zweckdienlichen Verhören sehr schnell willige Zeugen oder überführte Schuldige konstruiert.

Die dicken Sachen waren die großen Konspirativen, mit dem direkten Draht nach Genf oder Stockholm, oder jene von der Vorstellung Besessenen, daß doch eines Tages irgendein

Anschlag auf Adolf Hitler Erfolg haben müßte.

Und dann die Kommunisten, diese Wühlmäuse! An jeder

Stelle versuchten sie, im Getriebe Schaden zu stiften. Geschmeidig glitten sie überall hinein, prüften, versuchten und organisierten, bis es irgendwo knallte, Und hier waren sie dann fast immer eisenhart. Der SS-Mann überlegte, wieviel vergebliche Kraft er schon aufgewendet hatte, diese Leute zum Reden zu bringen. Die bissen sich eher die Zunge ab!

Hauptsturmführer Fiedler kam schnell und drahtig mit einem Aktenstück in der Hand um die Ecke. Schulte spritzte zur Tür, riß sie auf und meldete, daß er zur Vernehmung des Häftlings Becker, Ferdinand, bereitgestellt sei.

Der Hauptsturmführer hob in lässiger Eckigkeit den Arm, warf schon von weitem das Aktenstück >Becker< auf den Tisch, ließ sich auf die bauschigen Kissen nieder und begann, nochmals in der Niederschrift der bisherigen Vernehmung zu lesen und einige Notizen zu machen.

Ein typischer Fall. Mitglied der KPD. Ein Handwerk erlernt. Fünf Semester Gauß-Schule. Also beinahe Ingenieur. Jetzt in einem Labor tätig. Gut beurteilt bisher. Einer der Vögel, die aus dem Panzerwerk Nord herausgepickt worden waren.

Dieser Betrieb bereitete ihm immer mehr Kummer. Der Ausfall des großen Generators, die Sprenggeschichte in der Kraftzentrale, der Ausschuß, der immer spürbarere Abstriche von der Fertigung bedeutete; vor allem auch das; was durch die Abnahme ging und sich später als vorsätzlich fabrizierter Dreck erwies.

Der Hauptsturmführer Fiedler konnte ein Liedchen singen. Er wußte von Fällen, wo bei Verschuß bestimmter Granatmunition nachweisbar ein unglaublich hoher Prozentsatz von Blindgängern auftrat; wo ganze Panzerserien nach einem bestimmten meßbaren, aber relativ geringen Abnutzungsgrad die gleiche Krankheit bekamen und ausfielen, weil sich ein Werkteil als zu schwach oder unzweckmäßig in der Konstruktion erwies; wo die Piloten ganzer Luftwaffengeschwader sich mehr oder weniger

energisch weigerten, Maschinen dieses oder jenes Typs zu fliegen, weil die Anzahl derer, welche unter ominösen Umständen abschmierten, manchmal größer war als die Einsatzverluste. Und das alles sollten die für die Reichssicherheit verantwortlichen Institutionen dann aufklären, sollten Fehlerquellen beseitigen und vor allem die Schuldigen zur Verantwortung ziehen.

Fiedler nickte grimmig. Immerhin hatte er einen Zipfel dieser Verschwörung im Panzerwerk Nord hochheben können. Es begann damit, daß der Parteigenosse Lewandowsky, nachdem die Sprengung der Hauptkabel erfolgt war, eine Anzahl von Verdächtigen genannt hatte. Diese wurden nach Prinzipien der Zweckmäßigkeit gesiebt. Einige blieben hängen; keine dicken Barsche etwa, bestenfalls Rotfedern.

Der Hauptsturmführer war davon Überzeugt, daß er den Sprengstoffattentäter bei dieser Aktion nicht erwischt hatte obwohl er hier mehr seinem Gefühl vertraute.

Dann war es damit weitergegangen, daß einer der nun systematisch im Betrieb eingebauten Gewährsleute eines Morgens in dieser Bretterbude von Abort einen Mann sah, der gerade das zweckbestimmte Holzkästchen mit frischem Papier versorgte und ruhig wieder seiner Wege ging. Der Gewährsmann merkte erst nach ein paar Minuten gemütvoller Verrichtung, daß jenes Papier, das er gerade benutzen wollte, ein Flugblatt mit definitiver Aufforderung zum Sturz der Regierung war. Als dieser Trottel verstört, mit hängenden Hosenträgern, suchend aus der Tür peilte, war natürlich kein Mensch mehr zu sehen.

Er hatte dann gleich zwei Hände voll Arbeiter bezeichnet, die alle dem Flugblattleger ähnlich sehen sollten. Darunter auch diesen Becker, Ferdinand. Inzwischen hatte Fiedler die meisten der wahllos mitgegriffenen Parteigenossen und SA-Männer wieder entlassen. Es ging ihm nicht darum, irgendeinen einzubuchten, der vielleicht alles gestand, was er gestehen sollte. Nein. Er wollte unter den Stein sehen. Er wollte das ganze Nest im Panzerwerk ausnehmen.

Ja, und dann war noch jene ominöse Geschichte, welche über die

Werkdirektion an ihn herangetragen worden war. Da hatte jemand per eingeschriebenem Brief die Fotokopie eines Flugblattes an den Betriebsführer geschickt mit dem kurzen Hinweis, daß derartige Zettel offenbar schon seit Wochen im Werk verteilt würden. Aufgegeben mit fingiertem Absender im Postamt am Schlesischen Bahnhof. Den Text des Flugblattes kannte der Hauptsturmführer schon seit längerer Zeit. Aber mit diesem Exemplar hatte es seine besondere Bewandtnis.

Der Häftling. Ferdinand Becker wurde gemeldet und hereingeführt. Fiedler klappte den Aktendeckel zu. Untersturmführer Leistikow war mit dem Mann nicht weitergekommen. Außerdem gehörte der Fall in das Sonderressort Fiedlers.

Der Hauptsturmführer ließ sich Zeit. Er wußte, wie man die hier Vorgeführten psychologisch zu kneten hatte, damit dieses Gemisch aus Bedrohung und Angst, vager Hoffnung und unbegründeter Spekulation zustande kam, in dessen Gefolge sich immer etwas Lohnenswertes notieren ließ.

Ferdinand wurde aufgefordert, sich auf den Stuhl vor dem Schreibtisch zu setzen. Bisher war' es ihm nicht übertrieben schlecht gegangen. Die Posten und Wärter machten sich natürlich einen Spaß daraus, bei dieser und jener Gelegenheit heimlich ein Ding anzubringen. Und der Körper hat so viele empfindliche Stellen, am Schienbein, in der Nierengegend und auch um die Augen.

Becker versuchte, seinen uniformierten Feind einzuschätzen. Blond. Edel. Blaß. Ein langer Schädel und in den Mundwinkeln zwei kleine Häkchen, die steil nach unten wiesen. Die Augen so blau wie bei einer Käte-Kruse-Puppe; darüber zart geschwungene weißblonde Brauen. Unerhört gepflegte Hände. Ob der wohl selbst mit irgend etwas schlägt? Ins Gesicht oder in den Leib? Wahrscheinlich bedient er sich dazu dieses Unterscharführers, der beflissen an der Tür steht. Ein klobiger Spind. Solche Schlägertypen haben wir schon lange vor 1933 erlebt. In >Kliems Festsälen< oder in der >Neuen Welt<, bei jeder Demonstration. Deren politischer Horizont besteht meist nur aus Bizeps und Schlagring.

Aber dieser Hauptsturmführer ist von anderem Format. Das ist ein Produkt aus der Retorte der Herrenmenschentheorie von Nietzsche. Intellektuell hochgezüchtet und mit Vorbedacht über die Linie gebracht, hinter der jede allgemeine Ethik und letzte Skrupel zurückbleiben - der geplante Typus des zukünftigen Machtträgers in Hitlers Traumeuropa. Der mordet am Schreibtisch mit der vergoldeten Füllfeder. Einzelne, Gruppen von Männern und Frauen als Resultat gewagtester Kombinationen; prophylaktisch, um Gegner von übermorgen schon heute auszuschalten. Alles im Namen der Moral seiner Klasse, ohne mit der Wimper zu zucken.

Ferdinand Becker beschloß, ganz besonders auf der Hut zu sein.

Der SS-Offizier fühlte, daß ihn Becker beobachtete. Er ließ es ruhig zu und versuchte seinerseits, sich in die Gedankengänge des Häftlings zu versetzen, mit ihm zu kombinieren. Den beunruhigt unzweifelhaft, daß er heute von einem höheren Dienstgrad verhört wird. Daraus muß er schlußfolgern, daß sich sein Fall inzwischen verschlechtert hat. Dem wird er todsicher dadurch begegnen wollen, daß er nun noch einmal alle Histörchen der Harmlosigkeit, welche er sich nach der ersten Vernehmung hat einfallen lassen, blitzartig rekapituliert, ängstlich darauf bedacht, die Vielfalt überschauen zu können. Er muß ja auf jegliches vorbereitet sein und zersplittert deshalb seine Kraft von vornherein. Dabei soll er zunächst nur getestet werden wie andere auch.

Fiedler liebte dieses stumme Spiel besonders mit solchen Menschen, bei denen er Potenzen witterte. Je mehr sie ihm entgegenzusetzen vermochten, desto länger dauerte der Prozeß des Niederringens und des Quälens, der ihm eine sadistische Freude bereitete. Denn er hatte die Macht! Und sie nahm in der Ausübung durch seinen Ideenreichtum vielfältigste Formen an. Es war für den Hauptsturmführer nicht begehrlicher, mit einer intelligent-raffinierten Frau zu schlafen, als gerade einen solchen Gegner vor dem Schreibtisch zu haben und lächelnd durch die Welle von Haß zu schreiten, welche ihm entgegenbrandete.

Nur eine Reaktion wollte er heute bei dem Vorgeführten sehen. Nur eine einzige. Das war sein Ziel.

Die anderen aus dem Panzerwerk Nord, die er schon daraufhin überprüft hatte, waren hohle Nüsse gewesen. Sie mußten immer erst umständlich lesen, um festzustellen, worum es sich handelte. Das Flugblatt selbst erschreckte sie meist so, daß sie die handschriftliche Notiz kaum entdeckten, beziehungsweise gar nicht zu werten vermochten. In diesen Sekunden wußte Fiedler jedesmal sofort, daß er seinen Versuch an einem untauglichen Objekt machte. Aber der Becker hier ist offenbar aus einem anderen Holz geschnitzt. Der Hauptsturmführer spürte, wie ihm ein wollüstiges Gefühl die Brust hinab bis in die Lenden kroch, je öfter er Becker aus halboffenen Augen musterte.

»Ich wollte Sie heute vormittag schon gehen lassen«, begann Fiedler und blätterte flüchtig in der Akte. »Es tut mir leid, daß Sie in diese dumme Sache mit einbezogen worden sind. Aber ich möchte, daß Sie mir noch einiges erklären.«

Ferdinand legte sich eine Abwehrtaktik zurecht. Das hat sachlich geklungen, etwa so, wie ein Chef mit seinem Angestellten spricht. Um so gefährlicher. Außerdem sind das Floskeln, auf die nichts zu antworten ist.

»Ich denke, daß wir das aber sehr schnell erledigen werden. Sie haben gewiß Verständnis für diese unbedeutende Verzögerung, da es sich ja um unser gemeinsames Interesse, um die Sicherheit des Reiches, handelt!«

Fiedlers kleines Lächeln war nahezu liebenswürdig. »Zunächst etwas Belangloses, das Sie wahrscheinlich gar nicht betrifft. Aber erledigt werden muß es auch.«

Er schlug die Akte auf und drehte den Deckel um, aber so, daß der andere von seinem Stuhl aus nichts erkennen konnte. »Bitte, lesen Sie doch einmal!«

Der Hauptsturmführer schob das Aufgeschlagene ohne Hast Ferdinand Becker zu und beobachtete dessen Augen. Weiter nichts.

Als Ferdinand die handgeschriebene Zeile sah, zuckte er unwillkürlich.

In diesem Augenblick schlug ihm Fiedler seitlich ins Gesicht. Mit der gepflegten harten Hand. Und er ließ dabei Ferdinands Augen nicht los. Also kennt er den Text des Flugblattes, denn sein Blick glitt achtlos darüber hin, blieb aber sofort an dem Handgeschriebenen hängen. Wenn mich nicht alles täuscht, ist seine Reaktion so zu deuten, daß er irgend etwas damit zu tun hat. Bei dem Schlag war er weder überrascht noch erschrocken. Er nahm ihn wie etwas Erwartetes, wie ein Kämpfer, der weiß, daß man auch einstecken muß. In seinen Augen war für einen Bruchteil Trotz anstatt Angst. Vielleicht ist es eine Spur, vielleicht auch nicht; auf jeden Fall bin ich noch ganz am Anfang.

Fiedler drehte den Aktendeckel wieder um, als sei überhaupt nichts geschehen. Dabei zeigte sein Gesicht nicht den leisesten Schimmer eines Triumphs. Er blickte gelangweilt auf seine Fingernägel.

In Ferdinands linkem Ohr sang ein hoher Ton. Vor seinen Augen flammte noch immer die Zeile: >Heute 21 Uhr Breslauer, Ecke Koppenstraße. Kurt.<

Er überlegte: In dieser, dem SS-Offizier vorliegenden Akte befindet sich also die Fotokopie des Flugblattes, das Claudia von Dörnberg im Original zurückerhalten und mir unverändert mit der handschriftlichen Verabredungsnotiz ausgehändigt hat. Dieses Originalstück habe ich am gleichen Abend verbrannt.

Claudia Sanden oder Kurt Dörnberg? Beides ist theoretisch möglich, aber im Augenblick nicht das wichtigste. Der Hauptsturmführer hat mich hereingelegt, weil ich auf alles mögliche, aber nicht auf dasFlugblatt vorbereitet war und dementsprechend eine Regung gezeigt habe, welche dieser SD-Mann blitzartig registrierte. Das passiert mir nur einmal ! Wenn der Kerl glaubt, daß er auch nur ein Wort zu dieser Sache mit Claudia erfährt, hat er sich getäuscht. Scheint sich absichtlich Zeit zu lassen, damit ich weich werde.

Claudia oder Dörnberg? Wenn Claudia Verrat geübt hätte, würde sich Fiedler doch nicht soviel Mühe machen und herumtesten. Also Dörnberg. Dem ist alles zuzutrauen. Aber der kennt mich

doch gar nicht? Wieso bringt man mich mit dem in Zusammenhang? Keine Ahnung. Habe ich nicht für möglich gehalten, auch Rudi nicht, daß der Flakoffizier eine Fotokopie dieses Zettels an den SD gibt. Ob er dabei Claudia verraten hat? Vielleicht ist mein Name überhaupt erst aus ihr herausgepreßt worden? Becker wurde es plötzlich siedend heiß bei diesem Gedanken. Er fuhr sich mit dem Taschentuch zwischen Hals und Kragen, tupfte die kleinen Schweißperlen von der Stirn. Es kann ja gar nicht anders sein. Armes Mädchen, dachte er.

Zeit lassen, dachte Fiedler, nichts überhasten. Aber ihm scheint ja bereits ein wenig warm geworden zu sein. Gedankenverloren blickte er auf die Kopie. >Fliegerbildstelle<, mit dem typischen Rundstempel einer Wehrmachteinheit auf der Rückseite, aber die Bezeichnung des Truppenteils war weggeschabt. Warum der anonyme Absender eigentlich diese Notiz, die einen Treff zweier Personen an einer bestimmten Stelle festlegt, nicht beim Fotokopieren abgedeckt hat? Vielleicht hat er sie auch absichtlich stehenlassen. Erachtet er diese Zeile nicht für wichtig, oder handelt es sich um einen Racheakt? Das ist alles noch nicht zu durchschauen. Aber immerhin, Glück muß der Mensch haben, dachte Fiedler und schmunzelte. Auf jeden Fall habe ich endlich jemand gefaßt, der nicht nur das Flugblatt, sondern vor allem die Bedeutung dieses Textes kennt.

»Sie wollten mir doch ein wenig erklären, Herr Becker«, sagte er und blickte Ferdinand freundlich an.

»Sie haben eine merkwürdige Art, an die man sich erst gewöhnen muß!«

»Dazu wird möglicherweise noch Gelegenheit sein.«

»Ich wüßte nicht, warum.«

Fiedler war angelegentlich mit seinem Bleistift beschäftigt. >A. W. Faber CASTELL.< Ich muß ihm Fragen stellen, damit ich seinen Härtegrad kennenlerne. Das bedeutet zwar Umwege und Verzögerungen, aber sein Seelchen wird dabei überschaubarer.

Jetzt wird er mit dem Verhör beginnen, dachte Becker. An dem

Abend als Claudia mit Dörnberg zum Schlesischen Bahnhof ging, muß die Fotokopie längst unterwegs gewesen sein. Wahrscheinlich hat er sie sogar in seinem eigenen Laden hergestellt.

»Kennen Sie einen Kurt?«

»Kurts gibt es sicher 'ne ganze Menge.«

Fiedlers Unterlippe wurde einen Deut schmaler. »Kennen Sie diesen Kurt, den wir beide meinen?«

»Nein.«

»Sind Sie mit ihm verwandt oder verschwägert?«

»Nein !«

»Haben Sie sich schon mit Kurt getroffen?«

»Nein.«

»Kennen Sie denjenigen, den Kurt treffen wollte?«

»Natürlich nicht.«

Fiedler winkte kaum merkbar mit den Augen.

Eine Sekunde später schlug Schulte zu. Einmal nur. Es war wie der geschmeidige Schlag einer schweren Pranke. Nur daß die Krallen schwanker Stahl waren.

Der Schlag riß Ferdinands Gedanken auseinander. Ihm war, als hätte er eine glühende Kerbe über dem Schädel. Er krampfte die Hände um die Sitzkante des Stuhls. Wie damals 1929 bei der Maidemonstration, dachte er. Aber die Genossen haben mich rausgeholt.

Hauptsturmführer Fiedler besah sich wieder seine polierten Fingernägel. »Kennen Sie das Flugblatt?«

»Nein. Nie gesehen.« Beckers Stimme war heiser.

»Ist Ihnen vielleicht aus purem Zufall jemand bekannt, der solche Flugblätter herstellt?«

»Nein.«

»Oder verteilt?«

»Nein.«

»Wir könnten uns vielleicht einigen, Herr Becker. Diese ganze Sache fällt unter den Tisch, wenn ... Was machen denn Ihre früheren Freunde?«

»Die meisten sind im Konzentrationslager, dort können Sie jederzeit mit ihnen sprechen.« In Becker wuchs der Trotz wie ein Eichenkloben.

Fiedlers Augen gingen wieder zu Schulte.

Der reagierte wie ein Radargerät, das einen Fremdkörper leidenschaftslos wahrnimmt. Die Stahlrute zischte Ferdinand über Genick und Hinterkopf. Dreimal.

Nur nicht schreien. Gönne ihnen das nicht! Wenn du schreist, könnte ein Name dabeisein. Nimm es auf dich! Du bist stärker, selbst wenn sie dich hier zerfleischen. Sie haben die Macht, aber nicht den Sieg! Wenn er noch mal die gleiche Stelle am Hinterkopf trifft, ist es sowieso . . .

»Und die anderen, Becker, die anderen, die wir noch nicht so gut kennen?«

Wie süßlich Blut riecht. Oder schmecke ich es? Warum haben sie eigentlich kein Hitlerbild hier hängen? Hoffentlich schaltet er nicht diese verfluchte Lampe ein. Das Licht wird schmerzhaft sein wie diese brennenden Flecke im Genick. Es wird die Augen zerglühen und - wenn es Stunden dauert - mich an den Rand des Wahnsinns bringen.

»Was haben Sie denn noch von Ihren Genossen? Nichts als Ungelegenheiten. Wir würden uns sehr freuen, wenn wir aus Ihren Papieren entfernen könnten, daß Ihr Führer einst Ernst

Thälmann hieß!«

Sein Gesicht ist jetzt größer geworden. Weitflächiger. Unterhalb der linken Braue hat er eine winzige Narbe. Genau in der äußeren Ecke des Lids. Vielleicht als Kind mal irgendwo gegengelaufen. Sicher ist er ein schönes Kind gewesen. Mit Locken und roten Backen. Und immer satt.

»Wir könnten auch zusammen arbeiten. Prächtig sogar. Wie wär's denn? Im Panzerwerk vielleicht?«

Becker preßte die Lippen aufeinander und schüttelte den Kopf.

Der nächste Schlag Schultes ging quer über die rechte Wange bis zur Schläfe hinauf. Einen Augenblick verlor Ferdinand das Gleichgewicht, weil die große Lampe plötzlich schief im Raum zu stehen schien. Aber er fing sich wieder. Das Gesicht hinter dem Schreibtisch war nun noch größer. Ein Lächeln keimte auf, wurde langsam breiter, zerrte alles auseinander: Augen, Nase, Mund, vor allem diesen widerlich zynischen Mund.

»Man wird uns nicht nachsagen können, daß wir uns nicht bemüht haben, der Forderung des Tages zu entsprechen, wie Goethe sagt.« Fiedlers leise Stimme war ganz weich. Er streifte sich sorgfältig die Wildlederhandschuhe über. »Sie werden verstehen, daß Ihre Entlassung heute aus technischen Gründen nicht möglich ist. Ich bedaure das wirklich sehr und schlage Ihnen vor, daß wir uns darauf einigen, morgen unser sehr interessantes Gespräch fortzusetzen. Bis dahin gebe ich Ihnen gern Zeit, sich ein wenig zu besinnen.«

Ferdinand Becker schwieg. Was zwischen uns ist, wird nur dann ein Ende finden, wenn dir und deinesgleichen das blutige Handwerk gelegt ist. Oder wenn ihr die Hanfschlinge um meinen Hals zugezogen habt. Aber es kommt nicht auf mich an. Hinter mir stehen Millionen in aller Welt, steht das Gesetz, das euren Abstieg bestimmt.

Schulte riß ihn am Jackenkragen in die Höhe, als Fiedler, ihm lässig zuwinkend, sich anschickte, den Raum zu verlassen. An der Tür drehte er sich noch einmal um. Jetzt war sein Gesicht nackt,

voll unverhüllter Brutalität. »Damit wir uns recht verstehen, du Schwein! Einmal bist du mir davongekommen! Nur einmal. Bei der nächsten Vernehmung wirst du winseln, aussagen zu dürfen! Da wirst du Späße erleben, die es in deiner kühnsten Phantasie nicht gibt! Auf den Knien wirst du um eine Kugel betteln!«

Am Nachmittag des anderen Tages hielt es der Schließer zu nächst für zwecklos, Ferdinand Becker überhaupt noch in die Zelle zurückzuschleppen.

»Wir sind doch hier keine Abdeckerei«, murrte er, und das Begleitkommando war der gleichen Meinung.

Der Genosse Ferdinand Becker hatte wiederum geschwiegen.

16. KAPITEL

Unter den Rammstößen der vierseitigen sowjetischen Sommeroffensive schrumpfte die Orelfront. Stunde um Stunde dröhnten Panzer heran, fetzten in die deutschen Stützpunkte, zerwalzten was sich ihnen in den Weg stellte. Bomben prasselten in alle Bereiche des Hauptkampffeldes und auf die Rückzugstraßen. Pausenlos überschüttete die Artillerie immer neue Teile des unendlich verwucherten, verzahnten, auch jetzt noch fieberhaft weiter ausgbauten Verteidigungssystems ebenso wie die jede Nacht zusätzlich von der Truppe hastig aufgeworfenen Feldstellungen, zerschlug Nachschub, Waffen und Leiber. Immer wieder Leiber.

Am 16. Juli stieß eine tollkühne sowjetische Panzereinheit tief im Rücken von Orel nach Süden vor, stürmte den Bahnhof von Chotynez und unterbrach damit sie Schlagader, von der nahezu die gesamte Versorgung der Korps und Armeen abhing: die Eisenbahnlinie Brjansk - Orel. Zwar wurde diese Panzerspitze von einer erdrückenden deutschen Übermacht zum Rückzug gezwungen, aber die Angst vor einem zweiten Stalingrad wuchs bei der Truppe stündlich.

Am 19. Juli entbrannte eine Schlacht größten Ausmaßes auf einer Breite von vierhundert Kilometern.

Die unmittelbar aus östlicher Richtung angreifende 63. Armee hatte trotz massiertem deutschen Artillerie- und Luftwaffeneinsatz die Oleschnja, den vorletzten Flußabschmtt vor der Der Stadt, überwunden und einen Brückenkopf gebildet, aus dem sie nach unheimlich konzentriertem Trommelfeuer erneut antrat und die Flüsse Oka und Optucha und damit das Vorgelände von Orel erreichte.

Im Norden wurde Mzensk von den Deutschen aufgegeben. Nach dreitägigen schweren Straßenkämpfen fiel am 25. Juli Bolchow, der deckende Verteidigungspfeiler im Nordwesten. Die

Bahnstation Solotarewo, achtzehn Kilometer östlich Orel, wurde im Handstreich genommen.

Im Süden waren die sowjetischen Sturmkolonnen über die zurückeroberten Stellungen hinaus schon seit Tagen offensiv geworden. Vierzig Kilometer vor der Stadt erreichten ihre Panzerspitzen Smijewka an der großen Eisenbahnlinie nach Kursk.

Die beiden Armeen Models wurden nicht überrannt und die Divisionen auch nicht eingekesselt. Ihre Einheiten schmolzen zusammen, zerbröckelten, bluteten aus. Die Heldengräber am Straßenrand nahmen zu, und die Gefangenenlager im sowjetischen Hinterland füllten sich.

Die deutschen Divisionen marschierten nicht in geschlossenen Reihen und nicht mit ruhig-festem Schritt, dafür aber mit Beständigkeit rückwärts. Jede Nacht einige Kilometer; dazu kamen die im Feuersturm des Tages verlorenen.

In fieberhafter Eile zog das Oberkommando des Heeres alle entbehrlichen Verbände von anderen Fronten ab, um durch ihren Einsatz im Raum Orel die vielseitige Initiative der sowjetischen Strategie wenigstens einzudämmen.

Wer die Waffe noch weiterschleppen konnte, war unendlich verbraucht, kämpfte aber dennoch mit äußerster Anstrengung und Verbissenheit. Zehn Angriffe und Gegenangriffe an gleicher Stelle und am gleichen Tag waren keine Seltenheit.

Auch beim letzten Landser machte sich das Gefühl breit, einen der entscheidenden Augenblicke des Krieges mitzuerleben.

Die relativ wenigen, jedoch ungeheuer gewichtigen tausend Quadratkilometer Landes, die bisher aus dem Verteidigungssystem der Deutschen Wehrmacht herausgebrochen worden waren, konnten sich unversehens und in absehbarer Zeit vervielfachen.

Generaloberst Model, mit überkurzem Ledermantel, Stöckchen und gelegentlichem Monokel, trotzte Hitler am 27. Juli den

Befehl zur Aufgabe des gesamten Orelbogens ab, nachdem zwei Tage zuvor im Norden von roten Sturmtruppen ein großer Brückenkopf auf dem anderen Ufer der Oka gebildet worden war.

Drei Tage später stießen von Nordosten sowjetische Verbände entlang der Oka und von Südosten beiderseits der Rybniza auf die zu einem waffenstarrenden Verteidigungszentrum ausgebaute Stadt vor.

*

Der offene Volkswagen holperte über den breiten Feldweg. Seit ein paar Tagen hatten die Regengüsse und heftigen Gewitter aufgehört. Die verschlammten Rollbahnen waren verhältnismäßig schnell abgetrocknet. Das bedeutete Tempoerhöhung für Ketten- und Räderfahrzeuge, vor allem aber für schweres Gerät, Sturmgeschütze und Panzer.

Der Wagen wuchtete mit ächzenden Federn durch ein Schlagloch. Lange Staubfahnen schleiften über den lehmigen Boden hinterher, glitten bleiern auf die mageren Felder, senkten sich auf spindeldürres Vieh. Die Sonne des ersten Augusttages brannte aus wolkenlosem Himmel. Vögel schmetterten, als vollzöge sich nicht allenthalben das große Sterben.

Fritz Helgert fühlte, wie in ihm die Spannung der letzten Wochen langsam nachließ. Es war fast unheimlich, sich ein Dutzend Kilometer hinter der Front einmal frei bewegen zu können und nicht jeden Augenblick vor dem roten Geschoßhagel in Deckung gehen zu müssen. Um so beklemmender aber wurde jetzt jener andere Druck, der ihn seit dem 13. Juli nicht verlassen hatte: der Schmerz um den Verlust seines Freundes Eberhard. Manchmal schien ihm, als wären bereits Jahre darüber verflossen, dann wieder, als hörte er eben noch dessen letzte, so unendlich weit entfernt klingenden Worte, nachts, als alles an dieser Fernsprech-Sammelverbindung in der alten Stellung hing. Heute war es vorn ruhiger gewesen, da hatte er sich schnell in den Wagen gesetzt,

um beim Troß an Eberhards Eltern zu schreiben.

Das war die einzige Tat der Kameradschaft, die ihm zu tun übrigblieb. Er saß in einer halbzerschossenen niedrigen Bauernhütte. Draußen sprachen einige Männer bedächtig in burgenländischer Mundart über den unruheerfüllten Alltag ihres Frontdaseins. Weiter unten, am Teich, redeten andere mürrisch auf ein paar Pferde ein. Die Tiere stolperten müde davon, wieherten mit hohem Laut. In großer Höhe orgelten mehrere deutsche Maschinen schwerfällig nach drüben.

Helgert stützte den Kopf in die Hände. Alles um ihn verlor seine Bedeutung. Er strich über das Blatt Papier auf dem wackligen Tisch. Als die Feder schrill zu kratzen begann, bereitete ihm das Geräusch nahezu körperlichen Schmerz. Seltsam steif und hölzern standen die Buchstaben, als weigerteten sie sich ihre schreckliche Bedeutung anzunehmen.

Wie viele solcher Briefe habe ich wohl schon schreiben müssen, dachte er, in denen es immer sinngemäß geheißen hat: >Er war glücklich, daß ihn das Schicksal in die vorderste Reihe derer gestellt hatte. die berufen waren, die Epoche des tausendjährigen Reiches mit zu gestalten. Im unbändigen Glauben an die glückhafte Zukunft ist er in diese Schlacht gezogen. Voll Hingabe hat er dabei auf jenen Mann geblickt, der alles wieder emporreißen wird bis zum strahlenden Endsieg! Für unseren Führer gab er sein junges Leben hin.<

Ja, so etwa war es immer gewesen.

Und Eberhard Baum? Helgert hielt inne. Sollte er vielleicht mitteilen, daß ihm ein mächtiger Granatsplitter das Kreuz aufgerissen hat und er daran wahrscheinlich verblutet ist, hilflos krepiert? Das wäre nicht einmal das schlimmste. Aber, müßte er nicht schreiben, daß Eberhard die Sinnlosigkeit des ganzen Geschehens längst begriffen, aber nicht den Mut zur Tat gefunden hatte? Daß er krampfhaft die Selbsttäuschung suchte, nur um sich nicht entscheiden zu müssen? Daß die Unteroffizierslitzen und das Eiserne Kreuz seine Entscheidung zumindest verzögerten?

Dieses alles durfte niemals jemand erfahren, am allerwenigsten seine Eltern oder seine Braut. Also blieb ihm nichts als die schlichte Feststellung, daß er mit Eberhard einen Freund verloren hatte, den er nie vergessen würde.

Eine Träne tropfte herab. Er wischte sie mit dem Blusenärmel weg. Ein matter Streifen blieb auf dem Bogen zurück.

Helgert zündete sich eine Zigarette an und ging zum Fenster. Im Osten stiegen schwarze Brandschwaden in den blauen Himmel. Diese verdammten Heldenbriefe, dachte er. Jeder, der schreibt, daß der Tod hier draußen, Tausende Kilomete von der Heimat entfernt, etwas Großes und die Krone der Pflichterfüllung bedeutet, der lügt!

Die toten Augen des Oberwachtmeisters Senfleben starrten plötzlich durch die blinde Scheibe der Hütte - das gezackte Loch im Stahlhelm und die tiefe blutige Bahn quer durchs Gesicht. Und diese Augen blickten stechend, nagelten fest, wie zwei Bajonette einen Leib am Scheunentor festzunageln vermögen. Nichts in dem ausgebluteten Gesicht rührte sich. Aber der Oberleutnant hörte dennoch, wie die Frage, ja, wie diese Frage mit Senflebens trompetender Stimme dröhnend in den Raum gesetzt wurde: Und was haben Herr Oberleutnant meinem Vater nach Degerloch bei Stuttgart geschrieben, als ich abkratzte? Alles mal herhören: >Der Oberwachtmeister Senfleben fiel an der Ostfront in treuer Pflichterfüllung für Führer, Volk und Reich. Die Batterie wird sein Andenken in Ehren halten. Er war einer unserer Besten! Heil Hitler! Gezeichnet Fritz Helgert, Oberleutnant und Batteriechef.<

Warum haben Sie eigentlich nicht geschrieben, Herr Oberleutnant, daß ich im Augenblick des Heldentodes volltrunken war, besoffen wie eine ... na, Sie wissen schon. Und daß Sie mich in diesen Scheißfeuerzauber reingejagt haben, konnten Sie wohl auch nicht gut mitteilen, Herr Oberleutnant!

War ja meine Schuld, daß ich nicht im Graben blieb. Sonst hätte ich das Ding auch nicht abgekriegt. Also sind Sie aller persönlichen Schuld und Verantwortung enthoben. Aber so ein bißchen Seelenmauke ist doch zurückgeblieben, nicht wahr?

Hätten den alten Schießer Senfleben ruhig in einer Ecke seinen Affen auspennen lassen können, anstatt ihn hinauszuhetzen, damit - wie Sie meinten - die Moral der Truppe nicht ins Wackeln gerät...

Wie gesagt, wenn Sie mich hätten pennen lassen, dann wäre ich wieder aufgewacht, aber so ... ist es verdammt kalt am Arsch hier, Herr Oberleutnant, und es dauert lange ... lange ... Auch die Augen tun mir immer so weh, Sie wissen doch, beide wurden weggefetzt wie von eisernen Klauen. Eines verspreche ich Ihnen jetzt schon, Herr Oberleutnant: Wenn Sie hier ankommen, dann feiern wir ein Fest, Mensch, dann machen wir einen drauf!

Der Oberwachtmeister Senfleben brach in ein sich überschlagendes Gelächter aus, doch sein Gesicht blieb unbewegt dabei.

Ein wütender Schmerz riß Helgert in die Wirklichkeit zurück. Die Zigarettenglut hatte ihm den rechten Zeigefinger versengt.

»Mensch, meine Nerven!« flüsterte er vor sich hin. »Dieses Bild werde ich nicht mehr los. Nicht mal der dreizehnte Juli hat es ausgelöscht.«

Der Morgen dieses 13. Juli 1943 zog an ihm vorüber., Er hatte es dort oben, auf der Höhe 228 bei Beresowez, am Scherenfernrohr geahnt, daß die Russen durchstoßen und den Orelvorsprung auslöschen wollten. Als dann Major Meusel in aussichtsloser Situation forderte, es müßte bis zum letzten Mann gehalten werden, und gleichzeitig selber mit dem Abteilungsstab flüchtete, da war es über den Oberleutnant gekommen, da wollte er allen zeigen, was für ein Held er sein könnte, zu welchen persönlichen Tapferkeitstaten er fähig wäre. Da war nichts als Ehrgeiz in ihm gewesen.

Gewiß, er hatte seine Männer herausgehauen. Einen Teil wenigstens. Aber wofür? Helgert stöhnte. Schießen, schlagen, stechen, hauen, Knochen hinhalten - das war das einzige was er bisher gelernt hatte.

Er schaute hinaus. Längst war die letzte Zeile abgetrocknet. In

der Ferne hatte es wieder zu murren begonnen.

Ein Sperling schilpte im Dachstroh, zeterte dann laut mit ein paar anderen. Der lange Ziehbrunnen knarrte ächzend. Wie ein riesiger Kreuzbalken auf einer Richtstätte wies er in das weißballige Gewölk.

Lange überlegte Helgert, ob und wie er wohl Claudia Sanden schreiben sollte. Standen sie sich eigentlich so nahe, daß er die rechten Worte finden würde? Waren sie andererseits nicht durch Eberhard miteinander verbunden - noch dazu wo sie ihm gerade vor kurzem diesen Brief geschrieben hatte mit der Bitte, er möge sich um Eberhard kümmern!

Schließlich aber kam er zu der Meinung, daß es Sache von Eberhards Eltern wäre, das Mädchen in geeigneter Weise über das Geschehene zu unterrichten.

Noch einmal blickte er auf den geschlossenen Briefumschlag, ehe er langsam und etwas gebeugt hinausging. Ohne sich von jemand zu verabschieden, stieg er in den Wagen und fuhr die wenigen Kilometer nach Orel, um die neuen Stellungen anzusehen.

Über der Stadt lag seit Tagen eine schwarze, ölig schimmernde Wolke. Militärisch sinnlose Sprengungen jagten immer neue Schwaden empor. Die für die Zerstörung Zuständigen im Armeestab und bei den Korps verwendeten sehr viel Sorgfalt auf diese Operation. Alle Erfahrungen der >verbrannten Erde< und der in den beiden vergangenen Jahren geschaffenen >Wüstenzonen< sollten hier eine weitere Steigerung erfahren. Verwesungsgeruch verpestete die Straßen. Unaufhörlich rissen detonierende Ladungen flackernden Schein in die zerfallenen Häuserzeilen. Dunkelgrauer Staubdunst quoll aus Gassen und Steintrümmern, kroch langsam zur Oka hinunter und klammerte sich überall zäh an.

Dazwischen hasteten Kolonnen nach Westen. Auf der Chausee

nach Karatschew und Brjansk drängten die Fahrzeuge der rückwärtigen Dienste schon tagelang der Desna zu. Die Umklammerung wurde immer würgender. Viele rechneten damit, daß es nach Zerstörung der Stadt nur noch wenige Tage bis zur völligen Einschrumpfung des einstmals protzigen Frontvorsprungs dauern würde.

Der Krieg frißt so viele, dachte HeIgert, warum soll er nicht eines Tages auch mich nehmen? Wäre es nicht das beste und die Lösung aller Probleme? Das gäbe zwar kein Staatsbegräbnis a la Mölders oder Reichenau; vermutlich würde ich nicht einmal eine schöne Leiche sein, sondern eine verdammt unheldische, die jedem schwarzweißroten Generalsideal ebenso hohnspricht wie der neudeutschen Heraldik.

Und der Herr Pfarrer wird von der ewigen Seligkeit und vom lieben Gott sprechen. Was ist das eigentlich: Gott? Das ist für mich eine Drossel, die unbekümmert im Schlachtenlärm singt und nicht auf mich schießt. Gott, das sind die Blumen, schön und geheimnisvoll, vor denen man nicht in Deckung gehen muß. Gott, das ist blinkendes Sternenlicht, aus dem kein Phosphor rinnt, um Menschen bei lebendigem Leibe zu verbrennen. Gott, das sind erklärbare Realitäten. Dafür brauche ich keine Vorstellung von einem Mann im Walle-walle-Bart, der irgendwo über den Wolken seinen utopischen Himmel hat, welcher Tag und Nacht von Schlachtfliegern und Bombern durchstoßen wird.

Was bleibt denn aber sonst noch? Etwa dieser Reigen, der da heißt : Pflichterfüllung, Treue und Ehre, Manneszucht und Gehorsam? Diese warm getönten Schilder, auf denen >Heimat< und >Vaterland< steht? Muß ich nicht meinen Männern und deren Angehörigen wenigstens das zu ersparen suchen, was wir hier anderen zugefügt haben und jeden Tag weiter zufügen? Wir, das sind nicht nur meine Batterie oder mein Regiment, das ist jeder; vor allem aber jene Einsatzkommandos weit hinter der Front. Bewahrt sich noch irgend jemand eine innere Regung, wenn Dörfer hochflammen und die Menschen - immer nur Frauen, Kinder und Alte - weinend, mit haßerfüllten Augen an den Feldrändern hocken und über ihrem Leid sogar den nagenden Hunger vergessen? Das muß doch eines Tages

unbarmherzig als Vergeltung über die Deutschen kommen?!

Und dann? Was wird dann sein? Dann werden in Deutschland die Galgen stehen, eng wie ein gesunder Kiefernwald. Dann wird man jedem Offizier die Frage stellen: Und du? Wie hast du gehandelt? Du bist doch ebenfalls in fremde Länder eingedrungen und hast Tod und Zerstörung gebracht! Bei diesem Gedanken fröstelte Helgert. Gewaltsam unterdrückte er das neue Angstgefühl, welches ihn plötzlich und unvermutet befallen hatte.

»Wen interessiert in diesem Wirrwarr überhaupt, was später sein wird«, knurrte er.

Helgert bremste den Wagen an einer Buschgruppe und tarnte ihn notdürftig. Dann schlenderte er zur Oka hinunter und starrte in das schlammig ziehende Wasser. Hier, etwa einen Kilometer vom Ufer entfernt, sollten die neuen Feuerstellungen der Abteilung liegen.

Die sowjetische Artillerie war anscheinend vorgezogen worden, denn sie begann, das Gelände mit schnellen leichten Granaten abzutasten.

Helgert blickte zur Pontonbrücke, an der sich Menschen und Gerät ballten.

Die II. Abteilung des Regiments hatte bis zum letzten Augenblick mit ihren Kampfstaffeln auf der Ostseite des Flusses zu bleiben und sollte frühestens in der Nacht zum 4. August auf das Westufer verlegen. Was daraus wurde, war noch in keinem schriftlichen oder mündlichen Befehl verankert. Weiter oben, in der Gegend von Seminarskaja, sollte die Straßenbrücke noch intakt sein. Dort würde sich, wie hier über die Pionierbrücke, der Fluchtstrom nach Westen wälzen. Im Norden der Stadt war überstürzt ein weiterer Übergang errichtet worden.

Alle Augenblicke hackten die Vierlinge ihre Leuchtspurgarben in die Luft, um die ständig angreifenden Schlachtflugzeuge wenigstens von den Brücken fernzuhalten . Die Pioniere warteten jede Minute auf ihren Abbaubefehl. Sehnsüchtig schielten sie zu

den behelfsmäßigen Verladerampen auf der anderen Seite, wo letzte deutsche Panzer im Eisenbahntransport nach Westen abrollten.

Dafür war leise, aber unverkennbar, immer öfter das Geräusch von T -34-Motoren nicht weit vom Ostrand der Stadt entfernt zu vernehmen.

Panzer machten die Landser nervös. Sie spürten die Diskrepanz zwischen den protzigen Bezeichnungen der NS-Panzertypen und dem namenlosen T 34, der immer nachdrücklicher für sie zum Inbegriff des besten Panzers aller Kriegsfronten geworden war. Da waren die von Tag zu Tag seltener auftretenden Ferdinands, Nashörner, Hetzer, Tiger, Panther, Hornissen, Jagdpanther. Und auf der anderen Seite wurde die Zahl der im Ural oder sonstwo gebauten Kampfwagen ständig größer.

An der Pionierbrücke zeterten Stimmen. Eine Kolonne von Munitionsfahrzeugen wollte nach vorn, wurde aber von dem einseitig zähen Fluß der Zurückflutenden daran gehindert. Es entstand ein maßloses Durcheinander.

Helgert ging den ausgefahrenen Zufahrtsweg hinunter, zog die Pistole und brüllte. Minuten später quälten sich die Pferde vor den schwerbeladenen Fahrzeugen im Sand des Ostufers weiter.

Alles Granaten für leichte Feldhaubitze 18 dachte der Oberleutnant.

Auch die Munitionsstaffel der Abteilung war dabei. Auf dem vorletzten Wagen thronte der Unteroffizier Heidemann. Ein Splitter hatte ihm den linken Unterarm aufgerissen. Aber der Korporal wollte um keinen Preis in ein Feldlazarett, weil sein Respekt vor den allseitig in der Etappe operierenden Partisanengruppen viel zu groß war. Also blieb er bei seinem Haufen und machte sich einstweilen in der Protzenstellung nützlich.

Heidemann erkannte seinen Batteriechef, sprang vom Fahrzeug und meldete: »Mit Munition, Verpflegung und Post auf dem Weg zu den Feuerstellungen!«

»Habt ihr was für mich?«

Diese Frage war ebenso mechanisch wie der jede Nacht fällige Stellungswechsel. Schließlich hatte der Soldat die Pflicht, sich über ankommende Post zu freuen.

Der Beifahrer langte nach dem Jutesack, schnürte ihn auf und holte ein Bündel Postsachen hervor. Mit schnellen Fingern wendete er Stück um Stück. Dann hielt Helgert einen Brief von IlseFIngern in der Hand.

Schnaubend legten die Pferde sich schon wieder in die Stränge. Der Oberleutnant blickte ihnen nach, dann riß er den in Berlin abgestempelten Umschlag auf. Nur schwer gaben die Worte zunächst einen Inhalt.Er Ias das Wesentliche noch einmal:

>… bin ich nach alledem zu der Erkenntnis gelangt, daß es für beide das beste ist, wenn sich unsere Wege trennen. Du bist dann in allen Deinen Entscheidungen unabhängig und brauchst keine Belastungen aus unserer Vergangenheit mehr zu tragen, und ich bin nicht gezwungen, mein weiteres Leben von Deiner Großzügigkeit und von Deinem Verzichtenmüssen abhängig zu machen.

Im übrigen möchte ich Dich informieren, daß ich gegenwärtig Maßnahmen erwäge, die möglicherweise eine Wiederaufnahme des damaligen Verfahrens zur Folge haben könnten …<

Fritz Helgert zwang sich gewaltsam zur Ruhe. Bleibt mir denn überhaupt nichts erspart? Habe ich Ilse irgendeine Veranlassung gegeben, mir so etwas vorzuschlagen? grübelte er.

Der Oberleutnant hatte seiner Frau gegenüber nie eine Andeutung über das Ehrenverfahren gemacht. Außerdem kannte er selbst nicht einmal den derzeitigen Stand. Wußte sie etwas? Und woher?

Ilse erwägt Maßnahmen zur Wiederaufnahme des Verfahrens! Gibt es denn inzwischen neue Fakten? Braucht sie mich dabei gar nicht? Sie will nicht von meiner Großzügigkeit abhängig sein! Gut, das ist verständlich. Aber von meinem Verzichtenmüssen!

Seltsam. Und wenn Ilse aus unbekannten Gründen unserer Ehe plötzlich keine Bedeutung mehr beimißt? Der Krieg hat schon soviel zerstört. Und er zerreißt jeden Tag tausend innere Bande . . .

Helgert war wie benommen.

Der Boden begann plötzlich zu zittern. Drüben in der Stadt schlug mit Donnergetöse eine ungeheure Rauchwolke empor. Die rechte Wand eines Hochhauses drehte sich langsam zur Seite, barst krachend und prasselte in die Tiefe.

Aus der Gegend um Sobakino hämmerten dünn Maschinenwaffen. Dazwischen blafften die Abschüsse von Panzerkanonen. Die Front war splittrig, zerklüftet, aufgerissen. Überall kämpften die roten Sternkokarden sich noch näher an die Stadt heran, prallten erneut auf den Widerstand der MG 42 und verbissen kämpfender Panzer. Dann stieg Gedröhn hoch in die Gluthitze des August.

Und über die beiden Pontonbrücken hasteten Menschen und Fahrzeuge noch schneller, wollten wegkommen aus der Zone bevorstehender Vernichtung.

Der Gefechtslärm wurde immer stärker. Dem Oberleutnant Helgert blieb keine Zeit für Persönliches. Er fuhr zur Feuerstellung, überzeugte sich davon, daß die Geschütze seiner Batterie einsatzbereit waren. Dann raste er wieder vor.

*

Der Sanitätsobergefreite Heizer war Bmißtrauisch geblieben. Daran hatte auch der Tod von Eberhard Baum nichts geändert, im Gegenteil! Schon seit etwa einem Monat schleppte er als ständige Nährquelle jenes Mißtrauen einige handfeste Beweise mit sich herum. Das erste, was ihm nachhaltig bestätigt hatte, daß der Neue, dieser Kanonier Bender, ein Prahlhans sein mußte,

war der blödsinnige Vorschlag gewesen, ob sie nicht alle drei zusammen rübergehen wollten. Heizer entsann sich, daß er damals, vorn im Infanteriegraben, dem zwar zugestimmt, aber schon auf dem Wege zur Feuerstellung plötzlich ein warnendes Gefühl in der Magengrube wahrgenommen hatte. Sollte Bender etwa keine Gelegenheit gehabt haben, in der Beresowezer Feuerstellung zu bleiben und sich den stürmenden Russen zu ergeben? Bei der Fülle von Bunkern dort? Er, Heizer, hatte sich das ernsthaft vorgenommen. Aber da schossen die Russen plötzlich schon von der eingebauten Feldküche her wie die Verrückten. Auf einmal war er mit den anderen im Panzergraben; vorn Helgert und hinten Gengenbach; mit Bender übrigens. Und er war mitgerannt, ohne noch weiter nachdenken zu können.

Wenn Heizer beides zusammen bedachte, diesen Vorschlag zum Überlaufen zu dritt und das offensichtliche Kneifen Benders, dann kam er jedesmal zu der gleichen Überzeugung: Dieser Kanonier Bender muß ein Provokateur oder sogar ein Zinker sein.

Nachdem Baum gefallen war, quälte ihn der Gedanke, daß nun ganz allein ihn eine Vertraulichkeit mit solch einem Menschen verband, der früher Mitglied der Kommunistischen Partei gewesen war. Der Kanonier hatte in der Zwischenzeit auch nicht wieder von diesem Plan gesprochen, obwohl sie sich bei dem Rückzugsgewürge alle Nasen lang über den Weg gelaufen waren.

Zudem mußte Heizer in den letzten drei Wochen mehr Verwundete versorgen als 1942 und im ersten Halbjahr 1943 zusammengenommen. In seine große Tasche stopfte er so viel Verbandmaterial hinein, wie er nur bekommen konnte. Man wußte schon, warum der Sanitätsobergefreite bereits zu Beginn des Rußlandfeldzuges das EK II bekommen hatte ; das Kriegsverdienstkreuz besaß er selbstverständlich auch.

Gestern, am 2. August, war über Sobakino eine mächtige Granatenschütte niedergegangen, und sie waren mit Troß und Protzen hindurchgaloppiert, daß ihm jetzt noch schwindelte. Seitdem rührte sich kaum etwas in den staubigen Straßen. Die Infanteristen hatten einen lockeren Ring vor das Städtchen

gelegt. B-Stellen und Vorgeschobene Beobachter der I. und Il. Abteilung waren dabei. Trotzdem würde in den nächsten Tagen bestimmt wieder ein weiterer Schritt Richtung Metropole Orel zu erwarten sein.

Heizer bezog ein leeres Haus am Rand der zerschossenen Ortschaft und hängte einen schmutzigen weißen Lappen mit dem roten Kreuz über ein offenstehendes Fenster. Dann setzte er sich gelassen vor die Tür. Würden die Landser sofort sehen, wo der vorgeschobene Verbandplatz von Heizer war. Hier wollten die Beobachtungsleute ihn wieder abholen, wenn Sie Stellungswechsel machten.

Sofern ihn nicht gerade die gleichmäßig heranrauschenden Feuerüberfälle der sowjetischen Artillerie störten, gab er sich seinen Gedanken hin: Wie schön wird es sein, wenn Reaktion und Krieg überstanden sind und durch richtige parlamentarische Abstimmung legal etwas Neues begonnen wird, bei dem auch ich dann auf dem richtigen Posten dabei bin. Aber der Bender gefällt mir gar nicht. Der Mann wird für mich förmlich zur Gefahr. Diesen Burschen, die früher mal in der KP waren, bin ich bereits vor dem Krieg mit reichlicher Vorsicht, man muß schon sagen, mit solider Abneigung begegnet. Der kann mich ja glatt unter Druck setzen!

Es wurde schon schummerig.

Vorn ein Geschieße, daß das Ende von weg ist. Durch die Nebenstraße scheinen jetzt des öfteren Protzen zu galoppieren oder Fernsprechwagen ... Nanu? Es ist doch überhaupt noch nichts von Zurückgehen befohlen worden? Wollen die schweren Infanteriegeschütze vielleicht seitlich in einen feuerarmen Raum ausweichen?

Wieder folgten einige Granaten, gingen in Straßen, Zäune, Dächer, Gärten. Es rollte schauerlich dort, wo eben die Gespanne vorübergehastet waren. Er sprang in einen offenen Kartoffelkeller; mehr ein ausgemauertes größeres Loch hinter einer festen Scheune. Das ist eine Deckung nach Maß, dachte er. Da holt mich nichts heraus. Höchstens der Iwan persönlich. Und dabei habe ich schließlich auch noch ein Wort mitzureden.

Die Einschläge kamen in unregelmäßigen Abständen, wurden seltener. Dunkelheit senkte sich über das Land. Die Granatwerfer belferten schon eine ganze Weile nicht mehr.

Jetzt schippen die Stoppelhopser wahrscheinlich beiderseits ihre Schützenlöcher. Vor allem können sie auch endlich mal abprotzen - exkrementieren, wie der Oberst als feiner Mann zu sagen pflegt. Heizer grinste vor sich hin.

Das Alleinsein machte ihn langsam nervös. Als der artilleristische Abendsegen vorüber war, kroch der Sanitätsobergefreite aus dem dumpfwarmen Keller und ging vorsichtig durch die Sonnenblumengärten. Eine Weile zögerte er, wechselte dann zur anderen Straßenseite hinüber und hockte sich hinter ein Haus. In der Luft war noch immer ziehender Qualm von Pulver und erkaltetem Brand, keimte süßlich-fader Dunst von Blut und beginnender Verwesung. Nun war auch hier Schädelstätte geworden.

Heizer lauschte. Ein Geräusch fesselte ihn. Mit gleichmäßig knirschendem Zirpen rissen irgendwo sommertrockene Grashalme ab, wie von Pferdelippen gezupft. Ganz deutlich hörte er es jetzt. Es mußte direkt hinter der Hütte sein.

Der Sanitäter trat vorsichtig zwischen die beiden Häuser. Zwei Silhouetten waren hoch vor ihm aufgereckt. Pferde. Scharf umrissen standen sie gegen den sehr hellen Nachthimmel. Unbeweglich schien das eine. Wenn der Wind spielte, flatterte die Mähne. Das andere richtete sich ab und zu auf, verharrte lauschend. Dann senkte es den Kopf, und das Graszupfen wurde wieder vernehmbar. Dazwischen lagen dunkle Schatten auf der Erde. Hin und wieder bewegte sich der eine lautlos aber in jagender Hast.

Heizer kroch bis an den Rand des Vorgartens. Wie ein würgender Griff fuhr es ihm an den Hals. Ein schweres Infanteriegeschütz. Mit sechs Pferden bespannt. Das war es einmal. Jetzt ragte das Rohr schief gegen die ersten Sterne. Speichen waren zersplittert, Stahlwände durchsiebt. Die Protze war umgestürzt und geborsten; Waffen, Kartuschen und Geschoßkörbe hatte der Volltreffer auseinander gefegt. Zwei Männer lagen verkrümmt.

Sofort war der Sani da. Nach kurzer Untersuchung stellte er fest, daß hier jede Hilfe zu spät kam.

Während er noch bei den Toten kniete, blickte er hoch. Drei Schritt vor ihm stand jetzt der Rappe, dem rotblasiger Schaum vom Halse flog. Weit aufgerissen war die Brust, bis tief in die Lunge. Neben ihm hingestreckt das andere Stangenpferd. Ein schwerer Fuchs. Über die verbogene Stahldeichsel griff steif ein Bein. Der Körper war schon jetzt leicht aufgetrieben. Der zweite Schatten, im Gewirr der Hanfstränge davor, bewegte sich plötzlich. Halb auf dem Rücken lag der Wallach. Jetzt keilten die Hufe wieder in die Luft. Hartes Riemenzeug ächzte. Beide Vorderhände waren gebrochen. Daneben ein Hengst, vielfach zerschlagen; unentwirrbares Geschlinge von Kandare, Gedärm, Schnallen und Zügelfetzen. Der Kopf hing schräg in einem brandigen Trichter. Die blutigen Nüstern waren weit gebläht.

Still hockte das vordere Sattelpferd, ein starker Brauner, die Beine unter den Leib gezogen. Manchmal spielte ein Ohr, aber müde, ganz müde. Die linke Seite schien von einem Riesenmeißel weggenommen zu sein.

Heizer stand auf, zog die Nullacht aus der Pistolentasche, riß den Schlitten nach rückwärts und ließ die Patrone in den Lauf gleiten. Dann knallte es mehrmals trocken, und der Sanitäter hatte auch hier geholfen - dem Rappen, dem Wallach und dem Braunen.

Vorn beugte sich der schlanke Hals einer Stute mit feinem Schnauben wieder tief hinab. Heißhungrig griffen die Lippen in die Halme. Der Obergefreite spannte das Tier aus und gab ihm einen Schlag auf die Kruppe. Aber es ging nur einige Schritte und fraß weiter.

Heizer wurde es plötzlich unheimlich zumute. Er suchte Menschen. Dumpf holperten seine zu großen Stiefel über zerpflügtes Pflaster, knirschten auf Scherben, stolperten durch wirre Knäule herabhängender Drähte und immer wieder an frischen Trichtern vorbei. Weit verirrte er sich zum Nordrand des Ortes hin. Der Hall seiner Schritte fiel in tote Fensterhöhlen. Irgendwo knarrte eine Tür im Wind. Er trat zögernd in die

Hausnische und setzte sich.

Wie mag es wohl bei den Roten sein? Gesetzt den Fall, ich nehme demnächst eine günstige Gelegenheit wahr und verschwinde nach drüben? Schon bei dem Gedanken lief es ihm kalt über den Rücken.

Als er zum erstenmal in eine Kriegsgefangenen-Sammelstelle gekommen war ... dieser strenge Geruch von Schweiß, Blut, schlechten Verbänden und Machorka, Eiter und Hunger. Ja, Hunger stinkt! Die Blicke der Gefangenen waren nicht übertrieben freundlich gewesen. Das verfolgte ihn bis heute.

Auf der anderen Straßenseite hastete ein Mann im Dunkel nach rückwärts, verhielt, rannte wieder weiter, schien nochmals anzuhalten. Dann verloren sich seine Schritte endgültig. Ein Melder oder ein Störungssucher. Dem wird sicher wohler sein, wenn er wieder im offenen Feld ist, dachte Heizer.

Mattes Mondlicht lag nun auf Giebeln und Firsten. Zerschlissene Gardinen flatterten gespenstig aus zersplitterten Rahmen. Wie ein blutiger Ring klammerte die Front sich um das Städtchen.

Wolken zogen schleppende Schatten über das scheintote Häusergewirr. Heizer nahm sich vor, seinen Schulkindern von den Eindrücken solch einer seltsamen Frontnacht zu erzählen, zur Anregung, wenn ihnen beim Aufsatzschreiben wieder einmal nichts einfallen wollte. Zum Beispiel der Turm dieser kleinen Kirche dort, schien er nicht den Sehnsuchtsrufen der von hier Vertriebenen zu lauschen? War nicht die Nacht erfüllt vom Raunen dieser Stimmen? In jedem Torweg hockte die Erinnerung, klagte aus erkalteten Öfen, aus umgestürzten Schränken, geplatztten Wänden und jedem achtlos am Boden zertretenen Bild. So müßten sie etwa schreiben, die Buben und Mädel, bildhaft und bedeutend.

Seine Buben und Mädel ... Spielten nicht auch hier einstmals Kinder in den Gärten, auf Straßen und Plätzen, bis ihre Eltern sie nach Hause riefen? Sind hier nicht Menschen ihrer Arbeit nachgegangen? Ob das alles Kommunisten gewesen sind? Wer weiß. Auf jeden Fall hat der Krieg sie vertrieben. Wo mochten sie

jetzt sein, wenn sie überhaupt noch lebten? -

Ich werde denen zu Hause davon erzählen, beschloß Heizer. Von diesem verfluchten zweiten Weltkrieg. Selbst wenn es immer Kriege geben wird, da sie nun einmal Naturgesetz sind, so sollten sich wenigstens Kapitalisten und Arbeiter versöhnen nach dem Prinzip: leben und leben lassen. Nicht wenige sozialdemokratische Führer hatten das doch erklärt: Gebt den Arbeitern auch ein wenig Kapital, dann wird alles halb so problematisch sein wie früher.

Schwer lasteten plötzlich die Schatten seiner Vergangenheit und die Ungewißheit seiner Zukunft auf dem Soldaten Heizer aus dem Burgenland. Wie könnte er nur aus alledem herauskommen?

Warnungslos jaulte es plötzlich heran. Dann brodelten krachende Einschläge aus Häusergewirr und Straße. Ein unheimlicher Feuerüberfall mit zusammengefaßten Kalibern auf einen Zielpunkt!

Mit drei Sätzen war Heizer hinter einer schiefen Mauer, preßte sich dagegen und verfluchte die Minute, in der er den herrlichen Kartoffelkeller verlassen hatte.

Dann kam jener schreckliche Augenblick, in dem er erkannte, daß deutsche Batterien nach Sobakino hineinfunkten. Deutsche Batterien! Seine eigene vielleicht dabei! Während er hier stundenlang umherwanderte und träumte, hatte die Abteilung längst einen Stellungswechsel nach rückwärts vorgenommen. Mensch, was werden die für Gesichter gemacht haben, als sie mich in meinem >vorgeschobenen Verbandplatz< nicht mehr vorfanden, dachte Heizer besorgt. Vielleicht zweifeln sie an meiner Pflichtauffassung und fluchen, daß ich nicht da bin, wenn ich gebraucht werde?

Und die eigenen Granaten schlugen noch immer ein und zermalmten den Ort.

Die artilleristischen Kenntnisse des Obergefreiten waren ausreichend für die Feststellung, daß er sich jetzt im neuen Bereich des Gegners befand. Sein vielberedeter Frontwechsel war

plötzlich zu einer Tat geworden, die er nicht begrüßte. Er fühlte sich zwischen die Fronten versetzt. Und er war es auch.

Der Sanitätsobergefreite Heizer wollte einen schnellen Sprung an das Haus tun, um in den toten Winkel der deutschen Geschosse zu gelangen. Bei diesem Sprung erhaschte ihn einer der rund eintausendfünfhundert Splitter, in die sich - nach Dienstvorschrift - eine Granate der leichten Feldhaubitze 18 im Augenblick des Detonierens zu zerlegen hatte. Es schien ihm, als wäre ein Blitz in seine Brust gefahren. Seine Hände wühlten in der schwarzen Erde, wurden immer kraftloser.

Düster wie ein Sargdeckel stand das Kirchendach gegen erstes Morgengrauen.

Heizer kam wieder zu sich. Ein unerträgliches Brennen marterte Brustkorb und Rachen. Er wand sich verzweifelt, versuchte, dem Unbekannten zu entrinnen. Mit hämmernden Pulsen starrte er, ohne klar zu erkennen. Wie Zwingen lag es um seine Schläfen. Nur das nahe Brummen der sowjetischen Panzer drang noch zu ihm.

Als die Betäubung schwand, wußte er um den Splitter in der Brust und um die hohe Wahrscheinlichkeit seines Sterbens. Er fühlte keine Kraft, sich zu wehren.

Der Dorfschullehrer Hannes Heizer hatte das Thema nicht richtig erkannt und dementsprechend das Ziel verfehlt.

Schwer starb er.

Seine hellgelbe lederne Sanitätstasche, die er an den Brustkorb gepreßt hielt, war von dem vielen Blut ziemlich verdorben.

Sowjetische Sanitäter setzten ihn gleich am Morgen bei.

*

Um 23 Uhr hatten die sowjetischen Sturmdivisionen begonnen, ihren Angriff weiter vorzutreiben. In den ersten Stunden des 4. August war die Offensive um die todwunde, einst so malerische Stadt an der Oka in vollem Gange.

Eine der letzten Straßenbrücken war in der Nacht zur Sprengung vorbereitet worden. Sie wurde von einer Nachhut der Wehrmacht offengehalten, damit sich Panzer, Selbstfahrlafetten, Sturmgeschütze und Schützenpanzerwagen, die noch im östlichen Vorgelände operierten, bis zum letzten Augenblick zurückziehen konnten. Ab und zu fielen in der Nähe einzelne Schüsse.

Die Pioniere, welche die Brücke hochzujagen hatten, warteten auf den Sprengbefehl. Etwa gegen Mittag sollten die wuchtigen Steinbögen vor den Augen der Roten hochgeblasen werden. Das war die bisher letzte Version.

In der Stadt war das Getöse der Flucht. Dort, wo einst das bunte Gewimmel des Trödlermarktes wogte, dehnte sich jetzt ein Heerlager. Auch die beiden Pontonbrücken im Norden und Süden brachten keine nennenswerte Verkehrsentlastung und damit eine Entwirrung des Chaos in den Straßen.

In die knisternde Spannung, welche die letzten Gewehrträger an ihren verlorenen Posten umkrallte, brummten gelegentlich Motoren. Entfernter manchmal, aber auch schon reichlich nahe. Dann wurde wieder Infanteriefeuer hörbar, das aus dem im Nordwesten liegenden Stadtviertel kam. Der in der Nacht aufgekommene leichte Südostwind schwächte die Geräusche ab. Ein bleicher Mond erhellte den Uferstrich.

Über die Bohlen der Pontonbrücke am Südrand ratterten jetzt dumpf die Geschütze und Gefechtsfahrzeuge der Batterien der II. Abteilung zurück und gliederten sich in den großen Ost-West-Sog ein. Jeder einzelne Mann kannte den achtzehn Kilometer auf der Rollbahn entfernten Sammelpunkt, an dem alle Nachkommenden bis 15 Uhr aufzuschließen hatten.

Es war kurz nach drei Uhr. An den Pontons drängten die Männer der Pionierkompanie zu fieberhafter Eile. Auf der Uferstraße

standen ihre Fahrzeuge, mit denen sie das schwere Brückengerät, Sturmboote, Beute und vor allem sich selbst noch rechtzeitig in Sicherheit bringen wollten.

Helgert war von vorn mit dem Kradmelder zur Brücke gefahren, um befehlsgemäß sicherzustellen, daß auch der letzte Mann der Abteilung zum Westufer hinüberkam. Jetzt wartete er schon einige Zeit allein hier. Er war zufrieden, daß die Geschütze drüben waren und sich unter Leutnant Gengenbachs Führung irgendwo durch die südliche Vorstadt zur großen Rollbahn hinschoben. Nun mußte auch bald Söchting mit den Leuten von der B-Stelle eintreffen.

Immer wieder blickte Helgert besorgt dorthin, wo die Straßenbrücke hinter den beiden Schleifen der Oka liegen mußte. Seit einigen Minuten knallten dort heftig Panzerkanonen. Es hörte sich an, als stünden sie hinter den nächsten Häuserblocks. Wahrscheinlich waren das >Ferdinands <, die den Russen eine schnelle Annäherung an die Stadt erschweren sollten.

Oben, am Ostufer, kam jetzt im Laufschritt ein Fernsprecher in Sicht, die Aufnahmetrommel vor der Brust. Er kurbelte den letzten Leitungsdraht auf. Am Fernsprechwagen schnallte er die Kabelrolle ab und warf sie mit Schwung in den Kasten. Das Fahrzeug preschte über die Bohlen, um schnell Anschluß an die Batterie zu bekommen.

Der Fernsprecher ging zum Fluß hinunter und wusch sich den Schweiß ab. Mit einem Taschentuch trocknete er sein Gesicht und schlenderte auf den ersten Ponton zu. Als er den Batteriechef entdeckte, ging er schneller. Es war der Kanonier Rudolf Bender.

Helgert hatte ihn in den letzten Wochen kaum zu Gesicht bekommen, vor allem deswegen nicht, weil er immer bei dem Fernsprechtrupp der Feuerstellung eingesetzt war.

Bender meldete sich.

»Warum sind Sie denn nicht gleich mit dem Nachrichtenfahrzeug zurückgefahren?«

»Ich warte auf die Fernsprecher von der B-Stelle! Die haben meinen Gaul!« Bender sah den Oberleutnant ruhig an.

Helgert hielt ihm eine Zigarette hin. Schlagartig war ihm das letzte Gespräch mit Eberhard Baum gegenwärtig. Sieh mal an, dachte er, du witterst wohl Morgenluft, mein Junge! Doch wollte er jetzt nicht mit ihm darüber reden; dazu brauchte man Abstand und nicht Heftigkeit. Aber so ein bißchen testen konnte er ihn ja mal. Er warf das Streichholz ins Wasser. »Kommen Sie. Ich zeige Ihnen etwas!«

Sie gingen eine leicht gebogene Straße entlang, an deren Ende es unentwegt brandete. Als sie zur Hauptrollbahn vorkamen, empfing sie breit das Getöse Tausender und aber Tausender rastlos rollender Räder und Raupenketten.

Das soll ein planmäßiger Rückzug auf neue, wohlvorbereitete Stellungen sein? Flucht ist das, nur ganz schüchtern getarnte graue Flucht! dachte Bender und schwieg.

Ein zäher Strom von Lastwagen, Panzern, Motorrädern, Haubitzen, Personenautos, Geländekarren, Kettenkrädern, Sturmgeschützen und Reitern; Trauben von Soldaten, OT-Männern, Fliegern, alten und jungen, quoll dahin. Ketten von Radfahrern, Pak, Viehherden. Scheinwerfer, Zugmaschinen, Funkstationen. Hilfswillige und Pferdewagen, Gespanne ohne Zahl. Mörser, Spähpanzer, Protzen, Fliegerabwehrgeschütze, Pontons, Bäckereifahrzeuge und Kanonen. Dazwischen wieder Klumpen von Verwundeten mit schmutzigen, durchgebluteten Verbänden. Dann Selbstfahrlafetten, Werfer, Sankras, russische Traktoren, Entlausungsstationen, Feldküchen, Wassertanks, Nachrichtenfahrzeuge, Vierlingsgeschütze, landesübliche Fuhrwerke. Allenthalben bewegten sich unübersehbares Kriegsgerät und Menschen, immer wieder Menschen: Arbeitsdienstmänner, Wehrmachtsgefolge, Eisenbahner, Zivilisten.

In zwei Kolonnen nebeneinander marschierte alles nahezu diszipliniert aus der rauchverhüllten Stadt in den grauen Morgen. Hinter sich wußten sie die sowjetischen Panzer und die Kraft des Zornes.

»Na?« Helgert blickte etwas spöttisch auf Bender. »Hoffentlich finden wir unseren Verein in dieser Flut wieder.«

»Wissen ja alle, wo sie sich sammeln sollen ... «

Langsam wurde der Strom dünner. Ab und zu klafften schon Lücken. Unmerklich begann sich das jüngste Niemandsland zu bilden.

Sie ließen das Hasten hinter sich und gingen zur Pontonbrücke zurück. Einige alte Panzer IV fuhren mit nervösem Motorengedröhn neben die Häuser, schoben sich vor und zurück, als suchten sie geeignete Schußpositionen. Der Frühnebel über Wiesen und Bäumen ließ ihre Umrisse nur unklar erkennen.

»Schöne Scheiße, was?« eröffnete der Oberleutnant wieder das Gespräch.

»Das letzte Bataillon auf den Schlachtfeldern dieses gigantischen zweiten Weltkrieges wird ein deutsches sein!« Bender mußte sich zusammennehmen, um dabei nicht in den Tonfall des Gefreiten aus Braunau zu geraten.

»Haben Sie gesagt!«

»Nein, der Führer, Herr Oberleutnant!«

Der nimmt mich auf den Arm, dachte Helgert. Und ich kann ihm nicht einmal das Maul verbieten.

Die Pioniere rissen bereits die ersten Anker heraus, als die vielleicht letzten Infanteristen und Artilleristen den Sandweg herunter gehetzt kamen.

Söchting mit seinen Männern war dabei. »Hinter uns dürfte kaum noch was sein, Herr Oberleutnant!«

»Doch, der Iwan!«

Jetzt blieben nur ein paar Sturmboote am Ostufer liegen, während sich die Brücke im Zusehen auflöste. Die ersten Flugzeuge waren bereits in der Luft.

»Sind alle da?« Helgert drehte sich im Sattel um.

Söchting trabte zu ihm heran. »Der Sani fehlt!«

»Heizer ?«

»Ja, als wir zurückkamen, haben wir ihn nicht mehr in seiner Bude gefunden. Ich nahm an, daß er schon allein zur Brücke vorausgegangen ist!« Söchting wartete.

Der Oberleutnant schüttelte den Kopf und biß sich auf die Lippen. Also doch, dachte er, sieh mal einer an!

»Vielleicht ist er mit der Infanterie zurückgegangen?« In Söchtings Stimme war kein Argwohn. »Vielleicht«, sagte Helgert und blickte zu Bender hinüber, der das ganze Gespräch mitgehört haben mußte. »Vielleicht ist er längst auf dem Wege zum Sammelpunkt, während wir uns den Kopf zerbrechen.« Helgerts Stimme klang heiser. Er trabte an und fühlte in sich einen dumpfen Groll. Es dauerte nicht lange, bis er eindeutig ausgemacht hatte, daß rote Panzer bereits in der Stadt rumorten. Jetzt fehlte nur, daß die Kolonnen in Panik verfielen. Dann würde in Sekunden ein Knäuel daraus und eine Straßenverstopfung, die das Ende bedeutete. Weiß der Henker, ob die wenigen klapprigen deutschen Panzer die T 34 auch nur für eine Stunde aufhalten.

Der Oberleutnant blickte auf die Armbanduhr. Gleich fünf. Die Zeit raste. Wütender Gefechtslärm war jetzt vom Ostrand der Stadt vernehmbar. Nun sind sie dran an dem Steinhaufen, dachte er und ließ einen Kilometer lang am Straßensaum galoppieren. Die Pferde mühten sich mit letzter Kraft. Allmählich wurde das Geschieße undeutlicher. Sie reihten sich in den allgemeinen Trott ein.

Helgert winkte Bender heran und versuchte, mit ihm ein harmloses Gespräch über Berlin zu führen.

Etwa vier Kilometer westlich der Stadt gab es eine Stockung. Einer Achtzehn-Tonnen-Zugmaschine, welche einen nicht einsatzfähigen Panzer abschleppte, war die Raupe gerissen.

Nervös fingerte der Fahrer. Seine Begleiter blickten die Straße entlang, dorthin, wo die Qualmwolke noch immer unvermindert und voller Drohung am Horizont stand. Sie sahen nicht sonderlich mutig drein.

Bender grinste. »Stunde um Stunde im Osten auf der Wacht sein, damit die Heimat lebe!«

»Ist das von Ihnen?«

»Alfred Rosenberg !«

Halb verärgert, halb belustigt sah Helgert schräg aus den Augenwinkeln zu Bender hinüber. Der zitiert unsere Oberscheiche auswendig, dachte er, und immer dann, wenn es wie die Faust aufs Auge paßt.

»Und was sagen Sie zu Eberhard Baum?«

»Sind heute zweiundzwanzig Tage her, seit er fiel.« Benders Gesicht verschloß sich.

»Haben wir ja wohl beide einen Freund verloren?«

Der Kanonier antwortete nicht.

Links hinter den Kiefernwipfeln schwoll ein Geräusch, wurde schnell zum Dröhnen. Schlachtflieger stießen plötzlich zur Straße hinüber, kanteten die Maschinen hoch. Grell leuchteten ihre roten Sterne. Mit offenen Fängen jagten sie über die hastenden Kolonnen hin. Offenbar waren sie der vielen lohnenden Ziele wegen längst verschossen.

Jetzt ritten die Artilleristen weit auseinandergezogen.

Bender wußte sich auf den Oberleutnant keinen rechten Vers zu machen. Hatte der die Prominentensprüche nur aus Frontwurstigkeit hingenommen? Rudolf Bender beschloß, künftig auf der Hut zu sein. Ob Heizer tatsächlich abgehauen ist? Falls Helgert irgend etwas weiß, wird er mich jetzt unter die Lupe nehmen. Früher hätte sich notfalls Eberhard Baum einschalten können. Das ist nun vorbei. Ich kann nur dann auf die andere

Seite gehen, wenn nicht der geringste Verdacht für eine Fahnenflucht besteht. Mutters wegen. Schon deshalb darf dieser Schritt nicht übereilt werden. Aber an der Zielsetzung ändert sich nichts.

Helgert ritt schweigend weiter. Ein ungeheurer Zwiespalt war in ihm. Heizer ist also übergelaufen. Das steht fest. Und dieser Bender ist auch ein unsicherer Kantonist. Ich als Batteriechef führe über beide die Dienstaufsicht und weiß zumindest von einigem. Eine verteufelte Situation. Und gerade jetzt, wo ich den Kopf frei haben müßte, schreibt Ilse in offenbarer Verwirrung diesen Brief und schlägt mir die Scheidung vor.

In nicht aIlzu großer Höhe, etwas seitlich von der Rückzugstraße, tauchte ein Bomberverband auf. P 2. Vielleicht einhundertzwanzig Maschinen. Die Kolonnen waren im Handumdrehen ein wirres Durcheinander. Wie von einer riesenhaften Peitsche gejagt, versuchte alles, rechts und links der Rollbahn, von Fahrzeugen und Gerät abgesetzt, Deckung zu finden. Das Geschwader zog murrend darüber hin, ohne daß eine Bombe ausgeklinkt wurde.

Helgert starrte ihnen nach. Sein Gefühl wehrte sich gegen das Eingeständnis der deutschen Niederlage wie auch gegen die Anerkenntnis der Überlegenheit der anderen Seite. Er fürchtete sich vor Einsichten, die plötzlich alle Widersprüche voll aufreißen konnten.

Übergangslos wandte er sich an Bender. »Halten Sie es für denkbar, daß Heizer noch rechtzeitig vorne weggekommen ist oder hätte wegkommen können?«

Rudolf Bender zog unwillkürlich die Kandare an. Das Pferd schnaubte und warf den Kopf zur Seite. »Vielleicht ist er verwundet worden!?«

Der Oberleutnant war so überrascht, daß er zunächst gar nichts sagte. An diese Möglichkeit hatte er in seiner vorgefaßten Meinung überhaupt nicht gedacht. »Sie haben recht«, murmelte er. »Das könnte auch sein."

»Heizer war meiner Ansicht nach ein vorbildlicher Frontsoldat und unermüdlicher Sanitäter. Er hatte doch in jeder beschissenen Lage Mut; mehr als mancher andere!«

Der Oberleutnant meinte, daß ihn Bender nun mit der Anspielung auf den persönlichen Mut in unverschämtester Art verhöhnte.

*

Der Oberfeldwebel, welcher als Zugführer die sechs schweren Panzerabwehrkanonen auf der Westseite des Moskauer Bahnhofs Orel befehligte, lauschte aufmerksam. Nach ein paar Sekunden nahm er den Stahlhelm ab. Jetzt konnte er besser hören.

Im Nordwesten der Stadt nahm der Gefechtslärm seit einigen Minuten ständig zu. Am Ostrand dauerte die Schießerei schon während der ganzen Nacht an. Auch im Süden wurde es zunehmend lauter; aber es schien ihm doch erheblich weiter entfernt zu sein als diese Panzergeräusche im Nordwesten. Wer konnte denn da halb im Rücken der Front herumballern? Vielleicht eine Handvoll Partisanen, die jetzt Zunder bekamen. Wahrscheinlich kurvten dort einige >Tiger< und >Panther<, möglicherweise auch schwere Sturmgeschütze vom Typ >Ferdinand<, und schossen auf jede Fliege.

Er horchte wieder angespannt. Auf jeden Fall bekümmerte ihn das Ganze, weil überall dort, wo jetzt geschossen wurde, der Fluchtweg gefährdet war. Und er stand mit seinen sechs Spritzen und den paar Hanseln hier, sollte den Bahnhof schützen und würde viel lieber abhauen.

Der Oberfeldwebel setzte den Stahlhelm wieder auf. Gleich sechs Uhr. Jetzt hörte er ohne Schwierigkeiten Ketten von Panzern, die in schneller Fahrt herankamen. Offenbar schickte die Armee Verstärkung.

Der Bahnhof sah noch immer so aus, wie ihn die deutschen Bomben am Kriegsbeginn zugerichtet hatten. Vor dem langen, braunen barackenähnlichen Holzhaus der Kommandantur war ununterbrochenes Kommen und Gehen. Der Zugführer entsann sich, in diesem Haus Anfang Dezember 1941 einmal übernachtet zu haben. Er war zusammen mit ein paar Landsern bei mehr als dreißig Grad Kälte in ein lausig kaltes Zimmer eingewiesen worden. Ein urkomischer Zahlmeister war dazugestoßen, der zum erstenmal an die Front kam, Stabszahlmeister Sommerfeld. Als Schlafgelegenheiten standen ihnen ein paar mit Kunstleder bezogene Sofas zur Verfügung. Die in die Wand eingelassene große eiserne Ofenplatte mit den beiden Heizöffnungen war bestenfalls lauwarm. Da entdeckte Sommerfeld auf dem Flur einen Stapel Wurzelholz, richtige kienige Stubben, und begann, gewaltig einzuheizen. Aber es wurde nicht viel wärmer.

Morgens erfuhren sie von dem Schreibstubenunteroffizier, daß erst am nächsten Tag ein leerer Lazarettzug Richtung Tula ging, Der Oberstleutnant, der nebenan geschlafen hatte, wäre in der vergangenen Nacht ausgezogen. Sie könnten das Zimmer haben. Daraufhin brachten sie ihre Sachen in diesen Raum und prallten gegen eine geradezu infernalische Hitze, die aus einem riesigen, in den Raum vorspringenden Ofen quoll.

Sie hatten - ohne es zu wissen - diesem armen Offizier in ständiger Ablösung während der ganzen Nacht eingeheizt. Es war zum Totlachen.

Urplötzlich knallte es. Der Oberfeldwebel schreckte hoch. Steine und Grasschollen flogen durch die Luft. Ein zweites, ein drittes Mal, mit zerreißendem Krachen. Die nächste Panzergranate faßte nach dem linken Geschütz. Tote blieben liegen. Verwundete wankten schreiend zum Bahnhofsgebäude. Einige versuchten, zur anderen Straßenseite zu entkommen.

Da raste der erste T 34 wie ein Schemen über den Bahnhofsvorplatz und feuerte in unheimlich schneller Folge aus allen Rohren.

Der Oberfeldwebel wollte mit letzter Energie an das rechts neben ihm stehende Geschütz. Die Garbe eines Panzer-MGs zersägte

ihn. Sekunden später war der Eisenkoloß vor der linken Kanone, fuhr mit fünfzig Stundenkilometer Geschwindigkeit. Das Pflaster barst unter seinen Raupen. Dann überrollte er Pak und Reste der Besatzung. Andere Panzer kamen hinter ihm.

Die beiden Kanonen an der rechten Bahnhofsseite bellten jetzt dazwischen. Der zweite T 34 fing an zu brennen, brauste gegen die Steinquader der Bahnhofsruine, flog in die Luft. Den folgenden Tanks fetzten Sprengstücke gegen Kanonen, Türme und Laufräder. Einen weiteren erwischte es schon am Rand des Vorplatzes. Ein dritter bekam fünfzig Meter vor der rechten Kante der Ruine einen Volltreffer. Die Mannschaft bootete blitzartig aus.

Dann verschwand das äußerste rechte Geschütz in einer Qualmwolke. Die nächste Pak wurde ebenfalls überwalzt. Weitere Rudel T 34 waren plötzlich vor dem Bahnhof.

Die letzten Bedienungsmannschaften der Panzerabwehrgruppe liefen über die Gleise zum Schuppen, in dem die schweren Sibirienloks qualmten.

Die Stunde der Befreiung für die Ausharrenden in Kellern und Trümmern hatte geschlagen.

Eine halbe Stunde später stießen andere sowjetische Panzer, von Norden kommend, zum Westrand der Stadt vor.

In der Puschkinstraße tobten erbitterte Straßenkämpfe.

Bis 19 Uhr war der ganze Ortsteil gesäubert.

In der Nacht flohen die letzten Deutschen aus Orel.

17. KAPITEL

Vor nahezu fünfzig Tagen war das >Unternehmen Zitadelle< angelaufen, welches die einschneidenden Ergebnisse der sowjetischen Winteroffensive korrigieren sollte. Dieser Traum wurde, aller Welt offenbar, durch Stahl zerschlagen.

In der ersten Dekade des Juli 1943 hatte mancher deutsche Landser fasziniert auf die beiden Einbruchstellen südlich Orel und nördlich Belgorod gestarrt, voll seliger Bereitschaft, bunte Markierungen in seine Kartenfetzen aus dem >Völkischen Beobachter< von Tag zu Tag weiter ostwärts einzuzeichnen. Inzwischen wurden sie nachdrücklich belehrt, daß sowjetische Sommeroperationen auf einer Breite von über zweieinhalbtausend Frontkilometern in Gang gekommen waren, welche allenthalben die bisherige Sicherheit der sich unüberwindlich dünkenden Etappe auflösten.

Die noch vor wenigen Monaten weit im Hinterland liegenden strategischen Reserven des Oberkommandos der Wehrmacht waren längst in die vordersten Linien gerollt, um wenige Wochen später als vernichtet, geschlagen oder zumindest stark dezimiert verbucht zu werden.

Die Versuche des Oberkommandos der Wehrmacht, mit dem psychologischen Faktor >Zeitgewinn< neue Verteidigungsstellungen aus der Luft zu zaubern und in Herz und Grips der Landser den Glauben an die eigene Unüberwindlichkeit einzusenken, prallten auf eine immer größer werdende Angst vor der drohenden Katastrophe. Jene durch Äther und Druckerschwärze versprochene >Abnutzung des sowjetischen Gegners< wurde in fast allen Kampfabschnitten Lügen gestraft. Dabei wichen die Erfahrungen der Landser wie der Offiziere bei kleinen und großen Stäben kaum voneinander ab.

Die Unheimlichkeit der Sumpfgebiete im Rücken kroch auf alle noch knapp östlich davon stehenden deutschen Verbände zu.

Jenes Unheimliche bedrückte auch die Männer einer nagelneuen schweren Flakbatterie, welche in dem Flecken Pereshny, etwa zwei Dutzend Kilometer östlich Jarzewo, in Stellung lag. In diesem Raum hatte die Rote Armee im Juli 1941 den ersten Vorstoß der Wehrmacht auf Moskau wirkungsvoll abgefangen.

Durch Pereshny lief die Rollbahn von Smolensk nach Wjasma. Für den Fall, daß eines Tages vorn an der Front, im Raum Dorogobush, also gut zwanzig Kilometer weiter ostwärts, Panzer durchbrachen, mußten sie spätestens hier, wenn sie unterwegs nichts aufhielt, unter allen Umständen vernichtet werden. Das wurde den graublauen Kriegern, welchen die Freundlichkeit jahrelangen Einsatzes im Heimatkriegsgebiet noch immer in den Knochen steckte, tagtäglich eingehämmert. Deswegen hatte sich dieses Stück der Rollbahn, das frontwärts zu überschauen war, besonders in ihre Hirne geprägt: Nahezu zwölfhundert Meter lief sie geradlinig durch die luchartige Landschaft, machte dann einen kleinen Knick nach Süden, erklomm sanfte grüne Hügel und verlor sich in der Ferne.

Beiderseits der Straße wurde das Gelände schon nach wenigen hundert Schritten zunehmend morastig. Wer sich in dieser Richtung etwas weiter vom Dorf entfernte, traf auf tückischen Sumpf. Es blieb zu bezweifeln, ob selbst Partisanen sich dort hineinwagen würden; und die wagten immerhin einiges. Der kleine Trampelpfad, der schließlich in blasigen Pfützen verschwand, führte zu einer Art Urwald, der sicher noch mit erheblichen Teilen zu den unerforschten Bereichen dieses Landstriches gehörte.

Vorn, bei Dorogobush, waren die restlichen Batterien der 8,8-cm-Flak-Abteilung im Erdkampf eingesetzt, um dort den starken Riegel gegen Eisenbahnlinie und Straße von Moskau nach Smolensk zu verstärken. Denn jeden Tag war im Zuge der allgemeinen Offensive mit einem Durchbruchversuch sowjetischer Truppen auf Smolensk zu rechnen.

Auf die unerwartete blitzartige Deformierung der deutschen Frontnase um Spas - Demensk war eine etwas trügerische Ruhe gefolgt. Aber die Landser munkelten, daß im dortigen Raum weiterhin zwei rote Angriffstruppen operierten, offenbar wegen

besserer Ausgangspositionen Richtung Smolensk, das einstmals das Führerhauptquartier beherbergt hatte.

Diese zurückgezogene schwere Flakeinheit in dem kleinen Nest Pereshny an der Rollbahn hatte eine prächtige Stellung. Zwei Kanonen waren hart rechts und links der Straße tief gestaffelt eingesetzt. Ihre Umwallung bot einigen Schutz gegen Erdbeschuß. Die dritte Kanone lag etwas rechts seitlich, fast am Rande des Dorfes. Von hier waren es keine dreihundert Schritt bis zur Schreibstube. Das letzte Geschütz, neben einer Kiesgrube postiert, konnte den Rollbahnknick am besten unter Kontrolle halten und dazu beinahe allseitig flankierend wirken. Selbst Tiefflieger hatten diese Stellung bisher in Ruhe gelassen, weil die Geschütze gut getarnt waren.

Hauptmann Dörnberg saß wie der Teufel dahinter, daß die Tarnung ständig erneuert wurde. Er hatte keine Lust, beharkt zu werden. Jeder Schuß, den er zu hören bekam, war nur dazu angetan, seine Laune weiter einzutrüben. Denn man hatte ihm ohne große Vorrede einen fremden Abteilungskommandeur vor die Nase gesetzt, und er war >Ältester Chef< geblieben.

Außerdem hatten die beiden anderen Batterien zumindest die Chance, bei passender Gelegenheit in der HKL serienweise rote Panzer abzuschießen, sich weiße Erfolgsringe um die Geschützrohre zu pinseln und ganze Geschwader von Orden und Ehrenzeichen einzuheimsen.

Immerhin: Dafür bumste es hier nicht so schnell. Im Stall stand eine Kuh, die Milch gab. Ein dralles Mädchen, das sich Dörnberg noch etwas näher ansehen wollte, war zuständig für die Versorgung mit Hühnereiern zur Bereicherung des ersten und zweiten Frühstücks. Woher sie diese Eier bekam, war ihre Angelegenheit. Die Kolchosbauern hatten Honig und Öl, Butter und einiges mehr anzuliefern. Der Spieß sorgte durch wohldosierten Schliff für die Erhaltung der Manneszucht, während der Batteriechef ausschließlich an sein Fortkommen dachte. Und das in jeder Hinsicht.

Der Hauptmann Dörnberg hatte Sehnsucht nach Hamburg wie ein Segelschiffskapitän, worunter er nicht zuletzt Sankt Pauli und

die Reeperbahn mit ihren tollsten Damen verstand. Um sich abzulenken, drosch er in jeder freien Stunde Skat. Freie Stunden waren für ihn so ziemlich alle, die der Tag brachte. Sie konnten sich zur Abwechslung durcheinandersetzen, soviel wie sie wollten - es blieben immer der Leutnant Arlt, der Spieß Flöter und der Stabszahlmeister Sommerfeld von der Abteilung, dessen Verpflegungsfahrzeuge hier in Pereshny abgestellt waren.

Der Stabszahlmeister war überhaupt ein seltsamer Uhu. Dörnberg hatte noch nie einen stureren Uniformträger als diesen stämmigen Pommern erlebt, der sich ständig bemühte, das schwerelose Schreiten einer Primaballerina nachzuahmen. Die flinken Mäuseaugen unter weißblonden Augenbrauen, die gegen den Strich zu wachsen schienen, sortierten ununterbrochen Verwertbares von Nutzlosem. Er trug eine randlose Brille, die bei den unpassendsten Gelegenheiten zu Bruch ging; deswegen hielt er in einer leeren Gasmaskenbüchse ein halbes Dutzend vom gleichen Modell in Reserve.

Wenn Sommerfeld sich erst einmal gesetzt hatte, trank er genau fünfzehn doppelte Kognaks. Wurde Likör geboten nahm er achtzehn davon. Im Anschluß war er volltrunken, und es verließen ihn die geistigen Kräfte - bis auf eine: auch dann noch beherrschte er die Kunst des Rechnens in solcher Weise, daß er immer im Vorteil blieb.

Unterschiedlich war allerdings der Zeitpunkt, an dem er >Es liegt eine Krone im tiefen Rhein ...< intonierte. Daß er dieses treffliche Volksliedchen sang, stand fest wie das Amen in der Kirche. Dazu pflegte er die Stirn auf den Tisch zu legen und mit beiden Händen den Takt zu schlagen oder graziös mit abgespreizten Fingern zu dirigieren wie Herbert von Karajan, der Liebling des Führers.

Überdies quälte den Stabszahlmeister Sommerfeld ständig der Gedanke, wohin er wohl mit dem vielen gehorteten Verpflegungszeug sollte, das er sich, wo immer auch er ging, stand und telefonierte, zusammengemaust hatte. Ab und zu begannen einige seiner wohlgehüteten Sonderstapel lieblich zu duften. Die mußte er dann möglichst unauffällig verschwinden lassen. Aber dadurch bekam er wieder etwas Platz, um die

Erträgnisse seiner nächsten Unternehmungen unterzubringen.

Der Stabszahlmeister stattete, ohne mit der Wimper zu zucken, jeden Skatabend mit Getränken, Rauchzeug und Fressalien aus.

Dörnberg stellte quasi als Gegenleistung genügend Leute ab, die in der Zahlmeisterei Konserven umsortierten, Brote zählten und selbstverständlich dabei auch allen persönlichen Wünschen Sommerfelds gegen ein nahrhaftes Dankeschön weitgehend entsprachen.

In der vergangenen Woche hatten sie sogar um die Behausung des Zahlmopses einen Zaun aus dünnen Birkenstangen gezogen und ein sauberes Eisernes Kreuz aus Kieselsteinchen in die Blumenerde vor dem Schlafzimmerfenster gedrückt. Sommerfeld standen vor Rührung die Tränen in den Augen, bedeutete es doch, daß die einfachen Soldaten ihn damit symbolisch in die Schar der Frontkämpfer einreihten.

Arlt war soeben mit dünnem Erfolg von einem KOB-Lehrgang zurückgekommen und vom Kriegsoffiziersbewerber zum preußisch-deutschen Flakleutnant avanciert. Sein Gesicht war heute ebenso ausdruckslos wie an jenem Tag, als er auf die Kriegsschule zog. Das Kinn floh auflällig nach rückwärts. Nur wenn er den Stahlhelmriemen sehr nach vorn zog, bekam es ein einigermaßen wuchtiges Aussehen.

Zu der Grundforderung des Führers, die er gestern an die HJ, heute an die SS und morgen sicher an die Ersatzreserve II richtete: >Hart wie Kruppstahl! Zäh wie Leder! Flink wie Windhunde!<, gestattete Sommerfeld sich in bezug auf den Leutnant ArIt die Ergänzung: >Dumm wie Bohnenstroh !<

Skatspielen hatte Arlt erst in der Oberprima gelernt. Da die anderen jahrzehntelange Erfahrungen und den Mut zum bedingungslosen Sieg einsetzten, blieb ihm gar nichts weiter übrig, als jeden Monat Wehrsold und Frontzulage, manchmal sogar auch sein Kleidergeld für die Bezahlung der Skatschulden bereitzustellen. Den wöchentlich neu getätigten Schwur, sich das Rauchen abzugewöhnen, um damit einen spürbaren Ausgleich zu schaffen, vergaß er meistens schon beim zweiten Schnaps. Wenn

er sich durch >Mauern< retten wollte, zogen ihm die anderen noch schneller das Fell über die Ohren.

Arlt hatte eben einen schlechten Start als Offizier.

Den Hauptwachtmeister Flöter konnte niemand von seiner Überzeugung abbringen, daß Offiziere samt und sonders – das heißt bis zum Abteilungskommandeur einschließlich - wohl kaum in der Lage wären, einem Spieß aus dem Altreich das Wasser zu reichen. Er war auch der Ansicht, daß es unter ihnen zwar Unterschiede gäbe, daß sie aber im Prinzip alle auf die eine oder andere Weise käuflich wären.

Flöter hatte für sämtliche Vorgesetzte - direkte wie mittelbare - ein >Schwächenregister<. Er wußte, wer nicht rauchte, und vergaß nicht, das lächelnd zu erwähnen, wenn er Zigaretten anbot. Er kannte jene, die problematischen Kommandierungen von oben sofort mit permanenten schweren Gesundheitsschäden begegneten. Und Flöter übersah niemals, sich untertänigst nach dem gegenwärtigen Stand des Leidens zu erkundigen. Der Spieß wußte, wer gerne und viel aß, und versäumte nicht, seinen Küchenbullen ständig auf Vordermann zu halten und ihn für die sofortige Herstellung dieses oder jenes Sonderhäppchens für Herrn Major oder sonstwen persönlich verantwortlich zu machen. Dann ließ er bescheiden die Schüsselchen abliefern und machte eine besonders zackige Ehrenbezeigung wegen der sanft gelungenen Korruption. Da er sich in respektvoller Entfernung hielt, war das breite, zynische Grinsen in seinem braungebrannten, von blauschwarzem, straffem Haar wie von einem Passepartou gerahmten Gesicht kaum wahrnehmbar.

Es gab somit fast niemand, der diesem Spieß vorbedacht auf die Füße trat, wenn er sich nicht selbst schädigen wollte. Das galt in erster Linie für Dörnberg. Er ließ ihn regieren, pflegte sich und mimte den eisgrauen Frontkrieger.

Eben spielte der Hauptmann zu einem sicheren Kutschergrand aus. Mit dreien aus der Hand. Der Kreuzjunge knallte auf den Tisch, die zweite, die dritte Karte, Asse, dann wieder ein Bube. Arlt und Flöter waren in ihrer skatlichen Widerstandskraft so paralysiert, daß sie schweigend hinblätterten und Sommerfeld

das vernichtende Resultat schon anschrieb, bevor Dörnberg die letzten Stiche zusammenraffte und milde dabei lächelte.

Da ratterte es draußen los in der typischen langsamen Schußfolge leichter russischer MGs. Dazwischen tönte dumpfes Krachen detonierender Handgranaten, Gewehrfeuer und trockenes Bellen von Pistolenschüssen. Ein schweres Maxim-Maschinengewehr setzte jetzt mit Dauerfeuer ein. MPis knatterten.

»Russen!!« Ein Wort wie ein Zündfunke.

Dörnberg war als erster an der Tür. Jäh schlug die Furcht den Alkohol aus dem Feld. Ebenso jäh zog er den Kopf ein. Der Feind war schon im Dorf. Fensterscheiben klirrten unter Kolbenhieben. Geballte Ladungen und Eihandgranaten flogen in die Unterkünfte der Flakartilleristen. Überall schrie es durcheinander.

Als Flöter in die Küche und von dort durchs Fenster sprang, dachte er noch: Wenn die Posten gepennt haben, gnade ihnen Gott!

Er hatte bereits gegnadet. Der eine war mit einem Seitengewehr im Hals verröchelt; der andere lief fünfhundert Meter weiter den Sumpfpfad entlang, allerdings zwischen zwei fremden Gewehrträgern, weil er sich unterdessen in einen Kriegsgefangenen verwandelt hatte.

Mit einem Blick sah der Spieß, daß die Dorfseite zu den Geschützen hin noch feindfrei war. Er rannte wie ein Irrer. Partisanen! jagte es ihm durch den Schädel. Hinter ihm ging eine schwere Zugmaschine in Flammen auf. Er sah deutlich die klobigen Umrisse. Daneben fing es jetzt ebenfalls an zu brennen.

Die Knallerei wurde immer heftiger. Leichte Granatwerfer hielten den östlichen Teil von Pereshny nieder. Alles, was von den Flakleuten weggekommen war, zog sich zu den Kanonen zurück.

Eine begrenzte Aktion, dachte Hauptwachtmeister Flöter. Schon von weitem brüllte er zum Geschütz hinüber. Sonst hielten ihn diese kümmerlichen Soldbuchträger am Ende noch für einen

Russen. Und seine Stimme kannte man! Der Spieß staunte. Die Jungens hatten tatsächlich die Kanone schon gegen das Dorf gedreht. Während des rasanten Spurts zur Stellung hatte er unentwegt an Höhe und Zünderstellung herumgeknobelt und war sich nun seiner Sache ziemlich sicher. Er rief der Geschützbedienung die Zahlen zu.

Die erste Granate flog in die Zünderstellmaschine, dann ins Rohr Mit grellem Klang schlug der Verschluß zu. Der Abzug wurde durchgerissen. Unheimlich fuhr der Knall in die Nacht. Das Rohr schnellte zurück und glitt wieder nach vorn. Mitten über der Straße stand der Sprengpunkt und fetzte sein Verderben hinunter. Donnerwetter! Nicht schlecht! Der Hauptwachtmeister ließ noch drei Granaten nach geringfügiger Korrektur hinterherfegen. Heiliger Brahmaputra! Hoffentlich haben unsere Landser rechtzeitig die Rüssel eingezogen, dachte er.

Nun kam es mit schlürfendem Geflatter heran. Diese verdammten leichten Granatwerfer! Es blaffte in der Nähe. Der Spieß hatte sofort begriffen, daß sie an der Kusselecke, etwa vierhundert Meter nördlich vom Westausgang, standen. Die schnell folgenden nächsten Gruppen detonierten nahe der Kanone. Flöter trollte sich. Wegen des Beschusses und weil er nun über die Straße hinweg zum zweiten Geschütz wollte.

Dort war Arlt mit seiner Kinderstimme beim Kommandieren. In seinem Kopf wirbelte es: hochgezogene Sprengpunkte. Und es dauerte, bis die erste Granate das Rohr verließ. Weit hinten, über dem Sumpfgelände, ging sie auseinander.

Jetzt griff Flöter ein und lag mit dem dritten Schuß ziemlich dicht bei der Kusselgruppe. Dann ließ er feuern, daß die Kartuschen blechern über die Holme der Kreuzlafette klapperten.

Flöter korrigierte, ohne Erfolg zu haben. Alles haute sich hinter den Splitterschutz, obwohl er bei den Wurfgranaten mit ihrem hohen Einfallwinkel wenig Sicherheit versprach.

Inzwischen hatte Arlt sich darauf besonnen, daß die Zeit, als er dem Spieß noch unterstand, längst beendet war. Diese teuflische Macht der Gewohnheit, grämte er sich und schrie mit

überschnappender Stimme : »Sofort weiterfeuern!« Im gleichen Augenblick ging eine Granate hinter seinem Rücken auseinander und durchsiebte ihm die Lenden. Aus dem >Weiterfeuern< wurde ein lautes Schmerzgebrüll.

Der Leutnant Arlt hatte eben in jeder Hinsicht einen schlechten Start als Offizier.

Das erste Geschütz entschied schließlich den Ausgang des Gefechts. Im Dorf hörte das Schießen ganz auf. Stimmen riefen Namen. Verwundete stöhnten. Die Zugmaschine und zwei PKWs waren inzwischen ausgebrannt.

Als die Luft ringsumher wieder geräuscharm und splitterfrei geworden war, verließen Dörnberg und Sommerfeld ihren Platz im Kartoffelkeller neben dem Skathaus und schoben die Kavalierspistolen in die blank gewienerten Futterale zurück. Schon hier hörten sie Arlt brüllen.

In den nächsten Stunden, eigentlich aber erst bei Büchsenlicht, konnte festgestellt werden: Die Partisanen waren aus dem Sumpfgelände nördlich des Dorfes gekommen und hatten den Doppelposten geräuschlos überwältigt. Der eine, Obergefreiter Bergander, war einem Bajonettstich erlegen. Vom anderen, dem Gefreiten Burkhard, fehlte jede Spur. Dann hatten sie mit ziemlicher Ortskenntnis dort ihre Eier reingelegt, wo Flaksoldaten der Ruhe pflegten.

Ergebnis : fünf Tote, zwei Vermißte, elf Verwundete, eine ganze Anzahl Fahrzeuge durch Handgranaten oder leichte Wurfgeschosse ausgefallen.

Die Batterie war derzeit nicht voll beweglich.

Hauptmann Dörnberg hatte sich für den späteren Morgen einiges überlegt. Zunächst entwickelte er gemeinsam mit Flöter, den er wegen seiner guten nächtlichen Schießleistungen zum EK I einreichen würde, einen Alarmplan, der künftig etwa die Hälfte aller Mannschaften nachts unter Gewehr stellte. Dann setzte er sich die Mütze auf und ging hinaus, den Hauptwachtmeister im Schlepptau. Es war unschwer festzustellen, daß die Sprengpunkte

goldrichtig gelegen hatten. Dächer, Scheiben, Hauswände gaben Zeugnis davon.

Nur drei Russen waren im Dorf gefunden worden. Einen hatte die explodierende Zugmaschine oder eine zu früh losgegangene Sprengladung zerrissen. Der zweite war hinter der Waffenmeisterei mit einer MPi-Garbe im Bauch unter den Funkwagen gekrochen und dort erstarrt. Den dritten hatten sie mit Gewehrkolben totgeschlagen, weil er noch lebte. Alle drei waren in Zivil, aber vollständig ausgerüstet wie die Soldaten der Roten Armee. Bestimmt mußten die Partisanen noch mehr Verluste gehabt haben. Aber alle anderen Verwundeten waren offenbar während des Gefechts abtransportiert worden.

Also hieß die zweite Maßnahme des Hauptmanns Dörnberg, bis zum Nachmittag die gesamte Umgebung abzusuchen, um vielleicht doch noch irgendwo einen Gegner zu finden, den man vernehmen konnte. Er war überzeugt davon, daß er jeden zum Sprechen bringen würde; über Stärke, nächste Absichten und anderes. Aber es wurde niemand gefunden. In das Sumpfgelände einzudringen war ausgemachter Unfug, denn sicher saßen dort Baumschützen mit prächtigen Zielfernrohren Modell Simonow und Tokarew oder wie die Dinger nach ihren marxistischen Erfindern heißen mochten.

Bei dem vielen Hinundhergerenne im Dorf hatte Dörnberg unauffällig eine Anzahl Einwohner ausgewählt, die ihm aus unterschiedlichen Gründen mißfielen.

Eine Viertelstunde später standen sieben an den Händen gefesselte Männer aus Pereshny vor ihm. Bärtige Gesichter, die ihr Lebensalter ebenso undefinierbar machten wie der verhaltene Blick ihr derzeitiges Denken.

Ein Lustrausch überkam Dörnberg bei der Vorstellung, daß fünf von ihnen in der nächsten Stunde durch die Macht seines Befehls hängen oder sterben würden. Er allein hatte jeden einzelnen in der Hand.

Dörnberg verhörte sie.

Alle beteuerten, mit den Partisanen nichts zu tun zu haben.

Der Flakhauptmann wählte aus, langsam und mit Bedacht. Nur noch von persönlichen Motiven geleitet. Hier eine eigenwillige Physiognomie, da eine Schirmmütze, dort einen blauen Adernstrang auf dem Handrücken, dann eine wulstige kleine Narbe am Hals und schließlich den jüngsten. Diesen hielt er zurück, während die anderen schon abgeführt wurden.

»Du kannst leben, wenn du mir den Standort der Partisanen nennst, Iwan!«

»Ich bin Komsomolze!« In den Augen des Jungen standen Trotz und Haß und eine unendliche Verachtung.

Eine Stunde später hingen fünf an fünf Bäumen, die Dörnbergs Quartier gegenüberstanden. Alle trugen Schilder um den Hals, aus Verpflegungskartons für Schmalzfleischbüchsen angefertigt, mit der Aufschrift in kyrillischen Buchstaben : >Ich hänge hier für einen Partisanen.<

Den beiden restlichen gab er vierundzwanzig Stunden Frist.

Durch den Dorfbürgermeister ließ er verkünden, daß sie ihren Hals dann retten könnten, wenn man ihm einen Partisanen bringen würde. Zwietracht sollte sie zerreißen.

Es wurde niemand gebracht.

Flöter waltete seines Amtes. Nun hingen sieben.

Der Hauptwachtmeister meinte, das Gesäß des Herrn Leutnant Arlt wäre zusätzlich noch mindestens einen Russen wert gewesen. Aber das war ihm zu spät eingefallen. Jetzt ließ es sich einigermaßen schlecht erklären. Schließlich sollten doch die Russen bei dieser ganzen Sache etwas lernen.

Dem Spieß kam mit einemmal ein ihm höchst sonderbar scheinender Gedanke. Die Russen kämpften darum, daß die Deutschen aus der Sowjetunion wieder herausgingen. Wer wollte ihnen eigentlich verübeln, wenn sie überall angriffen? Also auch hier! Merkwürdig, darauf war er bisher noch gar nicht

gekommen. Außerdem ärgerte ihn, daß seine Leute sich so zaghaft beim Aufknüpfen angestellt hatten. Manche schienen durch das Jammern der umstehenden Dorfbewohner sogar weich geworden zu sein. Aber er, Flöter, hatte das dann selbst sachkundig erledigt.

Der Spieß betupfte sich mit Eau de Cologne, weil er wußte, daß Dörnberg eine Schwäche dafür hatte. Dann ging er zum abendlichen Skat.

Sommerfeld hatte sich so an den Tisch gesetzt, daß er zum Ofen blickte und die Baumreihe draußen nicht zu sehen brauchte.

Den Hauptwachtmeister Flöter freute es, daß er um das Kriegsverdienstkreuz I. Klasse, dieses verdammte KVK, das die gehobenen Verwaltungshengste hinten auch bekamen, durch jenen Überfall herumgekommen war. Er hatte die Durchschrift des Verleihungsantrages zum EK I schon mindestens dreimal gelesen. Jetzt fühlte er sich als Held und hielt eine kleine Vorfeier für durchaus angebracht.

Arlt fiel bezüglich sicherer Einnahmen für die drei Skatteilnehmer auf längere Zeit aus. Als Ersatz war bereits ein frischgebackener Oberfähnrich eingetroffen.

Dörnberg schlief nach dem gewohnten Skat im Schutze seiner Posten, die kistenweise Leuchtkugeln hochjagten, einen traumlosen Schlaf, ohne sich durch jene stören zu lassen, die vor seinen Fenstern hingen. Er war stolz auf seine rassische Überlegenheit und die entschlossene Ausübung seiner Macht.

In der darauffolgenden Nacht war das anders. Daran hatten jedoch weder die Partisanen noch die Gehenkten schuld, sondern dieser Brief von Peter Cornelius. Der Ingenieur schrieb kaltschnäuzig, daß nach seiner unmaßgeblichen Meinung das bekannte Hamburger Verfahren offenbar noch einmal aufgerollt werden würde.

>... Ich habe mich bei meiner wiederholten Vernehmung strikt an die Vereinbarung gehalten und das gleiche wie beim ersten Prozeß ausgesagt. Aber dann hat man mir Teile aus einer Schrift

des Pensionärs Wieland Altdörfer vorgelegt. Übrigens - Altdörfer ist blind, weil er die Nase beim technischen Versuch zu dicht dabei hatte. Nun ist er menschlicher Schrott und erinnert verdammt an die These vom lebensunwerten Leben. Überhaupt, wenn er weiterhin solchen Blödsinn verzapft wie mit dieser Schrift. Da hat der saubere ehemalige Freund doch vermeldet, er wäre zwar von Dir zu einem Meineid angestiftet worden, fühle sich aber persönlich dafür voll verantwortlich; auch dafür, daß er den Zeugen Cornelius zu einer falschen Aussage im obigen Sinne verleitet hätte. So ein Blödsinn! Erstens muß ja vor Gericht jede Aussage bewiesen werden. Zweitens ist es an der Zeit, zu untersuchen, ob im Oberstübchen des Herrn Wieland Altdörfer bei dieser Kesselexplosion nicht möglicherweise etwas durcheinandergeraten ist, was vielleicht nach Paragraph 51 aussehen könnte. Und im übrigen wünsche ich Dir noch recht schöne Tage da draußen, mit Organisieren und so ... <

Dörnberg warf die Karten auf den Tisch. »Hol was zum Saufen, Sommerfeld !«

Nach fünf Minuten schlüpfte der Stabszahlmeister wie eine gepflegte blaugraue Ratte wieder in den Raum zurück. In beiden Blusen- und Hosentaschen hatte er je eine Flasche Steinhäger. Die vier gebrannten Tonkrüge waren schwer.

Dörnberg legte sofort ein hitziges Tempo vor, während er

einen Weg aus der bedrohlichen Situation suchte. Das ist ja ein Mist, dachte er. Diese harmlose Bettgeschichte kann jetzt verdammt leicht eine zweifache Anstiftung zum Meineid werden. Wenn das Verfahren wiederaufgenommen wird, lande ich glatt im Zuchthaus. Sicher hat dieser blinde Seher schon einem Schock anderer Leute seine Weisheit mitgeteilt. Und ich, als Betroffener, sitze hier und lasse mich von Partisanen befunken. Vor allem aber: Ich kann gar nichts unternehmen. So etwas läßt sich nicht schriftlich erledigen. Immerhin, wenn die Sache losgehen sollte, müßte sie wahrscheinlich vor unserem Divisionsgericht verhandelt werden. Der Zeuge Wieland Altdörfer ist hierbei mit Bestimmtheit nicht zugegen. Seine schriftlichen Aussagen sind dann nur halb so effektvoll. Na, und so schnell schießen die Preußen sowieso nicht.

Flöter dachte: Wenn ich wüßte, was ihn bedrückt, könnte ich ihm entgegenkommen. Vielleicht erfahre ich das während der Nacht. Jetzt wird erst einmal mitgehalten, was den Steinhäger angeht. Das ist ja wohl noch nicht dagewesen, daß mich ein Hauptmann unter den Tisch gesoffen hätte!

Der Stabszahlmeister Sommerfeld grinste in sich hinein. Er konnte eben doch besser rechnen. Als die fünf Russen hochgezogen werden sollten, war er nach hinten gegangen, zum Verpflegungsempfang. Als die beiden letzten dran waren, fuhr er zum Abteilungskommandeur vor. Befriedigt sagte er sich: Ich bin jedenfalls nicht dabei gewesen. Ich habe mir nicht die Hände an solch einer Sache schmutzig gemacht! Wenn das mal anders

kommt!

An diesem Abend trank Sommerfeld erstmalig in seinem Leben über das vorschriftsmäßige Quantum hinaus. Kurz nach drei Uhr mußte er für Nachschub sorgen, weil Flöter nicht vollzukriegen war und Dörnberg immer noch vor sich hin brütete. Das änderte sich erst, als sie Arlts gedachten und dabei einen fröhlichen Schluck auf das tranken, was den Granatsplittern zum Opfer gefallen war.

Zwei Minuten später setzte Dörnberg die beiden Lallenden kommentarlos an die Luft.

Der Spieß winkte, bis der Stabszahlmeister sich in Dunst aufgelöst hatte. Er dachte noch nicht daran, ins Bett zu gehen. Wenn ich, der Oberwachtmeister Flöter, Hauptwachtmeister dieser Batterie, mir etwas in den Kopf gesetzt habe, wird es durchgeführt. Das gilt auch für mich selbst. Jawoll, auch für mich!

Und wenn der Alte denkt, daß die Russen den Gefreiten Burkhard mitgenommen haben, bitte sehr; aber nicht bei mir, nicht bei Flöter diese Masche! Ich werde dem Chef beweisen, daß der Flöter, dieser Lahmarsch ... »Quatsch mit Soße«, murrte er laut, während er schon auf dem schmalen Pfad war, »der Burkhard natürlich, sich unerlaubt von der Truppe entfernt hat. Unerlaubt von der Truppe ... Der sitzt bestimmt gar nicht weit

von hier. Der ist doch nicht weggeflogen, Mensch.«

Der Gedanke stimmte ihn fröhlich, und er stellte sich vor, wie es wäre, wenn dieser Knispel Burkhard jetzt durch die Luft gewedelt käme und ein Männchen baute, ohne die Erde zu berühren ...

Als er laut darüber lachen wollte, spritzte ihm brackiges Wasser ins Gesicht. »So nich, Herr Flöter, so nich!« Und er bemühte sich, auf dem Pfad zu bleiben, der kaum noch zu ahnen war. »Sieh mal an«, wunderte er sich, »das ist doch gar kein so undufter Weg. Der ist ja fest, Mensch!«

Der keimende Morgen hüllte den Sumpfwald in ein trübes Graugrün und zog lange Schleier zwischen Weiden, Wollgrasbüschel und Ried. Zweimal war der Spieß schon in die Knie gegangen und hatte sich fluchend wieder hochgerappelt.

»Der Steinhäger wärmt Füße und Ohren, vor allem aber die Seele, mein Lieber, die Dienstgradseele«, brabbelte er vor sich hin und wischte ein paar stinkende Spritzer aus den Augen.

Plötzlich hielt er die Luft an! Keine dreißig Schritt entfernt sitzt doch dieser Burkhard! Dort! An die Föhre gelehnt. Pennt wahrscheinlich wieder, der Arsch.

Der Hauptwachtmeister Flöter atmete zweimal tief durch und fühlte, daß er dabei schwankte. »Mein lieber Burkhard«, murmelte er. »Gleich habe ich dich! Gleich, ei, ei!«

Jetzt schien sich ein Nebelfetzen dazwischenschieben zu wollen. Es war keine Zeit zu verlieren. Flöter stürmte los. Mit gewaltiger Kraft. Wasser spritzte auf. Grüne Grasknollen boten Halt. Jäh riß es ihm die Füße weg. Schon war er wieder hoch, dachte noch flüchtig, ob er wohl die Knarre brauchte ... Da sackte er mit einem Ruck bis an die Oberschenkel ein. Lauter Büschel und trügerische Brühe. Er packte zu und wühlte wie ein Bagger. Bis zum Bauch war er jetzt in diesem Modder. Flöter hatte Kraft. Wuchtig griff er um sich und kam wieder heraus!

Das war die erste Hälfte der Strecke. Er blickte an sich herunter. »Ich sehe aus wie eine Wildsau. Wird der Burkhard mit

Zahnbürste und Seife in Ordnung bringen!«

Der Hauptwachtmeister wollte den totalen Endsieg dieses Morgens.

Im Augenblick saß der Flüchtling im Nebel. Flöter sprang und landete auf festem Boden. Er sprang wieder. Als er das rechte Bein herauszog, blieb der Stiefel unrettbar im Unergründlichen stecken.

»Mensch, keine Sentimentalitäten jetzt!«

Dann schlug es ihm über dem Kopf zusammen. Der Spieß bekam einen Schreck. Unter ihm war nichts, höchstens schwarze Eierpampe, die nicht mehr so ohne weiteres losließ, wenn man heraus wollte.

Er wütete wie irre. »Dieser dusselige Burkhard!« brüllte er.

Noch einmal fand er Halt unter den Füßen. »Solange die Arme frei sind, passiert überhaupt nichts! Gar nichts!« Er erstarkte bei dieser Feststellung.

Als der Batterieschreiber den Hauptwachtmeister Flöter bei Dienstbeginn nicht im Bett fand und ihm die Putzer von Dörnberg und Sommerfeld erzählten, daß beide erst vor einer knappen halben Stunde ihre Steinhägerkur beendet hätten, veranlaßte er, daß der Spieß gesucht wurde. Das Stichwort >Partisanen< wirkte Wunder. Vier Gruppen von je zehn Mann gingen mit entsicherten Karabinern in vier Richtungen.

Der Posten an der Straße hatte ihn laut redend spazierengehen sehen. Die Gruppe, welche der Waffenunteroffizier anführte, geriet damit auf die richtige Spur. Schon dort, wo der Sumpf begann, hörten sie in der Ferne seine Stimme: »Holt mich raus! Hilfe! Laßt mich doch nicht krepieren! Ich bin unschuldig! Ich habe es nicht gewollt!«

Nur vorsichtig wagten sie sich auf den schwankenden Boden. Jetzt war wieder Ruhe. Die Männer stolperten weiter.

Da schrie er wieder, tierisch: »Hiiiiilfe! Ich versinke! Das Moor!! Hilfe! Das Moooor!«

Die Stelle war keine fünfzig Meter von der Gruppe entfernt, wo an diesem Augustmorgen der Sumpf tückisch einen Körper herabzerrte, kaum merklich, aber unerbittlich in seiner schleichenden Stetigkeit.

Die Männer nahmen all ihren Mut zusammen und tasteten sich voran.

Noch einmal gellte die Stimme auf: »Ich bin ohne Schuld.«

»Und die sieben Aufgeknüpften?« Einer hatte es gesagt.

Dann war nur noch ein dumpfes Gurgeln hörbar und ein Geräusch, als ob etwas im Wasser herumklatschte.

»An dieser Stelle muß er vom Weg abgekommen sein«, sagte der Waffenunteroffizier.

Da peitschten ihnen warnungslos Schüsse um die Ohren. Die Flaksoldaten rannten, von panischer Furcht getrieben, den Weg zurück.

Das Schießen hörte ebenso übergangslos auf, wie es begonnen hatte.

Diesmal ließ Hauptmann Dörnberg niemanden als Vergeltung für den Spieß hängen, weil er mit Sicherheit wußte, daß dieser in Volltrunkenheit vom Sumpf geholt worden war. Wahrscheinlich hatten die Partisanen mit ihrem Geschieße verhindern wollen, daß jener Vorgang von den Flakartilleristen unterbrochen wurde.

In die Verlustmeldung schrieb er, daß der Hauptwachtmeister

Flöter seine Pflicht im Partisanenkampf bis zum Äußersten erfüllt hätte und dabei wahrscheinlich ...

Dörnberg drückte sich an dieser Stelle sehr unklar aus. Ein Spieß war sofort ersetzbar. Man mußte sich den Neuen nur von Anfang an richtig erziehen.

Er dachte keine Stunde zuviel an Flöter, dafür um so mehr an das bevorstehende Verfahren. Es war doch reichlich leichtsinnig gewesen, das Flugblatt mit dieser Verabredungs- notiz zu fotokopieren. Seit Wochen hatte er die Absicht, Claudia zu schreiben. War das jetzt, unter diesen Umständen, ratsam? Erst das leidige Revisionsverfahren vorbeiziehen lassen - aufgeschoben ist nicht aufgehoben!

18. KAPITEL

Von Brjansk nach Ordshonikidsegrad waren es annähernd zehn Kilometer. Beide Städte verband zur Zelt eine gelbgraue Wolke - wie ein ungeheurer Strich, mit gewaltiger Hand quer durch die Landschaft gezogen. Diese Wolke, von tausend und aber tausend Füßen, Hufen, Rädern und Raupen ständig neu genährt, senkte sich als dichter Staub ebenso ständig auf den Strom von Fahrzeugen und Menschen herab, die zur Entlastung der Brjansker Bahnanlagen in Ordshonikidsegrad verladen werden sollten. Sie befand sich im schroffen Gegensatz zu der Gepflegtheit dieser berühmten großdeutschen Etappe.

Brjansk - das war schon etwas im Munde eines Wehrmachtsbeamten oder in den Wunschträumen eines verlausten Landsers auf Horchposten. Das hatte Klang. Darin manifestierte sich die Sorge der Heimat für die Front.

Bis hierher rollten massive Doppelfenster für Bunker, die im Graben durch leere Sandsäcke ersetzt wurden. Hier waren die schweren Vierkantbalken aus Hartholz als Einfassung für Blumenbeete verwendet worden, die in der Hauptkampflinie eigentlich Unterstände abstützen sollten.

Diese Grundbestimmung vermochten schon winzigste Korrekturen in Begleitpapieren zu ändern. Denn die Herren Intendanturräte wußten doch, wie sie einem Vorgesetzten kleine Gefallen erweisen konnten, damit das Gesetz vom Wurf mit der Wurst nach der Speckseite auch stimmte.

Hier gehörten weißer Pelz, gesteppter Übergangsmantel, Fellmütze und gefütterter Tarnanzug zur stabilen Ausrüstung vom Feldwebel bis zum General, während gleichzeitig auch in diesem zweiten Rußlandwinter zweihundert Kilometer weiter ostwärts Landser reihenweise erfroren waren.

Hier wimmelte es von Aufkäufern und Erfassern, die alles gebrauchen konnten - für ihre >Firma< wie für sich - und die >entnahmen<, was eine ausschweifende Phantasie ihnen eingab. Und diese Phantasie war unerschöpflich.

Hier waren die großen Reservelager: der Sanitäts-Ersatzpark, das Heereskraftfahrzeug- wesen, Marketendereien, Munitionslager, die mehr an Beständen hatten, als die Truppe je zu sehen bekam.

Hier fehlte nichts von dem, was die Spezialbürokratie des Krieges ersonnen, ausgeklügelt und nahezu vollkommen in die Tat umgesetzt hatte.

Der >Sonderführer< prägte das Stadtbild. Er führte im übrigen einen verbissenen Kampf um Anerkennung seiner schmalspurigen Schulterstücke.

Die meisten, welche hier ihren Wehrsold bezogen, hingen an diesem festen Platz, weil kaum jemals wer totgeschossen wurde, der Urlaubsverkehr niemals eine Unterbrechung erfuhr und alles eben fest geregelt war, inklusive Steuerung des Gefühlslebens. Deswegen befanden sie sich jetzt in einem seltsamen Widerstreit des Denkens. Konnte die Front es etwa wagen, so weit zurückzuschnellen, dass KdF-Bühnen, Lazarette, Soldatenheime und Großvermittlungen mit ihren schmucken Wehrmachtshelferinnen irgendwohin ins Unbekannte, Unvorbereitete gespült würden? Angesichts dieser wohligen Ordnung mit vorschriftsmäßig bezogenen Betten, weiß oder blau-weiß gewürfelt - je nach Dienstgrad -, und ein- oder zweiteiligen Wehrmachtsspinden - je nach Dienstgrad - war das doch einfach unmöglich! Eine Katastrophe!

Oder aber: Mußte man sich rechtzeitig um den sicheren Sitzplatz im Zug bekümmern und von hier abtrudeln, mit einem Liedchen auf den Lippen, solange dieses noch ohne Kompli- kationen möglich war, wohlbedacht darauf, daß sich nicht die vorderste Linie wie Aussatz mit schweißstinkenden Kolonnen und Pulvergeruch hier heranschob ?

Die bisherige Ruhe war dahin. Und zwar auch in Ordshonikidsegrad von dem Augenblick an, als einige der noch

halbwegs intakt aus der Kursker Schlacht entwischten Einheiten hier verladen wurden, um an neuerlich unruhige Plätze der Ostfront transportiert zu werden.

Noch nie wurden die deutschsprachigen Moskauer Nachrichten in jeder Unterkunft so unverhohlen und regelmäßig abgehört wie seit dem 5. August, als Belgorod von der Roten Armee wieder erstürmt worden und Orel gefallen war. Orel, das bedeutete früher etwa hundertdreißig Kilometer Luftlinienentfernung, Sicherheit. Jetzt aber wurde das Leben im Armeebereich von Tag zu Tag aufregender.

Die Sondermeldung des Informationsbüros der Sowjetunion besagte, daß die Deutsche Wehrmacht vom 5. Juli bis 6. August im Raum Belgorod-Kursk-Orel 120000 Mann an Toten, 4605 Panzer, 2492 Flugzeuge, 1623 Geschütze sowie 11000 Kraftwagen verloren hatte - von Gefangenen und Erbeutetem ganz zu schweigen.

Demgegenüber stand die lapidare Behauptung des Wehrmachtsberichtes vom 5. August 1943:

>Im Orelbogen wurde im Zuge der Frontverkürzung die seit längerer Zeit vorgesehene Räumung der Stadt Orel in der Nacht vom 4. zum 5. August vom Feinde ungestört durchgeführt. Sämtliche Vorräte wurden planmäßig zurückgeführt.<

Auch der amtliche OKW-Interpret, Generalleutnant Dittmar, bekundete mit seiner schmeichelnden Stimme, daß der Deutschen Wehrmacht in wendiger Kampfführung hier die großartigsten Abwehrerfolge unter schwerster Schädigung des Gegners gelängen.

Diese Art von >Erfolgen< schien sich von Sendung zu Sendung zu häufen. In Wirklichkeit standen die Russen am 8. August schon achtundzwanzig Kilometer westlich Orel bei Naryschkino; zwei Tage später in Chotynez, sechsundzwanzig Kilometer östlich Karatschew. Das hieß über fünfzig Kilometer westlich Orel.

Um Karatschew, die große Riegelstellung vor Brjansk und der Desna, war drei Tage lang erbittert gekämpft worden. Gestern,

am 15. August 1943, war die Stadt in die Hände der russischen Angriffstruppen gefallen!

Samiel, hilf! Samiel, das konnte hier bestenfalls der Brjansker Sumpfwald sein, den selbst die erfahreneren sowjetischen Verbände nur sehr langsam angehen würden, weil alle Vorteile einfach - der Natur der Sache nach - für den Verteidiger sprachen.

Gerüchte wucherten dicht wie Staub. Erfinderische Unken formten während der nächsten Zeit die Stimmung der ankommenden Truppen, welche hier verladen wurden.

Wo auch immer die Reise hingehen mochte, sie ging nie in die Heimat. Sie führte kaum jemals in das ersehnte Frankreich oder nach Bulgarien, sondern meistens dorthin, wo der Krieg schon wieder ein Stück älter und morscher geworden war und die Zeitabstände zwischen Schießen und Nichtschießen ständig kürzer wurden.

Solche Gedanken bewegten zum Beispiel auch den Obergefreiten Schnellinger, als er den schweren KFZ 15 wieder zu der Transportleitstelle zurückfuhr, wo er mit diesem originellen Feldwebel einen Auftritt gehabt hatte. Wollte doch der Etappenbulle von ihm gegrüßt werden! So ganz nach Heeresdienstvorschrift. Als der Obergefreite zu einer demonstrativen Maulschelle ausgeholt hatte, war der Tressenträger in die Bude gesprungen und hatte etwas von Meldung und Verhaftenlassen geschrien.

Schnellinger grinste und betrachtete beruhigt seine beiden russischen Maschinenpistolen, die er zur festen Ausrüstung des Kommandeurwagens rechnete. Oberst Krusemark hatte solch ein Ding zwar noch nie in die Hand genommen, aber er fühlte sich schon sicher, wenn sie in ihren Schlaufen hingen. Kribbelig wurde er allerdings, wenn Oberleutnant Altdörfer daran herumfingerte.

Der Obergefreite dachte an das, was sich hinter jenen Mauern wohl für das Artillerieregiment ergeben mochte. Wahrscheinlich würden sie diese im letzten Monat schwer angeschlagene Infanteriedivision gleich wieder irgendwo verheizen, anstatt sie in Holland oder Ungarn anständig aufzufüllen und hochzupäppeln.

Der Adjutant hatte vorhin in einem Heft von der Wehrmachtsbetreuung herumgeblättert und es ihm auf den Sitz geworfen. Da standen vielleicht Dinger drin! - Schnellinger schob sich das Krätzchen auf dem Hinterkopf hoch, bis der vordere Kniff zwischen den Augenbrauen neuen Halt fand. - Vom heldischen Führer, der immer im rechten Augenblick das Rechte zu tun wußte, dem die Mütter ihre Söhne auf den Altar des Vaterlandes legten oder so ähnlich. Und: >Das Heer atmet seinen Atem, blutet sein Blut.< Alle würden in jeder Stunde bereit sein, den Opfertod für Großdeutschland zu sterben. Die es schon unter Beweis gestellt hatten, wären Samenkörner in den Schollen der russischen Erde für das neue Reich ...

Dann hatte sich irgend so ein Propagandaheini etwas Oberfeines abgequält: >Die deutsche Volkheit ist heute zum Inbegriff eines neuen Geschichtsbewußtseins geworden, dem wir die Kräfte verdanken, unsere Volkswerdung zu verwirklichen. Es sind die Kräfte echten Volkstums, denen wir in den Lebens- und Glaubensformen schollengebundener Menschen begegnen. Sie umfassen alle Gebiete unseres volkhaften Lebens und geben Zeugnis von deutscher Wesensart und deutschem Glaubensgut... <

Schnellinger drehte den Zündschlüssel um, startete den Motor, sprang aus dem Sitz und riß die beiden Stahlblechtüren auf. Obwohl er nun schon vier Jahre lang die Uniform trug, staunte er gelegentlich noch immer darüber, wie sein Chef es eigentlich fertig gebracht hatte, aus einem sehr bedachtsamen Bauern eine Art Hofbediensteten zu machen, der nach Ansicht des Obersten einigermaßen >auf Zack< war.

Oberst Krusemark kam, heftig auf seinen Adjutanten einredend, aus dem Gebäude und stieg ein. Der Kraftfahrer knallte die Türen zu, zog die graue Tarnhülle von dem rechteckigen schwarz-rot-

schwarzen Regimentskommandeur-Stander, sauste im Laufschritt um den Wagen und glitt hinter das Lenkrad.

»Bahnhof« war das einzige, was der Oberst in hohem Diskant schnarrte, bevor er sich Altdörfer zuwandte: »Am besten, wir schicken Helgert. Bis wir oben in Jelnja alles zusammen- haben, ist er wieder zurück. Außerdem ist es mir offen gestanden lieber, wenn ein Aktiver beim Heerespersonalamt aufkreuzt. Oberst Schneidewind, der für die Offiziersplanstellen der Artillerie zuständig ist, hat dafür ein gewisses Faible. Ich kenne ihn, mein Lieber, ich kenne ihn. Waren ja lange genug zusammen.«

Altdörfer wußte, daß die 6. Batterie die einzige war, welche mit Helgert und Gengenbach noch über zwei Offiziere verfügte. Alle anderen kannten diesen Luxus seit Wochen nicht mehr. Deshalb beeilte er sich, die Richtigkeit des Entschlusses seines Kommandeurs sofort zu bekräftigen, und nickte zustimmend.

»Schneidewind kann auf diese Weise sich gleich mal unseren Parzifal ansehen, den wir wegen der Ehrengerichtssache zum großen Helden gemacht haben.«

Altdörfer schaltete wie immer schnell. »Also wollen Herr Oberst dem Helgert die Entscheidung des Herrn Generalfeldmarschall von Keitel noch vorher bekanntgeben ?«

Der Oberst war mit seinen Gedanken schon ganz woanders. Er dachte daran, ob er wohl wegkäme, wenn seine Batterien nicht rechtzeitig einträfen und die Russen bis hierher nachgestoßen wären.

»Wie bitte?«

»Ich meine die Entscheidung in der Ehrengerichts-Angelegenheit Helgert!« sagte Altdörfer steif.

»Ach so.« Krusemark überlegte nur einen Augenblick. »Selbstverständlich. Dann sind wir den Brast wenigstens los. Außerdem könnte der General sich vielleicht seiner damals geäußerten Absicht entsinnen und ihn zur Division versetzen wollen.

Stellen Sie sich mal das Trara vor, wenn Helgert dann noch nicht den Abschluß der Sache kennt. - Wie lautet die genaue Formulierung? «

Altdörfer fingerte in seiner Kartentasche herum und zog ein Schreiben heraus, auf dem ein großer roter Stempel >Geheim< stand. Dann beugte er sich dicht an das rechte Ohr des Obersten. »Die Ehre des Oberleutnants Fritz Helgert gilt als nicht verletzt. Er ist jedoch durch den Regimentskommandeur zu verpflichten, nachdrücklich auf seine Ehefrau in dem Sinne einzuwirken, daß sie sich zukünftig gemäß der von einer deutschten Offiziersgattin besonders zu beachtenden Ehrengrundsätze zu verhalten hat.«

Auch das noch, dachte Krusemark.

Der Regimentsadjutant wußte nicht recht, ob er mit dieser Entscheidung des OKW zufrieden sein sollte oder nicht. Einerseits hätte er sich gewünscht, daß Helgert nach allen Regeln der Kunst gemaßregelt und damit endlich geduckt worden wäre. Zum anderen war es ganz eindeutig seinem raffiniert aufgebauten Schriftsatz zu verdanken, daß das Oberkommando der Wehrmacht diese für Helgert positive Entscheidung getroffen hatte. Das bedeutete für ihn, bei Krusemark einen Stein im Brett zu haben.

»Das blöde ist«, flüsterte Krusemark, »daß wir Helgert bei der Verhandlung gesagt haben, nur die Trennung von seiner Frau könnte ihn vor der Pleite bewahren. Jetzt steigt er nach dem Keitelschen Spruch wie ein Phönix aus der Asche. Da muß er ja zu der Schlußfolgerung gelangen, das OKW hätte quasi gegen den Ehrenrat des Regiments entschieden und er könne jetzt den dicken Wilhelm spielen.«

»Ich schätze, er wird zufrieden sein, daß er mit einem blauen Auge davongekommen ist.«

»Irren Sie sich nur nicht wieder«, beschloß der Oberst verärgert das Gespräch und legte sich zurecht, wie er dem Batteriechef am zweckmäßigsten den Inhalt des Geheimschreibens bekannt geben würde.

Schnellinger hatte einiges Training. Aber von dem letzten verstand er nur wenig. Das einzige, was er mitbekam, war, dass das Regiment nach Jelnja per Bahntransport ging, daß der Oberleutnant Helgert von der 6. Batterie eine kurze Dienstreise nach Berlin, zum Heeres- personalamt, machen sollte und daß er in ein Ehrenverfahren verwickelt war.

Während die Batterien noch auf der Straße nach Brjansk marschierten und einen Bombenangriff nach dem anderen über sich ergehen lassen mußten, besah Altdörfer sich die mehr als unzulänglichen Verladeanlagen in Ordshonikidsegrad, bei deren Erbauung sicher nicht an einen derartigen deutschen Massenansturm gedacht worden war. Dann rechnete er aus, wie viele Achsen gebraucht wurden und wann welche Zugtypen zusammengestellt und bereitgestellt sein mußten.

Inzwischen polierte der Oberst sein Ritterkreuz mit einem Silberputzlappen und dachte, daß es trotz der unbezweifelbaren Erfolge des Regiments bei der Aufgabe des Orelbogens, die ja schließlich durch die erheblichen Totalausfälle an Waffen und Gerät sehr eindringlich unterstrichen wurden, nicht so ganz leicht wäre, das Eichenlaub zu erhalten, bevor es dem Divisionskommandeur im Führerhauptquartier umgehängt worden war. Aber er vertraute auf seinen guten Stern und auf die neue Chance, welche sich ihm mit den zu erwartenden Kämpfen im Frontvorsprung um Jelnja bieten würde.

Krusemark vertiefte sich in eine großmaßstäbliche Karte. Also erst einmal auf der Eisenbahn, Linie Brjansk - Smolensk, runde hundertfünfzig Kilometer bis Roslawl und dann noch einmal hundert Kilometer weiter nach Norden bis zu diesem ominösen Jelnja. Das ist der vorgesehene Transport auf dem Schienenweg.

Seit zwei Tagen ist bekannt, daß die Russen östlich Jelnja beiderseits Spas-Demensk angetreten und durchgebrochen sind. Ausgerechnet die Stelle hatten sie sich ausgesucht, wo die Deutsche Wehrmacht Moskau noch am nächsten war.

Zwanzig Monate hindurch hat der Kreml nur lächerliche hundertachtzig Kilometer entfernt gelegen. Aber nun wird er wohl von Tag zu Tag weiter wegrücken. Wahrscheinlich ist das

ein wesentlicher Grund für diese neueste sowjetische Operation, dachte der Oberst. Der zweite könnte sein, daß die russischen Strategen eine deutsche Flankenbedrohung aus nördlicher Richtung gegen ihren Stoß auf Brjansk unter allen Umständen verhindern wollen.

Das alles war für den Oberst weitaus verständlicher als die Tatsache, mit seinem Regiment, das wegen der schweren Mannschaftsverluste in der Orelschlacht aus der Kampflinie herausgelöst wurde, gleich wieder in eine neue Großaktion einbezogen zu werden. Denn die Russen hatten sich keineswegs damit begnügt,

diverse Städtchen im ersten Ansturm zu nehmen, sondern sie konnten darüber hinaus jeden Tag ein weiteres Dutzend Kilometer Geländegewinn verbuchen.

Oberst Krusemark setzte eine frische >Willem II.< in Brand, paffte gewaltige Wolken und kombinierte weiter, daß Jelnja strategisch außerdem die südöstliche Bastion vor Smolensk wäre. Er konnte sich dabei des Eindrucks nicht erwehren – und der neue Einsatzbefehl bestätigte seine Ansicht -, daß die sowjetische Sommeroffensive durchaus noch nicht abgeklungen war.

Die Staubwolke nach Ordshonikidsegrad war noch dichter geworden. Selbst die sanfte Feuchtigkeit der Nacht vermochte nicht, sie auf die augustwarmen Wiesen herabzudrücken.

Die Rote Armee hatte sich in dieser Nacht im Nordosten wie im Osten bis auf fünfunddreißig Kilometer Brjansk genähert.

Fritz Helgert wurde weit vor Brjansk von dem Obergefreiten Schnellinger in Empfang genommen und sofort zu seinem Regimentskommandeur gebracht. Alles mögliche wäre dem Oberleutnant vorstellbar gewesen, jedoch nicht, den Auftrag zu erhalten, sich auf schnellstem Wege nach Berlin zu begeben, um Oberst Schneidewind im Heerespersonalamt bestimmte Wünsche seines alten Waffenbruders Krusemark vorzutragen. Er steckte die Liste mit den Namen der Offiziere, die Krusemark von früher kannte und für würdig hielt, im Regiment leere Planstellen zu besetzen, in die abgeschabte Brieftasche und überlegte, ob es

wohl angebracht wäre, sich für diesen Vertrauensbeweis zu bedanken.

Da erhob sich Krusemark und wurde um einige Grade förmlicher. »Helgert, ich habe Ihnen noch etwas mitzuteilen, was Ihnen sicher einige Genugtuung bereiten wird.« Er griff nach einem Papier und reckte sich.

Der Batteriechef nahm Haltung an.

»Betrifft Sowieso, Sowieso, Aktenzeichen und so weiter. Das interessiert Sie ja wohl nicht. Aber hier.« Seine Stimme wurde höher: »Die Ehre des Oberleutnants Fritz Helgert gilt als nicht verletzt!« Krusemark blickte auf den anderen, dessen Gesicht bei dieser Eröffnung unbeweglich geworden war. Dann fuhr er schneller fort, als handelte es sich um Belangloses: »Er ist jedoch durch den Regimentskommandeur zu verpflichten, nachdrücklich auf seine Ehefrau in dem Sinne einzuwirken, daß sie sich zukünftig gemäß der von einer deutschen Offiziersgattin besonders zu beachtenden Ehrengrundsätze zu verhalten hat.

Gezeichnet Keitel, Generalfeldmarschall. Was hiermit erfolgt ist. Ich beglückwünsche Sie zu der glatten Erledigung und meine, daß damit das letzte Wort über diese Angelegenheit gesprochen ist.«

»Jawohl, Herr Oberst!« sagte Helgert mechanisch.

»Haben Sie sonst noch eine Frage?«

Da war noch eine Frage, eine für ihn sogar höchst bedeutsame. »Ihr Adjutant äußerte nach dem Einbruch bei Beresowez, dass die Geschütze der sechsten Batterie hätten zurückgeführt werden können, und Sie, Herr Oberst, wollten mit mir gelegentlich darüber sprechen.«

Krusemark mußte erst mehrere Augenblicke lang überlegen, ehe er sich an die Begebenheit wieder erinnerte. »Lieber Helgert, Ihre begreifliche Aufregung damals hat Ihnen wohl einen Streich gespielt. Kein Mensch mißbilligt Ihre Verhaltensweise. Herr Altdörfer hat Ihnen lediglich zur Übernahme der Geschütze der

vierten Batterie gewünscht, daß Sie damit etwas mehr Glück haben mögen.« In seinen gelben Augen funkelte Hohn.

»Jawohl, Herr Oberst!«

»Na dann: auf Wiedersehen in Jelnja!«

In Helgert war ein ungeheurer Aufruhr. Berlin ... Ehre gilt als nicht berührt ... Etwas mehr Glück mit den Geschützen der vierten Batterie ... Ehefrau sich gemäß der von einer deutschen Offiziersgattin besonders zu beachtenden Ehrengrundsätze zu verhalten hat ...

Wie betäubt setzte er sich in den Wagen neben Schnellinger, der gegen die heranquellenden Einheiten im Schrittempo nach Brjansk zurückfuhr.

Schnellinger war etwas verwundert, daß der Oberleutnant, welcher sich auf der Hinfahrt sehr gesprächig gezeigt hatte, zu seinen Erörterungen über die Aussichten von >Schalke 04< in zukünftigen deutschen Fußballmeisterschaften hartnäckig

schwieg. Sicher ist ihm eine Laus über die Leber gelaufen, dachte der Obergefreite nach einem kurzen Seitenblick auf das verschlossene Gesicht des anderen.

In der gleichen Nacht noch fuhr Helgert mit einem Transportzug Richtung Gomel- Minsk. Obwohl die Erschöpfung der letzten Wochen ihn jetzt so überfiel, daß er sich kaum noch aufrecht halten konnte, wurde ihm einiges klar bewußt. Nach den Äußerungen von Krusemark und Pfeiler beim Ehrenverfahren war nicht daran zu zweifeln gewesen, daß das OKW seine Haltung verurteilen würde, wenn er auch in den vergangenen Monaten immer wieder mit dem Gedanken gespielt hatte, Herr Keitel könnte dennoch für ihn und seine Frau positiv entscheiden. Ja, er hatte sogar geglaubt, die in höchster Spitze für die Wahrung der Offiziersehre Verantwortlichen würden sich nicht nur mit dem Rehabilitieren zufrieden geben, sondern auch dort eingreifen, wo das Recht offensichtlich gebrochen worden war. Jetzt ergab sich, daß der einwandfrei Schuldige, Dörnberg, wiederum ohne jede Bestrafung davongekommen war, denn

davon stand in der Keitelschen Verfügung nichts. Oft genug hatte der Oberleutnant sich eingeredet, daß ihn die Entscheidung nicht mehr berühren würde, wie immer sie ausfiele. Auch das stimmte nicht.

Wenn man die amtlich glatte Formulierung in Klartext übersetzte, wurde folgendes verkündet: Wir brauchen dich selbstverständlich für den Krieg, solange du überhaupt in der Lage bist, einen Russen umzulegen. Ansonsten bleibt das Urteil des Kriegsgerichtes in Hamburg als zu Recht bestehen. Damit du das endlich einsiehst, bekommst du es vom Generalfeldmarschall schriftlich. Jetzt ziehe hübsch brav los mit deiner frisch restaurierten Ehre und verursache uns keine Scherereien mehr.

Während unter ihm die Räder gleichmäßig rollten, spürte der Oberleutnant dumpf, daß dieses letzte Hoffen auf Gerechtigkeit nichts als ein frommer Selbstbetrug gewesen war, der ihn immer wieder angestachelt hatte, während der vergangenen Wochen mit fast selbstmörderischer Einsatzbereitschaft zu kämpfen. Das einzige, was ihn etwas zu trösten vermochte, war dieses Eingeständnis vor sich selbst.

*

Als der Oberleutnant Alois Altdörfer den Brief las, beschlich ihn ein unangenehmes Gefühl. Ein Hamburger Krankenhaus als Absender. Beim Lesen überkam ihn ein Schwächeanfall: Wieland - blind!

Nachdem er die Einzelheiten des Vorgangs vernommen hatte, vermochte er das Grauenvolle immer noch nicht recht zu fassen. Er legte das Schreiben aus der Hand und stöhnte. Nun würde er seinen Bruder wahrscheinlich lebenslänglich auf dem Hals haben. Nicht auszudenken, ständig jemanden um sich dulden zu müssen, der hilflos war und betreut werden mußte. Aber vielleicht konnte man ihn in ein Blindenheim einkaufen. Dann wäre er ihn wenigstens fürs erste los.

Altdörfer hörte, wie der Bursche draußen die Hacken zusammenknallte und der Oberst sich leutselig nach den Ausmaßen des Frühstücks erkundigte. Er las den Brief hastig zu Ende :

> Ihr Herr Bruder wünscht Ihnen außerdem mitzuteilen, dass er in einer bestimmten, Ihnen, Herr Oberleutnant, bekannten Angelegenheit eine Revision angestrengt habe, weil er sich vor Gott und seinem Gewissen dazu verpflichtet halte. Das Ergebnis würde er Sie nach neuerlichem Ablauf des Verfahrens wissen lassen. Mit vorzüglicher Hochachtung!

Dr. Felgenträger, Chefarzt. <

Diese Mitteilung traf den Regimentsadjutanten weitaus empfindlicher. Es war ihm sofort klar, daß Wieland im Interesse eines Dritten im Prozeß Helgert falsch ausgesagt hatte und sich nun, von Skrupeln gepeinigt, ohne Rücksicht auf alle Folgen, seelisch zu entlasten beabsichtigte.

»Guten Morgen, Herr Oberst!«

»Na, anständig ausgepennt?« Krusemark warf die Reitgerte mit dem silbernen Knauf nachlässig auf den Kartentisch.

»Danke gehorsamst für die gütige Nachfrage!«

Der Ordonnanzoffizier und der Stabsbatteriechef waren zusammen mit dem Regimentsveterinär eingetreten und warteten darauf, ebenfalls zum Frühstück Platz nehmen zu dürfen.

Krusemark war freudig gestimmt, weil der Regimentsstab schon heute verladen wurde.

Der Adjutant blieb einsilbig. Er dachte über das von Wieland angestrengte Revisionsverfahren nach. Der mutmaßliche Nutznießer würde in jedem Fall Helgert sein. Dieser Gedanke schien ihm nahezu unerträglich. Bei dem Stand der Dinge war die Rehabilitierung von ihm aus nicht zu verhindern. Deswegen mußte die Position Helgerts wenigstens im Regiment und damit auch in der Division auf andere Weise torpediert werden. Jetzt

wollte er die Notizen seines Ringbuches in Aktion treten lassen.

Altdörfer legte sich schnell im Kopf einen Plan zurecht, der etwas Pfeffer auf die >Lilie Helgert< streuen würde. Als die anderen gegangen waren, um das Verladen der Pferde und Fahrzeuge zu beaufsichtigen, wandte er sich an den Oberst: »Darf ich fragen, wie Herr Helgert die Eröffnung des Beschlusses über seine Ehrenangelegenheit aufgenommen hat?«

Krusemark verbreitete sich jovial und glaubte in der Annahme sicher zu sein, daß dem Batteriechef ein Stein von der Seele geplumpst wäre. Das mit seiner Frau würde er sicherlich bei seinem Aufenthalt in Berlin regeln können. »War doch eine von mir großartig bedachte Idee, gerade Helgert zu schicken, wie?«

Altdörfer stimmte kopfnickend zu. »Ich halte mich dennoch für verpflichtet, Herrn Oberst auf eine Wahrnehmung aufmerksam zu machen, die ich getroffen habe.«

»Wieso? Hat das etwas mit Helgert zu tun?«

»Nach den vorliegenden Meldungen kann als sicher angenommen werden, daß der Sanitätsobergefreite Heizer von der sechsten Batterie zum Feind übergelaufen ist!« Er wartete die Wirkung seiner Mitteilung ab.

»Wollen Sie damit andeuten, daß sich Helgert mangelnder Dienstaufsicht schuldig gemacht hat?«

»Natürlich nicht, Herr Oberst!«

»Na also. Bei dem Durcheinander, Altdörfer, wäre das ja wohl auch ein bißchen viel verlangt, wie?«

»Selbstverständlich. Aber Heizer war bis zum Anschluß der Ostmark politisch links orientiert. Sozialdemokrat oder so etwas Ähnliches.«

Der Oberst pfiff leise durch die Zähne. »Das gibt der Sache natürlich einen anderen Anstrich. Nicht sonderlich, aber immerhin.«

»Ich meine ebenfalls, daß es nicht viel besagt, Herr Oberst !«

Krusemark wußte mit der neuerlichen Abschwächung nichts Rechtes anzufangen und machte ein Gesicht, als stünde er weit über den Dingen.

Altdörfer ging nach dieser Aufbereitung daran, den eigentlichen Pfeil abschnellen zu lassen. »Herr Oberst entsinnen sich, daß wir Anfang Juni Ersatz bekamen!«

»Sie meinen die acht oder zehn kümmerlichen Marschierer?«

»Sehr richtig, Herr Oberst. Unter anderen haben wir von diesem Haufen den Kanonier Rudolf Bender zur fünften Batterie gegeben.«

Krusemark wußte nun überhaupt nicht mehr, wo es entlang ging, und begann sich zu ärgern.

Altdörfer registrierte auch das und fuhr bescheiden fort: »Wie ich bei einem Gespräch über die innere Festigkeit der Truppe von Leutnant Gengenbach erfuhr, hatte dieser den Eindruck, daß der Kanonier Bender bei Beresowez bemerkenswerten Appetit zeigte, die Bolschewisten in der Feuerstellung zu erwarten !« Er räusperte sich dezent.

»Was hat denn Gengenbach in seiner eigenen Feuerstellung mit dem Mann von der fünften Batterie zu tun gehabt?«

»Bender war auf ausdrücklichen Wunsch des Oberleutnants Helgert zu dessen Batterie versetzt worden; zur sechsten also !«

»Donnerwetter!« Der Oberst hatte den Eindruck, daß er die Geschichte wieder übersehen konnte. »Das wären ja praktisch zwei Fälle in der gleichen Einheit !« Er klopfte mit der Reitgerte ein Stäubchen von seinem Juchtenlederstiefel.

»Herr Oberst, dieser Rudolf Bender war früher aktives Mitglied der Kommunistischen Partei !«

Krusemark stand heftig auf, und Altdörfer wußte nun, dass sein Geschoß im Ziel angekommen war.

»Menschenskind!« Krusemark wagte kaum weiterzusprechen. »Das sind ja glatte Symptome von bewußter Wehrkraftzersetzung ! Ja, merkt denn der Helgert, dieses Kamel, gar nicht, daß in seinem Laden die Mäuse am Tanzen sind ?« Er ging böse blickend auf und ab.

Altdörfer meinte, daß noch eine sanfte, zum Weiterdenken anregende Ergänzung erforderlich wäre. »Ich bitte, einen nicht uninteressanten Gedanken äußern zu dürfen, Herr Oberst.«

Der unterbrach seinen Marsch der Entrüstung und war geneigt zuzuhören.

»Wenn Bender vielleicht gar nicht so zufällig zu Helgert gekommen wäre? Wenn er vielleicht sogar etwas Bestimmtes wußte oder Konkretes wollte, gewissermaßen Aufträge hätte?«

Der Oberst erschrak. So etwas in seinem Regiment. So etwas unter seinen Herren! Das wäre wirklich ein unausdenklicher Skandal. Wo er gerade gestern einen Schlußstrich unter die Affäre Helgert gezogen glaubte.

»Oberleutnant Altdörfer ! Sie sind ein politisch geschulter, umsichtiger Offizier!«

Altdörfer ließ dezent die Absätze zueinanderfinden.

»Beobachten Sie weiter und sprechen Sie mit niemandem darüber. Ich werde im entscheidenden Augenblick zupacken oder abbiegen. Verlassen Sie sich darauf!«

19. KAPITEL

In Minsk war Oberleutnant Helgert in einen Fronturlauberzug gestiegen, der nun nach Westen brauste. Noch einige Stunden Fahrt, dann würde er in Berlin sein. Erste kupferne Sonnenstrahlen flogen über den Horizont. Die nächtlichen Schatten schrumpften, und die Mondsichel wurde trüb. Auch in dem Abteil der Offiziersklasse stank es nach Schweiß, Läusepulver und schlechten tschechischen Zigaretten Marke >Vlasta<. Qualvoll verrannen die Stunden.

Helgert ging nicht nur der Mief auf die Nerven, sondern vor allem dieses Haut-an-Haut-Sitzen zu sechst; dieses gegenseitige Abfragen mit lüsterner Neugier; diese Unsumme an Heldentaten und Perversitäten der Vernichtung, welche auf den Tisch der Wehr- machtsmoral gelegt wurde, paßrecht wie eine aufgehende Patience System >Napoleon<. Er trat auf den Gang, zog die quietschende Schiebetür hinter sich zu und zündete eine Zigarette an, obwohl ihm die Zunge schon vom Nikotin brannte.

Häufiger tauchten Dörfer und Flecken rechts und links des Schienenstranges auf, kündigten die Nähe der Reichshauptstadt an.

Der Oberleutnant überdachte noch einmal, was in Berlin erledigt werden mußte. Am besten, er notierte sich das. Also:

1. Oberst Schneidewind.

Personalfragen.

2. Baum sen.

Blumen!

Gespräch mit Claudia Sanden? Bei Baum?

3. Ilse.

Hat sie die Scheidung eingereicht?

Ehrenangelegenheit.

Hinweis Krusemark laut Keitel.

Wiederaufnahme des Verfahrens?

Bei Punkt eins handelte es sich darum, daß ein paar zerschrammte Leute unter Krusemarks Anleitung dem Heldentod zugeführt werden sollten.

Zu Punkt zwei wurde ein minutiöser Bericht über die letzten Tage und Stunden von Eberhard Baum notwendig. Er fror bei dem Gedanken, Baums Angehörigen nochmals den gleichen Gram zu bereiten, der auch ein Teil seines nicht überwundenen Schmerzes war.

Punkt drei behandelte Details ein und derselben Sache. Hier ging es um den möglichen Schnitt durch die eigene Zukunft. Wiederaufnahme des Verfahrens? Er konnte sich keine neuen Fakten vorstellen, die gravierend genug wären, um das Gericht zu einer Aufhebung des Urteils zu veranlassen. Wäre das der Fall gewesen, hätte auch der Keitelsche Spruch anders ausgesehen. Sicherlich konnte Ilse ihm darüber Näheres sagen.

Fritz Helgert ging wieder ins Abteil zurück. Das Rattern des Zuges, die Erschöpfung infolge der vielen durchwachten Nächte erzeugten schließlich wohltuende Apathie, die einen Schleier über alles Denken wollen breitete. Die Gesichter der Mitreisenden verschwammen vor seinen Augen. Mit dumpfer Regelmäßigkeit starrte er auf die Zeiger der Armbanduhr…

Die Sonne hatte ihren höchsten Stand bereits überschritten, als das lärmende Gewoge der Aussteigenden den Oberleutnant umfing. Langsam ließ er sich mit diesem Strom treiben, der voller Unrast den Ausgängen zustrebte. Ein seltsamer Zustand des Schwebens hatte ihn erfaßt. Es war sonst ganz anders gewesen, wenn er hier angekommen war. Da beherrschte das von verschiedensten Komponenten bestimmte Glücksempfinden des >Nachhausekommens< jeden Gedanken. Die vielen Menschen

aus dem Strom, welche den gleichen Weg hatten und dem gleichen Grauen vorübergehend entstiegen waren, um vielleicht neues Unheil dafür vorzufinden, hatte er immer nur als eine eigens für ihn bestimmte Kulisse angesehen.

Der Bahnhof blieb hinter dem Oberleutnant Helgert. Ein Autohorn riß ihn jäh aus seinen Gedanken. Riesenhaft wuchs der Kühler vor ihm auf. Bremsen kreischten. Für Bruchteile von Sekunden erfaßte sein Blick ein zorniges Augenpaar. Mit einem Satz war er zur Seite, ging hastig weiter, hatte den Zwischenfall im nächsten Moment schon wieder vergessen.

Er riß sich zusammen. Zunächst war der Auftrag zu erledigen.

*

Bendlerstraße.

Hier hatte ein Begriff zu entstehen, wuchtiger als Kreml oder Pentagon; so forderte es der Führer.

Hier sollte die neue Staatenhierarchie im Weltmaßstab geschaffen werden, mit dem Deutschen Reich und Adolf Hitler an der Spitze.

Hier befand sich die Registrierstelle für über sechzig Staaten und achtzig Prozent der gesamten Bevölkerung der Erde, die in diesen Krieg verwickelt waren.

Hier wurde kriegerisches Preußentum mit Hakenkreuz und Galgen zu einem unheimlichen Symbol der Ausrottung gemacht.

Hier residierte die Wehrmacht, dritte Säule neben der NSDAP und der Reichsregierung, obwohl der Zeiger im Machtkampf immer mehr zugunsten Himmlers ausschlug.

Hier lagen die Finger am taktischen Puls des blutigsten Völkerschlachtens,

das die Kontinente bisher erlebt hatten.

Hier waltete das Feldherrntalent des Führers und Obersten Befehlshabers der Wehrmacht wider alle Regeln der Strategie.

Hier veröffentlichte man die Wehrmachtsberichte, an denen sich die Volksgenossen aufzurichten hatten, sofern sie keine >Feindsender< hörten.

Hier dividierten Spezialisten die Verlustziffern, damit die braune Öffentlichkeit in ihrem Glauben an den Endsieg nicht beunruhigt wurde.

Hier steckten Generalstabsoffiziere jeden Tag, nachdem die Reinemachefrauen gegangen waren, unauffällig viele bunte Fähnchen und Nädelchen der Armeen, Korps und Divisionen in Richtung Bendlerstraße zurück.

Hier wurden letzten Endes die Geschicke jedes einzelnen Deutschen mitbestimmt.

*

Als der Doppelposten vor dem Portal mit klatschenden Griffen das Gewehr präsentierte, drehte Helgert sich um und dachte, es wäre ein anderer gemeint gewesen. Sein Blick glitt über die langen grauen Fassaden. Dann trat er in die Dämmerung ungezählter Gänge.

Der Rest des Vormittags wurde zu einem flimmernden Kaleidoskop: Ordengespickte, seidengefütterte Extra-Uniformen, schneeweiße Kragen, zierliche Degen mit Löwenkopf und roten Glasaugen als Knauf sowie lacklederne Stiefeletten und Tanzsporen; ein weitverschachteltes Adjutantensystem; glatte Gesichter, gedämpftes Pathos der Generalstäbler; ein ständiges leichtes Andeuten der bewußten Zurückhaltung.

Die Betriebsführung des Krieges war ganz auf große Siege

eingestellt.

Verstohlene Blicke streiften den großen Lederfleck, der auf Helgerts rechten Stiefel gesteppt war, den unorthodox vernähten Dreiangel in der Reithose und die heereseigene Hals- oder Kragenbinde. Manschettenknöpfe waren auch nicht vorhanden, weil das Makkohemd, wie es die Truppe trug, derartige gar nicht vorsah.

Helgert hatte schon mehrere Schranken passiert, als ein Hauptmann zum massiven Riegel vor dem Allerheiligsten des Obersts Schneidewind wurde. Dieser jedoch befand sich derzeit im Kasino. Dazu benutzte er heute wie immer eine Tür, die ihn der Kontrolle des Vorzimmers entzog.

Der Hauptmann riet, morgen wiederzukommen, da er ebenfalls zum Essen wollte. Vor allem müßte das Ganze auf dem Dienstwege eingereicht werden. Vielleicht würde es dann nach ein paar Tagen dem Herrn Oberst vorgelegt.

Helgert nahm trotzdem Platz.

Dennoch dachte der Adjutant nicht daran, diesen ungehobelten Krieger so mir nichts, dir nichts bei seinem Chef vorzulassen, ohne den Anlaß des Besuches zu kennen.

Helgert faltete den >Völkischen Beobachter< zusammen. Der Häuptling begann ihn zu amüsieren. »In ein paar Tagen bin ich in Jelnja. Wissen Sie zufällig, wo das liegt?« fragte er scheinheilig.

Der Hauptmann mußte tatsächlich einen Augenblick überlegen, bevor er eine präzise Vorstellung von der Himmelsrichtung hatte, in welcher sich ein solcher Ort vermuten ließ. Aber er hielt es nicht für übertrieben wichtig und wies auf hier geltende Vorschriften hin, die das Gerüst jeder ordentlichen Armeeführung wären.

Da klappte nebenan die Tür. Oberst Schneidewind war soeben gesättigt in seine Amtsräume zurückgekehrt.

Helgert stand auf, hob die Pistolentasche etwas an, damit das Koppel nicht drückte. Damit war sein militärisches Make-up beendet. Er ging auf die Tür im Rücken des Hauptmanns los. Der erhob sich ebenfalls und nahm eine Haltung ein, die Leonidas nicht beschämt hätte. Der Oberleutnant schob ihn zur Seite, ohne den zwei goldenen Sternen des anderen die schuldige Ehrerbietung zu zollen. Dann klopfte er hart an die Tür und trat ein, ohne Weiteres abzuwarten.

Das erste, was er von dem Personaloberst wahrnahm, waren zwei hochgezogene Augenbrauen, die gleichzeitig Erstaunen und Mißbilligung ausdrückten.

Helgert servierte Grüße und Zettel des Herrn Oberst Krusemark und gestattete sich, seinen Namen militärisch knapp mitzuteilen.

Sieh mal an, dachte Schneidewind rasch besänftigt, nett von dem alten Krusemark, mir diesen jungen Mann gleich persönlich vorzustellen. Dessen Ehrensache ist mir noch frisch in Erinnerung.

Viel Verbindliches konnte Helgert nach einer Stunde, während der Vorzimmer- Hauptmann auf Weisung Schneidewinds unentwegt Personalakten herbeischleppte, nicht für Oberst Krusemark mitnehmen. Hinter viele der vom Kommandeur aufgeschriebenen Namen malte er nach entsprechenden Erläuterungen ein schlichtes Kreuz. Einige blieben immerhin übrig, die für den Nachschub in Betracht kamen.

Zunächst aber sollten die Ausfälle des Regiments durch Teilnehmer des ersten Weltkrieges und Kriegsoffiziersbewerber ersetzt werden.

»Das dient natürlich nur zur persönlichen Unterrichtung meines alten Freundes Krusemark. Alles andere erfolgt auf dem Dienstweg über Division zwo a.«

»Gewiß, Herr Oberst!«

»Hat Ihr Herr Regimentskommandeur schon in einer anderen Angelegenheit mit Ihnen gesprochen?«

»Falls Herr Oberst die Entscheidung in dem gegen mich durchgeführten Ehrenverfahren meinen«, antwortete Helgert, dann hat er mir das Erforderliche mitgeteilt.«

»Na sehen Sie. Genau das meine ich, lieber Helgert. Haben wir Sie doch mit allem Wohlwollen wieder rausgepaukt. Glaube nicht, daß das in Friedenszeiten so glimpflich abgelaufen wäre!« Er schlug ihm leutselig auf die Schulter. »Grüßen Sie mir Krusemark, den alten Recken. Sagen Sie ihm, daß ein höherer Artilleriekommandeur sich neulich sehr für ihn interessiert hat!«

Helgert war entlassen. Er übersah den Hauptmann, nahm seine Mütze vom Haken und ging.

Alle Straßenbahnen in der Potsdamer Straße schienen den gleichen Satz zu kreischen: >Haben wir Sie doch mit allem Wohlwollen wieder rausgepaukt!< Auch das erregte den Oberleutnant nicht mehr. Eine seltsame Gefühlsleere hatte sich seiner bemächtigt.

Lohnt es denn, sich so zu übernehmen angesichts dieses gewaltigen Machtapparates, dessen tönende Korridore er heute durchwandert hatte? Auf der Kriegsschule mußten sie die ganze Struktur lernen. Helgert versuchte, sich zu erinnern:

Über dem gesamten militärischen Komplex steht das Oberkommando der Wehrmacht. An der Spitze Adolf Hitler, der Oberste Befehlshaber der Wehrmacht. Hier münden die drei Wehrmachtsteile: die Oberkommandos des Heeres, der Luftwaffe und der Kriegsmarine - also OKH, OKL und OKM – mit ihrem jeweiligen Oberbefehlshaber. Der technische Leiter des ganzen Unternehmens im Range eines Ministers - der Chef des OKW - ist mein Freund Keitel, den mancher Truppenoffizier schon verstohlen >Lakeitel< oder >Nickesel< genannt hat. Die wichtigste Abteilung, die jeden Schuß auslöst, ist der Wehrmachtsführungsstab unter Alfred Jodl mit dessen Stellvertreter, General Warlimont, als Chef der Abteilung Landesverteidigung. Danach folgt ein Rattenschwanz ungezählter anderer Abteilungen. So das Allgemeine Wehr- machtsamt unter dem nicht unbekannten Herrn Reinicke, dem auch das ganze Kriegs- gefangenenwesen untersteht, oder die

Wehrmachtsrechtsabteilung. Aber das ist ja nur ein Bruchteil. Was hat der Krieg noch alles dazu erfunden!

Dem zu entrinnen, aus diesen Machtkrallen herauszukommen? Du liebe Güte! Besaufen müßte man sich. Aber es hat ja doch keinen Zweck.

Lange lief Fritz Helgert durch das Straßengeflecht der Innenstadt. Die Fabriken, Büros und Dienststellen mußten ihre Tore gerade geöffnet haben und spien einen Strom von Menschen aus, als er sich in der Enge einer Fernsprechzelle befand. Immer wieder läutete es, aber niemand meldete sich. Als er auflegen wollte, knackte es im Hörer, und er vernahm ihre Stimme.

»Ilse!« sagte er heiser und dachte daran, was alles zu besprechen war.

»Du hier?« Es klang fassungslos. »Von wo sprichst du denn?«

»Von der Linkstraße, hinterm Potsdamer Platz!«

»Dann könntest du ja in einer halben Stunde hiersein?«

Er wollte etwas Zeit gewinnen. »Ich habe noch einiges zu erledigen. Es wird wohl ein bißchen dauern. Eine Stunde vielleicht.«

»Und wie lange wirst du bleiben? Hast du Urlaub?«

»Natürlich nicht. Ich erzähl dir das nachher!«

»Komm bald, Fritz, ja?!« Bittend klang es und ganz natürlich.

»Ja, selbstverständlich.« Helgert legte den Hörer auf und flüchtete sich vor etwas Unbekanntem, Entscheidendem. Möglicherweise waren aber nur seine Nerven nicht ganz in Ordnung.

Wieder lief er ziellos weiter; durch den Tiergarten, in dem die kalkigen Denkmäler der Helden preußischer Geschichte prunkten. Von einigen hatte er in der Schule gehört, andere mußten wohl zweite Garnitur sein, wie diese Waldemare und

Nachfolge-Albrechte, sonst würde man sie öfter zitieren. Mit der Königin Luise ließ sich erheblich mehr anfangen, je länger der Krieg dauerte.

Das Brandenburger Tor mit seinen Säulen und dem Siegeswagen blieb hinter ihm.

Der Bahnhof Friedrichstraße mutete ihn an wie ein riesiges Baggerwerk, das Menschen aus donnernden Tunnelröhren schaufelte, sie bei strahlender Sonne wie in der Finsternis der Totalverdunkelung auf die ratternden S-Bahn-Züge häufelte, andere in die kümmerliche Erhellung der unterirdischen Bahnsteige schleuste und niemals zur Ruhe kam, wie die Bauarbeiten an diesem Bahnhof seit Beginn des Jahrhunderts.

Am Oranienburger Tor glitten schon jetzt am frühen Abend Dirnen über die Friedrichstraße und suchten Beute. Der Oberleutnant sah schwarz umrandete Augen mit langen, geschwungenen Wimpern, grell geschminkte Münder, die lockend girrten und kurzweiliges Vergessen gegen entsprechendes Entgelt feilboten: etwa Fett- und Fleischmarken; eine Flasche französischen Kognak; Spitzen aus Brüssel; wenn es hoch kam, eine russische Leica.

Entlang der Chausseestraße zogen sich linker Hand die flachen Zwingbauten der Maikäferkaserne zum Wedding hin, zum roten Wedding, der Demonstrationen und Barrikaden Streikender um seine gelbsteinige Kirche an der Reinickendorfer Straße erlebt hatte; und Tote.

Nun war er unmittelbar vor dem großen Wohnblock, seinem Zuhause. Das abgedunkelte Nummernschild über der Tür erinnerte ihn an ein Nonnengesicht in strenger, einzwängender Haube.

Mit einem langen Blick umfaßte er Ilse, der Freude in den Augen stand.

Eberhard Baum und Orel; jener Dienstauftrag und der neue Einsatz zwischen Smolensk und Kaluga; das Bedrückende des bevorstehenden Besuchs bei Baums Eltern; die letzten

Fliegerangriffe auf Berlin und Ilses Tätigkeit im Virchow-Krankenhaus; darüber zog die Nacht herauf.

Es war Zeit, zum Wesentlichen zu kommen. »Ich habe deinen Brief erhalten, Ilse!«

Die Frau war lange darauf gefaßt gewesen. »Wie stellst du dich zu meinem Vorschlag?«

»Ich halte ihn für völlig unbegründet.«

Ilse Helgert antwortete ruhig: »Du hast heute abend von so vielem gesprochen, aber nicht davon, daß dich noch immer diese, verzeih mir, Dörnberg-Angelegenheit beschäftigt. Du hast vom Heerespersonalamt erzählt, aber kein Wort gesagt von dem Ehrenverfahren, das gegen dich läuft. Also ist dein Vertrauen zu mir doch etwas erschüttert. Es hat für uns beide keinen Sinn, sich irgendwelchen Illusionen hinzugeben. Ein schneller Schnitt ist wohl der schmerzloseste.« Ihr Gesicht war blaß.

Fritz Helgert stutzte. Also weiß sie doch vom Ehrenverfahren. Woher eigentlich?

Zögernd erwiderte er: »Das Ehrenverfahren ist abgeschlossen. Die Entscheidung des Oberkommandos der Wehrmacht lautet: >Die Ehre des Oberleutnants Fritz Helgert gilt als nicht berührt.< « Erregter fuhr er fort: »Bist du nicht doch meiner Auffassung, daß es richtig war oder zumindest richtig von mir gedacht war, dir die Geschichte einstweilen vorzuenthalten, bis sie endgültig abgeschlossen ist?«

Fritz Helgert versuchte, in Gedanken die Antwort zu formulieren, die er Oberst Krusemark geben würde, wenn der ihn fragte, ob die Belehrung der sehr verehrten Frau Gemahlin erfolgt wäre. Und er schwor sich, von dieser Anordnung Keitels niemals etwas zu sagen.

»Vorenthalten ...« In Ilses Stimme war Bitterkeit. »Man kann darüber sicher sehr verschiedener Ansicht sein und nach dem gegenseitigen Vertrauen fragen ... «

»Das hat doch nichts mit Vertrauen zu tun, Ilse. Ich wollte dich nur nicht beunruhigen.«

»Es ist aber eine Frage, die uns beide ebenso angeht wie … wie die persönlichsten Dinge.«

Helgert schüttelte den Kopf. »Zwischen uns hat sich doch nichts geändert. Ich bin froh, daß der Krieg geholfen hat, alles so schnell zu vernarben. Für mich ist das abgeschlossen!« Er spürte, wie unecht seine Worte klangen.

Ilse blieb das nicht verborgen. Sie wollte endlich Klarheit schaffen. »Wenn dich weder das Ehrenverfahren noch Hamburg belastet, wie du sagst, dann ist auch mein Brief gegenstandslos geworden.« Sollte sie ihm mitteilen, daß die Revision des Gerichtsurteils durch Wieland Altdörfers Geständnis tatsächlich in Gang gekommen war, jetzt, wo er betont hatte, daß für ihn alles abgeschlossen sei?

»Dann brauchen wir wohl über Scheidung oder ähnliches nicht mehr zu sprechen.«

Helgerts Feststellung blieb weiterhin eine Frage. Er empfand auch nicht das Bedürfnis, mit ihr, dem vertrautesten Menschen, über seine politischen Zweifel zu sprechen, weil er meinte, sie würde ihn nicht verstehen.

Die Frau fühlte, daß sie den Tränen nahe war. Die Kluft zwischen ihnen war eher noch tiefer geworden, obwohl alles Gesagte so glatt geklungen hatte. Es gab keine Befreiung von dem Quälenden.

Da Ilse schon um vier Uhr morgens aufstehen mußte, gingen sie bald zu Bett.

Ob sie sich geborgen fühlt, weil ich für einige Stunden hier bin? dachte Helgert, als sie still nebeneinander lagen. Vielleicht ist sie wach wie ich und ahnt, wie es in mir aussieht. Warum werde ich mit dem Vorwurf nicht fertig, sie hätte mir etwas Unverzeihliches angetan? Diese Anschuldigung ist haltlos, aber Empfindungen kann man nicht kommandieren. Liebe ich Ilse

wirklich? Es fehlt doch vieles von dem, was Ausdruck einer solchen Liebe wäre. Vor fünf Monaten habe ich sie nicht zu mir genommen, weil die Ereignisse noch so brennend nahe waren. Und heute?

Er wälzte sich voller Unruhe auf die andere Seite.

Ilse atmete kaum hörbar. Sie hätte gern die Hand ausgestreckt und ihn gestreichelt, aber sie wagte es nicht. Er hat mich nicht geküßt, als er kam, und auch nicht, als wir zu Bett gingen. Aber ich werde ihn immer lieben, selbst dann, wenn Ich Ihm nichts mehr bedeute.

*

Am nächsten Tag fuhr Helgert zu Baums Eltern.

Auf der Station >Stadtbahn Friedrichstraße< verließ er die Untergrundbahn, um zu Fuß den Spittelmarkt zu erreichen. Das bevorstehende Zusammentreffen mit den Eltern bedrückte ihn seit dem Augenblick noch mehr, als er mit seinem Vater telefoniert hatte; diese müde Stimme, vom Schmerz um den Verlust des einzigen Sohnes verändert ... alt geworden.

Die wuchtigen Fassaden des >Russischen Hofs< und des >Zentral-Hotels< mit dem Wintergarten-Variete wiesen mancherlei Bombenschaden auf. Zahlreiche billige Vergnügungs-Etablissements auf der linken Seite der Friedrichstraße nahmen den Ansturm der Uniformen auf wie unersättliche Rachen.

Die Sonne hing schon tief über dem Brandenburger Tor und beleuchtete fahl die großen Botschaftsgebäude um den Pariser Platz. Auf der linken Seite vor dem >Hotel Bristol< die russische mit der glatten strengen Front; die sehr selbstbewußten der Engländer und Franzosen; und unmittelbar neben dem Monument das verlassene Diplomatenhaus der Amerikaner.

Der Oberleutnant Helgert verweilte einen Augenblick auf der Mittelpromenade mit den erst 1936 angepflanzten, wenig

gepflegten Bäumchen und dachte daran, daß er sich nun an einer der berühmten sechs Ecken der Welt befand, nämlich >Friedrichstraße - Unter den Linden <. Hier habe ich damals mit Eberhard gestanden, dachte er, als der Läufer mit dem olympischen Feuer durch eine sportbegeisterte Menge zum neuen Olympia-Stadion lief, das Luftschiff >Graf Zeppelin< über der Innenstadt kreuzte, in der es von vielen Zehntausenden Menschen pulste, die aus allen Teilen der Erde gekommen waren, um dem friedlichen Wettstreit der Besten beizuwohnen. >Ich rufe die Jugend der Welt!< klang die Glocke von dem schmalen Turm in der Arena der Hunderttausend. Und nun blutet die Jugend nahezu der ganzen Welt, um den Frieden wiederherzustellen, der mit Vorbedacht von diesem selben Berlin aus zerstört wurde.

Richtig, hier haben wir noch einmal zusammen gewartet. 1939 war es wohl. Ich hatte gerade Urlaub von der Kriegsschule. Da marschierten die Kolonnen der >Legion Condor< vorbei. Die >Ost-West-Achse< war von der Technischen Hochschule in Charlottenburg bis zum Lustgarten von SA-Männern abgesperrt. Dort defilierten die Überlebenden des Herrn Warlimont, der in Hitlers Auftrag einiges dazu getan hatte, um General Franco auf den Thron zu setzen. Das Hauptergebnis aber lautete: Deutsche Waffen waren im scharfen Einsatz ausprobiert worden und für jeglichen Großkrieg gerüstet. Wir hatten einen Klassenkameraden, der als Leutnant bei der Jagdwaffe in der Legion gekämpft hatte, erinnerte sich Helgert. Wendigkeit hieß er. Als er vorbeimarschierte, selbstbewußt, braungebrannt, einige Orden auf der olivfarbenen Hemdbrust, da rief ich begeistert seinen Vornamen und schwenkte die Arme. Und du, Eberhard, starrtest auf ihn und hast dich nicht gerührt. Ich wollte gleich nach dem Grund dieses seltsamen Verhaltens fragen, habe es dann aber doch vergessen. Damals kanntest du schon Rudi Bender ...

Der Oberleutnant ging langsam zur Schloßbrücke vor. Staatsbibliothek, Universität. Wie oft hatte er mit Eberhard Wetten abgeschlossen, ob Wilhelm oder Alexander von Humboldt links oder rechts vom Eingang auf ihren steinernen Sockeln saßen. Ich weiß es auch heute nicht auf Anhieb, dachte er.

Außerdem kann man sie unter ihren schützenden Ziegelsteinmauern ebensowenig erkennen wie Friedrich II. als stolzen Reitersmann.

Dann die monumentale Zusammendrängung des Preußentums: Kronprinzessinnen- Palais, Staatsoper, das Zeughaus - Konservator aller früher erfochtenen oder von Königen und Kaisern beanspruchten deutschen Siege. Auf der anderen Seite der pompöse evangelische Dom und das Hohenzollernschloß; protzig, überheblich, selbstsicher.

So selbstsicher lärmt diese gesamte Reichshauptstadt, dachte der Oberleutnant. Als wäre ihr Rhythmus trotz der nun überall in Erscheinung tretenden Zerstörungen durch Sprengstoff und Phosphor von einer unabänderlichen höheren Ordnung, von Fahnen, Standarten und großem Zapfenstreich für immer bestimmt. Diese Großstadt hat bisher noch nicht erlebt, wie schnell ein solcher Rhythmus zerbrechen kann.

An Bombentrichtern, Ruinen und Schutthalden, auf denen graues Gras zu wuchern beginnt, hat sich unser Berlin, strategischer Mittelpunkt der >Achse Berlin – Rom -Tokio<, immerhin schon gewöhnen müssen, auch daran, daß Tausende von Menschen innerhalb seiner Mauern krepiert sind; Jämmerlicher als Soldaten an den Fronten.

Ob es wirklich schon sehr vielen Bewohnern im Traum eingefallen ist, sich vorzustellen, daß auch diese Stadt, wie viele große Städte in der Sowjetunion, die ich erlebt habe, Charkow zum Beispiel oder Orel, eines Tages mit gesprengten Brücken, stilliegenden Fabriken, zerfetzten Elektrizitäts-, Wasser- und Gasleitungsnetzen, übersät von stinkenden Tierkadavern und Toten zu Bruch gehen könnte? Man sieht den Gesichtern der Vorübergehenden kaum an, daß sie viel darüber nachdenken.

Der untersetzte Oberleutnant überquerte den Schloßplatz, ging rechts am Marstall vorbei über die Gertraudenstraße weiter zum Spittelmarkt, wo der Verkehr sich in der Stunde vor Ausbruch der Dunkelheit noch einmal konzentrierte. Viele Menschen schienen bereits jetzt zur Nachtschicht zu gehen, hinüber in die großen Druckhäuser von ehemals Mosse, aber auch an

Schraubstöcke, Drehbänke, Niethämmer, knallende Schweißgeräte, Bohrmaschinen und Kräne.

In dieser Großstadt wurde der Durchhaltewille wohl planmäßiger genährt als woanders. Hier war die Wirkung der vollbusigen Versprechungen des >Reichspropagandaministeriums< nach überlebten Bombennächten unmittelbarer, und die Vorstellungen von Revanche und Sieg wurden lauter geäußert.

Nicht nur der sinkende Abend, sondern die Tatsache, daß er trotz allen Schlenderns und Verweilens der Wohnung der Eltern des gefallenen Freundes näher und näher kam, ließ die Straße und die Zukunft düster erscheinen, während die Vergangenheit und das Gemeinsame mit dem Freund sich in leuchtenden Farben aus der Erinnerung hoben.

Als wir beide von der großen Jugendbewegung der zwanziger Jahre ergriffen waren und mit Speer und Wimpel, Zeltbahn und Kochtopf, Klampfe und Gitarre hinauszogen, da haben wir viele Lieder von Sterben und Tod gesungen. Von den beiden Königskindern, die nicht zusammenkamen, und dem Reif, der in der Frühlingsnacht fiel; armen Landsknechten, die zu nichts mehr nutze waren, und dem letzten Glas funkelnden Weins vorm Sterben. Aber das Sterben war nur für die anderen. Wir selbst blieben stets auf der Seite der immer überlebenden strahlenden Helden. Wir hatten unsere Träume, ausgesprochene und geheimnisvolle und vor allem bedachte Pläne, ich und du, Eberhard. Und nun bist du tot. Tot wie das Berlin, das es offenbar nur noch in meiner Vorstellung gibt. Mit diesem Berlin ist ein weiteres, einstmals scheinbar so festes Fundament für eine fahnen- und blumengeschmückte Zukunft, die es zu bauen galt, geborsten.

Ist eigentlich unsere Freundschaft damals im Eichenwäldchen bei Leski zerbrochen, als Eberhard von illegaler Arbeit gegen die Nazis vor dem Krieg erzählte, von der ich als sein bester Freund nichts gewußt habe? Das hat schon ein paar Tage später bei mir eine ganz andere Bewertung gefunden. Er war mein Freund bis zur letzten Stunde.

Mein Gott, jetzt bin ich schon vor dem Haus, in dem seine Eltern wohnen.

Er klingelte.

Jemand kam eilig näher. Sekundenlang stand Vater Baum unbeweglich in der Tür. Er schien um Jahre gealtert; zahllose Linien überspannten das Gesicht, ließen es durchfurcht aussehen. Die Lippen waren sehr schmal, in den Augen funkelte ein harter Glanz.

Schweigend setzten sie sich und suchten beide nach dem rechten Anfang. Unvermittelt heftig fragte Baum: »Ist es ganz gewiß, daß mein Sohn sofort tot war?«

Helgerts Erwiderung war angetan, jeden Zweifel zu zerstreuen, obwohl er in einigem gegen besseres Wissen sprach.

Nach und nach schwanden die strangigen blauen Adern von den sich lockernden Händen Baums. »Ich danke Ihnen. Es wäre mir schrecklich gewesen, meinen Sohn vielleicht hilflos ... «

Die Mutter trat ein. Als Helgert aufstand, lehnte sie auch schon an seiner Schulter und weinte. Behutsam streichelte er ihren Arm.

Das Gespräch schleppte sich dahin. Eberhards Kindheit leuchtete auf, Jugendjahre zogen vorüber. Plötzlich war es, als wäre er lachend bei ihnen.

Das Wort Kampf fiel. Helgert überlegte. Was soll ich denn erzählen? Vom Kriegs- geschehen, das so grausam und sinnlos ist? Vom Großdeutschen Reich, das diesen Krieg über die Welt gebracht hat? Von dem unvorstellbaren Zerfleischen? Um jenes Toten und seiner Eltern willen muß ich dennoch irgend etwas berichten, was Bestand hat in der Erinnerung, was vielleicht noch auszuschmücken ist bei ständigem Wiederholtwerden; etwas Heldenhaftes. Ich weiß, daß ich jetzt wider mein Gewissen handle. Jene stolze Trauer, die ich da mitzuerzeugen bemüht bin, ist ja so verlogen. Aber wenn ich die Augen seiner Mutter sehe, ist es eigentlich keine Schande, feige zu werden!

Bin ich es wirklich, der mit fremder spröder Stimme redet, genauso, wie es vielleicht noch vor einem halben Jahr möglich gewesen wäre? - Nein, das geht nicht! Sonst klammern diese Menschen sich an Gespinste, an den brüchigen Scheinstolz, sie hätten mit ihrem Sohn der >Großen Sache< ein heiliges Opfer gebracht!

Und er riß sich gewaltsam herum in dem Augenblick, als die Höhe 261,1, die Kirchenhöhe, vor ihm aufwuchs: Eberhards Grabhügel.

»Eberhard war ein guter Mensch. Ein Soldat, der glaubte, seine Pflicht zu erfüllen. Allerdings zweifle ich immer mehr an der Berechtigung dieses Krieges. Ich habe mir einreden lassen, es ginge um hohe Ideale. In Wirklichkeit führen wir den Krieg doch um profane Beute, um Erz, Öl und Korn. Das soll Goebbels sogar ganz offen erklärt haben. Man darf die Augen nicht davor verschließen. Wenn das wahr ist ... wie sollen dann alle die armen Teufel ruhig schlafen, welche auf solchen Höhen gefallen sind wie Eberhard? Und die anderen, die weiter ihre Knochen hinhalten müssen? Es ist so schwer, eine richtige Antwort zu finden.« Der Oberleutnant war im Innersten aufgewühlt.

Diesen armen Fritz Helgert, dachte Vater Baum, hat der Tod meines Eberhard mächtig mitgenommen. Was er eben geredet hat, ist so ungeheuerlich, daß man es nur als Auswirkung eines Schocks nach der gewaltigen Anspannung harter Kämpfe erklären kann.

Baum wollte greifbaren Ersatz für seinen gefallenen Sohn, einen Sinn für dessen Tod. Dieser Sinn hatte für ihn in etwas ganz anderem zu bestehen: Härte! Bedingungslose. Härte! Gerade jetzt mußte durchgehalten werden, bis zur letzten Patrone! Nein, bis zum letzten Mann!

Wilhelm Baum war Weltkriegsteilnehmer gewesen, Garde-Ulan. Er hatte Verdun gesehen, den Douaumont und zweimal die Kämpfe an der Marne miterlebt. Vierzehn und auch achtzehn. Er hatte in Flandern, in Galizien, am Isonzo gekämpft und kannte auch Panzerschlachten, denn er war vor Cambrai dabei gewesen, als die 3. Armee der Engländer zum Durchbruch mit ihren

stählernen Raupenungetümen ansetzte.

Und Baum, mit den graumelierten Schläfen, richtete sich an beidem auf. Am eigenen Heldentum, das auch heute noch unangetastet zu sein hatte, und an der Verpflichtung, diesem jungen Offizier wieder auf den vaterländischen Weg zu helfen. Er tat es mit beredten Worten und vergaß darüber zeitweilig sogar seinen eigenen Schmerz.

Der Oberleutnant Helgert dachte indes über den Sinn eines Spieles nach, das im Schwange gewesen war, als er noch nicht zur Schule ging. Es hieß >Verwechselt, verwechselt das Bäumelein<. Nun schien er mit einem Male derjenige zu sein, der belehrt werden sollte.

Wie mochte Eberhard Baum wohl seinen Vater eingeschätzt haben? Vielleicht dachten die meisten wie der alte Herr – nicht nur die ältere Generation, auch Senfleben, Söchting und möglicherweise sogar Eiserberg? Wenn Eberhards Tod einen Sinn haben sollte, dann durfte er nicht in der Konservierung des Krieges bestehen, sondern mußte seiner Beendigung dienen. Aber Fritz Helgert fehlte die Kraft und die Klarheit, leidenschaftlich zu antworten, eindringlich dem anderen zu beweisen, daß er irrte. Die Worte Baums drangen wie ein gleichmäßiges Rauschen an sein Ohr, ohne daß er ihren Inhalt begriff.

Die Mutter sagte zu alledem nichts; sie hatte nur den einzigen Wunsch, ihren toten Jungen jetzt im Arm zu halten, ihm die Haare aus dem kalten Gesicht zu streichen und einmal noch in seine Augen zu sehen.

Als Helgert spätabends nach Hause ging, geisterten die fahlen Arme der Scheinwerfer über den schwarzen Himmel – nächtliche Leuchtreklame des zweiten Weltkrieges.

*

Am Vormittag mußte Ilse Helgert ins Krankenhaus. Sie hatte während des letzten Tages seines Aufenthalts in Berlin Dienst, auch die darauffolgende Nacht, in der er den Urlauberzug nach Smolensk besteigen würde, um zum Frontabschnitt von Jelnja zu gelangen. Er küßte sie zum Abschied auf die Wange, und sie ging ohne Tränen.

Dann setzte er sich an den Schreibtisch und verfertigte ein ordnungsgemäßes Testament, in dem er Ilse zum Alleinerben seiner gesamten Habe bestimmte. Er tat dies nicht, weil er etwa mit seinem Tode rechnete, sondern weil er es für eine Notwendigkeit hielt, die längst hätte vollzogen werden müssen.

Am frühen Abend machte er sich sorgfaltig zurecht, um Claudia Sanden aufzusuchen. Er hoffte, wenigstens hier Trost oder etwas Kraft zu geben. Aber bevor er noch dazu kam, seine Anteilnahme auszusprechen, sagte sie schlicht: »Ich freue mich sehr, daß Sie gekommen sind.«

Unfaßbar ihre Beherrschung, dachte der Oberleutnant. Mit keiner Miene verrät sie, daß unser Gespräch alles wieder aufwühlen muß, denn ich bin ja fast bis zum letzten Augenblick mit Eberhard zusammen gewesen. Dieses blasse, jetzt so herbe Gesicht! Seit ich sie zuletzt sah, ist aus dem übersprühenden jungen Mädchen ein ernster Mensch geworden.

Claudia brachte Tee und Gebäck. »Eberhard hat es gern gegessen.«

Es war das erstemal, daß sein Name fiel.

Er sah sie verstohlen an. Sie goß Tee ein, ohne daß ihre Hand zitterte. Was mag sie wohl jetzt bewegen? Das Persönlichste ebenso wie die Frage nach dem Warum? Sicher auch die nach den Urhebern eines solchen Schicksals. Früher pflegten die Menschen das blind wütende, grausame Schicksal als gottgewollt hinzunehmen. Heute haben viele begonnen, über Namen und Institutionen nachzugrübeln, die für tausendfaches Sterben und zerbrochenes Glück verantwortlich sind.

»Würden Sie mir nun erzählen … von ihm?«

Er rückte seinen Stuhl aus dem scharfen Lichtrand der Lampe, als könnte er in der ungewissen Dämmerung seine Empfindungen besser verbergen. Ob sie möglicherweise von der Existenz dieses Bender weiß? dachte er flüchtig.

Claudia stellte die große Briefpapierschachtel auf den Tisch. »Der kleine Mommer hat mir noch eine Menge Bilder geschickt.«

Schweigend betrachteten sie die Fotos aus den Junitagen: der Bunker und Kameraden; ein Russe, nur in Fetzen gehüllt; die Kirche von Kasar und feuernde Geschütze der 6. Batterie. Und dann einige aus der Vorbereitungszeit für das Gewaltunternehmen. Im Graben lachende Infanteristen mit Knüppeln, die den Feind darzustellen hatten; vor ihnen ebenso lachende Angreifer in kämpferischer Pose, die Maschinenpistolen wie Mandolinen vor der Brust.

Nach einigem Zögern reichte sie ihm die letzten Aufnahmen Baums. Es waren Telefotos von der Ausstiegsstelle auf das verwüstete sowjetische Grabenstück mit den noch nicht geborgenen Leichen deutscher und russischer Soldaten, so, wie der Stahl sie gefällt hatte. Im Gesicht des Mädchens zuckte es.

Helgert hob unmerklich die Schultern. Bewegt es vorn noch jemanden, Tote zu sehen? Ist da nicht längst eine Grenze überschritten worden? Jenseits dieser Trennlinie sind Erfahrung und Angst gewachsen, vor allem aber die Bereitwilligkeit zur Durchführung jedes Befehls, wenn nur das eigene armselige Leben dabei erhalten bleibt. Geht ein Landser stiften und wird dabei gefaßt, legt man ihn um. Dazu braucht man Soldaten. Wer macht sich eigentlich ein Gewissen daraus, auf einen anderen Deutschen zu zielen? Es bleibt ja jedem der Trost, die einzige Platzpatrone in der Gewehrkammer zu haben, welche zum Zwecke der Gewissensberuhigung seit eh und je mit geladen wird. Welche wundersame Konsequenz! Ich nicht! Der neben mir! Ganz bestimmt sogar!

Aber hier ist das anders. Claudia kennt die Front nur aus anonymen, heldisch frisierten PK-Berichten. Diese Bilder aber müssen eine furchtbare Wirkung auf sie haben, weil jeder Tote sie an Eberhard erinnert. Es war grausam, sie ihr zu schicken.

Helgert merkte plötzlich, daß ihn die Frau schon eine ganze Weile stumm angeblickt hatte. Er legte die Bilder zurück. Unabsichtlich streifte dabei seine Hand die ihre. Da erhob er sich und begann, ruhelos im Zimmer auf und ab zu gehen. Verschlossen, abgehackt, wie für sich selbst, berichtete er von dem Geschehen am 13. Juli. Jedesmal, wenn er sich umwandte, glitt sein Blick über die zusammengekauerte Gestalt im Sessel.

»Ob er wohl geahnt hat … ?«

Helgert schüttelte den Kopf. »Eberhard war fest davon überzeugt, daß er wiederkommen würde.«

Claudia schien durch ihn hindurch zu blicken. »Und von anderem hat er nicht gesprochen?«

Der Oberleutnant stutzte. »Von Ihnen sprach er natürlich immer, von der Hochzeit und … « Sollte er etwa alle die begeisterten Worte wiederholen, die Eberhard für seine Claudia gehabt hatte? Würde sie das nicht möglicherweise für seine eigene Auslegung halten? Er wies den Gedanken von sich, ging ganz aus dem Lichtschein; lehnte sich mit der Schulter an das verdunkelte Fenster und wartete.

Claudia Sanden begann mit monotoner Stimme zu sprechen. »Meine Mutter und ich waren schon in Lindau, als das Telegramm aus Berlin kam. Ich glaubte wahnsinnig zu werden. Ich habe geschrieen: Nein! Das ist nicht wahr! Das darf nicht wahr sein! Sie haben sich geirrt! Alle! Er hat doch gesagt, daß er wiederkommt, er hat es doch versprochen … «

Sie schwieg lange und sah vor sich hin. Dann war ihre Stimme kaum noch wahrnehmbar: »Ich bin zum Weiterleben verdammt … wie viele Frauen … die schuldlosen und die anderen, die ihr Teil Schuld auf solche Weise abtragen.«

Der Oberleutnant starrte gegen das schwarze Verdunkelungsrollo und preßte die Zähne aufeinander.

Claudia blickte auf und sah den breiten Rücken des Mannes, der mit verschränkten Händen unbeweglich stand. Ihre Augen

saugten sich fest, denn plötzlich war ihr, als narrte sie ein Schattengebilde. Steht da nicht Eberhard!? Sie erhob sich, streckte einen Arm aus.

Da drehte Helgert sich um.

Die Gaukelei zerfloß.

Tränen traten ihr in die Augen, und sie fiel in den Sessel zurück.

Schnell war Helgert bei ihr. »Fassen Sie sich, Claudia«, es war das erstemal, daß er ihren Namen nannte, »Eberhard hat sich immer eine tapfere Frau vorgestellt.«

»Tapfer sein? Ich?« sagte sie bitter. »Wer ist denn tapfer? Jene Männer etwa, die vom Polarkreis bis nach Italien und auf allen Meeren kämpfen und schließlich fallen? Sind sie denn dabei tapfer? Oder diejenigen vielleicht, welche sie zu Haus zerbrochen zurücklassen?!«

Helgert war erschüttert. Hier kam doch viel mehr zum Ausdruck als nur die Klage einer Frau um ihren gefallenen Verlobten!

»Haben Sie sich einmal gefragt, Helgert, für was und für wen? Für wen denn nur um Gottes willen? Ich? Tapfer sein? Tapfer wäre einer, der etwas tut, damit diesem verbrecherischen Krieg ein Ende bereitet wird!«

Der Oberleutnant dachte an die Front und an seine Männer. Keiner von ihnen hat den Krieg gewollt, aber alle führen sie ihn. Und in jedem Augenblick - ob die Biertischstrategen mit der Zipfelmütze auf dem Kopf zur Ruhe gehen, ob Generaloberst Jodl die Lage erörtert oder der Hund im Stall die Schaufel umwirft - in jedem Augenblick brechen an allen Fronten Menschen zusammen, tot, zerrissen, sich qualvoll windend und schreiend, daß es noch Jahre in den Ohren derer gellt, die dabei waren. Wenn ihnen das Hirn ihres Nebenmannes ins Gesicht fliegt oder ein Sterbender sich irgendwo verkrallt, wollen sie ihn am allerwenigsten, diesen Krieg. Sie alle aber haben ihn durch ihre Lauheit und Gleichgültigkeit mitverschuldet.

Die aber den Deutschen gegenüberliegen, sie jetzt vor sich hertreiben, verteidigen ihre Heimat. Das ist ein Unterschied. Nein, dachte der Oberleutnant, das Recht ist nicht auf unserer Seite.

»Das ist wahr«, sagte er und nickte kaum merklich.

Diese Zustimmung wunderte Claudia. In seinem Leben muß viel Schweres sein, dachte sie. Wahrscheinlich ist er durch den Tod ungezählter Kameraden hart geworden. Was er denkt, hat er bisher kaum angedeutet. Sicher aber kann man ihm vieles anvertrauen; er wird immer helfen, selbstlos, wie ein echter Freund. Ihre Gedanken zogen weite Kreise. Wer ist mir denn noch geblieben? Nur Rudolfs Mutter. Eberhard ist gefallen. Kein Mensch weiß, ob er überhaupt eingescharrt worden ist. Rudi Bender steht irgendwo im Osten. Ferdinand haben sie abgeholt, im Werk verhaftet.

Ein Zittern überfiel sie bei dem Gedanken. Mit welchem Mut geht dieser Genosse Ferdinand Becker seinen Weg! Sie fallen nicht nur draußen, sie fallen auch an dieser stummen Front. Aber es sind andere Kämpfer. Hier ist man wirklich tapfer. Hier bekommt das mißbrauchte Wort >Heldentum< einen neuen Inhalt, dessen Bedeutsamkeit wohl erst nach dem Krieg verstanden werden wird. Bis dahin pause ich Zeichnungen und bringe sie Frau Bender zur Weiterleitung.

Die Frau grübelte: Mehr hat Eberhard nicht gesagt? An dieses Bedeutende, das er bei seinem letzten Hiersein so betont hat, soll er nicht mehr gedacht haben? Sicher hat er nur nicht gewagt, mit Helgert darüber zu sprechen. Aber es muß doch auch ihn jede Minute erfüllt haben.

Wenn sie so denkt, wie sie spricht, meinte der Oberleutnant, dann kennt sie auch Rudolf Bender oder weiß um die Beziehungen zwischen Bender und Eberhard Baum. Nur scheint sie weitaus konsequenter zu sein als er.

»Sie sehen Eberhard sehr ähnlich!«

»So? Das wußte ich nicht. Aber unsere Auffassungen glichen sich

meist. Unsere Ideale vielleicht auch. Nur die Wege dorthin waren verschieden. Eberhard setzte im Sprung über jedes Hindernis und stand immer in der Sonne.« Er schaute einem Käfer zu, der über das Tischtuch krabbelte.

»Und Sie?« fragte Claudia leise.

Helgert schüttelte den Kopf. »Da ist nichts Bedeutsames zu berichten. Ein ganz normales Leben, trocken wie ein Fragebogen. Erzählen Sie lieber etwas von sich.«

»Ich werde wohl in Berlin bleiben und technische Zeichnungen machen müssen«, sagte sie folgsam. »Später möchte ich mich künstlerisch weiterentwickeln. Vielleicht gelingt es mir eines Tages, etwas zu leisten und damit einen neuen Lebensinhalt zu finden. Sonst ... «

Helgerts Bewunderung für Claudia Sanden wuchs. Sie hatte den Mut, wieder von vorn anzufangen. Und sie hatte eine feste Meinung über diesen Krieg, eine ähnliche wie ...

»Kennen Sie eigentlich Rudolf Bender?«

Für einen Augenblick erschrak sie heftig, dann hatte sie sich sofort in der Gewalt. »Bender? Nein, ich habe diesen Namen nie gehört.«

Helgert spürte plötzlich eine innere Unrast. Schnell, fast kühl verabschiedete er sich, wie nach einem ordnungsgemäß durchgeführten Auftrag.

Von der Straße blickte er zu ihrem Zimmer hinauf, grüßte nochmals.

Claudia schloß langsam die Fenster. Morgen geht er wieder zurück. Der Krieg läßt niemanden los. Diese Hoffnungslosigkeit ist bedrückend. Warum hat er nach Rudi Bender gefragt? Wenn Eberhard ihm nur gesagt hätte, daß sie sich früher irgendwo beim Sport begegnet sind, dann wäre es doch selbstverständlich gewesen, über ihn wie von einem gemeinsamen Kameraden zu reden. Doch Fritz Helgert war nach dieser Frage und ihrer

Antwort unvermittelt gegangen. Vorher aber hatte er ihrer heftigen Anklage gegen den Krieg zugestimmt. Es war doch eine Zustimmung. Oder nicht? Eine Welle der Unsicherheit überflutete sie.

War es denn überhaupt denkbar, daß ein aktiver Offizier der Großdeutschen Wehrmacht sich mit der Gedankenwelt eines Arbeiters beschäftigte, ja identifizierte?

Mit einemmal beruhigte sie sich. Wahrscheinlich lag alles nur an ihren gespannten Nerven. Das Natürlichste der Welt war doch, daß Eberhard mit keinem Wort zu Helgert über die politischen Auffassungen Rudolf Benders gesprochen hatte.

Bei Rudolfs Mutter erwähnte sie den Besuch des Oberleutnants nicht.

*

Der Zug ging kurz vor Mitternacht. Wenn Fritz Helgert es genau bedachte, hatte er zwei und einen halben Tag Aufenthalt in Berlin gehabt und davon nur knapp einen Tag für seinen Dienstauftrag verwendet. Diese Tatsache stimmte ihn unruhig.

Krusemark versicherte ihm eine Woche später, daß *er* diese Gelegenheit bestimmt erheblich anders ausgenutzt hätte. »Menschenskind, Sie konnten doch meinem Kameraden Schneidewind unsere Wünsche schriftlich vorlegen und sich jeden Tag nach dem Stand der Dinge erkundigen, wie?«

Das aber wußte Helgert in diesem Augenblick noch nicht, als er die Wohnungstür hinter sich zuzog und mit schleppenden Schritten die Treppen hinabstieg.

Abwesend ging er durch die Straßen. Auch hier schien sich alles von ihm zu trennen; als wenn eine ihm bekannte, sehr begrenzte Welt sich anschickte, langsam zu versinken.

Der Oberleutnant Fritz Helgert fühlte sich einsam, ohne traurig darüber zu sein.

20. KAPITEL

Der Unteroffizier Heinrich Heidemann unternahm auf seinem unbequemen, dafür aber luftigen und Fliegersicht garantierenden Sitz gerade den Versuch, einigermaßen genau auszurechnen, wie viele Menschen derzeit in Deutschland mehr transportiert werden könnten, wenn je eine Person auf den beiden Kotflügeln jedes Lastkraftwagens sitzen würde, als der Lkw in ein Schlagloch wuchtete und zehn Meter weiter in schiefer Lage stehen blieb. Heidemann stiftete den Fahrern eine Zwölferpackung Zigaretten fürs Mitnehmen, dann machte er sich auf, die letzten beiden Kilometer zur Stadt zu Fuß zurückzulegen. Sollten die Benzinkutscher allein darüber nachdenken, wie sie mit der gebrochenen Vorderachse zu Rande kamen.

Heidemann konnte bereits die lange Brücke sehen, welche die Desna-Niederung und den hier im Quellgebiet so harmlos scheinenden Fluß mit seinen vielen Nebentümpeln und toten Armen überquerte.

»Verdammte Bullenhitze!« fluchte er verdrossen und knöpfte Feldbluse und Hemd so weit auf, daß seine weißliche unbehaarte Brust bis zum Nabel sichtbar wurde. »Schon deswegen werde ich den Scheiß-Barras mein Lebtag nicht vergessen. Wie das alles klebt - an den Oberschenkeln, unter den Achseln, im Kreuz! God save the Queen und die Zellwolle. Lederbesetzte Reithosen und lange Stiefel mit Sporen im zwanzigsten Jahrhundert! Daß ich nicht lache! Mensch, und die Qualmsocken an den original Schweizer Sahnefüßchen.«

Hinter der nächsten Rollbahnkrümmung kam der Soldatenfriedhof mit seinen weitläufigen Gräberzeilen in Sicht.

Betroffen blieb er stehen.

»Junge, Junge«, murmelte er, »fast alles Einundvierziger. Und mit diesjährigem Datum sind es auch nicht wenige. Vielleicht

haben sie die Toten von vorne hierhergebracht, damit alle ordentlich beisammen liegen ?«

Der Unteroffizier Heidemann glaubte, plötzlich wieder einen bestimmten Geruch in der Nase zu haben, weil er sich an etwas erinnerte: Das stank genauso wie im vorigen Sommer, als er ein paar Gefallene mit umbetten mußte. Gegen diesen Pesthauch half auch keine Gasmaske.

Heidemann blickte die zahllosen Reihen entlang. Kreuze über Kreuze. Die meisten waren aus Birke. Manche hatten ein Brett in der Mitte, darauf sauber eingebrannte Namen; und jede Menge Eiserne Kreuze und SS-Runen als Schmuck. Aber auch viele, viele ohne Namen. Wo deren Klamotten wohl geblieben sind? Und zu Hause weiß keiner Bescheid. Er schluckte bewegt, schneuzte sich, versuchte, an Freundlicheres zu denken. Aber es wollte ihm nicht gelingen.

Jelnja hatte seit dem Spätsommer 1941 einen unangenehmen Beigeschmack. Damals waren schnelle Truppenverbände nach Blitzkriegsmanier dolchartig weit ins russische Hinterland vorgestoßen, um einen Kessel vorzubereiten und dessen östlichen Damm zu bilden. Plötzlich hatten die Russen sie abgeschnitten.

Heidemann versuchte, sich die Lage aus Landsersicht vorzustellen: mittendrin zu sitzen, Munition immer knapper und jeden Tag weniger zu fressen. Vierzig Grad Hitze nahezu. Quälender Durst und die Angst. Was haben sich die Kameraden denn so gedacht? Der Rußlandkrieg war kaum ein paar Wochen alt und durfte nur aus den versprochenen Siegen bestehen. Irgendwer mußte sie doch raushauen! Aber es kam niemand. Hier bei Jelnja nicht und weiter im Norden, bei Jarzewo, auch nicht. Dafür griffen die Russen Tag und Nacht erbittert an. Eingeschlossen werden ist die letzte Affenscheiße, stellte der Unteroffizier Heidemann fest und schlenderte zu der langen Pionierbrücke über die Desna-Niederung.

Alle diese Bataillone und Abteilungen sind damals restlos aufgerieben worden, grübelte er weiter. Aber zu irgendeiner Stunde mußte ihnen doch die Aussichtslosigkeit ihrer Lage bewusst geworden sein. Warum sind sie nicht aufgestanden, mit

zitternden Knien, haben die leere Muskete hingeworfen und vor dem Iwan kapituliert? Dieses Problem hielt er jetzt, zwei Jahre später, für akuter denn je.

Er schob das Krätzchen ins Genick und wischte sich mit dem graugrünen Wehrmachtstaschentuch den Schweiß von der Stirn. Dann spuckte er gedankenvoll über das Geländer ins Wasser und nahm sich vor, den Heimatkriegern oder den jungen Spunten später einmal im Kolleg alle Flüsse aufzuzählen, in die er schon gespuckt hatte und die jene noch nicht einmal vom Silbenrätselraten her kannten.

Die ersten Häuser kamen in Sicht, strohgedeckte und moderne mit dunkelrot gestrichenen Blechdächern. Eine eigentümliche Stadt, dieses Jelnja. Irgendwie erinnerte sie ihn an märkische Städtchen, an Kyritz vielleicht, an Neuruppin oder auch an Jüterbog.

Merkwürdig still war es hier überall. Schon in der vergangenen Woche, als sie dicht vor dem Ort ausgeladen wurden, war ihm das aufgefallen. Und jetzt wieder. Nicht etwa, weil das Geschieße fehlte. Nein, die Menschen, überhaupt alles Lebendige schien atemlos auf etwas zu warten.

Heidemann schätzte seine akademische Bildung als zu lückenhaft ein, um dieses Phänomen erklären zu können. Aber er spürte es mit allen Fasern seines trainierten Frontinstinktes.

Im Depot des Heeres-Nachrichten-Parks bekam er einige Rollen Fernsprechkabel, ein paar aufgefrischte Mikrophone, Handapparate, Isolierband, Kabelklappmesser und sogar zwei Sätze Röhren für Berta-Geräte. Er ließ das Zeug von dem Inspektor in eine Ecke stapeln und warf wohlwollend eine Schachtel Zigaretten hin, die ihm der Spieß auf jeden Fall ersetzen mußte. Währenddessen griff er sich unauffällig einen Teil der Sachen, die der andere angeblich nicht hatte, und ließ sie in den bauchigen Taschen seiner Feldbluse verschwinden. »Morgen Mittag oder heute Abend schon hole ich mir den Kram ab. Pack man lieber noch was dazu. Man kann nie wissen!«

Was der Inspektor mit dieser These anfing, interessierte ihn nicht

sonderlich. Jetzt wollte er die Einrichtungen zur seelischen und körperlichen Wehrmachtsbetreuung erkunden. Er hatte noch lange Zeit, bis sein Batteriechef, den er abholen und nach vorn bringen sollte, hier aufkreuzen würde. Ihm schien, als sei das einzig Sehenswerte in dem Kaff dieses unheimliche Munitionslager am Westrand der Stadt. So etwas von Geschoßstapeln und Kartuschkörben. Aber alles Beutekram. Hauptsächlich französische 15-cm-Granaten, tschechische und jugoslawische Munition. Die meisten der dazu gehörenden Kanonen und Haubitzen hatten entweder längst den Soldatentod erlitten oder waren seit Monaten von der roten Artillerie in Dienst gestellt worden.

Wer diese Stapel hier verschießt, das steht noch nicht so genau fest. Machen die Russen vorne wieder Ernst, dann greifen sie sich das Lager ohne >Einnahme- und Empfangsbescheinigung <. Die hält hier bestimmt keiner auf, auch wir nicht, dachte Heinemann. Die Desna ist keine Pinkelrinne, aber kein ernsthaftes Hindernis für die Kameraden Pioniere von drüben.

In Jelnja schien wirklich nichts los zu sein. Eine Art Soldatenheim, von dem er gehofft hatte, daß es seinen normalen Lebenshunger einschließlich verschiedenartigster Nachholebedürfnisse befriedigen würde, bot ihm lediglich deutschen Tee und eine Schachtel >Eckstein< an. Keinen Schnaps, keine Mädchen ... Wenn er da an Frankfurt dachte ...

Heidemann brütete vor sich hin und nickte dabei ein. Sein Kopf sackte gelegentlich von der einen auf die andere Seite. Als sich eine Hand auf seine Schulter legte und jemand sagte: »Im Namen des Gesetzes, Sie sind verhaftet!«, wäre er vor Schreck beinahe vom Stuhl gefallen.

Fritz Helgert lachte ihm ins Gesicht.

Nur langsam fand der Unteroffizier sich zurecht. »Sie können ja noch gar nicht hiersein, Herr Oberleutnant!« Mensch, sieht der blaß aus, registrierte er für sich.

»Haben Sie völlig recht. Aber ich bin von einem Schienenzepp mitgenommen worden.«

Eine halbe Stunde später war der Pkw vom Abteilungsstab da. Sie holten das Nachrichtengerät beim Depot ab und rollten zu den neuen Stellungen vor.

Der Abend senkte sich und vergrößerte die Stille, welche bis nach Pawlinowo zu reichen schien. Hier war die Welt zu Ende, das heißt jene, die sich im Machtbereich des Hakenkreuzes befand. Denn dahinter lag Spas-Demensk. Und das hatte die Rote Armee vor ein paar Tagen genommen, wie unterdessen auch ohne Wehrmachtsbericht bekannt war.

Der Oberleutnant hing seinen Gedanken nach. Der 24. August schon. In der Zwischenzeit hatte sich eine Fülle im Mittelabschnitt abgespielt. Aus dem Stellungskrieg war eine riesige Bewegungsschlacht geworden: Am 15. August fiel Karatschew. Nach der Eroberung von Belgorod, am gleichen Tag, als Orel verlorenging, stießen die Russen im Süden gleich runde hundert Kilometer weiter nach Westen vor. Die Eisenbahnlinie Charkow-Poltawa wurde unterbrochen. Es ging Schlag auf Schlag.

Der Wehrmachts bericht hatte am 23. August gemeldet : >Auch im Raum von Charkow stehen Truppen des Heeres und der Waffen-SS in heißem Ringen mit sowjetischen Infanterie und Panzerverbänden. Charkow, das im Laufe des Ostfeldzuges bereits mehrfach den Besitzer gewechselt hat und heute nur noch ein Trümmerfeld ist, wurde im Rahmen einer planmäßigen Absetzung abermals geräumt. <

Charkow war immerhin die zweitgrößte Stadt der Ukraine, ein riesiges Industriezentrum und der bedeutendste Eisenbahnknotenpunkt Südrußlands. Die strategisch unerhört wichtige Eisenbahnlinie Moskau-Orel-Kursk-Charkow war damit völlig in russischer Hand und lief nun parallel hinter der neugeschaffenen Front. Schnellste Truppenverschiebungen von einem Brennpunkt zum anderen waren der sowjetischen Armeeführung jetzt möglich.

Der Oberleutnant kam von dem Fall Charkows nicht los. Im Zuge der Winteroffensive hatten die sowjetischen Angriffsverbände nach Liquidierung der 6. Armee in Stalingrad über sechshundert

Kilometer offensive Kämpfe geführt. Dann fehlte ihnen offenbar die Kraft, sich an den Trümmern festzukrallen, und sie mußten Charkow wieder aufgeben. Jetzt waren sie erneut angetreten und hatten deutsche Elitedivisionen nach Westen zurückgeschlagen. Wo mochten sie stehen, wenn der Schlamm im Herbst jede Bewegung erstarren ließ? Dafür hielt aber Brjansk

noch immer. Ein schwacher Trost. Und was wurde hier im Raum Jelnja? Das Land dehnte sich flach wie ein Brett. Da konnten die Panzer, wenn sie erst einmal in Fahrt waren, Flachrennen veranstalten.

Heidemann hatte ihm eine kurze Schilderung gegeben. Die Situation kam Helgert merkwürdig vergleichbar vor mit Orel. Wie hatte man die Oka-Stadt so schön bezeichnet? >Drehpunkt Richtpunkt - Rückgrat.< Übriggeblieben war das zerbrochene Kreuz des Mittelabschnittes.

Und hier? Erdbunker konnten nirgendwo angelegt werden, bestenfalls flache Schützenlöcher, weil das Grundwasser so hoch stand: Die weitflächigen Wiesen waren ständig naß; streckenweise zeigte die Karte ausgedehnte Sumpfgebiete. Die Männer stapelten ausgestochene Grasplatten um ihre Zelte, um wenigstens einen geringfügigen Splitterschutz gegen die kleinen Bomben der allnächtlich herumbrummelnden >fliegenden Traktoren< zu haben.

Helgert vertiefte sich in die Notizen, welche er bei Oberst Schneidewind gemacht hatte, um Krusemark sofort Bericht erstatten zu können.

Gleich nach seiner Ankunft griff der Oberleutnant in eine Schlacht gegen Schnaken und anderes böse stechendes Getier ein, ohne spürbare Ergebnisse zu erzielen. Auch der Mückenschleier half kaum. Dafür rann der Schweiß darunter in Strömen.

Etwas Merkwürdiges stellte er fest, das von den bisherigen taktischen Gepflogenheiten abwich: Im eigenen Abschnitt war die vordere Linie völlig geschlossen. Sie lief in Nähe des Bahndamms an Ortsrändern und Hängen entlang. Viel zu tarnen

gab es daran nicht, aber immerhin: es war doch wenigstens etwas da, und sogar besetzt, wenn auch nicht gerade von sonderlich frischen Truppen. Denn hier gaben sich schwer angeschlagene Verbände ein Stelldichein. Wenn das operative oder gar strategische Reserven des Heeres sein sollten - du liebe Güte!

Bei den Rotarmisten dagegen waren ausgedehnte Bereiche, in denen vermutlich kein einziger Mann saß. Sechshundert oder achthundert Meter entfernt ging mal einer übers Feld oder verschwand in einem Haus, das offenbar ein Stützpunkt war. Sonst spielte sich kaum etwas ab .

Die Russen haben sich nicht auf längeren Aufenthalt eingerichtet, dachte Helgert. Außerdem scheinen sie gar nicht auf den Gedanken zu kommen, daß wir plötzlich diese lockere Front attackieren könnten. Entweder ist die Führung der gegenüberliegenden Division beziehungsweise Armee leichtfertig, oder sie ist über unsere jammervolle Kampfkraft im Bilde. Vielleicht haben sie wirklich eine solche Überlegenheit, daß sie sich diese Haltung leisten können.

Helgert gewann immer mehr den Eindruck, daß die strategische wie taktische Planung der roten Verbände weit realistischer und zweckmäßiger war als die deutsche militärische Denkschablone, deren Unzulänglichkeit von Tag zu Tag überschaubarer wurde.

Dort, wo der Bahndamm die eigene Hauptkampflinie verließ, war eine heiße Ecke, an der den ganzen Tag über hin- und zurückgepfeffert wurde. Helgert hatte sich diese äußerste Frontspitze gleich am ersten Tag sehr genau angesehen. Heute war

er wieder mit Bender unterwegs. Er suchte jetzt öfter dessen Nähe.

Der Abschnitt, den die 6. Batterie zu decken hatte, lag äußerst ungünstig. Die Rohre standen fast genau nach Osten eingerichtet. Entlang der Bahn war von den Rotarmisten ein kilometerlanger schmaler Schlauch in die deutsche Linie getrieben worden. Wenn die Geschütze dort hineinfeuern sollten, musste nicht nur um

neunzig Grad geschwenkt, sondern vor allem verdammt aufgepaßt werden, daß kein Schuß in die etwa fünfhundert Meter gegenüberliegende eigene Infanteriestellung ging.

An diesem Schwerpunkt saß Leutnant Gengenbach als Beobachter.

Ganz rechts draußen hatte der Unteroffizier Heinrich Heidemann eine seitliche Beobachtungsstelle eingerichtet, die vor allem den Nachbarabschnitt einsehen und flankierende Feuerunterstützung geben sollte.

Die Haupt-B-Stelle war vorn am Bahnkörper. Dort residierte Söchting.

Helgert unterhielt sich lange mit dem Wachtmeister und erklärte, daß er diese Stellung für eine Mausefalle halte.

Söchting ergänzte sofort: »Genau rechts neben der Bahnecke liegt der Hügel, auf dem drei schwere Maschinengewehre und eine Pak postiert sind.« Er nickte vielsagend. »Wenn der Russe mal in einem Ansturm da raufkommt, hebt er nicht nur die Spitze aus den Angeln, sondern schießt allen, die hinter dem Damm liegen, von rückwärts auf die Glatzen.«

»Dann darf er eben nicht raufkommen«, meinte Bender weise.

»Das walte Gott und die MG-Schützen«, erwiderte der aktive Wachtmeister.

Helgert gab seiner Stimme einen metallischen Klang.

»Alle Batterien des Regiments sind hier eingeschossen. Wenn der Iwan an dieser Stelle Appetit zeigt, bekommt er nach dem Prinzip vom alten Guderian >Nicht kleckern - klotzen!< massiertes Feuer vorgesetzt.«

»Ein paar Sturmgeschütze wären mir lieber«, antwortete Söchting.

»Ich werde Ihnen morgen welche mitbringen!«

Der Oberleutnant schob dem Wachtmeister eine Flasche Abtei-Likör von der Firma Oskar Ullrich KG in die Tasche und zog mit seinem Melder, dem Kanonier Rudolf Bender, weiter die Hauptkampflinie entlang.

Zwei Kilometer weiter im Südosten lag die seitliche Beobachtungsstelle von Heidemann. Hier war vom Bahndamm fast nichts zu sehen, weil ein Hügel auf der linken Seite des Geländestreifens die Sicht nahm.

Unteroffizier Heidemann schätzte die Russen mindestens tausend Meter entfernt. Und er war nicht unzufrieden damit. In dem Dorf vor der B-Stelle war bisher kaum Bewegung festgestellt worden.

Das Land lag so still, als hätte es den Atem angehalten.

Am späten Nachmittag lief der Oberleutnant mit seinem Begleiter wieder quer über die unbestellten, verkrauteten Felder zurück. Kurz vor Jewlanski-Ustaschki verließen sie die Rollbahn und gingen nach rechts durch den schütteren Waldgürtel zu den Zelten.

»Kennen Sie eigentlich Claudia Sanden, Bender?«

Helgert setzte sich bei dieser Frage umständlich ins Gras und beobachtete den Kanonier schadenfroh von der Seite.

»Meines Wissens war sie die Braut des Unteroffiziers Baum«, antwortete Bender gedehnt und dachte : Nun führt er seine Vernehmung von neulich, auf der Rollbahn nach Brjansk, fort.

»Ich habe vor ein paar Tagen Fräulein Sanden in Berlin nach Ihnen gefragt.«

Der andere war auf der Hut. Er sagte kühl: »Und was haben Sie sich davon versprochen, Herr Oberleutnant?«

»Ach nur so. Sie kennt Sie aber nicht.«

Was will er denn nur von mir? Wieder, wie schon so oft, stellte Bender sich die Frage. Er murmelte Unverständliches.

»Warum waren Sie eigentlich mal Mitglied der KPD? Ich meine, es muß Sie doch irgend etwas dorthin gezogen haben?«

»Das ist schon reichlich lange her ... « Entweder willst du mich aufs Kreuz legen, oder du hast die Schnauze ebenfalls voll, taxierte der Kanonier. Ob er in Berlin wirklich Claudia getroffen hat? Warum eigentlich nicht? Wahrscheinlich war er bei Baums Eltern und ist dort mit ihr zusammengekommen. Und wenn er ihr bei dieser Gelegenheit vorbedacht Fangfragen gestellt und sie sich möglicherweise eine Blöße gegeben hat?

»Aber Sie müssen doch damals ein Motiv für Ihre politische Haltung gehabt haben! >Die Internationale erkämpft des Menschen Recht< oder so?« Helgert war beinahe gespannt auf das, was nun kommen würde.

»Anfang der dreißiger Jahre sah es jammervoll aus ... «

»Stimmt«, bestätigte Helgert, »Millionen Erwerbslose.«

»Die Kommunistische Partei wies damals eindeutig auf die Ursachen wie auf die gefährliche Entwicklung hin.«

»Weltwirtschaftskrise.«

»Die war nicht Ursache, sondern Auswirkung des kapitalistischen Systems.«

Erstmalig stutzte der Oberleutnant. »Das würde ich vielleicht demjenigen glauben, der mir das beweisen könnte.« Es kam ihm jetzt weniger auf die Beantwortung seiner Frage an als auf das Prinzipielle. Deshalb provozierte er weiter. »Hat nicht die NSDAP nach der Machtergreifung Wort gehalten? >Keiner soll hungern, keiner soll frieren!< - >Für jeden Arbeit und Brot!«<

»Ich entsinne mich, daß Hitler nicht nur vor, sondern vor allem nach dem dreißigsten Januar von den großen Monopolen unterstützt wurde.«

»Was hat das damit zu tun?«

»Ich meine nur so. Nachher ging das Geschäft dann umgekehrt:

Rüstung, leicht inflationistische Währungstendenzen und keine Beute von außen. Die Saar, Österreich, das Sudetenland, die Tschechoslowakei, Arisierung. Daran wurde von den Konzernen klotzig verdient und manches Problem verschleiert.« Vielleicht hat er gar keine böse Absicht; er sucht möglicherweise, glaubte Bender festzustellen.

Der Bursche läßt verblüffende Kombinationen los, die ich noch nie gehört habe, dachte Helgert. Doch darf ich nicht länger zuhören, sonst nimmt er noch an, daß ich seine Argumente für bare Münze halte. »Und wie sehen Sie heute die Dinge?«

»Hitler hat auftragsgemäß seinen antisowjetischen Krieg vom Zaune gebrochen. Die Profite sind in den Himmel gestiegen ... «

Jetzt unterbrach Helgert ihn grob. »Mich interessiert, wie Sie heute zur KPD stehen?«

»Die Partei wurde bereits dreiunddreißig liquidiert.«

So ist ihm nicht beizukommen, konstatierte der Batteriechef, also muß ich es andersherum versuchen. »Antisowjetischer Krieg. sagten Sie? Aber Sie machen ihn doch mit!? Und gar nicht mal schlecht, wie ich das beurteile!«

»Ich bin eingezogen worden, um meiner >vaterländischen Pflicht< zu genügen. So stand es auf dem Einberufungsbefehl.« Er will mich festnageln, dachte Bender wütend. Es gibt keinen Zweifel mehr, daß Eberhard mit ihm gesprochen hat.

Der Oberleutnant grinste. »Für Sie, als ehemaligen Kommunisten, müßte das Wort Moskaus heute doch erst recht gelten. Jeden Tag können Sie über Kurzwelle hören: >Die Rote Armee kämpft für die bessere Sache, für die Zukunft der ganzen Menschheit. <«

»Sie sagen aber auch sehr genau, was sie über uns denken, hat man mir erzählt.«

»Na los. Vor mir brauchen Sie sich nicht zu genieren! Wir Sprechen ja nur über die Meinung des Gegners.«

»Nun gut. Wenn Sie ein so eifriger Kurzwellenhörer sind, werde

ich Ihnen damit wohl nichts Neues sagen. Es geht den Russen in erster Linie darum, ihre überfallene sozialistische Heimat freizukämpfen sowie den deutschen Imperialismus und damit ein blutiges Terrorsystem zu zerschlagen, das mit seinem Expansionsdrang die ganze Welt bedroht!«

»Große Worte, Herr Fernsprecher ... «

Die Batterien der Abteilung begannen plötzlich heftig zu feuern. Dem Schall nach schien es in den Schlauch vor der 3. Kompanie zu gehen. Immer neue Gruppen wurden in schnellster Folge aus den Rohren gejagt.

Der Oberleutnant sprang auf. »Los, Bender, drüben ist dicke Luft !«

Sie rannten zur Feuerstellung. Als sie ankamen, war der Zauber schon wieder zu Ende. Gengenbach meldete, daß ein Panzerrudel im Schlauch vorgefühlt hätte. Ein Panzer läge brennend nach einem Granatvolltreffer keine fünfzig Meter von ihm entfernt. Die anderen hätten sich zurückgezogen. Verdammt unruhige Ecke. Man müßte sich um die Anerkennung des Abschusses durch das Regiment bekümmern. Dabei könnten ein paar Orden anfallen.

Am Abend dieses 27. August gab es kaum einen größeren Geländebereich, den die sowjetische Artillerie nicht gelegentlich abtastete; nicht ständig, doch ohne sonderliche Pausen.

Helgert befahl, daß alles, was vorn nicht gebraucht wurde, sich neben der Feuerstellung eingraben sollte.

In der Nacht ging er nochmals zu Gengenbach hinüber, weil er in dessen Abschnitt einen Angriff befürchtete. Vorn, an der Spitze, werden die Roten nicht so ohne weiteres antreten, dachte er, das gibt auch für sie blutige Köpfe.

Vor der B-Stelle des Leutnants lag Eiserberg mit seinem Kompaniegefechtsstand.

So sicher Gengenbach bei diesem Draufgänger zu sein glaubte,

bekümmerte ihn doch andererseits: dass es für dessen Art von Kampfführung niemals ein Schulbeispiel gab. Oft schien sie nicht einmal mit den Grundprinzipien der Taktiklehre für Unteroffiziere übereinzustimmen, sondern nur aus spontanen Bravourstücken zu bestehen.

Als der Mond untergegangen war, stieg Helgert mit Gengenbach in den Bunker des Infanteristen. Eiserberg kramte Zigaretten hervor. Der Oberleutnant wunderte sich, daß bei der üblichen Prozedur diesmal keine Orden zum Vorschein kamen.

»Muß ich in der alten Hose haben«, sagte der narbige Kompaniechef zerstreut.

Helgert hatte den Eindruck, als sei der andere während der letzten Monate um Jahre älter geworden. Seine Sicherheit schien indessen noch gewachsen zu sein.

»Sagen Sie mal, Helgert, Sie haben ja schon lange nicht mehr von dieser Ehrengeschichte spintisiert?«

Helgert erwiderte gleichmütig: »Der Leutnant, der als Beispiel diente, ist doch nicht gekommen!«

»Habe ich ja gleich gesagt. Wissen Sie, daß die zweite Kompanie jetzt von einem Feldwebel geführt wird?« Der Infanterist grinste und goß ein paar Aluminiumbecher bis zum Rand mit fuseligem Schnaps voll. »Macht sich aber, der Bengel, hält die Knochen hin!« Er schüttete den Schnaps hinunter und verzog das Gesicht dabei. »Reinster Brennspiritus.«

»Hoffentlich vergißt er es morgen früh nicht.«

»Was soll denn morgen los sein?« fragte Eiserberg gedehnt.

»Ich rechne damit, daß der Iwan kommt!«

Eiserberg machte eine wegwerfende Handbewegung. »Keine Spur. Sie haben die Nase gestrichen voll. Übrigens scheinen Sie die letzten Informationen von Model nicht zu kennen.« Ein Lauern war in seiner Stimme.

Ich habe mich wohl doch in Eiserberg getäuscht, dachte Helgert. Er ist auch nicht anders. Er hat offenbar die Überheblichkeit derer, die ihre persönlichen Erfolge nicht aufgeben wollen und sich weigern, die neuen Realitäten anzuerkennen. »Um so besser, wenn es ruhig bleibt«, sagte er steif und erhob sich.

»Na sehen Sie«, lachte der Infanterist. »Sind wir wieder auf demselben Trichter. Man müßte sich mal die Zeit nehmen, in Ruhe über die jetzige Situation nachzudenken.« Er erhob sich, zog die Feldbluse aus. »In zwei Stunden mache ich meinen nächsten Rundgang. Es wird schon alles prächtig werden!«

Helgert sah schweigend zu, wie Eiserberg die schmutzige Decke ausbreitete.

»Wissen Sie, sehr geschätzter und höhergestellter Amtsbruder von der Ari, wenn ich nicht so ein unbedeutendes Requisit der Deutschen Wehrmacht wäre, hätte ich Sie schon längst aufgefordert, mir das >Du< anzubieten. Gute Nacht.«

Helgert streckte ihm die Hand hin.

Als er durch die unwirklich helle Mondnacht zur Haupt-BStelle zurückging, redete er sich ein, etwas weniger besorgt zu sein. Er legte sich in das mannslange Erdloch. Das frisch gerupfte Gras darin duftete. Er konnte lange nicht einschlafen.

*

Die Drosseln besangen den neuen Morgen, als wollten sie einen friedlichen Tag versprechen. Der Oberleutnant dehnte die steifen Glieder und rollte sich wieder in seine Zeltbahn, um den beutegierigen Mücken zu entgehen. Sicher würde es noch eine gute Weile dauern, bis der Küchenbulle den Kaffee vorschickte.

Da wuchtete ein massierter Feuerschlag der sowjetischen Artillerie. Alle Sinne Helgerts spannten sich sofort bis zum Äußersten. Er glitt aus dem Loch und starrte nach vorn. Eine

Strahlenkrone funkelte auf der Höhe. Zehn Minuten lang brach das zerreißende Krachen nicht ab. Was an Granaten in die BahndammsteIlungen ging, war nicht bemerkenswert.

Die Leitung zu Söchting war sofort gestört.

Als der Qualm sich hügelabwärts wälzte, standen dort, wo theoretisch die schweren deutschen Maschinengewehre zu sein hatten, eine Anzahl von roten Panzern, die mit Kanonen und automatischen Waffen funkten. Wenige Minuten später quollen erdbraune Truppen um den Hügel.

Gengenbach forderte Feuer an. Er hatte den Eindruck, dass der Graben am Bahndamm plötzlich mit verkehrter Front kämpfte. Außerdem war es auch in seinem Frontsack lebendig geworden. Sieben rote Panzer rollten eben auf die 3. Kompanie zu.

Der Leutnant brüllte, daß sein Feuerkommando noch fünf Schritt von der Hörmuschel des Feldfernsprechers zu verstehen war : »Dritte Ladung Aufschlag! Ganze Batterie! Von Grund- richtung hundertzwanzig weniger! Zweiunddreißighundert! Libelle zweihundertsechsund- neunzig! Feuern!«

Etwa zwanzig Sekunden später kamen die vier Abschüsse. Dann war auch diese Leitung zum Teufel.

Jetzt gingen die Russen sprungweise hangabwärts vor. Da geschah das Überraschende. Sie schwenkten nicht zum Bahndamm ein - dort schossen eben die schweren Granatwerfer Sperrfeuer, und die Maschinengewehre rasten -, sondern sie drückten auf die Rollbahn Richtung Jewlanski -Ustaschki.

Helgert kombinierte blitzschnell: Der Gegner stößt sofort in die Tiefe. Was an Deutschen zurückbleibt, mochte sich einigeln. Damit werden sie nachher allemal fertig. Aber die weit rechts draußen liegende B-Stelle von Heidemann kann die Stoßrichtung des Angriffs durch den sichtbehindernden Hügel nicht überschauen. Spätestens in einer Viertelstunde werden sie abgeschnitten sein! Rund tausend Meter sind es von hier bis dorthin. Die sowjetischen Sturmtruppen treiben unsere Infanteristen hügelab vor sich her. Wie beim Sandkastenspiel.

Und wenig später wird sich hier das gleiche vollziehen.

Der Oberleutnant rief den Wachtmeister Bernstein in der Feuerstellung an. »Sofort Protzen heranziehen. Geschütze auf Westrand Jewlanski einrichten. Wenn eigene Infanterie dahinter einen Sperriegel bildet, Feuer im direkten Schuß auf das Dorf! Falls Infanterie nicht hält, Stellungswechsel nach Rasbegajewka. Ich schicke alles zum Ostausgang Rasbegajewka. Verstanden ?«

»Jawoll! Herr Oberleutnant, ich wollte ... «

»Was ist denn noch?«

»Leutnant Gengenbach meldet, daß Wachtmeister Söchting sich mit seinen Männern zu ihm durchgeschlagen hat.«

»Danke. Ende!«

Der B-Wagen-Führer bekam ebenfalls Befehl, sofort nach Rasbegajewka zurückzufahren.

Der Gefechtslärm wurde immer heftiger. Die Vermittlung und alles andere baute in höchstem Tempo ab.

Das barbarische Geheul der heransausenden Granaten schien sich plötzlich auf die kleine Gruppe der Artilleristen zu konzentrieren. In unheimlicher Dichte kamen sie jetzt.

Wie bei Beresowez, dachte der Oberleutnant. Sie machen uns fertig; auch hier. Es wird wieder einen Durchbruch geben, der in keinem Wehrmachtsbericht genannt wird. Dieses Mal sind wir dran. Keine Zuschauer, sondern Beteiligte. Woher nehmen sie nur die Kraft? Für uns geht es bloß noch um das Durchkommen. Mehr ist nicht drin. Wir reagieren lediglich auf das, was sie vorschreiben. Rechts draußen liegt Heidemann mit seinen Leuten. Mit *meinen* Männern. Der verfluchte Hügel nimmt ihnen die Sicht!

Da raste der Oberleutnant los, Richtung Heidemann, schräg nach vorwärts, versuchte, die Angriffsspitze der sowjetischen Truppen zu unterlaufen. Er wollte seine Leute herausholen. Wenige Minuten später waren die Russen schon links hinter ihm.

Kurz vor der B-Stelle sah er Heidemann mit feuerbereiter Maschinenpistole in einem Loch hocken. Heftig atmend warf er sich neben ihn. »Wo sind die Fernsprecher?«

»Volltreffer!«

»Keiner?«

»Nein.« Der Unteroffizier zitterte.

»Los! Der Iwan ist links durchgebrochen!«

In diesem Augenblick kamen drei T 34 von rechts vorn die Rollbahn entlang geprescht, zogen eine dicke Staubfahne hinter sich her, rollten direkt auf sie zu.

Sie preßten sich an die Erde.

Die Panzer jagten vorüber; Schützen waren nicht aufgesessen.

Die beiden Artilleristen hetzten über das verfilzte Gelände zur Rollbahn. Auf der festen Lehmkruste lief es sich leichter und schneller.

Drüben war die russische Infanterie längst den Hang hinab und drängte nun auf das Dorf zu. Die Rotarmisten waren jetzt halb rechts vor ihnen.

Überall hämmerten Maschinenpistolen.

»Schneller, Heidemann !«

Der keuchte noch lauter, dachte an die vielen Grabkreuze hinten an der Desna und fühlte kaum noch die schweren Reitstiefel an den Füßen.

Die Panzer waren vor den ersten Häusern im Unterholz verschwunden. Sowjetische Infanterie hatte sich schon bis auf fünfhundert Meter an die Ortschaft herangearbeitet. Ihre Leuchtspurmunition zog bunte Bänder zu den Strohdächern hinüber.

Unmittelbar am Rand des Dorfes, neben der Rollbahn, war ein Bombentrichter. Die beiden Artilleristen landeten im Sprung auf der Sohle des etwa vier Meter tiefen Kraters. Heidemann quollen fast die Augen aus dem Kopf.

Helgert kroch schon wieder zum Trichterrand hinauf. Die Panzer schossen jetzt in unregelmäßiger Folge vermutlich auf Bewegungen an den Häusern. Immer wieder prasselten die Feuerstöße ihrer schweren Maschinengewehre.

Rechts stieg eine Böschung von der Straße zu höher liegenden Gärten empor. Dort war kein Durchkommen. Auf der anderen Seite lief ein flacher trockener Graben neben der Rollbahn her. Dies war die einzige Möglichkeit, in das Dorf zu gelangen.

So weit der Oberleutnant blicken konnte, sah er, wie der sowjetische Angriff sich breit entfaltete. Sprungweise schoben die roten Schützenrudel sich heran. Sie wurden kaum durch Feuer behindert. Gegnerische Artillerie belegte Ziele weit im Hinterland mit schweren Kalibern. Die Schlachtflieger kümmerten sich augenblicklich auch nicht mehr um den auf der ganzen Linie zügig weitergeführten Angriff und befunkten die Kolonnen, die neue Rückzugsstraßen suchten.

Der Batteriechef winkte Heidemann. »Du springst zuerst. Ich stütze dir den Fuß!«

Der Unteroffizier kam schnaufend herauf gekrochen, kauerte sich unmittelbar unter den Trichterrand und spannte alle Muskeln. Helgert hielt beide Hände gegen das Sprungbein. Als Heidemann über die Straße lief, fetzten die Kugeln eines Panzer-MGs, daß der Dreck umherspritzte. Der Unteroffizier grinste aus dem Graben herüber.

Es war allerhöchste Zeit.

Helgert holte noch einmal tief Luft. Als er sich abdrückte, gaben die Brocken unter ihm nach, sein Fuß rutschte weg. Er kniete nur Bruchteile von Sekunden auf dem Straßenrand war sofort hoch, jagte die fünf Schritte vorwärts. Es klatschte irgendwo.

Kopfüber stürzte er in den Graben. Als er sich wieder erheben wollte, brach er ohne Halt zusammen.

Um sie herum schoß es jetzt wie wahnsinnig. Die roten Infanteristen setzten zum Sturm auf das Dorf an.

»Sie bluten ja!« Heidemann riß dem Oberleutnant die Hose herunter; schlitzte mit einem Kabelklappmesser den Stiefel auf. Auf der Innenseite des linken Knies sprudelte hellrotes Blut. Mit fahrigen Händen schlang er eine Mullbinde darum. Unterhalb des Knies und am Oberschenkel schwoll das Bein zusehends blau an. Mühsam zerrten sie die Hose wieder über die Hüfte.

Wenige hundert Meter weiter scholl das siegessichere >Urräh! Urräh!< der sowjetischen Sturmtruppen. Die Panzermotoren dröhnten auf.

»Schnell, Herr Oberleutnant!«

Der Unteroffizier machte einen Sprung nach vorn. Helgert wollte hoch, es ging nicht. Das linke Bein war wie ein fremder Kloben an seinem Leib. Er versuchte es nochmals. Ihm wurde schwarz vor den Augen. Letzte Kraft und Energie verließen ihn.

Heidemann kam zurückgekrochen. »Herr Oberleutnant!!« In seinen Augen flackerten Angst und Ratlosigkeit.

»Hau ab!« murmelte Helgert.

Der Unteroffizier glaubte nicht recht gehört zu haben.

»Du sollst machen, daß du zur Batterie kommst!«

Heidemann setzte sich über alle Dienstgradunterschiede hinweg, zerrte mit aller Kraft an seinem Chef, brachte den schweren Körper jedoch kaum einen Schritt vorwärts. Noch einmal packte er zu. Seine Hände flatterten.

Helgert zog die Pistole. »Gehst du jetzt! Du siehst doch, dass es unmöglich ist!«

Da rannte der Unteroffizier Heidemann davon, Verzweiflung im

Blick. Hoffentlich konnte man den Oberleutnant noch irgendwie raushauen. Das >Urräh< und ungezählte Kugeln griffen nach ihm. Unangefochten erreichte er den Knick in der Dorfstraße, stürmte weiter, die Nullacht in der Faust, bereit, sein Leben bis zum Äußersten zu schützen.

Am Dorfausgang gellte plötzlich eine Stimme, rief seinen Namen. Heidemann blickte wild um sich. Da sah er den Leutnant Gengenbach mit zwei Funkern und einige Landser von der 3. Kompanie hinter einem Haus, die Maschinenpistole im Anschlag. Mit einem Satz war er bei ihnen, berichtete keuchend, daß der Oberleutnant Helgert verwundet am anderen Dorfeingang im Straßengraben läge.

Die russischen Infanteristen preschten soeben gegen die ersten Häuser vor.

In diesem Augenblick drückte Bender seinen Karabiner dem Unteroffizier Heidemann in die Hand und raste los, von der Vorstellung getrieben, den Batteriechef dort vorn nicht krepieren zu lassen.

»Halt!« brüllte Gengenbach. »Stehenbleiben!!«

Bender hörte nichts und sah nichts.

Da riß Gengenbach die Maschinenpistole an die Schulter. Gerade als er durchkrümmen wollte, sah er zwei Häuser weiter Eiserberg wie einen Fußballverteidiger vorspritzen und im Grätschschritt Bender in die Beine fahren. Der überschlug sich ein paarmal. Dann war Eiserberg heran und zerrte ihn durch vielfältiges Kugelgesumm hinter eine schützende Mauer.

*

Der Oberleutnant Fritz Helgert beobachtete, wie sich die steinbraunen Gestalten katzengleich durch die Gärten zur Dorfmitte vorarbeiteten. Er schob den Sicherungsflügel der

>Walther< nach vorn. Der rote Warnungspunkt schien ihn zu verhöhnen. Sein linkes Bein war wie Blei, bis in die Hüfte hinauf. Der Schock hatte ihn erschlaffen lassen. Er war unfähig zu denken. Nur auf eines wollte er sich konzentrieren: Bevor die Russen ihn fanden ... Er rollte sich zusammen, preßte die Rechte um den kühlen Blaustahl. Oder forderte die Stunde etwas ganz anderes von ihm? Es war ja alles so gleichgültig.

Plötzlich hörte er einige scharfe Befehle, dann Getrappel, sah vier, fünf, sechs Russen zwanzig Schritt weiter in den Graben springen und Richtung Dorfmitte vorkriechen. Dort rummsten jetzt vor allem Handgranaten. Ihn hatte man keines Blickes gewürdigt.

Helgert bewegte den Sicherungshebel in die eine und wieder in die andere Richtung. Er wälzte sich auf den Rücken. Das linke Hosenbein war prall. Erst jetzt sah er, daß Heidemann vorhin die Reithose oberhalb des Knies und den Stiefel bis zum Knöchel aufgeschlitzt hatte. Er fühlte keine Schmerzen, sondern nur eine seltsame Taubheit, als wenn der ganze Körper einen gewaltigen Schlag erhalten hätte. Der Gefechtslärm schob sich immer weiter weg, wurde leiser und leiser. Die Lichtkreise in seinem Schädel aber wurden immer greller.

Der Oberleutnant Helgert kam zu sich, als jemand seine Füße anpackte. Ein anderer faßte von hinten unter die Arme. Die beiden Rotarmisten hoben ihn aus dem Graben und schleppten ihn zu einem behelfsmäßigen Sanitätsfuhrwerk. Über den Seitenwänden war ein Gestell für zwei Tragen montiert. In einer lag ein blutüberströmter Sowjetsoldat, der anscheinend besinnungslos war. Der Sanitäter war gerade dabei, ihn notdürftig zu verbinden. Auf die andere Trage wurde er gehoben; nicht sehr freundlich, aber auch nicht grob.

Unter ihm im Stroh krümmte sich stöhnend ein deutscher Feldwebel neben einem sowjetischen Kapitän mit weit aufgerissenen Augen.

Dann schnalzte es. Die beiden struppigen kleinen Pferde zogen an.

Helgert blickte sich um. Es ging die Rollbahn zurück, die er mit Heidemann bis hierher entlang gehastet war.

Neben dem Fahrer baumelten seine Kartentasche und das Koppel. Aus der Pistolentasche blickte der Knauf der >Walther-PPK<; gesichert, denn der rote Punkt war nicht zu sehen.

In dem Dorf unterhalb Heidemanns letzter B-Stelle war geschäftiger Betrieb; überall Panzer, Infanterie, Pak und schwere Granatwerfer der Roten Armee.

Dreizehn Deutsche; mehr oder weniger schwer zusammengeschossen, wurden im ersten Haus am Westrand des Ortes auf frische Strohschütte gelegt. Niemand sprach ein Wort: Jeder versuchte, mit Verwundung und Gefangennahme auf eigene

Weise fertig zu werden.

Helgert hatte das Empfinden, als sei so ziemlich alles in ihm erloschen. Er fühlte keine besondere Bestürzung bei dem Gedanken, nun kriegsgefangen zu sein. Er empfand auch keine Beglückung darüber, daß alles jetzt ein Ende haben würde, was ihn monatelang gequält hatte.

Eine russische Ärztin betrat den Raum. Der Oberleutnant beobachtete sie apathisch. Vielleicht war sie auch nur ein Feldscher; ganz in Weiß, mit breiten Hüften und jung. Sie begann in gebrochenem Deutsch, die einzelnen nach ihren Verwundungen zu fragen. Da regte sich in Helgert Angst, und die alte Abwehr gegen den unheimlichen Gegner entfachte seine Energie. Das Bein, dachte er, wenn sie dir hier vielleicht sofort das Bein abnehmen! Er fühlte, wie sich Schweißperlen auf der Stirn bildeten. Seine Hände umkrampften knisternde Strohbündel.

Die Ärztin trat an sein Lager und fragte etwas in harten, abgehackten Wörtern, die bei ihm keinen Sinn annahmen. Mit zusammengebissenen Zähnen schüttelte er den Kopf.

Sie wiederholte: »Anderes Verband?«

»Nein. Nicht nötig. Nur eine Prellung!«

In ihren Augen war ein winziger Spott, als sie zum nächsten ging.

Der Oberleutnant atmete auf.

Gegen Abend kam ein älterer Soldat mit hängendem Schnauzbart und brachte einen kleinen Kessel dampfenden Essens. Er stellte jedem eine Schüssel voll dicker Suppe hin und steckte einen Holzlöffel hinein.

Vor den Fenstern blieb der monotone Schritt des Postens.

Es wurde eine Nacht der Qual. Die Verwundeten stöhnten. In der anderen Ecke redete einer lange wirres Zeug, ehe er starb.

Helgert versuchte zu schlafen. Unaufhörlich weckten ihn die Laute der Pein. Manchmal versank er in kurzes wohltuendes Dämmern, schreckte erneut hoch.

Gefangen, von den Sowjets gefangen! Und kein Haar gekrümmt bisher, dachte er. Sie hätten mich doch abknallen können wie einen räudigen Hund, bei Jewlanski-Ustaschki. Mensch, tut mir das Mistknie weh. Und keine Tetanusspritze. Na, dann ist es eben auf diese Weise zu Ende. Arme Ilse. Vermißt. Das Schlimmste, was ihr noch widerfahren konnte. Wahrscheinlich habe ich Fieber.

Ob Heidemann es geschafft hat? Vielleicht ist die Batterie aus dem Umklammerungsgriff gar nicht mehr rausgekommen? Ist das alles ein Mist. Ich muß durchhalten. Ich darf hier nicht verrecken. Oder wartest du schon sehr, Senfleben? Vielleicht muß diese Rechnung jetzt beglichen werden. Blut ist nur mit Blut abzuwaschen. So heißt es doch. Auch bei der SS. Merkwürdig. Dann verlosch auch das.

Plötzlich begann Helgert, angestrengt zu lauschen. Er fühlte, wie alle Nerven sich spannten. Ein breites gleichmäßig tiefes, noch fernes Gebrumm schien von beiden Seiten durch die Fenster zu kommen. Er hob den Kopf etwas. Der Morgen zeichnete

sich schon am blassen Nachthimmel ab. Stärker und stärker wurde der Ton. Jetzt wußte er es: Flugzeuge! Schwere Maschinen. Vielleicht trugen sie ihre Bomben nach Jelnja oder nach Smolensk. Aber der tiefe Klang der Motoren schob sich Richtung Osten. Deutsche? Wie lange hatte es das schon nicht mehr gegeben. Für einen Bomberverband flogen sie verdammt niedrig.

Jetzt begann eine Scheibe des nur angelehnten linken Fensters mitzuklirren. Helgert konzentrierte sich auf das harte Gedröhn. Kein Zweifel, das sind Stuka! Deutsche Sturzkampfbomber. Ju 87!! Das gibt's doch nicht! Wo sollen die denn plötzlich herkommen? Ein paar von diesen steifbeinigen Vögeln hatte er zuletzt bei Orel gesehen. Und dann nicht mehr. Wollen die etwa eine Privatoffensive gegen den Kreml unternehmen? Der Oberleutnant lachte höhnisch.

Da kam aber schon übergangslos das Heulen des Sturzflugs. Er sah blitzartig das vielfach erlebte Bild vor sich, wie sie abkippten, in steilen rasenden Sturzflug übergingen, wie die Bombe unter der Maschine frei wurde, tödlich gezielt auf das anvisierte Objekt losflitzte, bis die Maschine im letzten Augenblick jaulend wieder hochzog.

Ein Stoß traf die Erde, daß das Haus schwankte. Dann noch einer, ein weiterer, bis es nicht mehr unterscheidbar war. Er hörte Schreien und Gerenne.

Da richtete der Oberleutnant Helgert sich auf. Sein ganzes Körpergewicht belastete nur das gesunde Knie. Es ging. Dann griff er mit den Händen vorwärts und zog das taube Bein hinterher. Ohne die Schreie der anderen deutschen Verwundeten noch wahrzunehmen, kroch er vom Strohlager zur Tür. Sie war unverschlossen. Er holperte durch den Vorraum. Das Außentor stand weit offen.

Und noch immer wuchteten die Fünfhundert-Kilo-Bomben ins Dorf Auf der Straße war niemand zu sehen. Verzweifelt strebte Helgert dem schützenden Rollbahngraben zu; wennschon, dann wollte er im freien Feld zugrunde gehen. Seine Arme hebelten mit der Kraft der Todesangst, schleppten den unbeweglichen

Leib.

Er zerrte sich taumelnd weiter, brach nieder, stemmte wieder die Hände ins Erdreich. Vor seinen Augen tanzten bunte Kreise. Bluse und Hose gingen in Fetzen. Er robbte wie auf dem Übungsplatz. Dreißig, vierzig Meter hatte er schon bewältigt.

Allseitig tobte Gefechtslärm.

Da rollten weit hinten Stahlkolosse im Feld. Deutsche Panzer! Er sah sie feuernd näher kommen. Das eckige schwarze Kreuz mit den weißen Rändern leuchtete. Helgerts Augen waren starr und voller Unglauben auf sie gerichtet. Eigene Panzer im Abschnitt! Eine Fata Morgana, ein bösartiger Fiebertraum !

Nein! Es ist dröhnende Wahrheit! Die Panzer schießen! Gegenangriff! Wir greifen wieder an! Die Deutsche Wehrmacht holt mich, läßt mich nicht im Stich. Bender ist ein Spinner, ein Volksvergifter, ein Betrüger! Er hat nicht recht! schrie es in ihm.

Der Oberleutnant sah nicht die sowjetische Infanterie, die sich elastisch rechts und links der Straße zurückzog, dem Dorf geschmeidig auswich und ständig Widerstand leistete. Er hörte die nächste Stukawelle heranheulen. Tränen strömten ihm über das Gesicht. Es wird doch noch alles gut.

Kraftlos brach er zusammen, streckte sich schluchzend.

21. KAPITEL

Den Hauptsturmführer Fiedler stimmte es mißmutig, daß er in der Sache Panzerwerk Nord seit Wochen keinen Schritt weitergekommen war. Der Häftling Becker hatte sich bisher zu keiner brauchbaren Aussage bewegen lassen.

Fiedler rekapitulierte noch einmal den derzeitigen Tatbestand: Flugblätter des besagten Textes waren in ziemlicher Anzahl sichergestellt worden. Also mußte die Menge der in Umlauf gesetzten bei weitem größer sein. Dieses fragwürdige Exemplar mit der handschriftlichen Notiz jedoch kannte bisher nur Ferdinand Becker. Somit mußte er entweder die Fotokopie oder das Original irgend wann gesehen haben. War er möglicherweise dabeigewesen, als dieser Kurt die Zeile schrieb? Kannte er den Empfänger der Nachricht? War der Empfänger identisch mit jener Person, die zu der bezeichneten Verabredung erscheinen sollte? War es überhaupt Klartext? Das alles konnte nur der inhaftierte Kommunist Becker beantworten.

Wenn jemand das Flugblatt quasi nur als Briefpapier benutzt hatte, wäre er entweder maßlos blöd, fahrlässig oder mit Vorbedacht gegen irgend einen Dritten böswillig gewesen. Das Motiv blieb auf jeden Fall unklar. Demnach mußte der Urheber theoretisch in allen drei Bereichen gesucht werden. Schon allein auf Grund dieser Tatsache kam eine Unzahl von Personen als mutmaßliche Täter in Betracht. Und welche Rolle spielte Becker dabei überhaupt?

Fiedler wußte, daß er der Sache nur auf die Spur kommen konnte mit Hilfe eines Geständnisses von Ferdinand Becker oder durch einen sagenhaften Zufall oder - was das wahrscheinlichste war - mit minutiösen, umfangreichen Ermittlungen innerhalb und außerhalb des Panzerwerks Nord.

Er versuchte es noch einmal mit Becker. Das Ergebnis war lediglich ein vielfach zerschlagener Mensch, der unter

Aufwendung aller Energien schwieg, obwohl zeitweilig kaum noch viel Leben in ihm zu sein schien.

Seit Fiedler seinen protestantischen Kindheitsglauben dem Totenkopf und den Runen geopfert hatte, baute er auf den göttlichen Zufall zumindest nicht dann, wenn es um sachliche Termine sowie um notwendige, von seinen Vorgesetzten geforderte Arbeit und um dienstliche Ergebnisse ging.

Durch die Ernennung Himmlers zum Innenminister hatte sich auch in Fiedlers Bereich der Kurs erheblich verschärft. Der Hauptsturmführer stellte bei dieser Gelegenheit für sich fest, daß Widerstand und Sabotage im Laufe des Jahres 1943 spürbar angestiegen waren und um so härtere Gegenmaßnahmen erforderlich machten. In Ehrfurcht gedachte er des bedeutenden Versprechens des Reichspropagandaministers, Dr. Joseph Goebbels, aus der Kampfzeit vor 1933: >Es werden Köpfe rollen<, sowie der Notwendigkeit, diese Verheißung zu realisieren, auch und gerade durch ihn als SS-Offizier.

Um also zu einem derartigen Ergebnis zu gelangen, blieben nur die Systematik und das wissenschaftlich zusammengefügte Mosaik, die Filigranarbeit, übrig. Somit begann Hauptsturmführer Fiedler von neuern: Wer ist Kurt, und wer hat mit einem Kurt im Panzerwerk Nord zu tun? Das war der nächstliegende Ansatzpunkt.

Fiedler setzte ein weiteres Heer von Untergebenen in Bewegung und staunte wenige Tage später darüber, welche Verbreitung der schlichte deutsche Vorname >Kurt< im Umkreis des Werkes hatte. Figur um Figur ließ er passieren. Nur wenige wurden nach der Vernehmung weiterhin beschattet. Einige Betroffene vergaß er wieder nach Hause zu schicken.

Unter anderen kam bei dieser Routineaktion eine gewisse Claudia Sanden ganz in Schwarz und patriotischer Trauer angeschwebt. Fiedler überflog noch einmal seine flüchtigen Notizen. Sie war früher mit einem Offizierssoldaten, vornamens Kurt, so gut wie verlobt gewesen, behauptete aber, seit längerer Zeit mit ihm keinen Kontakt mehr zu haben. Trauer trug sie als Braut des gefallenen Unteroffiziers und Architekten Eberhard

Baum.

Mit dem Flugblatt hatte sie nach Fiedlers Ansicht nichts zu tun, denn sie zeigte nicht die geringste Reaktion, als er es ihr vorlegte. Aber ihre Beherrschung sowie die Präzision ihrer Antworten einerseits und die Tränen der Heldentrauer andererseits paßten nicht recht zusammen. Er glaubte, eine gewisse Schizophrenie darin zu sehen, deren Ursprung ihn interessierte.

Fiedler hegte keinen besonderen Verdacht, aber immerhin. Er entschuldigte sich nach kurzem Gespräch formvollendet bei der Dame und erklärte den Vorfall für erledigt, wobei er um Diskretion gegenüber den Volksgenossen im Haus und den Arbeitskameraden im Panzerwerk bat. Na, sie wisse ja schon. Und außerdem recht lieben Dank für die Bereitschaft, uneigennützig zu helfen. Er würde sie unter keinen Umständen mehr belästigen und wünsche ihr für den ferneren Lebensweg alles erdenklich Gute. Heil Hitler!

Dabei stand bei ihm bereits der Entschluß fest, mit dem Mädchen noch einmal privat zu plaudern, natürlich nicht nur über das Panzerwerk Nord. Bei ihr zu Hause beispielshalber; aber erst dann, wenn ihr Heldenschmerz nicht mehr so interessant für sie und andere war. Wirklich ein hübsches Ding!

Hauptsturmführer Fiedler war mit seiner Planung recht zufrieden. Außerdem: Wenn die Verlobung mit diesem ominösen Kurt nicht glatt zugunsten des gefallenen Baum gelöst worden wäre, könnte sogar ein Motiv für den Vorgang >bekritzeltes Flugblatt< bestehen. Das kam ihm zwar etwas sehr spekulativ vor, aber wer wollte wissen, wann sich der sagenhafte Zufall einstellte.

Der Hauptsturmführer hatte Zeit. Ihm lief niemand und nichts davon. Dieser 1. September hat sich bisher gar nicht schlecht angelassen, dachte er. Verdammte Inzucht, schon wieder ein 1. September! Sprung auf, marsch, marsch ins fünfte Kriegsjahr !

Das Tor des Reichssicherheitshauptamtes in der Prinz-Albrecht-Straße zu Berlin öffnete sich für Claudia Sanden. Sie nahm alle

Energie zusammen, um ein gleichgültiges Gesicht zu machen, konnte aber nicht beurteilen, ob sie dieses Verhör bestanden hatte, ohne Argwohn zu erregen.

Nun gab es keinen Zweifel: Dörnberg hatte das Flugblatt fotokopiert und dem SD in die Hände gespielt, bevor er sich mit ihr am Schlesischen Bahnhof traf.

Ich bin also in irgend einer Weise aufgefallen, dachte sie. Ob nur ich oder noch mehrere Personen in diesem Zusammenhang verdächtig werden, kann ich nicht überblicken. Allein die Tatsache, daß man mich geholt hat, setzt einen ganz bestimmten Verdacht des Sicherheitsdienstes voraus. Wenn aber Dörnberg meinen Namen angegeben hätte, wäre die Vernehmung anders abgelaufen. Diese entnervende Freundlichkeit! Das Hintergründige der Belanglosigkeiten! Und dann völlig unerwartet: >Sie können wieder nach Hause gehen. Danke, es ist alles erledigt. <

Sie kam mit ihren Überlegungen zu keiner Klarheit. Irgend etwas blieb unlogisch. Immer wieder aber spürte sie pressende Angst in der Brust, wenn sie an jenen schrecklichen Augenblick dachte, als der Hauptsturmführer die Fotokopie mit der Verabredungsnotiz über den Schreibtisch schob. Wie zwei grelle Sonnen funkelten seine lüsternen Augen. Dann hatte sie gemeint, in einem immer breiter werdenden tiefen Erdspalt zu versinken. Sie konnte sich jetzt nicht einmal daran erinnern, wie ihre Antwort auf die Frage lautete, ob sie das Blatt kenne.

Im Briefkasten an der Tür ihrer kleinen Wohnung steckte ein Brief von Fritz Helgert, vor drei Wochen abgeschickt. Es war schon der zweite nach seiner Rückkehr an die Front. Er entschuldigte sich nochmals, daß er von ihr gegangen wäre, ohne seinen schnellen Aufbruch zu erklären. Der Brief war kurz und offenbar in Eile geschrieben. Am Schluß stand, daß er die Stunden bei ihr nicht vergessen würde.

Es ist wie eine Verzauberung, dachte Claudia Sanden. Wenn man sich ihr hingibt, scheint es weder ein Reichssicherheitshauptamt noch den Gram um verschleppte wie hingerichtete Freunde zu geben. Die Angst beginnt zu schrumpfen. Auch ich werde diesen

Abend niemals vergessen, als ich den Oberleutnant Helgert eigentlich zum erstenmal bewußt erlebt habe, trotz des wiederaufgewühlten Schmerzes um Eberhard, trotz meiner heftigen Reaktion in jenem Moment, als das Wort >tapfer< fiel. Ja, dieser Abend ist seitdem ständig mit meinem Denken verbunden. Wenn ich die Augen schließe, spüre ich ein seltsames Gefühl der Hinneigung zu Fritz Helgert, ohne Wunsch und Ziel. Aber es ist da, und ich bin froh darüber.

Abends, im Schutze der Dunkelheit, ging Claudia zu Frau Bender. Sie hatte eine Dekade Butter aufgespart und noch drei Eier dazugetan.

Das Gesicht von Mutter Bender war spitz geworden. Sie hustete jetzt oft, sagte aber stets, sie hätte keine Schmerzen und es ginge ihr gut, bis auf die Schwäche in den Beinen.

Claudia legte unbemerkt das kleine Päckchen auf den Küchenschrank, halb hinter den Brotkasten. Sie kannte Mutter Benders Bescheidenheit, die mitunter in Hartnäckigkeit umschlagen konnte.

Claudia drängte es, sich jemand mitzuteilen. Die alte Frau hörte schweigend zu, wie es ihre Art war. Als der Name >Fiedler< fiel, trat ein Ausdruck von Haß in ihre Augen.

»Die Genossen haben herausgefunden, daß derselbe Fiedler unseren Ferdinand…Er ist kein Mensch, er ist eine Bestie!«

Claudia erschrak. »Wenn Ferdinand nun meinen Namen ... «

Die alte Frau blickte sie ernst an. »Mein Kind, Ferdinand ist ein Kommunist. Die Namen von Freunden ... Verrat?« Sie schüttelte den Kopf. »Nein, das ist ausgeschlossen!«

»Verzeihen Sie, Mutter Bender, aber ich bin nicht so stark wie Sie alle.«

»Niemand macht Ihnen einen Vorwurf daraus, daß Sie in einer Welt groß wurden, in der es um Geld ging und nicht um Überzeugung. Ferdinand hat immer seine Überzeugung vertreten.

Dafür würde er auch sein Leben ... «

Claudia war beschämt. Doch die Angst wich nicht aus ihrem Herzen. »Was soll ich jetzt tun?« fragte sie.

»Mut und Angst sind nicht immer Gegensätze. Auch ich habe Angst, weniger um mich, denn ich bin alt und kann nicht mehr viel tun, aber um meinen Jungen. Gehen Sie jetzt nach Hause, Claudia. Und denken Sie immer daran, daß Sie nicht allein sind.«

*

Durch die dunkelgrünen Vorhänge der Lichtschleuse des Restaurants >Hütte< in der Chausseestraße am Wedding trat ein besser angezogener Herr etwa im Alter von vierzig Jahren. Er blieb einen Augenblick stehen, nahm die randlose Brille ab und putzte sie umständlich mit dem Taschentuch. Nach einem prüfenden Blick durch das wenig besetzte Lokal ging er auf die dem Eingang zur Küche gegenüberliegende Tür mit dem Emailleschild, >Vereinszimmer< zu, wobei er den rechten Fuß etwas nachzog.

In dem kleinen separaten Raum saß ein Mann, der sich soeben ein zweites Glas Bier servieren ließ. Der Angekommene hängte seinen Trenchcoat an einen Garderobenhaken nahm an dem gleichen Tisch Platz und bat die verschmitzt dreinschauende Kellnerin, ihm ebenfalls ein Helles zu bringen.

»Guten Abend, Paul!«

»'n Abend, Doktor. Sei mir nicht böse, daß ich dich hierhergebeten habe.«

»Böse ist gut.« Dr. Bärwald legte ein Päckchen französische Zigaretten auf den Tisch und zündete sich eine von den scharf riechenden Stäbchen an. »Wirst schon einen triftigen Grund haben.«

Der andere begann ohne Umschweife: »Die Claudia ist von der Gestapo oder vom SD verhört worden. Unserer Meinung nach war es eine reine Routinesache, die mit Vorkommnissen im Panzerwerk zusammenhängt.«

»Man hat sie also nicht dabehalten!« sagte Dr. Bärwald schnell.

»Nein. Aber es hat sie doch mächtig mitgenommen.«

»Ist wohl auch kein Wunder.«

»Man muß damit rechnen, daß sie in absehbarer Zeit wieder vorgeladen wird. Ob ihre Nerven das aushalten ... «

»Und was wollt ihr nun unternehmen?« Dr. Bärwald nahm einen Schluck von dem schaumlosen Bier. »Deibelszeug, diese dünne Brühe.«

»Wir möchten sie aus Berlin weg haben und zu ihren Eltern in die Schweiz bringen.«

»Das wird nicht einfach sein. - Was soll ich dabei tun?«

Der andere beugte sich vor und fragte leise :»Kannst du auf Grund eines ärztlichen Attestes die Aufhebung ihrer Dienstverpflichtung im Panzerwerk erreichen?«

Der Arzt begann erneut, die Gläser seiner Brille zu polieren. »Lieber Paul, das gibt's nur bei Schwangerschaft. Was meinst du, wie viele ältere Frauen sich heute nur deswegen Kinder anschaffen, um aus der Dienstverpflichtung herauszukommen!«

»Und mit einem Attest? Langwieriges Gallenleiden und so ?«

Dr. Bärwald schüttelte den Kopf. »Ich kann sie mit Mühe bis zu höchstens sechs Wochen krank schreiben. Dann entscheidet der Amtsarzt.«

Pauls Gesicht wurde lang. »Ich glaube kaum, daß wir alles in sechs Wochen schaffen.«

Der Arzt überlegte. »Wie wäre denn folgendes: Ich schreibe sie

erst mal für vierzehn Tage arbeitsunfähig. Dann geht sie wieder ein Weilchen zum Dienst, und ich nehme sie erneut in Behandlung wegen Verschlechterung ihres Gesundheitszustandes. Diesmal dann für sechs Wochen.«

»Und das geht?«

»Ich meine schon. Schick sie mir morgen mal in die Sprechstunde.« Dr. Bärwald stand auf und nahm den Mantel vom Haken. »Mutter Bender soll mitkommen. Ich habe sie schon über ein halbes Jahr nicht mehr gesehen.«

Paul lächelte. »Sie erzählt gelegentlich von dir. Wie sie dir beim Äppelklauen die Hosen strammgezogen hat.«

»Eine prächtige Frau. Durch sie habe ich zu euch gefunden!« Er blickte auf die Uhr. »Entschuldige, ich muß noch einen Krankenbesuch machen.«

Am anderen Vormittag gingen Claudia Sanden und Frau Bender zur Sprechstunde. Der Arzt erläuterte dem Mädchen die typischen Merkmale eines Gallenleidens und die dementsprechende Verhaltensweise für den Fall, daß sie aufgefordert würde, vor dem Vertrauensarzt zu erscheinen.

Bei dieser Gelegenheit drang Dr. Bärwald darauf, seine mütterliche Freundin, Frau Bender, gründlich zu untersuchen. Die Durchleuchtung ergab offene Tbc; beide Lungenflügel waren befallen.

Claudia wurde blaß. »Da muß doch sofort etwas geschehen! Alles, was es an Heilmöglichkeiten überhaupt gibt!«

»Heilmöglichkeiten? Die wirksamsten Heime im Schwarzwald sind ausschließlich Lazarette. Und irgendwo privat einen Platz bekommen? Das kann Monate dauern; wenn es nicht überhaupt aussichtslos ist. Haben Sie eine Ahnung, was da alles >ausgelagert< wird.« In Bärwalds Stimme war eine unendliche

Verachtung. »Die Elite von Partei, Staat und Wehrmacht hat Ehefrauen, Freundinnen und weitere Verwandte seit langem in die vom Luftkrieg unberührten Gebiete evakuiert. Dort wird selbstverständlich sofort das Exklusivste am Platz amtlich okkupiert. Das Schmuckste reißt man sich unter den Nagel. Da jubelt und tollt, hamstert und schiebt man märchenhaft. Von allen Fronten strömt ja noch immer die Tausch- und Gefälligkeitsware. - Die arbeitende Bevölkerung aber sitzt in den bombenverseuchten Gebieten, nachts im Keller, tags an der Drehbank, und schuftet für die kümmerlichen Groschen zum Erwerb der Hungerkalorien. - Und hier in Berlin? Medikamente? Besondere Krankenernährung? Die Lebensmittelkarten werden weiter gekürzt. Ich kann da nichts machen, wenn Ihre Genossen nicht einen Ausweg finden ... «

*

Nachts berieten sie mit Paul. Claudias Hinweis auf ihre Eltern und die Möglichkeit, Frau Bender zum Beispiel in Arosa so lange unterzubringen, bis sie völlig genesen wäre, gab die Richtung für alle weiteren Erwägungen. Es bestünde keinerlei Zweifel, daß ihr Vater helfen würde.

Daraufhin legte Paul als nächste Station Wien fest. Von dort war vieles, gerade in bezug auf die Schweiz, leichter zu organisieren. Es gab erfahrene Genossen, die schon manchen ins Ausland geschleust hatten. Die Aufgabe lautete also, in der Donaustadt alle Vorkehrungen zu treffen, damit Frau Bender sicher nach Basel und mit Hilfe der Familie Sanden sofort in ein Sanatorium gebracht werden konnte.

Dann erklärte Paul dem Mädchen Claudia, weshalb auch sie Deutschland verlassen sollte.

Die Genossen arbeiteten fieberhaft. Stück um Stück ergaben das Mosaik, von dessen Haltbarkeit es abhing, ob beide Frauen unbeschadet in die rettende Neutralität der Schweiz entkamen,

welche Hitler bisher noch nicht angetastet hatte, obwohl seine Aggressionspläne auch für diesen Fall längst ausgearbeitet waren.

Die Tage reihten sich qualvoll aneinander. Nur noch Stunden trennten Claudia von dem Zeitpunkt, wo sie nach Wien zu fahren hatte, um sich an Ort und Stelle mit der Durchführung des Planes vertraut zu machen. Wenige Wochen danach würde es keine CIaudia Sanden mehr geben, sondern dafür eine bereits seit längerem polizeilich gemeldete Fotografin namens Steffi Lindmayer, wohnhaft in Wien, Währinger Straße 34.

Sobald der Augenblick herangereift war, an dem es gelingen mußte, von Österreich in die Schweiz zu kommen, würde aus ihr die Modezeichnerin Heli Altendorfer, Burgring 17, die als Schweizer Staatsbürgerin einen behördlich zur Kenntnis genommenen und bestätigten Urlaub bei ihren Eltern in Lausanne verbringen wollte. Claudia kannte die Personaldaten beider Frauen auswendig. Sie wichen nicht sonderlich von ihren eigenen ab.

Im übrigen sollte sie sofort nach ihrer Ankunft eine andere kleine Aufgabe übernehmen, die ihr noch näher bezeichnet würde. Sie freute sich darauf.

Die ständige Unruhe, welche die für etwa Ende Oktober geplante Flucht ausstrahlte, drängte sie, jetzt weit öfter als bisher an Fritz Helgert zu schreiben. In den vorangegangenen Briefen hatte sie kaum von Persönlichem gesprochen, meistens nur ihre Ansicht über Tagesfragen geäußert. Jetzt schrieb sie von diesem und jenem aus ihrem Leben; sogar über manche Episode mit Eberhard Baum. Der dumpfe Schmerz um den Tod des Verlobten erfuhr dabei jedesmal Linderung. Verwundert stellte sie fest, daß die Gedanken an Helgert sie kaum weniger bewegten als alles, was sie noch mit einer nun langsam verlöschenden Vergangenheit verband. Sie versuchte, Erklärungen dafür zu finden - heute diese und morgen eine andere -, gelangte aber zu keinem Ergebnis.

Seitdem der Oberleutnant Helgert ihr mitgeteilt hatte, dass er bei den Kampfhandlungen Ende August am linken Bein verwundet worden war, erfüllte sie Sorge um ihn. Sein Hinweis, dass er nur

deswegen so lange Briefe schreiben könnte, weil er beim Troß läge, um sich auszukurieren, und somit auch viel Zeit zum Nachdenken hätte, vermochte ihre Sorge nicht zu mindern. Claudia hielt diese Verwirrung der Gefühle für eine Folgeerscheinung ihrer mehr als überlasteten Nerven.

Die Furcht davor, eines Tages erneut zur Gestapo geholt zu werden, verließ sie keinen Augenblick. Jetzt, als der Zeitpunkt feststand, an dem sie für zwei Tage nach Österreich fahren sollte, um von den Genossen eingewiesen zu werden, erhielt manches in Berlin den Charakter des Letztmaligen.

Unvermittelt stand die Erkenntnis vor ihr, daß auch die Verbindung zu Helgert abreißen würde, weil es in kurzer Zeit keine Claudia Sanden mehr geben durfte. Diese Vorstellung bereitete ihr fast körperlichen Schmerz. Fieberhaft überlegte sie, welche Möglichkeiten für sie bestanden, den Oberleutnant unauffällig zu informieren.

Ob ihn ihre anonyme Post erreichen würde? Vielleicht war er morgen bei einer anderen Division und bekam eine neue Feldpostnummer. Dann wäre auch das zu Ende. Vielleicht könnte er wenigstens einmal nach Wien schreiben? An Steffi Lindmayer? Sie könnte doch mitteilen, es wäre ihre Freundin? Nein. Diese beiden Namen durften nie in einem Atemzug genannt werden. Aber er mußte doch eine Vorwarnung bekommen, um sich klug darauf einzurichten.

Es gab eigentlich nur eine Person, die ihr dabei helfen konnte. Ilse Helgert. Als seine Frau mußte sie doch um den Briefwechsel wissen. Also würde sie auch sicher bereit sein, dem Oberleutnant mitzuteilen, daß er vorübergehend keine Post von ihr bekäme.

*

Die Sonne war in der zweiten Hälfte des September noch nahezu hochsommerlich. Vom Bahnhof Stadtmitte fuhr Claudia mit der Untergrundbahn.

Französische Straße - Bahnhof Friedrichstraße. Jedesmal, wenn der Zug in eine Station einlief, seine Fahrt verlangsamte, löste

sich die Menschenmauer in Einzelpersonen auf, deren Bewegungen und Augen nur ein Ziel hatten: den Waggon, der sie jetzt am späten Nachmittag schnell in das vom Krieg schwer belastete Zuhause bringen sollte. Grau, mit spitzen Mäusegesichtern, standen sie.

Oranienburger Tor - Stettiner Bahnhof. Wann und wie würde dieser zweite Weltkrieg sein Ende haben?

Schwarzkopfstraße - Reinickendorfer Straße. Der Wagen schien in die entgegengereckten Gesichter zu fahren. Viele würden im Sarg oder auf dem >Felde der Ehre< keinen anderen Ausdruck haben.

Bahnhof Wedding. Die Körper flogen heran wie Zahlenkolonnen in Statistiken. Alle gehörten zur großen Komparserie des Führers, ob sie wollten oder nicht. Entpersönlicht. Auf eine Zwangsnorm gebracht: Durchhalten.

Als Ilse Helgert sie bat, einzutreten, wußte Claudia nichts Zusammenhängendes zur Begründung ihres Besuches zu sagen. Dann saßen sie sich gegenüber.

Ihr Gesicht ist sehr blaß, dachte Claudia. Wahrscheinlich muß sie schwer arbeiten. Sie ist erst vierundzwanzig, wirkt aber viel älter. Unsere Unterhaltung kommt mir ganz seicht vor. In diesem Zimmer wird gar nicht spürbar, daß sie verheiratet ist. Nicht einmal ein Bild von ihm.

Warum habe ich mir Claudia Sanden eigentlich immer als ein unfertiges Mädchen vorgestellt, auf Äußeres bedacht, hübsch, voller Sehnsucht nach Erfüllung vieler Wünsche, dachte Ilse. Sie ist schön, wenn sie auch jetzt sehr verhärmt aussieht. Wahrscheinlich sogar klug. Eine junge Frau, die um einen Gefallenen trauert. Sind meine Trostworte nicht hölzern? Offenbar ist sie nur gekommen, um ein wenig Linderung zu finden. Merkwürdig, alle Menschen, die meinem Mann etwas

bedeuten, scheinen jenseits des Glücks zu stehen; auch diese Claudia. Sie muß doch einen ganz bestimmten Wunsch haben. Sonst hätte sie keine Veranlassung, mich aufzusuchen.

Ilse Helgert wollte nun zu einem gewissen Abschluß des Unverbindlichen gelangen. »Es bleibt ja nichts anderes, als sich mit den Gegebenheiten abzufinden. Ein geliebter Mensch kann im letzten Sinn durch nichts ersetzt werden. Wann wird dies alles vernarbt sein? Wann wird es jemals wieder eine Zukunft geben ohne Unsicherheit und Drohung? Es ist viel Leid in der Welt, das keinen überschaubaren Endpunkt hat.« Die letzten Worte waren kaum verständlich.

Plötzlich wußte Claudia Sanden, daß sie Ilse Helgert nicht um die Übermittlung ihrer Wiener Anschrift bitten konnte. >Leid, das keinen überschaubaren Endpunkt hat.< Während sie noch an diesem Satz herumrätselte, fielen ihr Dörnbergs Andeutungen ein. Von Ilse Helgert geht eine gleichartige Verlorenheit aus wie von ihrem Mann. Sie ist nicht glücklich, wie wir alle nicht.

»Zukunft ohne Drohung?« wiederholte Claudia. »Sie wird eines Tages kommen. Wir werden das Ziel noch nicht kennen, sondern nur die Scherben unserer Vergangenheit. Sicher wird aber auch neues Hoffen sein!«

Ilse Helgert schüttelte leicht den Kopf. »Ich weiß schon um den Inhalt meines weiteren Lebens. Helfen. Anderen Menschen helfen.« Sie schaute einen Augenblick vor sich hin. »Ich habe nur noch einen Wunsch, daß der Krieg ihn verschonen möge .... «

Das ist der Wunsch jeder Frau, dachte Claudia. Sollte aber dieser soeben begründete Lebensinhalt Verzicht auf ihren Mann, auf Fritz Helgert, bedeuten? Das wäre doch ein Widerspruch. Liebt sie ihn nicht mehr? Oder was ist der Grund für diese resignierende Feststellung, welche das Helfenwollen an die Stelle von etwas Aufgegebenem setzt?

»Ja, es ist eine schreckliche Zeit«, sagte Claudia. »Gerade wir Frauen möchten so gern helfen und wissen doch oft nicht, wie. Ich glaube, daß auch Ihr Mann schon viel Schweres in dem Krieg erlebt hat. Ich werde ihm in nächster Zeit nicht mehr so oft

schreiben können. Es gibt viel Arbeit ... « Im gleichen Augenblick war ihr, als hätte sie ein Geheimnis preisgegeben. Wenn Ilse Helgert nun doch nichts von diesem Briefwechsel wußte? Das Blut strömte ihr jäh ins Gesicht.

Ein peinigendes Schweigen machte sich breit.

Ilse Helgert sah Claudia nicht an. Also gab es noch mehr im Leben ihres Mannes, von dem sie nichts wußte. Warum hatte er ihr die Korrespondenz mit Claudia Sanden verschwiegen? Sie bemühte sich, jede Bitterkeit in ihrem Denken zu unterdrücken, und suchte krampfhaft nach Worten, die unbefangen klingen konnten.

Claudia Sanden sah, wie es im Gesicht der Frau arbeitete. Vermutete Ilse Helgert etwa ein Liebesverhältnis? Der Gedanke bestürzte sie so sehr, daß sie zu erklären versuchte: »Ihr Gatte war viele Jahre mit Eberhard befreundet.« Das weiß sie doch.

Was rede ich denn nur. »Ich war ihm damals so dankbar, als er mich besuchte. Er hatte ja noch kurz vorher Eberhard gesehen ... mit ihm gesprochen ... es ist wie eine letzte Verbindung ...« Sie brach hilflos ab. Ihr Gestotter klang wie eine Entschuldigung. Sie zerknüllte das Taschentuch.

Nun ist es entschieden, dachte Ilse Helgert. Als Fritz das letzte Mal hier war, bewegte mich ganz ernsthaft die Frage, ob er mich überhaupt noch liebt. Ich habe mich bisher dagegen gewehrt, daß die Würfel schon endgültig gefallen sein könnten. Aber jetzt? Dieser Briefwechsel ist ein weiterer Beweis dafür, dass unsere Wege auseinanderstreben; auch wenn beides einander nicht zu bedingen braucht.

Ihre Augen waren starr auf die gegenüberliegede Hauswand gerichtet. Es ist schmerzhaft wie Dornen, aber weil ich ihn liebe, möchte ich klarsehen. Nichts hat vermocht, unsere Ehe zu retten; die Abtreibung ebensowenig wie die angeblich alles heilende Zeit. Vielleicht trieb ihn das Geschehen erst zu Claudia Sanden, vielleicht bedeutet sie ihm mehr, als ich ihm je sein konnte.

Eifersucht? Ilse betrachtete das schöne dunkelhaarige Mädchen,

welches nun abwesend vor sich hin sah, verstohlen aus den Augenwinkeln. Stimmt es eigentlich, daß eine Frau den geliebten Mann, der sich von ihr wendet, lieber tot wissen mochte als in den Armen einer anderen? Ich werde nie ein Kind haben können. Durch meine Schuld. Fritz hat sich immer danach gesehnt. Vielleicht ist das der Grund. Sie empfand einen schneidenden Schmerz in der Brust.

Ilse Helgert schloß die Verdunklungsvorhänge und schaltete das Licht ein. Das Mädchen war ihr jetzt fremder als in den ersten Minuten. »Sicher haben Ihre persönlichen Pläne nun eine gewisse Veränderung erfahren?«

Claudia Sanden erschrak. Das war bewußter Spott. Sie hat den Hinweis auf die künftige Brieffolge so aufgefaßt, wie ich in dem Augenblick befürchtet habe, als es ausgesprochen war. Und nun wird sie gegen etwas ankämpfen, was in ihrer Vorstellung eindeutig zu sein scheint. Hier ist nichts mehr zu erklären; es bleibt nur die Ausflucht. Ihre Stimme war heiser: »Ich werde später versuchen, künstlerisch tätig zu sein. Ob jemand davon leben kann?« Sie zuckte die Schultern.

Ich muß den Oberleutnant selbst benachrichtigen, dachte Claudia, verabschiedete sich schnell und dankte für die guten Worte.

Als Ilse Helgert die Türe schloß, war ihr, als hätte sich dieses Gespräch nur in ihrem lnnern vollzogen.

Es ist noch nicht lange her, seit mir klar wurde, daß ich ein Glied in der Kette Dörnberg, CIaudia Sanden, Eberhard Baum und Fritz bin, grübelte Ilse. Monatelang habe ich mich bemüht, bei niemandem außer bei Dörnberg und mir eine Schuld zu suchen. Wenn Fritz jedoch als Ausweg nur Claudia Sanden sieht, wenn sie sich beide viel näherstehen, als ich immer noch glauben möchte, wäre das ein unvorstellbarer Hohn des Schicksals, aber auch eine echte Schuld meines Mannes. Liebe kann man nicht erzwingen, Entgleitendes nicht halten. Mir bleibt nur der Verzicht; der Verzicht auf meinen Mann ... Fritz Helgert ... Es tut so weh. Aber man muß versuchen, mit gegebenen Tatsachen fertig zu werden.

Ich bin nun völlig allein. Aber ich werde einen Beruf haben, weil ich nicht ganz am Leben vorbeigehen will.

Es ist niemals zu spät.

*

Es war der längste Brief, den Claudia bisher an Helgert geschrieben hatte.

Sie suchte bei ihm einen Halt in der großen äußeren Bedrohung ihres Lebens.

Die Unterredung mit Ilse fand in ihrem Schreiben keine direkte Erwähnung, sondern nur undeutliche Widerspiegelung.

22. KAPITEL

Überall dort, wo die Sanitätskompanie einer Division ihren Hauptverbandplatz aufschlug und sich mit zahlreichen Rotkreuzfahnen einigelte, fielen Schatten des Leidens und keimte gleichzeitig neue Hoffnung.

Schwerpunkt blieb immer die Chirurgie, die mit ihren Schnitten markante Striche unter unberührte Vergangenheit zog und Noch-Davongekommene narbenbedeckt wieder an die Front entließ.

Hingabe an echten Humanismus hielt sich mit Gleichgültigkeit und kaltschnäuzigem Experimentieren am Objekt Mensch die Waage. Der Exitus spielte dabei die Hauptrolle. Daran hatte jedoch vor allem der Krieg und nur in zweiter Linie die menschliche Unzulänglichkeit schuld.

Während die einen an den Fronten abgetrennte Gliedmaßen, die nun nichts mehr nütze waren, in große Gruben warfen, spielten die anderen in Dänemark Siebzehn-und-vier.

Während die einen in Biarritz oder Nizza komplizierte Schönheitsreparaturen an echten und nachgeahmten Zähnen vornahmen, wußten die anderen westlich Jelnja nicht, auf welche Weise sie den nächsten Körper in schmerzlinderndes Vergessen schicken sollten.

Nach dem Motto >Alte Leute wissen schon< fraßen die einen prophylaktisch Kohlegranulat, während bei den anderen der Darm wegen Mangel an Medikamenten nur noch Gerinnsel und letzte Energien unheroisch von sich gab.

Und über allem war die Schlange, die sich um den Äskulapstab ringelte und stolz auf der Spitze des Schwanzes stand.

Sie sah, wie aus reinem Wundalkohol nahezu erstklassige Liköre gebraut wurden.

Sie sah aber auch, wie Verwundete mit grauen Gesichtern, in denen schlaffe Münder zuckten, wegen Überfüllung der Verbandräume auf ihren Tragen draußen vor der Tür in strömendem Regen lagen.

Und sie sah, wie die Skalpelle stumpf wurden und den Ärzten vor Erschöpfung die Knie zitterten.

An der Front waren die Griffe gröber und die Schnitte robuster als für die Allgemeine Ortskrankenkasse. Die Knoten wurden härter mit dem Seidenfaden geknüpft, und die Entfernung eines Wurmfortsatzes war eine geistige Erholung.

Die Jünger des Äskulap feierten ungeachtet militärischer Dienstgrade hohe zivile Triumphe, weil sie stets mit >Doktorchen.< oder schlechtestenfalls mit >Doktor< angesprochen wurden.

Irgendwo auf dünner Strohschütte lagen die Versorgten, denen es überlassen blieb, nach erfolgter Behandlung durchzukommen.

Durchkommen hieß immer, zunächst überhaupt am Leben zu bleiben und dann rechtzeitig in den Lazarettzug zu gelangen. Rechtzeitig hinwiederum bedeutete, unterwegs zu sein, ehe die Rote Armee die nächsten Abschnitte übernahm.

Durchkommen hieß aber auch Sehnsucht nach dem langfristigen Genesungsurlaub irgendwo im Taunus oder im Schwarzwald. Damit war insgeheim die Hoffnung auf das Dauerprädikat >G.v.H. < - sprich >Garnisonsverwendungsfahig Heimat<, oder, wenn es ganz goldig kam, auf >Wehrdienstuntauglich< verbunden.

Der Truppenverbandplatz der SAN-Kompanie war eine Schleuse, die sich sowohl zur einen wie zur anderen Richtung öffnen konnte.

Stabsarzt Dr. Roeber operierte. Woche um Woche schon, seit der Jelnjabogen während der letzten Augusttage begonnen hatte, immer neue Uniformträger in den OP-Raum zu speien. Es flimmerte dem Chirurgen vor den Augen.

Draußen wollte es Abend werden, da brachten sie den Verwundeten herein. Während der Arzt sich die Hände mit Talkum bestreuen ließ und die assistierenden Sanitätsdienstgrade die Instrumente flüchtig sterilisierten und bereitlegten, wunderte er sich über das Geflüster ringsum, denn er achtete pedantisch darauf, daß schon bei den Vorbereitungen zur Operation absolutes Schweigen herrschte. Jeder Griff hatte zu funktionieren wie in einem lautlosen Räderwerk.

Offenbar galt das Raunen dem Soldaten, der gerade die Narkose bekam, sich aber nicht bequemte zu zählen.

Gleichmäßig rannen die Äthertropfen in den Wattebausch vor dem grünlichen Gesicht des Mannes, der mit geschlossenen Augen auf dem Operationstisch lag. Neben ihm, über einen Hocker gehängt, die Feldbluse - ohne Rangabzeichen.

»Bauch«, flüsterte der Unterarzt.

Fasziniert blickte Stabsarzt Dr. Roeber auf das winzige Mal, das der Splitter dicht unterhalb des Nabels hinterlassen hatte. Er kontrollierte die Uhrzeit. Jetzt mußte die Wirkung des Betäubungsmittels ausreichend sein.

Der Chirurg nahm nochmals alle Energie zusammen, die ihm heute geblieben war. Er arbeitete schnell und sicher.

Dann starrte er in das eröffnete Gefäß des Leibes, welches das Leben barg. Immer wieder glitten seine Augen über das hoffnungslos Zerfetzte. Es gab keine Rettung. *Dafür* nicht.

Die Erkenntnis menschlicher Unzulänglichkeit quälte ihn. Der Splitter hatte bei seinem irren Rotieren alles vernichtet. Hier war der Arzt zu einem stummen Urteil gezwungen. Zu einem Todesurteil.

Die Ader an seiner Schläfe pochte. Dann schloß er den großen Schnitt wieder. Und darunter war der Tod verborgen. Er würde sich Stunde um Stunde breiter machen mit Hilfe dieser schnell wuchernden Kolibakterien.

Der Verwundete war der letzte, der heute unter das Skalpell des Stabsarztes gekommen war und nicht überleben würde.

Roeber ging vor die Tür und rauchte mit gierigen Zügen. Er war so ausgebrannt, daß er jetzt nicht in der Lage war, irgend etwas Zusammenhängendes zu denken. So vermochte er kaum, sich das Gesicht eines der Männer vorzustellen, bei denen heute Gefäße abgeklemmt, Knochen geschient, Blutkonserven gegeben oder Glieder amputiert worden waren. Wie fern lagen doch die Zeiten, als er bei der Artillerie-Ersatzabteilung in Frankfurt an der Oder nur einen gepflegten Dreistundendienst zu versehen hatte und vor Beamten und Pensionären seine Extra-Uniform spazierentrug.

Der Unterarzt stellte sich schweigend zu ihm. »Hätte kein Mensch gedacht, daß es den so weit hinter der Front erwischen würde?«

»Wen?« Der Stabsarzt fuhr aus seiner Abwesenheit auf.

»Na, diesen tollen Burschen, den Leutnant Eiserberg. Heute nachmittag war er noch beim Divisionsstab, ich glaube, beim Kriegsgericht zu einer Vernehmung. Als er mit dem Krad wieder nach vorn fuhr, hat ein deutscher Bomber seine Eier im Notwurf abgeladen, weil ihm ein paar Russen auf der Pelle saßen. Gute zweihundert Meter weiter weg war der nächste Einschlag!«

»Eiserberg? Ist der nicht Eichenlaubträger?«

»Eben, eben. Offenbar hatte aber der Splitter davon keine Kenntnis!«

»Eiserberg, das war also der Bauchsplitter vorhin?«

Der Unterarzt nickte.

Schon früh am nächsten Morgen ging Stabsarzt Dr. Roeber durch die Reihen seiner >Fälle<. Es drängte ihn zu Leutnant Eiserberg, von dem er annahm, daß er die Nacht kaum überstanden haben dürfte.

Da lag er. Ein verändertes schlaffes Gesicht, welches mit dem nicht mehr übereinstimmte, an das sich der Stabsarzt wieder zu

erinnern wußte. Roeber quälte sich mühsam einige Worte ab: »Nun, wie fühlen Sie sich, Leutnant?«

Der Kompaniechef wandte seine ruhigen Augen dem Stabsarzt zu.

»Ich danke Ihnen, Doktor, daß Sie mir das Leben gerettet haben. Meine Frau und meine kleine Agnes werden es Ihnen wohl auch danken. Wußten ja die meisten Knilche hier gar nicht, daß ich Familie habe.« Aus Eiserbergs Stimme war jeder Zynismus verschwunden.

Abwehrend hob Roeber die Hand. Dann klopfte er ihm begütigend auf die Schulter. In seinem Hals würgte es.

Daneben war, irgendwann während der Nacht, ein Soldat erstarrt, der weder Soldbuch noch Erkennungsmarke hatte. Für ihn brauchte man nur eine Zeltbahn, aber keinen Platz mehr im Sankra zum Kriegslazarett.

Der Stabsarzt ging gebeugt weiter; zu dem nächsten, dem übernächsten, vom Helfenwollen erfüllt. In seinem Rücken glaubte er den Blick des sterbenden Leutnants zu fühlen. Aber es gab auch erfreulichere Fälle.

»Na, Helgert, Sie Glückspilz! So was von Dusel gibt es nur in medizinischen Schnurrpfeifereien.« Er hockte sich neben den Oberleutnant. »Ich sehe immer noch Ihre Augen, als ich mit der Sonde in Ihr Knie ging und auf der anderen Seite wieder

ans Licht kam!«

»Da soll einer sagen, der Iwan schießt schlecht!«

»Wirklich wahr. Genau zwischen Sehnen und Knochen hindurch. Die Blutergüsse waren nur harmlose Zugaben. - Na, in den beiden Wochen bei uns ist der Heilprozeß recht ordentlich vorwärtsgegangen.« Dann beugte er sich zu Helgert und flüsterte: »Kümmern Sie sich doch mal ein bißchen um Eiserberg! Sie kennen ihn doch lange genug.« Er wies mit dem Kopf in die Richtung und schloß die Augen. »Bauchsplitter. Aus.«

Helgert nickte schweigend und schluckte dabei. Eiserberg und >aus<? Das ist doch nicht möglich! Der Roeber muß sich irren! Der hat ja nicht die Spur einer Ahnung von Eiserberg. Das ist doch kein Nullachtfünfzehn-Infanterist. Das ist ganz einfach Eiserberg, der gegen alles Bösartige gefeit ist. Eiserberg ist der Begriff des Halts. Was für eines Halts eigentlich? Ein Garant des Sieges vielleicht? Oder Trost, wenn ich Angst hatte? Ich habe Angst, daß Eiserberg weggeht, Mensch!

Er fühlte ein trockenes, heißes Brennen in den Augen wie damals, Anfang der zwanziger Jahre, als er die erste Leiche in seinem Leben gesehen hatte, ein junges Mädchen, das im Tegeler See, am Nordrand Berlins, ertrunken war und eine Weile

an der Uferpromenade lag, bevor man sie in einer Karre mit schwarzem Wachstuchbezug wegbrachte.

Sanitäter trugen den Soldaten, der neben Eiserberg gestorben war durch die beiden Reihen der Schmerzverkrümmten zur Tür. Mit gedämpfter Stimme wies Roeber sie an, den Oberleutnant Helgert auf den frei gewordenen Platz zu verlegen.

Dann ging er ohne Gruß, um das weiter zu tun, was in zivilen Zeiten >Visite< genannt wird.

Dieser milde Septembertag, den der Batteriechef in der Behelfsunterkunft des Truppenverbandplatzes erlebte, brachte noch einige Ereignisse, die nicht zum Normalablauf eines solchen Tages gehörten.

Minuten später leuchtete ein Ritterkreuz in das verhaltene Stöhnen, das den Raum erfüllte. Es dauerte eine ganze Weile, bis Helgert den Oberst Krusemark erkannte.

»Mein lieber Helgert!« Der Oberst häufte alles demonstrierbare Wohlwollen auf >seinen< Oberleutnant. »Wie geht es? Ich bringe Ihnen die Grüße unseres stolzen Regiments!«

Er berührte vorsichtig Helgerts Fingerspitzen. »Und immer hübsch brav sein und alles schön tun, was das Doktorchen sagt. Werde nachher noch mit Roeber sprechen!« Er nickte dem neben

Helgert liegenden Schwerverwundeten leutselig zu.

»Sehen Sie«, begann Krusemark, »Ihre Flucht aus der Gefangenschaft ist ein Beweis für echtes deutsches Soldatentum, für Manneszucht und Pflichterfüllung. Sie haben ein leuchtendes Beispiel dafür gegeben, wie unbeirrbarer Glaube an den Führer und das verpflichtende Bewußtsein der Wahrung der Ehre eines deutschen Offiziers Großes zu vollbringen vermögen. Das sollte man im >Reich< veröffentlichen!«

Diese Anspielung auf die Ehre empfand Helgert als eindeutigen Versuch des Obersten, nachträglich einen persönlichen Sieg über ihn erringen zu wollen.

Dann rückte Krusemark näher und sagte, nun gewissermaßen unter Ausschluß der Öffentlichkeit: »Ich habe da noch eine kleine dienstliche Sache mit Ihnen zu besprechen.«

Eine dienstliche Sache? Helgert verstand nicht. Die Batterie führte doch Gengenbach. Außerdem hatte er im Augenblick keine Ahnung, was sich vorn abspielte.

Krusemarks Stimme wurde eindringlich. »Halten Sie es für denkbar, daß der Kanonier Bender vor vierzehn Tagen in diesem Nest da, wie hieß es doch, >Jewiansk< oder so ... «

»Jewlanski-Ustaschki, Herr Oberst!«

»Richtig, richtig, daß dieser Bender - Fernsprecher in Ihrer Batterie - den Versuch unternehmen wollte, Sie rauszuholen, als Sie allein und schon abgeschnitten im Dreck lagen? Und zwar rauszuholen ohne Waffe? Ohne eine Waffe!« Er blickte drohend um sich.

»Wieso hat er denn gewußt, daß ich dort liegengeblieben war?« fragte Helgert mißtrauisch zurück.

»Unteroffizier Heidemann traf ihn zwischen ein paar Infanteristen und Artilleristen und berichtete in seiner Aufregung davon!«

Der Oberleutnant kombinierte blitzartig: Offenbar hat Bender in

dieser verworrenen Minute endlich seine lang gehegte Absicht in die Tat umsetzen wollen. Dabei hätte er mit seinem verwundeten Batteriechef ein prächtiges Alibi gehabt. Dieser Misthund! Helgert wunderte sich, daß er trotzdem nicht wütend wurde.

Er sah den Oberst an und hörte gelassen die Worte, welche offenbar irgendein anderer Helgert sagte: »Bender ist ein tapferer Soldat. Ich traue ihm durchaus zu, daß er bereit war, sein Leben für mich aufs Spiel zu setzen.«

In Oberst Krusemark erstarb die Freude an diesem unbeschwerten Morgen, sechzehn Kilometer hinter der Front unter dem Schutz des Roten Kreuzes. Seine Stimme wurde um eine Nuance kühler. »Sie sind zu gutgläubig, mein Lieber, zu vertrauensselig. Das kann Sie wieder mal in eine ungute Situation bringen.«

Wieder mal, dachte der Oberleutnant bitter.

»Der Kanonier Bender war dabei, fahnenflüchtig zu werden! Nur das entschlossene Eingreifen von zwei besonnenen Offizieren konnte die Tat verhindern! Was jetzt kommt, heißt nur noch : Kriegsgericht!« Seine Mundwinkel krümmten sich abwärts.

»Herr Oberst . .. «

»Schon gut, mein Sohn! Sie dürfen sich jetzt nicht aufregen. Übrigens liegt dort der wohl leichter verwundete Leutnant Eiserberg. Er wird Ihnen sicher noch Näheres über den Fall Bender erzählen können!«

»Jawohl, Herr Oberst!«

Krusemark reckte Hals und Ritterkreuz. »Werde mich wieder mal nach Ihnen umtun! Halten Sie die Ohren steif!«

Oberst Krusemark dachte an die Theorie seines Adjutanten, Helgert würde mit Kommunisten gemeinsame Sache machen. Das war schlichter Kohl in dem Augenblick, als der Oberleutnant sich in so überwältigender Weise aus der Gefangenschaft wieder zum Regiment durchschlug. Daß aber in seiner Batterie obskure

Elemente wirkten, wovon dieser Trottel, der Helgert, keine Ahnung hatte, war durch den Fahnenfluchtversuch des Bender bewiesen. Jenem Burschen würde er als Regimentskommandeur das Lebenslicht ausblasen lassen und damit wieder Ordnung schaffen. Basta.

Das Lederzeug knarrte, als der Oberst zwischen den Strohlagern hindurchschritt. Vor der Tür schien er Dr. Roeber zu treffen. Dann wurden die Stimmen undeutlich.

In der Ecke, unter dem gesprungenen Fenster, begann gerade ein kleiner Panzerfeldwebel zu sterben. Er tat es so unaufdringlich, daß niemand etwas davon bemerkte.

Nach dem Auftritt des Herrn Oberst Krusemark kam nun das zweite bedeutsame Ereignis des Tages.

In das gleiche Loch geht keine zweite Granate. Also werde ich hier auch nicht krepieren, dachte der Oberleutnant Helgert, als sie ihn neben Eiserberg auf das frei gewordene Strohbündel legten.

Mit gemessenem Hallo begrüßten sich die beiden Männer. Dabei sah Helgert sofort, um wie vieles spitzer Eiserbergs Nase geworden war. Das Gesicht war von jener wächsernen Blässe überzogen, mit der sich ein Mensch vom Leben abmeldet, dem der Tod noch etwas Zeit dazu läßt.

»Komisch«, meinte der Infanterist, »jetzt, wo der ganze Saftladen für eine Weile hinter einem liegt, hat man plötzlich Schiß!«

»Wie kommst du denn darauf?« Helgert versuchte, Harmlosigkeit in die schwere Stunde zu tragen.

»Mein lieber Spitz! Meinst du vielleicht, *ich* habe immer daneben geschossen?«

Der Oberleutnant wußte, daß es kaum einen besseren Schützen

als Eiserberg gab, aber er hatte im Augenblick keine Vorstellung, worauf der Infanterist hinauswollte.

»Habe auch manchen mit der Handgranate aus dem Loch geholt. Über vierzig Schritt allemal. Viel weiter geht's nicht, weil dann die viereinhalb Sekunden Vorlaufzeit vorbei sind.« Er schien sich einen solchen Wurf vorzustellen.

»Manchmal haben schon ein paar von denen vor mir

gestanden ... von den Zerfetzten ... heute nacht zum Beispiel. Man kann sich ja das nicht alles so merken, wo du diesen mit dem Spaten oder einen anderen mit der MPi ... Aber sie stehen vor dir und fragen alles mögliche.«

»Reg dich nicht auf, Eiserberg. Wer von uns vorn hat noch nicht getötet? Ich meine, nicht so ins Blaue geballert, und später lagen ein paar da, die von dir sein konnten oder von mir! Nein, dann, wenn der SMG-Gurt aus dem Kasten hüpfte, und du sahst zu, wie sie dein Blei in den Bauch bekamen!«

Helgert erschrak. Eben hatte er, ohne es zu wollen, eine beziehungsreiche Anspielung gemacht.

Aber Eiserberg war zu sehr mit seinen eigenen Gedanken beschäftigt. Seine Stimme wurde jetzt noch leiser. »Das ist es ja nicht. Im Krieg wird nicht bloß gefressen und gehurt und befördert. Es muß schließlich auch ein paar geben, die schießen. Aber sag mal, Helgert, wir kennen uns nun schon einige Jahre, bist du nie auf den Gedanken gekommen, daß du dich in dieser Großschlächterei für eine Handvoll Irrwitziger betätigst? Ich meine nur so ... aus Spaß ... «

Der Oberleutnant schaute prüfend nach rechts und links, ob jemand etwas gehört haben könnte. Der Verwundete neben ihm war gerade zum fünften- oder sechstenmal hinausgekrochen, obwohl sein Darm eigentlich nur noch Tierkohle und Tanalbin enthalten konnte. Und hinter Eiserberg lag einer auf dem Rücken, den Mund weit nach unten aufgerissen. Er röchelte verhalten.

Eiserberg war Helgerts Blick gefolgt. Er grinste. »Die haben uns ganz ordentlich hier verheizt, damit ihre Suppe nicht vorzeitig überkocht!«

»Wenn du erst wieder auf den Beinen bist, Eiserberg, siehst du sicher alles ganz anders!«

»Falls ich noch einmal heil werde, ziehe ich mit dem Hochgefühl stolzer Pflichterfüllung und nationalsozialistischer Würde nach Hause und lasse mich hier von meinem Ortsgruppenleiter vertreten.« Der Gedanke schien ihn einen Augenblick lang zu amüsieren.

»Wenn wir überhaupt heil aus dem Schlamassel kommen, können wir Gott im Himmel danken«, sagte Helgert.

Eiserberg grinste. »Gott ist gut. In seinem Namen werden an allen Fronten die Waffen gesegnet, auf daß sie möglichst viele Gegner zu Krüppeln schlagen. Mit dem Kreuz in der Hand flüstern die Pfaffen den Sterbenden ins Ohr, daß sie für eine großartige Sache dahingehen. Im Namen Gottes werden die Völker gegeneinandergehetzt ... «

»Aber für die Russen ist er doch nicht zuständig«, sagte Helgert leichthin.

»Die Russen?« Eiserbergs Blick war trübe. »Sie müssen leider ohne seinen Segen in die Schlachten ziehen. Aber sie wissen, daß bei uns vom ersten Tag an evangelische und katholische Pfarrer dabei sind, mit Kreuz und silberner Kette um den Hals und jede Tat heiligsprechen, die möglichst viele Sowjetbürger ausrottet. Wahrscheinlich behalten jene recht, welche behaupten: Die Menschen haben Gott erfunden, um mit Hilfe seines Namens ihre schwächeren Artgenossen zu unterjochen!«

Helgert schüttelte den Kopf »So kann man doch nicht ... «

Eiserberg machte eine wegwerfende Handbewegung. »Alles ohne mich. Ich gehe. Vorher aber stecke ich zu dem Ordensgelumpe in meiner Hosentasche auch noch die Binde, die ich jahrelang vor den Augen gehabt habe!«

Plötzlich fiel HIelgert ein, daß sie Bender vor das Kriegsgericht bringen wollten. Vorsichtig begann er. »Was war denn mit dem Bender eigentlich los?«

»Wer ist Bender ?«

»Dieser Kanonier, der mich holen wollte!«

»Ach, über den ich gestern bei der Division aussagen mußte?«

»Ich nehme an.«

»Dieser Junge ist infanteristisch gesehen ein Lehrling, gewissermaßen ein Stift. Wie kann er dich schweren Sack mitten aus dem Russengewimmel herausschleppen wollen!«

»Meinst du, daß er das überhaupt gewollt hat?«

Eiserberg wurde eifrig. »Aber selbstverständlich! Der wollte seinen Alten holen. Das war alles!«

»Du meinst also nicht, daß der Stift stiftengehen wollte?« In Helgert stieg die Spannung.

»Ich glaube es nicht. Aber du kannst keinem unter die Weste sehen. Wer bei dieser Situation abhaut, muß schon eine Laufmasche im Hirn haben. Ich wollte ihn nur vor Schaden bewahren. Das habe ich den Knispeln vom Kriegsgericht nachdrücklich gesagt. Dem Jungen passiert gar nichts. Kommt nicht mal zur Verhandlung.«

Helgert überlegte: Wieso behauptet dann der Oberst, daß der Fall völlig eindeutig ist? Irgend etwas stimmt doch hier nicht!

»Nee, nee, die Binde muß runter«, sinnierte Eiserberg und suchte mit seinen Auge das trübe Licht hinter der Fensterscheibe. »Wir taumeln in eine Katastrophe, Helgert! Weil wir ewig >Heil< geschrien haben und hinterhergerannt sind. Mit und ohne Uniform! Uns allen hat doch das Herz ständig höher geschlagen, wenn unser geliebter Führer immer noch einen Zacken dichter an diesen Krieg ranging. Wir haben >nationale Unabhängigkeit< gemeint, da hat Adolf bereits die Fähnchen seiner Armeen im

Ural und in Afrika eingepikt. Wir haben >los von Versailles< gerufen, da hat der Reichsmarschall schon aufgeschrieben, wie sie den anderen das Fell über die Ohren ziehen würden. Warum sollten wir eigentlich nicht wahrhaben, daß das Blut bei uns schon floß, bevor der Krieg losging? Wir haben uns begnügt mit der Feststellung: >Den haben sie abgeholt< oder >die Juden haben sie ins KZ gesteckt<. Wann haben sie denn mal einen wiedergebracht?«

Die Hände des Eichenlaubträgers waren durchsichtig, trotz der Lehmspuren, die noch von dem Motorradsturz an ihnen hafteten. Das Bläuliche des Aderngespinstes schien sich immer weiter auszudehnen.

»Übertreibst du nicht etwas?« fragte Helgert.

»Übertreiben?« Eiserbergs Atem wurde kürzer. »Wenn sie eines Tages alles in die Pfanne gehauen haben - im Osten oder Westen, kommt auf dasselbe heraus -, meinst du vielleicht, dass die Sieger nicht sogar jene paar, die wirklich guten Willens waren, zurückstoßen müssen?! Wer soll uns denn noch irgend etwas glauben?«

»Was heißt, wenn sie alles in die Pfanne ... !«

»Willst du etwa immer noch den Krieg gewinnen?«

Es ist eine Ironie des Schicksals, dachte Helgert, daß Eiserberg seine Ansichten erst heute preisgibt, in seiner Sterbestunde.

Was soll ich ihm darauf antworten? Hier, in dem schmalen Bereich zwischen Strohlager und Birkenkreuz, dürfte es keine Lüge geben. Und doch muß ich lügen, entgegen der besseren Einsicht, daß er recht hat. Es wäre unverzeihlich, ihm zu bekräftigen, daß alles umsonst gewesen ist, was er in seinem militärischen Leben getrieben hat. Oder besonders zu betonen, daß sein eigenes Durchhalten drüben und hüben Blut gekostet und beigetragen hat, die Katastrophe zu vergrößern. Irgendeinen Trost muß ich ihm mitgeben auf seinem letzten Weg.

»Ich halte es nicht für aussichtslos«, sagte Helgert.

»Nicht für aussichtslos ... « Eiserberg wollte lachen, verzerrte aber schmerzgequält sein Gesicht. »Mensch, ich muß vorsichtig sein mit der frischen Naht, sonst dauert es noch länger, bis ich nach Hause komme.«

Er zog die Knie an. »Weißt du eigentlich, warum ich solch ein verrückter Hund war?«

»Du hast eben Mut!«

»Kohl! Erst war ich stolz darauf, daß mich alle für einen heroischen Wunderknaben hielten. Dann habe ich mich an diese Schmeicheleien gewöhnt. Mit jedem Schritt, den es zurückging, aber wuchs die Angst: Wenn das eines Tages bei uns so losgeht, wie wir es hier mit den anderen machen! Das wollte ich ziemlich privat für mich verhindern. Hier hast du die ganze Moral, mein Bester!«

Helgert erschrak. Also martert dieser Gedanke auch andere; sogar Männer mit erheblich besseren Nerven. Er murmelte: »Wir hätten uns vielleicht früher mal aussprechen sollen!«

Eiserberg blickte dem Artilleristen ins Gesicht, als sähe er ihn heute zum erstenmal. »Wir haben zu oft durchgeladen und abgezogen. Immer wieder durchgeladen und abgezogen. Ohne zu denken. Plötzlich ist es von allein gegangen, und wir hatten uns daran gewöhnt - an die Toten, an die Ungerechtigkeit und an die eigene Abstumpfung. Das war unsere >Gleichschaltung<.«

Er schloß die Augen. In seinen Mundwinkeln stand ein Schmaler Rand weißen Schaumes. Die Brust hob und senkte sich heftig.

Der Unterarzt kam in den Raum und gab ihm Morphium.

Eiserbergs Lippen bewegten sich noch eine Weile. Dann schien er einzuschlafen.

Er wachte nicht mehr auf.

Vermittels einer vorschriftsmäßigen Trage für Verwundete trat der Leutnant seinen letzten Weg an, der aus rund vierzig Schritten bestand. Und das war weniger weit, als er jederzeit eine

Handgranate zu werfen vermochte.

Weder die Trage noch die rechteckige flache Grube, welche schon am Morgen für ihn ausgehoben worden war, gaben Anhaltspunkte dafür, daß seine Männer ihn für einen Helden gehalten hatten.

*

»Der Angeklagte, Kanonier Rudolf Bender, wird wegen Fahnenflucht unter gleichzeitiger Aberkennung der Wehrwürdigkeit mit dem Tode bestraft. Die Vollstreckung des Urteils erfolgt durch Erschießen.«

Verkniffen und voller Genugtuung blickte der Kriegsgerichtsrat Scheube noch einmal auf den Verurteilten. Diese Verkniffenheit hatte bestimmte Ursachen. Scheube verzieh es weder sich selbst noch sonst jemandem, daß er vor zwanzig Jahren nicht promoviert hatte und damit in dieser neuen Ordnung, in der man nach SS-Diensträngen, Ordensgarnituren, zumindest aber - wenn auch erst in dritter Instanz - nach der Summe akademischer Grade eingeschätzt wurde, nicht zählte, sondern zur Gruppe der Würstchen gehörte. Nach dem mit einigem Glück noch zu gewinnenden Krieg würde er auch seinen kümmerlichen militärischen Dienstgrad wieder loswerden. Bestenfalls konnte er ihn mit dem Zusatz >Z. V.< oder >Z. W.< auf eine Visitenkarte drucken lassen. Er selbst aber würde in irgendeinem Amtsgericht verstauben wie seine eigene Personalakte.

Jenen bedrückenden Aspekt glich er durch Urteilsfindungen von besonderer Härte aus. In ihm brannte die Sehnsucht, sich mit Hilfe dieser Urteile beim Volksgerichtshof bemerkbar zu machen und eines Tages nach dorthin berufen zu werden, wo die roten Roben unter Roland Freisler ein scharfes Schwert führten. Da war ein Indiz immer absoluter Beweis, wenn es im Interesse der Bewegung lag. Und die war so winklig wie das Hakenkreuz selbst.

Scheube gab die Urteilsbegründung: »Am dreizehnten Juli versuchte der Angeklagte, Kanonier Bender, in Beresowez, etwa einhundert Kilometer ostwärts Orels, während schwerer Abwehrkämpfe in der Feuerstellung seiner Batterie zu bleiben, die vor den anstürmenden Bolschewisten vorübergehend aufgegeben werden mußte. Der Batterieoffizier, Leutnant Gengenbach, konnte ihn daran hindern, hat aber dem geschilderten Vorgang nicht die erforderliche Bedeutung beigemessen.«

Scheube nahm die Brille ab und blickte vorwurfsvoll in die Runde. »Beabsichtigte Fahnenflucht! Man stelle sich das einmal vor!« Dann fuhr er in belehrendem Ton fort: »Leider hat der Herr Leutnant Gengenbach dieses Vorkommnis nicht einmal bei der Vernehmung in seiner ganzen Ernsthaftigkeit einzuschätzen vermocht.«

Gengenbach saß auf einer Holzbank in der Ofenecke, von allen Zeugen am weitesten von Scheube entfernt. Er radierte mit Hingabe veraltete Eintragungen aus dem Schießplan und hatte sich um die Vorgänge im Raum bisher wenig gekümmert.

Als er seinen Namen und den Kommentar des Kriegsgerichtsrates vernahm, wandte er sich dem neben ihm sitzenden Oberleutnant Altdörfer zu und sagte nicht eben leise: »Er soll mich fei am Arsch lecken, der Esel!« Dabei rollte er martialisch das >R< wie weiland der gefallene Oberwachtmeister Senfleben aus Degerloch bei Stuttgart.

»Am achtundzwanzigsten August wiederholte der Angeklagte im Ort Jewlanski-Ustaschki sein Vorhaben. Diesmal verließ er die eben gebildete deutsche Auffanglinie und wollte in rasendem Lauf die in das Dorf eindringenden Roten erreichen. Die Aufforderungen des Leutnants Gengenbach - >Halt!< und >Stehenbleiben!< - beantwortete Bender mit Verschärfung seines Lauftempos. Nur durch die persönliche Initiative des Zeugen Leutnant Eiserberg, der den Täter zu Fall bringen konnte, wurde dem Flüchtenden seine nunmehr eindeutige Absicht vereitelt, zum Feind überzulaufen.

Die Behauptung des Angeklagten, seinen Batteriechef,

Oberleutnant Helgert, der verwundet hinter den russischen Linien lag, bergen zu wollen, wurde vor allem durch die gutachtlichen Aussagen des Oberleutnants Altdörfer ad absurdum geführt. In seiner Eigenschaft als Regimentsadjutant hatte Herr Altdörfer das Treiben des Angeklagten vom ersten Tage seiner Versetzung zum Regiment sorgfaltig beobachtet. Als verantwortungsbewusstem Offizier war ihm die Tatsache, daß Bender eingeschriebenes Mitglied der verbotenen Kommunistischen Partei war, nicht gleichgültig gewesen. Der Herr Oberleutnant hat diese Besorgnis rechtzeitig seinem Regimentskommandeur mitgeteilt und nunmehr dem Gericht schlüssiges Material geliefert.

Meine Herren! Wir wollen uns doch kein X für ein U machen. Dieser Deserteur dort war nicht nur ein aktiver Kommunist, sondern er ist es bis heute geblieben! Hier an der Front hat er uns diesen unwiderlegbaren Beweis geliefert! Derartige Elemente

haben im nationalsozialistischen Staat keinen Platz. In unserem jetzigen Schicksalsringen jedoch gehören sie ausgerottet mit Stumpf und Stiel. Deshalb gibt es nur eine Sühne: den Tod!«

Kriegsgerichtsrat Scheube tat alles, um dem Geschehen in dieser Bauernstube hinter der Front durch die Wucht seiner Persönlichkeit und die Strenge seiner wohlabgewogenen Worte, an welche er glaubte, eine gewichtige Atmosphäre zu geben. Deshalb schob er die Hornbrille in die Brusttasche und klemmte sich beim Hinausgehen das Einglas in den Augenwinkel.

Unbeweglich stand Bender vor dem Stuhl. Seine Augen hingen an dem Gänsemarsch der Uniformen, Orden und kalten Gesichter, der nun wie auf Stelzen durch die niedrige Türe in den freundlichen Septembertag hinausging. Er fühlte das dumpfe Dröhnen seines Herzschlags.

Der Wachthabende stieß ihn leicht an. »Komm!«

Draußen standen zwei weitere Posten. Fragend sahen sie auf den Unteroffizier. Der nickte. Todesurteil. Schweigend gingen sie hinter ihm her, ältere Männer mit anteilnehmenden Augen.

Die Tür der Hütte, die nun Benders Zelle war, wurde kreischend hinter ihm geschlossen. Mattes Halbdunkel erfüllte das Geviert. Er setzte sich auf die Bank am Ofen, schlaff, ausgebrannt.

Wegen Fahnenflucht zum Tode verurteilt. Es war ein Witz - wenn auch ein blutiger. Zumindest was Jewlanski-Ustaschki anging. Es mußte ja nun irgend etwas geschehen. Er starrte auf die Erde, wollte denken, vermochte sich aber nicht zu konzentrieren.

Wortfetzen aus der Verhandlung klangen ihm immer wieder in den Ohren. Die widerliche Stimme von Scheube, Inkarnation der Büttel dieses ganzen Systems. Er sah eine Hand, die sich zum Schwur reckte, riesengroß. Galgen knarrten. Blitzende Fallbeile sausten in die Tiefe. Trommeln wirbelten dumpf. >Legt an . .. Feuer!<

Da sprang er auf.

Flirrende Hitze tanzte über der staubigen Dorfstraße. Schwer von Fruchtbarkeit war die Luft. Er liebte dieses Land und hatte das in den zehn Wochen, die er bereits hier weilte, noch nie zum Ausdruck bringen können. Plötzlich glaubte er, in einem zeitlosen Sommertag zu stehen. Aber er wußte, daß die Uhrzeiger unerbittlich weiterrückten. Das Restdasein, das ihm noch zugebilligt war, wurde von jedem dieser hastigen Zeiger zerstückelt und weiter zerkleinert, bis es ausgelöscht war für immer.

Dieses Urteil bedarf sicher nicht einmal der Bestätigung durch den Gerichtsherrn, sondern ist sofort vollstreckbar! Vielleicht morgen früh, im Morgengrauen, in der romantischen Stunde, die man dafür anzusetzen pflegt..

»... erfolgt durch Erschießen!« Bender flüsterte vor sich hin, suchte eine Art Selbstverständigung, fand aber nirgendwo einen Weg aus dem Mühlkreis.

Erst nach einigen Stunden gelang es ihm, einigermaßen klar und folgerichtig zu denken. Als er eingezogen wurde, lautete der Auftrag: Entweder Widerstandsarbeit in der Truppe oder Überlaufen zur Roten Armee. Das erstere hatte sich nach Lage

der Dinge als relativ aussichtslos erwiesen. Also blieb der Frontwechsel. In Beresowez mißglückte es. Während der Wochen danach war es wesentlich erschwert. Durch einen verschlüsselten Brief hatte er erfahren, daß die Partei seine Gruppe auflösen mußte, weil Ferdinand Beckers Nachfolger verhaftet und schon hingerichtet worden war, während Ferdinand sich noch in den Fängen des SD befand und seine, Benders, Mutter demnächst ins neutrale Ausland gebracht werden sollte. Also hätte er sich freier bewegen können. Seine Pflicht wäre gewesen, schnell und energisch zu handeln. Aber wann? Bei welcher Gelegenheit?

Und jetzt verurteilte ihn dieses Kriegsgericht zum Tode, weil er bei Jewlanski-Ustaschki die Absicht gehabt hatte, zu desertieren.

Weshalb war er überhaupt so blindlings losgestürmt. Hatte er den Verwundeten holen wollen, damit er zurechtgeflickt wurde, um weiterhin diesen Raubkrieg mitzuführen? Nein! Er hatte geglaubt, diesen Oberleutnant Helgert für seine Sache gewinnen zu können. Wenn dessen Mut, Können und auch sein Ehrgeiz nicht mehr falschen, sondern richtigen Zielen diente, hätte er einen Kämpfer gewonnen, einen Verbündeten, der zählte. Auf jeden Fall aber wollte er, der Kommunist Rudolf Bender, in Jewlanski-Ustaschki gar nicht überlaufen.

Und das Ergebnis? In einigen Stunden muß ich sterben. Wofür eigentlich? Ferdinand weiß es, und auch sein Nachfolger, der ermordete Genosse, hat es gewußt. Ich aber soll das Opfer eines Irrtums werden. Nein, nein und nochmals nein. Wenn ich sterbe, soll mein Tod einen Sinn haben. Dieser hier hat keinen Sinn.

Rudi Bender legte die heiße Stirn gegen die Fensterscheibe und grübelte, wie er aus seinem Gefängnis herauskommen könnte.

In der Ferne begann es zu pauken, wuchs schließlich zu einem stundenlang anhaltenden dumpfen Grollen. Dort werden löchrige Schützenlinien und flüchtige Widerstandsnester zerschlagen, dachte Bender. Und die T 34 rollen und rollen. Es kann nicht mehr lange dauern, und die sowjetischen Truppen werden an der Desna sein.

Hinter den narbigen Schäften der Birken stand ein roter Abend. Die Schatten nisteten dichter. Langsam behängte die Nacht alles mit ihren Schleiern. Noch immer murrte die Front. Dann schlief auch das ein.

Der Posten brachte zwei kümmerlich bestrichene Scheiben Brot und einen Becher mit laugig schmeckendem Tee. Bender versuchte erneut, gegen eine lähmende innere Reglosigkeit anzugehen. Er raunte sich zu: »Du bist zum Tode verurteilt, Rudi! Tu doch was! Irgend etwas! Du mußt handeln, und wenn es noch so aussichtslos scheint!«

Einen Plan müßte man haben. Vielleicht mit einem kraftvollen Satz durchs Fenster. Ehe der Posten kapiert hat, wäre ich längst in der Nacht verschwunden. Oder die Tür leise lockern ... oder ... oder ... Er war so müde.

Tap ... tap ... tap ... Pause.

Dann kam es wieder zurück. Tap ... tap ... tap ... Pause. Und ging gleichmäßig in die andere Richtung. Verwirrt hob Bender den Kopf, begriff zunächst nicht, lauschte wieder. Kein Zweifel: Das war der Schritt des Postens.

Im Osten tastete sich fahl erster Schimmer durch das Laub.

Mit einem Ruck war er von der Ofenbank herunter. Er strich sich über die Augen. Was denn? Habe ich geschlafen? Und wie viele Stunden sind ungenutzt darüber vergangen! Die letzte Nacht! Vorbei! Jagende Angst packte ihn plötzlich. Es war sicher schon nach drei Uhr.

Er lief zur Tür. Rüttelte. Rannte zum Fenster zurück. Sein Kopf schlug dumpf gegen den Fensterrahmen.

In schütterem Nebel lag das Land. Die Gräser waren silbrig vom Tau.

Die Schritte verstummten. Sicherlich lauschte der Posten jetzt. Nach einer Weile stapfte es weiter.

Ein dumpfer Abschuß zerriß den leise raunenden Atem der Frühe. Feines Singen zog hoch über die Häuser hinweg. Weit hinter dem Dorf krachte der Einschlag.

Dann füllte die Stille des keimenden Morgens wieder alles aus.

Da beschloß Rudi Bender, einen Ausbruch zu wagen. Mit den Nägeln krallte er sich an den Fensterrahmen, versuchte vorsichtig, ihn zu lösen.

Wieder klang spröde ein Abschußknall. Etwas näher diesmal, wie es schien. Mit schrillem Geheul fegte es heran, barst hart vor dem Dorfeingang. Fast unmittelbar hinterher zogen schürfend drei weitere Granaten. Die Detonationen grollten. Aus den Hopfengärten an der Kolchose begann schleimiger Qualm träge über die Straße zu quellen.

Im Dorf wurde es jetzt lebendig. Türen klappten. Stimmen klangen laut durcheinander. Irgendwo flackerte undeutlich Gewehrfeuer auf.

Den Posten schien nun anderes zu interessieren als der Gefangene, welcher auf jeden Fall vom Leben zum Tode gebracht werden sollte; ein Vorgang, den er als Landser, der hier zum Wacheschieben kommandiert war, für sich so lange wie möglich zu vermeiden trachtete.

Bender behielt ihn unentwegt im Auge, während er verzweifelt an dem Fensterrahmen zerrte. Immer heller wurde es draußen, und das Dorf wimmelte nun von Soldaten.

Ein Ausbruchversuch war jetzt einfach lächerlich.

Trotzdem hatte Bender plötzlich eine ganz andere Hoffnung. Klang es nicht, als ob die sowjetischen Batterien weit näher standen als gestern nachmittag? Und wenn die Russen angreifen? Vielleicht würden sie sogar bis hierher durchstoßen, und der

Divisionsstab müßte Stellungswechsel nach rückwärts machen?

Was wäre denn dann?

»Dann werden sie dich vorher noch umlegen!« Er hatte es laut vor sich hin gesagt.

Vielleicht ... vielleicht.

Es mußte schon mindestens fünf Uhr sein. Ein Anlasser surrte. Der Motorenton ging auf und nieder.

Vielleicht ...

Das Artilleriefeuer setzte mit jäher Heftigkeit wieder ein und schien sich nun auf den Dorfeingang zu konzentrieren.

So weit vorn soll der Divisionsstab liegen?

Plötzlich kamen eilige Schritte näher. Er sah den Wachhabenden am Fenster vorbeigehen. Dann hörte er ihn mit dem Posten sprechen. Einer von beiden lief davon. Ein anderer schien zu kommen. Gleich darauf wurde die Tür aufgeschlossen.

Der Pfarrer stand draußen. In der grauen Gottesmänneruniform mit violetter Paspelierung, ohne Schulterstücke. Dazu das Kreuz an der silbernen Halskette. Das Siegel des Todes.

Bender sah dem Pfarrer unbewegt entgegen. Vor zehn Jahren war er aus der Kirche ausgetreten, und heute sollte er hier eine Sondervorstellung bekommen, welche die Tragikomik dieses ganzen Kriegsgerichtsverfahrens nur noch unterstrich.

»Lieber junger Freund«, begann der Pfarrer sofort. Er zog den Kopf etwas ein, um nicht unversehens an den maserigen Türbalken zu stoßen. In seinem Durchschnittsgesicht stand ein Ausdruck von Gehemmtsein als unverhüllbares Ergebnis von augenblicklicher Angst und langjähriger Berufserfahrung.

Bender besah sich den Kirchenvertreter in Reitstiefeln und dachte: Wie wird der seinem Gott danken, nachher, wenn die Knallerei vorüber ist, daß er ihm gestattet hat, selbst unbeschadet eine arme Seele bis an den Rand. des dunklen Tores zu begleiten. Halleluja! Amen! Und später spielt er

wahrscheinlich zur Erholung mit dem katholischen Sündenabwehrer und dem Divisionsapotheker >Siebzehn-und-vier< und versucht, beide Schäfchen des Herrn nach Noten zu bescheißen.

»Sie wurden von einem besonders harten Schicksalsschlag getroffen und müssen sich nun darauf vorbereiten, sehr bald vor das Angesicht unseres Herrn Jesus Christus zu treten«, sagte der Pfarrer.

Da peitschte der harte Klang einer Panzerkanone auf, fast unmittelbar vom Einschlag gefolgt. Noch einmal! Greller Klang von anderen automatischen Waffen riß wie das gezackte Band einer riesigen Stahlsäge den Morgen auseinander.

Jetzt wummerten auch leichtere Einschläge, die aus der Richtung der alten Kornspeicher zu kommen schienen. Handgranaten oder Minenwerfer, dachte Bender.

Die wässerig schimmernden Augen des Seelsorgers gingen unruheerfüllt hin und her, blieben schließlich am Fenster haften. Auf der Dorfstraße rannte alles durcheinander. Halbgeschirrte Pferde wurden aus den Ställen gezerrt. Kisten, Geräte und Waffen flogen auf Lastkraftwagen. Infanteristen trabten mit klappernden Maschinengewehren und Munitionskästen nach vorn. Kurze Zeit später preschte der schwere Geländewagen des Generals vorbei. Nach Westen. Der schwarzweißrote Kommandeurstander war nicht gesetzt.

Die fettesten Ratten verlassen zuerst ... , dachte Bender.

Nun fauchten die Granaten der eigenen Artillerie. Die Luft schien zu klirren. Weit, weit hinten die Einschläge.

Pak bellte irgendwo giftig. Lange Feuerstöße schwerer MGs prasselten.

Zerfahren wandte der Geistliche sich wieder an Bender. »Mein Sohn ... «

Der Kanonier wurde von der Lust geplagt, dem Gottesmann laut

ins Gesicht zu lachen.

Ein ältlicher Hauptmann stürzte herein, erhitzt, den Stahlhelm weit im Nacken. »Herr Pfarrer!«

»Ja, wir sind sofort fertig!«

Bender dachte: Das also ist er, der ›Feuer‹ kommandieren wird, sicher mit einem Tremolo in der Stimme. Dieser Kleinbürger mit der Spange zum Eisernen Kreuz des ersten Weltkrieges auf dem Knopflochband, der wieder einmal dabei ist und sich tollkühn sogar bis in die Höhe des Divisionsstabes vorgewagt hat. Dieses Gesicht, grau vor Angst, an dessen Zucken man jeden Granateinschlag ablesen kann. Auf der Oberlippe kleine Schweißperlen, die den Kinnriemen des Stahlhelms schon ganz feucht und dunkel gemacht haben.

Rudolf Bender zitterte vor Wut.

»Bitten Sie unseren Herrgott noch einmal um Vergebung für Ihre Schuld.«

Der Verurteilte preßte die Fingernägel in die Handballen.

»Sprechen Sie mir nach: Vater unser, der du bist im Himmel.«

Bender zerbiß sich die Unterlippe und schwieg trotzig.

Der Pfarrer verharrte einen Augenblick gemäß der Mechanik des gewohnten Rhythmus. Dann fuhr er mit Ausdruck fort: »Geheiligt werde dein Name.«

Vor den Augen des Kanoniers Bender begann es plötzlich rot zu flackern. »Hören Sie auf!« zischte er mit letzter Beherrschung.

Der Seelsorger blickte durch ihn hindurch, als weilte er in anderen Regionen, und fuhr mit Festigkeit fort: »Dein Reich komme; dein Wille geschehe ... «

»Kommen Sie!« schrie der Hauptmann plötzlich, weil er fühlte, daß zwischen der Feierlichkeit des Pfarrers und den angreifenden Russen peinliche Gegensätze waren.

Dem evangelischen Seelenhirten hatte noch nie ein Offizier der Deutschen Wehrmacht die Weihewirkung des Vaterunsers verdorben. Sein Gesicht legte sich in Falten, welche die Sanftheit, mit der er auf die Beleidigung Gottes reagierte, sinnfällig zum Ausdruck brachten. Gleichzeitig war er froh, daß durch diesen Machtspruch des Hauptmanns die Prozedur abgekürzt worden war.

Der Kanonier Rudolf Bender setzte seine Mütze auf und ging hölzern hinter den anderen her, doch innerlich fest dazu entschlossen, die allerletzte Gelegenheit nicht zu verpassen. Sie haben in der Aufregung vergessen, mir die Hände zu fesseln, dachte er und hielt die Arme steif, damit niemand das Versäumte bemerken sollte. Die beiden Posten trugen die Gewehre umgehängt. Also blieb noch ein Stück Weges.

Neben der zerschossenen Kolchose sah er plötzlich das Vollstreckungskommando.

Helme, Karabiner, sonst nichts weiter. Er stolperte. Sein Dasein bestand nur noch aus knapp hundert Schritten! Wie eine riesige Ausschachtung schien ihm der gelbe

Sand hinter der frischen Grube. Sein Grab!

Dort endete es - sein Leben, der Kampf um eine Zukunft, die nicht mehr für ihn da war. Dort endete auch das, was er der Partei bisher zu geben vermochte; ein Bruchteil von dem, was er in all den Jahren gewollt hatte. Und dennoch blieb ein verzweifeltes Hoffen, keimte weiter jenes seltsame Kraftgefühl.

Eine schwere Lage heulte heran. Mit irrem Gekreisch fuhr sie auf das Dorf los, verband sich zu brodelnden Detonationen. Als hätte ein feuriger Faustschlag Straße, Häuser, Menschen und Erde getroffen. Schwere Werfer! Steil wuchsen Rauchpilze.

Mit Urgewalt drückte es Bender zu Boden. Splitter mähten rechts und links. Irgendwo brach ein Schrei auf. Noch einer! Bender wälzte sich, krallte die Hände in Staub und Dreck, wollte nun um keinen Preis von einem blindwütigen Projektil getroffen werden.

Er sah nicht, daß sich die sowjetischen Panzer neben dem Birkenwäldchen am Dorfeingang in Bewegung setzten. Er sah auch nicht die durch das Kornfeld huschenden braunen Gestalten.

Obwohl der Splittersang noch nicht abgeebbt war, schnellte er wie eine Feder hoch. Spannung, Energie, Angst und Hoffen jagten ihn vorwärts. Hinter ihm knallte erst ein Karabiner, dann hämmerte eine MPi los. Zwei, drei weitere fielen ein und ergaben einen infernalischen Sang.

Auf einmal wuchs zwischen Qualm und Staubwolken die schemenhafte Silhouette eines T 34. Unwillkürlich warf Bender sich zu Boden. Ein Blitz flammte dem Schlag voraus.

Hinter ihm prasselten Steine.

Wieder sprang er auf, jagte an verlassenen Fahrzeugen vorbei, setzte über Leichen; registrierte Gesichter, Bewegungen, fleckige Bilder.

Ein zerspellter Leitungsdraht nahm ihn wie ein schwirrendes Lasso. Hart prallte er hin, kam mit rasselndem Atem wieder auf die Füße. Bis zu dem Panzer! Nur noch bis zu diesem Panzer!! pulste sein Blut. Es war ihm plötzlich, als hätte er Blei an den Stiefeln. Alle Muskeln schienen taub.

Der Stahlkoloß reckte sich vor ihm in die Höhe, wirbelte dunkelgraue Schwaden auf. Die Raupen quietschten wie Mörtelmischer.

Das Gedröhn des Panzers war wie das Gedröhn hinter Benders Schläfen. Ein Schleier war vor seinen Augen, als er mit letzter Kraft hinüberrannte.

In den Armen des Sturmtrupps hinter dem T 34 sackte er zusammen. Er lachte und weinte in einem. Rudolf Bender war am Ziel, wenn auch noch nicht am letzten.

Am Nachmittag schien die frisch ausgehobene Grube, unweit der Kolchose, verfallen und unwichtig. Von dem Exekutionskommando hatte es die meisten erwischt. Auch der Hauptmann lag da, schon merkwürdig aufgedunsen. An der großen Fleischwunde im Gesäß, auf der grünschillernde Fliegen saßen, konnte er nicht gestorben sein.

Nur der Pfarrer fehlte. Er war offensichtlich von der Vorsehung noch für Bedeutenderes vorgesehen.

23. KAPITEL

Die Dumpfheit des Nachmittags mit durchgluteten Schatten über Buschwerk, müden Pferdeleibern und der ständigen Furcht der Soldaten, eines Tages in diesem Wettlauf nach Westen den Anschluß zu verlieren und von roten Divisionen überrollt zu werden, wurde durch einen nicht allzufernen Gewehrschuß zerrissen. Da die vorderste Linie beinahe ein Dutzend Kilometer entfernt war und sich andere Trosse der Einheiten des Artillerieregiments in einem halbkreisformigen Waldstück jenseits der stumpfen grauen Wiese befanden, erregte dieser Schuß sofort allenthalben Aufmerksamkeit.

Einige Minuten später kam der Stabsgefreite Erdmannsdorf angestolpert, der als Posten gegen die unübersichtliche Niederung im Süden zu sichern hatte. Mit grünlichem Gesicht taumelte er zum Zelt des Troßführers. »Hauptwachtmeister, ich wurde von Partisanen beschossen!«

Der Spieß drehte die linke Seite des Keuchenden ins Licht. »Mensch, du blutest ja am Oberarm wie ein Schwein.« Er schüttelte den Kopf.

Feldbluse und Hemdsärmel waren durchgefetzt das Blut lief bis zu den Fingern hinunter. Jetzt sackte der Stabsgefreite, welcher während des ganzen Ostkrieges als Sattler eingesetzt war, zusammen und wälzte sich stöhnend im Gras.

Der herangerufene Hilfssanitäter, der Batterieschuster hatte nur einen Dreitagelehrgang mitgemacht und seine Kenntnisse kaum in der Praxis beweisen müssen. Mit ungeschickten, zappeligen Händen bemühte er sich um den Verwundeten.

Währenddessen rannte der Hauptwachtmeister zu seinem Batteriechef und berichtete in wenigen Worten den Vorfall.

Oberleutnant Helgert ließ ihn kaum ausreden. »Sofort Posten

verstärken! Zwei Gruppen ansetzen, die sich zum bisherigen Standort von Erdmannsdorf bewegen, und dann vorsichtig durch die Niederung stoßen, bis sie Verbindung zu unseren oder anderen Trossen der Division haben.«

Der Spieß wiederholte hastig den Befehl, lief zurück, rief dabei eine Anzahl Namen und verschwand kurz darauf an der Spitze eines schwerbewaffneten Trupps, den er vor Erreichen der äußeren Buschkette in zwei Gruppen teilte.

Helgert drehte sich vorsichtig auf die andere Seite. Das verfluchte Bein! Der Heilungsprozeß ging nur langsam voran. Er wollte unter keinen Umständen in das Durcheinander von rückwärtigen Dienststellen geraten, um das zerschossene Knie in irgendeinem ständig auf der Flucht befindlichen Lazarett >verschlimmbessern<

zu lassen, wie die Landser sagten. Hier, bei seinem eigenen Troß, fühlte er sich so sicher wie in Abrahams Schoß und hatte dabei noch Ruhe und beste Pflege.

Bald nach Eiserbergs Tod hatte er sich, voller Unrast, zu seiner Abteilung zurückgemeldet. Am Tage kroch er mit der langen bespannten Kolonne in Waldinseln oder Kusselgruppen und achtete darauf, daß alles unter einem grünbraunen Meer von abgehackten Zweigen verschwand, denn die sowjetischen Aufklärungsmaschinen entdeckten so ziemlich alles, was sich im Gelände regte. Nachts lag er auf einem leeren Munitionsfahrzeug, dessen einziger Komfort etwas Stroh und zwei streng riechende Wallache waren, und ließ sich mit zurückschleppen. Sooft er auch zu den Sternbildern blickte, der Kurs blieb immer: West.

So hatte er jetzt Muße, nachts wie tags über alles mögliche nachzudenken. Die Entwicklung der Kampfhandlungen beunruhigte ihn, ebenso aber auch das zeitweilige Ausbleiben der Post. Dann vermißte er die selbstverständlich gewordene Nachricht von Claudia Sanden.

Anfangs hatten ihre Fragen noch Eberhard Baum gegolten. Später war ein Gedankenaustausch daraus geworden, der viel, aber auch wenig bedeuten konnte. Dabei blieb immer noch Ungeklärtes

zwischen ihnen. Gestern schrieb sie, daß das Leben für sie eigentlich nur noch aus der Hingabe an die Kunst bestünde und daß Wien dazu die echte Atmosphäre böte.

>... Ihre Wünsche, die Sie für mich haben, sind wirklich sehr lieb, doch ich selbst habe kaum noch irgend welche. Das heißt, es gibt da einen ganz großen Wunsch, der aber immer unausgesprochen und unerfüllt bleiben muß und wird, denn er liegt in einer unwirklichen Traumwelt, der allein man sich hingeben darf und worin man sogar manchmal glücklich ist. Gelegentlich habe ich das Empfinden, daß Ihnen ein uneingeschränkter Glaube an etwas fehlt, vielleicht an einen Menschen... <

Bei dem letzten Satz glaubte er, im Scheinwerferlicht zu stehen. Ihm war, als ahnte diese Frau vieles von dem, was in ihm schwelte, worüber er jedoch niemals mit jemandem gesprochen hatte.

Er erinnerte sich an eine alte indische Geschichte. Um die >Macht des Karma< ging es dort, um eine geheimnisvolle magische Kraft, die zwei von Ewigkeit zu Ewigkeit füreinander bestimmte Menschenherzen sich begegnen ließ und sie in Leben oder Tod vereinte. Obwohl er an keinerlei >Vorsehung< mehr glaubte, hatte er das Gefühl, mit Claudia verbände ihn etwas Geheimnisvolles, eine selbstverständliche Kameradschaft oder eine besondere Art der Zusammengehörigkeit.

Helgert vermeinte, soeben weit in der Ferne einen zweiten Schuß gehört zu haben. Er lauschte angestrengt und sah dabei einem grüngolden schimmernden Insekt zu, das eilfertig seine Decke überquerte.

Jelnja fiel ihm wieder ein, diese unheimliche Frontecke. Er überdachte noch einmal das Kampfgeschehen der zurückliegenden Wochen. Der Jelnjabogen war in einem einzigen Anlauf vor allem von sowjetischen Panzern, Artillerie und sehr schnell operierenden Salvengeschützen eingedrückt worden. Vier Tage später gab es hier keinen Frontvorsprung mehr.

Die Stadt selbst fiel am Abend des 30. August, zur gleichen Zeit,

als im Süden Taganrog geräumt wurde.

In der Nacht war die Abteilung seitlich von Jelnja vorbeigezogen und hatte damit das Quellgebiet der Desna hinter sich gelassen.

Eiserbergs Grab und wiederum ein Stück Endsieg blieben drüben. Ebenso blieb Bender drüben, von dem niemand mit Bestimmtheit sagen konnte, ob er noch von den Deutschen erschossen worden war oder ob es ihn wie eine Vielzahl anderer bei diesem Überraschungsdurchbruch auf die Ia-Staffel der Division erwischt hatte. Vielleicht war er sogar nach seinem geliebten Osten durchgekommen. Auf jeden Fall: schade um den Jungen. Seltsamerweise fehlte er ihm jetzt irgendwie.

Helgert erinnerte sich, wie er auf dem ungefederten Munitionswagen lag, die Zähne vor Schmerzen zusammengebissen. Die Fetzen, welche er immer neu um das zerschossene Knie wickelte, waren Minuten später blutdurchtränkt. Er kam sich hilflos, bemitleidenswert und tapfer in einem vor.

Plötzlich hatte es ihn ruckartig hochgerissen. Grelle Blitze zuckten in den fernen nachtschwarzen Horizont. Gut dreißig Sekunden vergingen, bis das Gegroll von berstendem Stahl, Ekrasit, Dynamit und Füllpulver 02 die von der Artillerieabteilung inzwischen zurückgelegten zehn Fluchtkilometer südwestlich der Stadt wie eine zornige Welle durcheilte und weiter nach Westen drängte.

Durch elektrische Fernzündung war das riesige Munitionslager am Rande der schweigenden Stadt Jelnja in die Luft gejagt worden, als die erbitterten Straßen- und Häuserkämpfe bereits ihr Ende gefunden hatten.

Tausende Stapel von Granaten aller Kaliber, Hunderttausende von Kartuschen, Sonderladungen, Zünder, Lattengerüste voller Körbe und Kisten, Gewehrmunition, Werfergeschosse wurden zu einer steilen Feuerwand, die sich hoch in die Nacht reckte.

Das düsterrote Flackern endloser Detonationen erzeugte neue Hast. Tief preßte sich den Pferden das Geschirr in die

Brustmuskeln. Die Landser versuchten, einige Schritte schneller zurückzulegen. Die Blicke der Kraftfahrer gingen immer wieder dorthin, wo der Himmel flammte. In seinem Widerschein marschierten die roten Divisionen mit ihren Werfereinheiten, Scharfschützen und Sturmtruppen; sie weiteten den Durchbruch, der zunächst in einer Breite von fünfzig Kilometern gelungen war, ständig aus.

Wann werden sie wieder antreten? Wann wird sich die nächste Umklammerung vollziehen? Kommen wir aus diesem Orlog überhaupt noch einmal heraus?

KAK - Kamerad außer halb des Kessels. KIK – Kamerad im Kessel. Das war der ständige Gedankenkreislauf der Landser, nur gelegentlich unterbrochen von allzu quälendem Hunger und Durst oder dann, wenn die Partisanen noch verwegener wurden, ihre Holzkastenminen auf den in beiden Richtungen benutzten Rückzugsstraßen immer häufiger hochgingen, warnungslos Maschinenpistolen aus der Finsternis bellten und wieder ein paar Feldgraue sich schreiend am Boden wälzten.

Abends wüteten die deutschen Sprengkommandos, jagten Hütten hoch, verminten kümmerlich Straßen, hetzte die Truppe weiter ein Stück nach Westen. Und die russischen Regimenter folgten wie Schatten, hier wie an vielen anderen Abschnitten

der langen Front.

Die sowjetische Offensive tobte nunmehr von der Schwarzmeerküste bis hinauf nach Smolensk.

Anfang des Monats war die deutsche Verteidigungslinie im Raum Rylsk-Sewsk in einer Breite von nahezu hundert Kilometern aufgerissen worden. Am 8. September ging nach erbitterten Kämpfen das Donezbecken verloren. Dann fiel der berühmte Kurort Jalta auf der Krim; am 15. September Neshin und damit der letzte große Stützpunkt vor dem mittleren Dnepr.

Vor ein paar Tagen, am 17. September, war auch Brjansk dem Ansturm sowjetischer Armeen erlegen. Auf über tausend Kilometer Breite nichts als Rückzug der Deutschen Wehrmacht

mit schwersten, unersetzlichen Verlusten an Menschen wie an Kriegsmaterial.

Längst hatten die Landser Jelnja vergessen; eigentlich schon in Potschinok, dicht am Sosh, als der rote Angriffsdruck ein weiteres Mal in diesem Abschnitt stärker wurde.

Auf einmal war Krusemarks Losung, die er im Juli 1941 in einem Tagesbefehl verkündet hatte: >Vorwärts an den Dnepr! Koste es, was es wolle!< wieder gespenstig lebendig. Jene Parole hatte damals erstaunliche Marschleistungen aus der Truppe herausgepreßt.

Jetzt, gegen Ende September 1943, drohte diese Losung ein noch höheres-, allerdings sehr unerwünschtes Tempo auf dem Weg nach rückwärts zu erzeugen. Die zauberhafte Vorstellung war allgemein verbreitet, daß hinter dem breiten Dnepr nicht nur Ruhe, sondern vor allem Sicherheit wäre; und sei es auch nur für kurze Zeit. Seit Juli wurden sie schon gejagt.

Die weit hinter ihnen liegende Desna oder der Sosh, dieses schmale Rinnsal, hatte keine Sekunde lang ein Gefühl der Sicherheit auszulösen vermocht, denn solche Flüsse schienen den sowjetischen Pionieren kaum Schwierigkeiten zu bereiten. Die schweren Waffen der Roten Armee fehlten nach derartigen Überquerungen bestenfalls für ein paar Stunden im täglichen Frontkonzert.

Aber der kilometerbreite Dnepr! Das war etwas anderes. Ganz fröhlich wurden die Landser bei dem Gedanken. Alles würde mit Artillerie bespickt sein, die jedes Annäherungsunternehmen unmöglich machte. Bewegliche Reserven, falls der Iwan irgendwo mal ein kleines Kommandounternehmen startete oder ein embryonaler Brückenkopf beseitigt werden mußte. Und endlich einmal pennen und sich den Bauch vollschlagen !

Stimmen rissen den Oberleutnant aus seinem Grübeln. Der Hauptwachtmeister ließ gerade den Trupp wegtreten, kam schnell zu Helgert und meldete sich zurück. Dabei reichte er seinem Chef ein halbes Kommißbrot, das etwas deformiert war. Helgert nahm es in die Hand und blickte flüchtig darauf.

Plötzlich wurde er aufmerksam: In der Oberseite des Brotes befand sich ein kreisrundes, schwarzrandiges Loch, beide Hälften ließen sich auseinander klappen, und querdurch ging ein sauberer Schußkanal. Helgert blickte den Hauptwachtmeister an.

»Wir fanden es ein paar Meter weiter von seinem Postenstandort. Und das dazu.« Er warf einige Meter starker Schnur auf den Feldtisch.

Der Oberleutnant griff danach, zögerte sekundenlang. »Selbstverstümmelung?«

Der Spieß nickte. »Er hatte offenbar seinen Karabiner mit dem Trageriemen über einen Ast gestreift und eine Schnur an den Abzugshebel gebunden. Dann hat er die Mündung gegen das auf den Oberarm gehaltene Brot gepreßt und mit der Schnur abgezogen.«

»Wie viele wissen davon?«

»Alle, die jetzt dabei waren!«

Helgert blickte resigniert zur Erde. »Vernehmen Sie ihn. Falls sich Ihre Theorie bestätigt, bringen Sie ihn zur Division. Wenn er die Tat bestreitet, schicken Sie ihn zu mir!«

Der Stabsgefreite Erdmannsdorf gestand ohne jede Einschränkung. Als Begründung gab er an, unter der dauernden Angst, eines Tages unvermutet einen Fangschuß zu bekommen, nicht weiterleben zu können; außerdem wäre er fünfzehn Monate nicht mehr zu Hause gewesen. Mit seiner Tat beabsichtigte er, beides in Ordnung zu bringen.

Der Oberleutnant fügte der schriftlichen Meldung eine Beurteilung des Stabsgefreiten Erdmannsdorf bei, in der er betonte, daß der sonst so ordentliche, brauchbare Soldat offenbar durchgedreht wäre und nun wirres Zeug redete.

Den Hauptwachtmeister wies er an, dem Batteriesattler die Faktoren zu erläutern, die für Todesurteil, diverse Jahre Zuchthaus oder glimpfliches Davonkommen ausschlaggebend

waren. Man könnte das Endergebnis durch eigene Dummheit wie Findigkeit so oder so beeinflussen.

Wieder einer, der keine Lust mehr hatte, mitzumachen, dachte Helgert. Seine Motive waren nicht sonderlich originell. Zu den glühenden Vertretern des Nationalsozialismus konnte man ihn ebensowenig rechnen wie zu seinen Gegnern. Wie hätte er ihm eigentlich helfen sollen? In dem Augenblick, als Erdmannsdorf die Tat gestand, waren die Möglichkeiten erschöpft.

Der Vorgang riß alle Probleme von neuem auf. Und sie wühlten in ihm; heute, morgen, in der nächsten Woche, im kommenden Monat.

*

Als der Ia der Division, Oberstleutnant von Wenglin, den Auftrag in Stichworten wiederholte, zitterten Oberst Krusemark noch etwas die Beine. Demnach sollte er mit einigen Mannschaften und Fahrzeugen sowie einem erfahrenen, zur Zeit bei der Truppe entbehrlichen Offizier ab 12. Oktober zunächst in Tschaussy, an einem Nebenarm des Sosh, und anschließend in Mogilew, also noch immer östlich des ersehnten Dnepr, Auffangstellungen für die Division vorbereiten. Krusemark verabschiedete sich von dem Ia, dankte für das erwiesene Wohlwollen und fuhr mit dem Schwimmwagen wieder zum Gefechtsstand des Regiments vor.

Sein Entschluß stand fest. Er würde nun alle Hebel in Bewegung setzen, das Regiment endgültig loszuwerden und sich näher bei der obersten Führung anzusiedeln.

Wen mitnehmen? Altdörfer? Das wäre natürlich das bequemste. Aber dann war der nicht sehr entscheidungsfreudige Meusel, der als ältester Abteilungskommandeur vertretungsweise das Regiment zu führen hatte, ohne Orientierung und Unterstützung. Wenn etwas schiefging, könnte man ihn ohne weiteres an die Front zurück beordern, und das eben gewonnene Terrain

persönlicher Sicherheit wäre wieder illusorisch geworden. Nein, Altdörfer mußte beim Regiment bleiben.

Helgert war der einzig Richtige. Merkwürdig, daß ihm dieser junge Mann ständig in die Quere kam. Der laborierte noch immer an der Knieverletzung und würde frühestens in einigen Wochen wieder fronteinsatzfähig sein. Vielleicht dauerte es sogar länger. Dieser aktive Batteriechef, Oberleutnant Helgert, hatte außerdem seiner Ansicht nach moralisch noch einiges gutzumachen. Also würde er während der phantastischen Kommandierung wie ein Kümmeltürke arbeiten. Zudem stellte der Oberleutnant eine gewisse Beruhigung dar für den einzigen außerhalb der glückhaften Harmonie bleibenden Gedanken: Partisanen.

Der Raum um Nowy-Bychow, die PK-Rollbahn von Bobruisk bis hinunter nach Gomel galten als schwer partisanenverseucht. Vor dem Sumpfgebiet ostsüdostwärts von Tschaussy, um Tscherikow herum, hatte ihn sogar Wenglin besonders gewarnt.

Altdörfer und Partisanen. Du lieber Himmel! Aber Helgert würde mit seinen russischen Beutewaffen ebenso sicher wie mit deutschen Maschinengewehren aus jeder Lage feuern.

Inzwischen konnte er als Oberst erst einmal jenes herrliche Gefühl auskosten, einige Wochen lang so um die hundert Kilometer von der vordersten Linie abgesetzt zu sein, keinen Artilleriezauber miterleben zu müssen sowie wenig Kummer mit der

bevorstehenden Schlammperiode und dem schnell drohenden Winter zu haben. Und mit dem Ritterkreuz würde er auf die Etappenhengste ganz anders wirken als vorne, wo dieser Anblick kaum noch eine besondere Hochachtung auslöste. Außerdem dürfte sich im >Fronthinterland< einiges Heimatgerechte organisieren lassen.

Krusemark war restlos glücklich: über sich selbst, über die Einschätzung, welche er bei der Division genoß, und nicht zuletzt über den Krieg, der immer wieder ungekannte neue Vorteile für ihn und die weitere Karriere in petto hielt.

Seine Haltung unterstrich er in markanten Aufrufen und Befehlen an das Regiment, die während der Zeit seiner Abwesenheit durchzuführen waren.

*

Die umfangreiche organisatorische Arbeit im >Sonderstab Krusemark< ließ Helgert noch genügend Zeit für Grübeleien aller Art. Der Krieg war hier hinten merkwürdig unwirklich und nur durch die vielfältigen Nachrichtensendungen, die er Tag und Nacht mit dem Wehrmachts-Rundfunkempfänger abhörte, annähernd überschaubar.

Gegenüber dem, was sich während des vergangenen Monats an der Ostfront abgespielt hatte, schienen die Ausmaße der Schlachten um Orel undJelnja zu verblassen. Am 20. September war mit dem Fall von Jarzewo der Weg nach Smolensk frei gemacht worden, das die roten Truppen fünf Tage später im Sturm nahmen. Damit hatten sie nunmehr den Schlüssel zu Belorußland in der Hand. Nur noch fünfhundert Kilometer trennten sie jetzt von der Reichsgrenze. Die Desnalinie lag längst weit jenseits der Front.

Anfang Oktober fanden die Kämpfe etwa in den gleichen Räumen wie 1941 statt. Damit waren rund zwei Drittel des von der einstmals >stolzen< Deutschen Wehrmacht eroberten Gebieteswieder verlorengegangen. Der Ostteil der Ukraine, die Kornkammer Europas, diente nun nicht mehr zur Ernährung der Heeresgruppen im Mittelabschnitt; das mußte wiederum Kürzungen der Lebensmittelzuteilungen in der Heimat bedeuten.

Die letzten großen Verteidigungsabschnitte ostwärts des Dnepr wurden in pausenlosen Angriffen Stück um Stück zerschlagen. Kiew lag in Reichweite der sowjetischen Artillerie. Von der Hauptstadt der Ukraine flußabwärts hatten Einheiten der Roten Armee nahezu lückenlos den jetzt das deutsche Schicksal bestimmenden Strom erreicht.

In der Umgebung von Dnepropetrowsk wurde bereits erbittert

gekämpft.

Und das Unglaubliche war geschehen: Noch bevor der Sonderstab Krusemark seine Arbeit aufnahm, hatten tollkühne sowjetische Vorausabteilungen nördlich von Kiew sowie in der Nähe von Perejaslaw und südöstlich von Krementschug Brückenköpfe auf dem Westufer des Dnepr gebildet, die sie nicht nur gegen unaufhörliche deutsche Gegenangriffe hielten, sondern sogar ständig ausweiteten und ihre Aufmarschgebiete für die Schlachten von morgen und übermorgen vorbereiteten.

Damit stand die Frage auf der Tagesordnung, ob dann der Dnepr nach all den Qualen der Schlammperiode überhaupt noch die Erfüllung des Traumes von der unerschütterlichen Winterstellung in Ruhe und Sattsein bringen würde?

Die letzte große natürliche Verteidigungslinie im russischen Raum war bereits hoffnungslos durchlöchert! Durchbruch südlich und westlich von Gomel. Durchbruch südöstlich Krementschug in den Dneprbogen. Und das alles nach bereits vier Monate währender Schlacht; >Überschlacht<, wie sie in den Kommentaren des Großdeutschen Rundfunks genannt wurde.

Und immer häufiger brachten die gleichen Sender - mit Richtstrahler in alle Welt - >Wehrmachtswunschkonzerte<, arrangiert von dem öligen Herrn Heinz Gödecke. Hei, was wünschten sich die wackeren Feldgrauen dort alles aus der Deckung ihrer anonymen Feldpostnummern und der Langeweile öder Etappenorte, in denen nichts mehr zu holen war. Die Wunschkonzerte hatten den Eindruck zu erwecken, als säßen alle deutschen Landser an den Fronten in wohlgeheizten bombensicheren Bunkern und hätten nichts weiter zu tun, als markigen Kehlen zu lauschen: >Auf der Heide blüht ein kleines Blümelein ... bum bum bum ... und das heißt ... bum bum bum ... Eeeerika! < Oder: >Gute Nacht, Mutter, gute Nacht<, vorgetragen von Wilhelm Strienz, dem >Reichswehmutsänger<. Und das alles unter der bewährten Stabführung von Professor Herms Niel, alias Hermann Nielebock.

Es war der gleiche Hohn wie zehn Monate zuvor der Nekrolog Görings auf die noch lebenden Leichname in der Stadt an der

Wolga.

Mit unheimlicher Klarheit wurde dem Oberleutnant bewußt, daß der Krieg nur mit einer völligen Vernichtung der deutschen Armee enden konnte. Das heißt, da war noch etwas, was ihn seit einigen Wochen beschäftigte. Immer häufiger hörte er in den Moskauer Sendungen von einem Nationalkomitee >Freies Deutschland<, das sich im Juli aus ehemaligen Kriegsgefangenen und Antifaschisten gebildet hatte. Dieses Nationalkomitee wandte sich Ende September mit einem Aufruf an die Wehrmacht, Hitler abzusetzen, und forderte die Generale auf, das deutsche Heer unverzüglich an die Reichsgrenzen zurückzuführen. Damit würde Hunderttausenden deutscher Soldaten das Leben erhalten und dem Völkermorden Einhalt geboten.

Das war eine vernünftige Alternative. Aber der Oberleutnant zweifelte daran, daß es irgendeine Macht in Deutschland selbst gab, die in der Lage wäre, Hitler zu stürzen.

Die letzten Tage des Oktober vergingen, und der November war milde wie nie; nur wenige Grad Kälte und ein paar Zentimeter Schnee auf den Feldern.

Als Helgert eines Morgens die Krücken in die Ecke stellte, war Jewlanski-Ustaschki für ihn nicht mehr als nur eine Episode in der Reihe vieler, die jenem Augusttag und seiner Verwundung vorausgegangen waren. Und es würde sicher nicht die letzte sein.

Der Oberst, welcher an diesem Vormittag beim Korpsstab zu tun hatte, trat soeben in den Gefechtsstand. Auch hier im Hinterland hatte er es sich nicht nehmen lassen, die Anbringung dieser taktischen Bezeichnung an der Tür zu fordern. Er befand sich offenbar in aufgeräumter Stimmung. »Mein lieber Helgert, halten Sie sich mal fest!« Er streifte pedantisch genau Finger um Finger aus dem grauen Wildleder, legte die Handschuhe in die silberkordelgeschmückte Mütze und weidete sich an der

gespannten Aufmerksamkeit, die ihm sein derzeitiger Adjutant pflichtschuldig stehend entgegenbrachte.

»Wie weit ist denn übrigens der Stellungsbau im Abschnitt Süd ?«

Helgert wunderte sich einen Augenblick über diese Abschweifung, meldete dann in Stichworten, was ihm berichtenswert erschien, über fertiggestellte Grabenmeter, Hindernisse, Minenriegel, MG-Stellungen und vorgesehene Munitionierung.

Krusemark nickte zustimmend. »Also werden wir eine Woche vor Eintreffen der Truppe mit allem fertig sein?«

»Jawohl, Herr Oberst!«

Der Regimentskommandeur rückte sein Ritterkreuz zurecht und ließ sich eine Zigarre anzünden. »*Wir* werden diese Stellungen nie beziehen!« Seine rechte Hand schob sich napoleonisch zwischen Knopf drei und vier seines Waffenrockes aus feinglänzendem Tuch, so daß der Unterarm auf dem Deutschen Kreuz in Gold ruhte.

Helgert verstand nicht sofort.

Der Oberst war von verzeihender Überlegenheit. »Die Division insgesamt wie ihre einzelnen Restverbände werden aufgelöst. Für das Regiment bedeutet das: Die schwere Abteilung wird selbständig im Rahmen der Heeresartillerie. Die erste und dritte Abteilung werden zusammengelegt; diese neugebildete kriegsstarke Abteilung geht zur Division, die links von uns steht. Die vierte und sechste Batterie werden als neue sechste Batterie ebenfalls der Heeresartillerie unterstellt. Wer sie als Chef bekommt, ist noch nicht genau raus. Die fünfte, die Stabsbatterie von MeuseI und der Regimentsstab - nun fallen Sie nicht um – werden verladen und verlassen diese kalte Heimat hier in Richtung Balkan. Das ist natürlich Geheime Kommandosache und zunächst nur für Sie bestimmt.« Krusemark setzte sich, goß ein Glas Rotwein ein, schlürfte genießerisch und betrachtete abwartend den Oberleutnant.

Helgerts erster Gedanke war: »Wer die neue sechste Batterie bekommt, steht also noch nicht fest. Wenn ich von ihr getrennt werden sollte, dann würde damit etwas seit Beginn des Rußlandfeldzuges mit mir Zusammengewachsenes zerbrechen. Aber, warum sollte ich sie eigentlich nicht bekommen?

»Sie sagen ja gar nichts!« Der Kommandeur spürte, wie sein Unmut über die Verschlossenheit oder Kaltschnäuzigkeit seines Oberleutnants heute größer denn je war. Ein Gesicht, dachte er, genau wie im Sommer, als er vor dem Ehrenrat sprach und seinen Ritt über den Bodensee machte. Immerhin hat das OKW sich dann unserer Meinung angeschlossen und ihn fast ungeschoren gelassen. Kleiner Denkzettel gewissermaßen nur. Aber man darf ihn nicht aus den Augen lassen. Der Bursche wird unter meiner Fuchtel bleiben, possierliche Männchen bauen und den Deibel tun, offen zu räsonieren.

»Herr Oberst werden wissen, wann und wieweit die Truppe von diesen Veränderungen und den erforderlichen Maßnahmen erfahren muß.«

»Quatsch, Helgert! Das ist im Augenblick völlig unerheblich. Freuen Sie sich doch, daß dieser Scheißdreck hier endlich ein Ende hat! Für die paar, die hier noch rausgekarrt werden!«

Helgert nickte. Keine Frage. Luft ohne Granatengefauche, weißbezogenes Bett - vom Leutnant an aufwärts; eingespielte Lustbarkeiten, wenn man genügend Geld dafür hatte. Urlaub vielleicht . .. Ein bitterer Ausdruck verschattete das Gesicht des Oberleutnants. Urlaub ...

Krusemark deutete sein Schweigen falsch. »Ach so, ich vergaß, Ihnen zu sagen, daß Sie selbstverständlich mitkommen. Ich möchte zukünftig auf Ihre Arbeit im Regimentsstab nicht verzichten!«

Der Batteriechef blickte den Oberst verständnislos an. Ihm war, als hätte man ihm den Boden unter den Füßen weggezogen. Also mit Bestimmtheit Trennung von meinen Jungens! Heizer, Bender, Erdmannsdorf - das ist der Schlüssel. Man traut mir nicht mehr zu, eine Fronteinheit zu führen. Jetzt werden die Jungens

verheizt, was vielleicht nur ich hätte verhindern können. Er biß die Zähne zusammen.

»Irgendwo auf dem Balkan, vielleicht aber auch in Italien oder Frankreich werde ich ein kampfstarkes junges Regiment im Rahmen einer neuen Division aufstellen! Was sagen Sie nun?« Krusemarks Gesicht hatte einen triumphalen Ausdruck angenommen.

Helgert dachte: Wie hat Eiserberg gesagt, bevor er starb? >Falls ich noch mal heil werde, gehe ich mit dem Hochgefühl stolzer Pflichterfüllung und nationalsozialistischer Würde nach Hause und lasse mich hier von meinem Ortsgruppenleiter vertreten!< Und ich? Ich werde wieder dabeisein, werde nochmals von vorn beginnen und grübeln und grübeln. Damals vor Jewlanski-Ustaschki, als ich die letzte Unterredung mit Bender hatte, sprach er davon, daß es den Russen in erster Linie darum gehe, ihre überfallene sozialistische Heimat frei zu kämpfen so - wie den deutschen Imperialismus und damit ein blutiges Terrorsystem zu zerschlagen, das mit seinem hemmungslosen Expansionsdrang die ganze Welt bedroht. Das beginne ich langsam zu begreifen. Und ich Idiot habe nach Jewlanski-Ustaschki geglaubt, daß Bender im Unrecht wäre, nur weil ich wieder >befreit< wurde!

Jetzt, wo ich mich endlich durchgerungen habe, Schluß zu machen, wird mir durch diese Versetzung die Möglichkeit dazu genommen. Die Hände hochheben kann man nur in der vordersten Linie, wenn man sicher ist, kein Ding ins Kreuz zu bekommen.

Aber vom Stab Krusemark weg? Unter den argwöhnischen Augen Altdörfers? Unmöglich!

Er sah dem Oberst starr in die Augen. Wenn du wüßtest, wie sehr ich dich hasse, dachte er. Du freust dich doch nur darüber, daß du wieder eine Weile hinten sein kannst. Eine Assel bist du, mit einem ungeheuren Rückwärtsdrall. Was aus den anderen wird, ist dir gleichgültig. Reihenweise können sie verrecken, ohne daß du mit der Wimper zuckst. Mein Oberst und Kommandeur! Mein militärisches Vorbild! Welch herrliche Krönung des Lebens, dich mit dem eigenen Leib zu decken, sich für dich in Stücke schlagen

zu lassen. Pfui Teufel!!

»Das ist ja ein tolles Ding! Wie Herr Oberst es nur wieder geschafft haben, für uns alle das Richtige durchzusetzen! Wann und wo werden wir verladen?« Der Oberleutnant servierte kalt die erwartete Lobhudelei.

Nun war der Regimentskommandeur zufrieden. »Wollen Sie die Güte haben, Altdörfer herzubugsieren. Es muß bei den Einheiten schon alles restlos klar sein, bevor sie hier aufkreuzen!«

Karlfriedrich Krusemark begann, oberflächlich seine Dienstpost durchzusehen wie jemand, den das alles keinen Deut mehr angeht. Plötzlich kam ihm ein Gedanke. Das ist die geeignete Stunde, um sich von allzu Hautnahem zu trennen. Gottlob, die Abteilungskommandeure blieben hier, auch die meisten der Batteriechefs. Sie sind sowieso nicht sehr interessant. Schwamm drüber. Mein Bursche jedoch weiß erheblich mehr von mir als die Führer meiner Einheiten. Er ist gerade auf Urlaub. Bei seiner Rückkehr wird man ihn davon unterrichten, daß er zur schweren Abteilung, die ab übermorgen der Heeresartillerie unterstellt ist, versetzt wurde und somit im Osten bleibt. Wird ihm etwas merkwürdig vorkommen, plötzlich wieder Truppendienst zu machen.

Aber da ist noch der Schnellinger. Als Fahrer gar nicht so übel. Doch wir sind schon zu lange ein Gespann. Was der so alles gesehen und miterlebt hat seit 1941. Natürlich hat er für mich eine Menge organisiert. Aber wer hätte das in dieser Stellung nicht getan? Nee, nee, auch Schnellinger verdient, weiterhin im Mittelabschnitt zu wirken. Ich werde ihm meine letzte Gunst erweisen und eine anständige Batterie für ihn aussuchen. Welche nehmen wir denn da? Na klar! Die sechste! Die ehemalige von Helgert! Der richtige Haufen für ihn.

Krusemark rieb sich die Hände. Alles Marionetten! Hängen an unsichtbaren Fäden. Völlig egal, ob man Befehl oder Macht dazu sagt. Hauptsache, sie tanzen. Der eine hierhin, der andere dorthin, Ins Warme, Sonnige oder ... ganz wie es in meinem Belieben steht.

Am nächsten Abend traf Oberleutnant Altdörfer ein. Mit ihm entwickelte der Oberst einen mächtigen Regimentsbefehl für die Abteilungskommandeure, in dem alle Einzelheiten festgelegt wurden.

Der Regimentsadjutant verhielt sich Helgert gegenüber zunächst abwartend. Als er jedoch bemerkte, wie gut der Oberst offensichtlich mit dem Batteriechef der Sechsten harmonierte, kehrte er eine etwas krampfige Kameradschaftlichkeit heraus. Jetzt gehörte dieser Helgert also zum Stab. Damit war er zur unmittelbaren Gefahr für ihn, für seinen Einfluß auf den Kommandeur geworden. Jetzt gab es nur noch das Erfordernis der Selbstbehauptung: Helgert mußte schnell zur Strecke gebracht werden, ohne jegliche Rücksichtnahme oder fein verästelte Rundumüberlegung.

Als Oberst Krusemark am nächsten Nachmittag zu einem höheren Stab nach Gomel befohlen wurde, schlug Altdörfer mit strahlendem Gesicht Helgert vor, unter viel Direktes und noch mehr Unausgesprochenes der gemeinsamen Vergangenheit einen Strich zu ziehen, um im großen Schicksalsringen des Volkes der Deutschen fest Rücken an Rücken zu stehen.

Altdörfer schien bereits einiges getrunken zu haben. Er entkorkte eine Literflasche Negrita-Rum, goß ein und hob sein Glas.

Helgert trank, ohne ihn anzusehen, und dachte: Mit der gleichen Hand hast du dem Russen ins Genick geschossen. Mit der gleichen Hand hast du den Bericht geschrieben, der Bender das Todesurteil brachte. Der Rum brannte dem Batteriechef im Hals wie Feuer.

Altdörfer ließ sich das Glas erneut füllen. Leicht schwankend stellte er sich in Positur. »Trinken wir auf das Wohl des sehr ehrenwerten Herrn Oberleutnant Alois Altdörfer, der seinem Kameraden Helgert uneigennützig aus der Patsche geholfen hat.«

Helgert sah ihn erstaunt an. »Wieso aus der Patsche geholfen?«

Altdörfer lachte meckernd. »Sind Sie Harmloser eigentlich nie daraufgekommen, ich könnte die Ehrenangelegenheit so zurechtgefingert haben, daß sie für Herrn Keitel annehmbar wurde? Hier ist ein Türke gebaut worden, sage ich Ihnen, der

sich sehen lassen kann!«

Helgert setzte das Glas hart auf den Tisch zurück. »Ich nahm bisher an, daß nur Mitglieder des Ehrenrates mit der Angelegenheit befaßt waren?«

»Sie sind vielleicht naiv. Die hätten Sie am steifen Arm verhungern lassen. Ja, ja, wenn Sie mich nicht gehabt hätten, mein Lieber ... «

Die Tür flog krachend hinter Helgert zu.

Auf der Dorfstraße war die Unruhe der sich nähernden Front spürbar. Er blickte über die weiten wintergrauen Wiesen mit den geduckten zerzausten Buschreihen. Nur noch Tage oder Stunden konnte es dauern, dann würde auch seine Batterie herankeuchen, um die neuen Stellungen zu besetzen.

Meine Jungens sollen in diesem Vernichtungskampf zurückbleiben, während ich irgend wohin nach Südwesten rolle, wo zur Zeit vielleicht keine Kampfhandlungen sind, wo man ungestört exerzieren und kasernenhofmäßige Ausbildung betreiben kann. Müssen nicht Männer wie Gengenbach und Söchting denken, daß ich den Aufenthalt beim Stab Krusemark nur dazu genutzt habe, um mich davonzuschwindeln?

Meine Jungens - vielleicht ist das überhaupt eine Fiktion? Wenn *ich* sie als Kameraden betrachte, dann beweist das noch lange nicht, daß *sie* mich ebenfalls als ihren Kameraden ansehen. Natürlich sind sie auf mich angewiesen; es gibt auch sicher eine Art Nimbus um meine Person, weil ich die Batterie einige Male aus schwierigen Situationen ohne sonderliche Verluste herausführen konnte. Aber müssen sie mich im Grunde genommen nicht hassen, weil ich die Macht habe, sie zu etwas zu

zwingen, was nicht ihre Sache ist? Ja, ich, der Oberleutnant Fritz Helgert, werde gezwungen und zwinge sie, diesen Krieg zu führen, anzugreifen oder zurückzugehen - ganz so, wie jene es wünschen, die den Krieg machen.

Ich zwinge sie, ob ich will oder nicht. Sie werden gezwungen und können sich praktisch ebensowenig dagegen wehren. Vielleicht ist die Mehrzahl von ihnen ganz froh, wenn ich hier verschwinde; obwohl das Blödsinn ist, denn ein paar Tage später

setzt man ihnen einen Nachfolger vor die Nase, von dem zu befürchten steht, daß er ihre Lage möglicherweise verschlechtert.

Ich hätte es vielleicht geschafft, ihr Leben zu erhalten. Es muß doch eine Möglichkeit geben, bei meiner Batterie zu bleiben.

Einige Tage später wurde der Stab Krusemark von Tschaussy nach Mogilew am Dnepr verlegt, um dort, zusammen mit den herausgelösten Restbeständen des Regiments, verladen zu werden.

Helgert saß neben Schnellinger. Oberst Krusemark, im Rücksitz des großen Kübelwagens, sprach leise auf Altdörfer ein.

Während der Fahrt durch die verschlammten Felder öffnete Helgert einen Brief von Claudia Sanden. Auf dem Umschlag stand ein ihm fremder Absender. Als er die letzte Seite zu lesen begann, bildete sich eine Falte auf seiner Stirn.

>Wir blicken in heißer Anteilnahme auf unsere tapferen Vaterlandsverteidiger, die sich mit ungebrochenem Heldentum dem pausenlosen roten Ansturm entgegenstemmen. Keinen Augenblick wankt unser Vertrauen und unser Glaube an die Unbezwingbarkeit der Deutschen Wehrmacht, die am 19. November die Sowjets bei Shitomir wieder zurückgedrängt hat.

Und Sie, mein lieber Fritz Helgert? Vom ersten Tag an sind Sie ununterbrochen an der Ostfront im Einsatz, jeden Augenblick

jeder Gefahr ausgesetzt. Wenn ich nur ein Winziges vermöchte, Sie davor zu bewahren! Ich glaube, Sie gehörten doch unter andere Fittiche.

Ich bin bei Ihnen mit allen meinen Gedanken und guten, guten Wünschen als Ihre C.<

Unten stand noch ein Postskriptum:

>Ich verbringe während der nächsten Wochen einen Genesungsurlaub in Wien. Bitte schreiben Sie mir doch einmal dorthin. Und zwar an Steffi Lindmayer, Währinger Str. 34. Das ist meine gute alte Steffifreundin, die mir den Brief dann sofort zustellen wird. Ich weiß nämlich noch nicht, wo ich untergebracht sein werde.<

Schneegemisch schlug in den offenen Wagen. Der Oberleutnant stellte den Kragen auf, kroch tiefer in den Mantel und dachte über diesen höchst merkwürdigen Brief nach. Keine Zensur der Feldpost oder anderer Stellen könnte ihn jemals beanstanden, obwohl sie zwischen den Zeilen die katastrophale Niederlage der deutschen Streitkräfte kennzeichnet.

Es gibt keinen Zweifel daran, daß sie mich auf die Gesamtlage des Ostheeres hinweisen will. Wem sagt sie das? Die Krim ist rettungslos abgeschnitten. Die sowjetischen Verbände operieren bereits über hundert Kilometer westlich Kiew. Nur unter Einsatz aller strategischen Reserven konnten die große Stadt

Shitomir und ein paar Dörfer wieder zurückerobert werden.

>Ich glaube, Sie gehörten doch unter andere Fittiche.< Das ist ein seltsamer Satz. Andere Fittiche ... Vielleicht will sie damit den lieben Gott sanft umschreiben?

Mach dir doch nichts vor, Helgert ! Hier spricht eine Frau, die von der Sorge um einen ihr nahestehenden Menschen erfüllt ist. Vielleicht bringt sie auch sehr persönliche Gefühle zum Ausdruck? Liebe?

Der Oberleutnant hatte plötzlich das Empfinden, sein Gesicht

wäre heiß.

Auf der einen Seite Eberhard Baum, auf der anderen Ilse. Ordnung der Gefühle im Schlachtenqualm. Welche Romantik! Aber es müßte schön sein, zu wissen, daß sich jemand aus übervollem Herzen um einen sorgt.

»Sie sind ein kleines Träumerle, Helgert!« Krusemarks Stimme klang spöttisch. »Wir haben heute und morgen noch allerlei zu tun. Sind die Zugpapiere vollständig?«

»Noch nicht ganz, Herr Oberst!«

»Na also. Dann nichts wie ran!«

»Jawohl, Herr Oberst!«

Offenbar schlägt er sich noch immer mit seiner Eheaffäre herum und spinnt nun gelegentlich, mutmaßte Krusemark. Er stieg aus und schickte sich an, die letzte für ihn wohlvorbereitete Unterkunft auf russischem Boden zu betreten.

»Herr Oberst .. . «

Der Regimentskommandeur drehte sich um.

»Darf ich einen persönlichen Wunsch vortragen?«

»Schießen Sie los!«

»Ich bitte Herrn Oberst, meine alte Batterie wieder übernehmen zu können. Ich bin Truppenoffizier und für eine Stabstätigkeit ungeeignet.«

Krusemarks Mund stand halb offen. Nachdem er den Oberleutnant eine Weile fassungslos angeschaut hatte, nahm er das Monokel aus dem Auge und schüttelte den zornroten Kopf.

»Menschenskind, Sie sind das Disziplinloseste, was mir jemals in die Quere gekommen ist!«

»Herr Oberst, ich darf . . . «

»Jetzt spreche ich. Will Ihnen mal was sagen, Helgert! Erstens denke ich nicht daran, mich selber bei der Division und beim Korps zu desavouieren, indem ich meine eigenen Vorschläge korrigiere. Zweitens ist es der ausdrückliche Wunsch des Herrn Generals, Sie nach entsprechender Ausbildung bei mir auf einen Generalstabslehrgang zu schicken und dann zur Division zu holen .. Wissen Sie eigentlich, daß die noch verbleibenden zusammengewürfelten Verbände westlich Kiews eingesetzt werden, in der dicksten Scheiße, die es überhaupt zur Zeit im Mittelabschnitt gibt?«

»Herr Oberst ... «

»Verschonen Sie mich bitte mit jeder weiteren Erörterung dieser Angelegenheit! Eine solche maßlose Undankbarkeit habe ich überhaupt noch nicht erlebt!«

Helgert legte die rechte Hand an die Mütze.

»Übrigens habe ich noch etwas vergessen. Teilen Sie gefälligst dem Schnellinger mit, daß ich ihn nicht mehr benötige. Er wird zur sechsten Batterie versetzt, mit der Sie Gott sei Dank ja nichts mehr zu tun haben. Den Wagen übernimmt sofort der Gefreite Schmitthöfer. Mahlzeit!«

Helgert hob wiederum mechanisch die Hand an den Mützenschirm und starrte auf die Tür, hinter welcher der Oberst verschwunden war. Dann drehte er sich langsam um und ging mit gesenktem Kopf zum Wagen zurück.

Das Gesicht des Obergefreiten Schnellinger war voller Offenheit. »Schön, daß wir mal wieder allein fahren. Wohin soll es denn gehen, Herr Oberleutnant?«

»Zur Verladerampe.«

»Mit Ihnen kann man wenigstens von Mensch zu Mensch reden, wenn der Alte weg ist.« Er ließ den Motor aufheulen. Fritz Helgert blickte eine Weile schweigend geradeaus. Ausgerechnet ich muß es ihm sagen. Dieser sympathische Junge kann einem leid tun. »Schnellinger.«

»Herr Oberleutnant?«

»Der Oberst ist der Meinung, daß Sie weiterhin hier gebraucht werden, wegen Ihrer großen Osterfahrung.«

Schnellinger schien plötzlich seine ganze Aufmerksamkeit dem Straßenverkehr widmen zu müssen. Sein Mund war eine Spur schmaler geworden. »Ich habe mir so etwas gedacht.«

»Wieso ?«

»Schwer zu sagen. Aber es war immer drin, daß der Alte mich eines Tages auf irgendeine Tour loswerden wollte.«

*

Die Klingel des Feldfernsprechers schrillte. Altdörfer nahm den Hörer ab:

»Division Abteilung sechs. Oberleutnant Altdörfer bitte.«

»Am Apparat.«

»Kriegsgerichtsrat Werner.«

»Guten Tag, Herr Kriegsgerichtsrat.«

»Hören Sie, Herr Altdörfer, da ist noch eine Angelegenheit vor Ihrer Verlegung zu regeln. Der Stabsgefreite Erdmannsdorf ist wegen Selbstverstümmelung und Feigheit vor dem Feind in schlachtenentscheidender Situation vom Feldgericht zum Tode verurteilt worden. Gemäß Divisionsbefehl stellt Ihre Einheit das Erschießungskommando: einen Offizier, zehn Mann. Bis morgen früh neun Uhr ist Vollzug zu melden. Die Einzelheiten werden mit dem Führer des Exekutionskommandos besprochen. Bitten Sie den Herrn um zwölf Uhr zu mir. Noch eine Frage?«

»Nein. Ich werde Herrn Oberst sofort unterrichten, Herr

Kriegsgerichtsrat.«

»Danke, Ende.«

Altdörfer legte langsam den Hörer zurück; sein Gesicht verzerrte sich zu einer schadenfrohen Grimasse. Dann klopfte er an Krusemarks Zimmertür.

Der Oberst hörte gelangweilt zu. Nur einmal streifte sein schneller Blick das unbewegliche Gesicht des Adjutanten. »Teilen Sie zehn Leute aus den Abteilungsstäben ein. Ich möchte mir nicht die Männer von unserem Stab durch so ein Theater vergrämen.«

»Und der Kommandoführer ?« Altdörfers Stimme klang unbeteiligt.

Sie sahen sich beide an.

Es sollte mich sehr wundern, dachte Altdörfer, wenn er nicht den gleichen Gedanken hat. Aber wahrscheinlich wird er mich auffordern, einen Vorschlag zu machen. Dann muß man logisch zwingend begründen. Politisch natürlich. Das ist nicht nur unangreifbar, sondern nimmt auch jeden Anschein, dass etwas Persönliches dabei mitspielen könnte.

Dem Oberst war, als trüge er bereits die leuchtend roten Hosenstreifen eines Generals. Seine rechte Augenbraue hob sich. Ohne hinzuschauen, fing er das herabfallende Monokel mit der offenen Hand auf. Altdörfer war unmißverständlich zum Sprechen aufgefordert.

»Es kann keinem Zweifel unterliegen, wer für dieses bedauerliche Vorkommnis die politische Verantwortung trägt. Erdmannsdorf gehörte seit Beginn des Rußlandfeldzuges zur sechsten Batterie!«

»Sie meinen also ... «

Altdörfer wollte nicht um den Lohn seiner psychologischen Vorbereitungsarbeit betrogen werden und beeilte sich zu sagen: »Ich halte es für eine unabdingbare moralische Verpflichtung des Regiments, dem Batteriechef den Befehl zu erteilen!«

Der Oberst erhob sich. »Ich habe von Ihnen keinen anderen Vorschlag erwartet! Schicken Sie Helgert in dreißig Minuten zu mir.«

Bevor noch die halbe Stunde vergangen war, führte Altdörfer seinen Auftrag aus. Ahnungslos stand Helgert vor dem lächelnden Krusemark und dachte: Ob er meine Bitte noch einmal geprüft hat und sich nun anders entscheidet? Er spürte eine freudige Erregung aufsteigen.

Mit hoher Stimme begann der Oberst : »Ich habe Ihnen eine Mitteilung zu machen, die Sie außerordentlich begrüßen werden. Sie sind sich höchstwahrscheinlich darüber im klaren, dass es seit der Ehrenangelegenheit ein gewisses Odium um Ihre Person gibt. Die peinliche Affäre Bender hat Sie bei einer Reihe von Vorgesetzten - ob berechtigt oder nicht, bleibt dahingestellt – erneut in ein ungünstiges Licht gerückt.«

Helgert stand mit durchgedrückten Knien. Der Oberst schien ganz weit weg zu sein; ihm war, als sähe er ihn durch eine riesige Konkavlinse. Nur seine Stimme klang überlaut und hoch wie eine kreischende Säge.

»Die mir bis heute unbekannt gewesene Selbstverstümmelung des Stabsgefreiten Erdmannsdorf, also wiederum ein Angehöriger der von Ihnen geführten Batterie, macht das Maß einfach voll !«

Das ist doch schon über zwei Monate her, dachte der Oberleutnant. Und davon will er nichts gewußt haben?

»Um Ihnen abermals ein Zeichen meines persönlichen Wohlwollens zu geben, erhalten Sie von mir die Chance, sich quasi öffentlich zu distanzieren. Erdmannsdorf wurde wegen seines Verbrechens am deutschen Volk zum Tode verurteilt. Sie werden die Erschießung durchführen dürfen. Ich unterstelle, dass Sie mir dafür dankbar sind. Über alles Weitere unterrichtet Sie Oberleutnant Altdörfer. Die technischen Einzelheiten entnehmen Sie den einschlägigen Dienstvorschriften, falls Sie keine Erfahrungen auf diesem Gebiet haben sollten.«

»Zu Befehl, Herr Oberst.«

Helgert stülpte sich die zerknitterte Feldmütze auf das wirre Haar und starrte den Oberst an. Das ist doch nicht möglich. Ich soll einen Mann von meiner Batterie erschießen lassen, weil er sich eine Schramme beigebracht hat!

»Haben Sie noch eine Frage?« Die gelb schimmernden Augen Krusemarks waren die eines Luchses.

»Eine Frage ... nein, ich wollte .. . «

»Sie wollten sich vermutlich für meine väterliche Zuneigung bedanken. Ich nehme es zur Kenntnis.« Er öffnete die Tür.

Die Vorbereitungen zur Verladung der Einheiten ließen Helgert bis abends keine Minute zur Ruhe kommen. Als die Mannschaften abgerückt waren, drängte es ihn hinunter zu dem breiten Strom. Ein schwacher Mond stieg aus der Dämmerung und spielte mit den Wassern des Dnepr. Wie ein schweigender schwarzer Block erhob sich auf der anderen Seite das Land. Nur wenige Schneeflecke blinkten hier und da. In diesem Jahr konnte man für die endlose Kette von Niederlagen nicht einmal den >General Winter< verantwortlich machen.

Über allem stand ein funkelnder Sternenhimmel. Abweisend, kalt und geheimnisschwer. In der Ferne hatte die Front ihre abendliche Strahlenkrone aufgesetzt. Unmerklich nahm die Nacht von allem Besitz und deckte langsam die erbarmungslose Schlachtenglut zu, in der wesentliche Teile der Deutschen Wehrmacht eingeschmolzen wurden.

Helgert überlegte, was wäre, wenn er sich jetzt einfach an die Rollbahn stellte, um mit dem nächsten Munitions-Lkw nach vorn zu fahren und seine Batterie zu suchen. Aber sofort erkannte er das Sinnlose eines solchen Vorhabens. Ehe er dort ankäme, wüßte man schon im ganzen Regiment, daß er beim Stab vermißt wurde.

Morgen früh um acht Uhr ziehe ich den Säbel und kommandiere: Legt an! Rechts neben mir werden die Karabiner rasseln und links, nur zehn Schritt weiter, wird Erdmannsdorf stehen. Sein Leben hängt nur an dem einen Wort, an dem letzten, das er mit hinübernimmt.

Er ging zurück, ohne Straßen und Menschen zu sehen.

Die Nacht währte Ewigkeiten bis zu dem Augenblick, als er den Stahlhelm festschnallte.

Der Oberleutnant marschierte steif vor dem Peloton, weil er die Augen der Männer fürchtete. Die Mulde am Nordwestrand der Stadt war in weitem Umkreis von Feldpolizei abgesperrt. Der Kriegsgerichtsrat stand zwischen dem katholischen Pfarrer und einem Unterarzt. Helgert ließ die Gruppe Soldaten in Linie zu zwei Gliedern aufmarschieren und rühren. Dann meldete er sich bei den anderen.

Als der Stabsgefreite Erdmannsdorf, an den Händen gefesselt, gebracht wurde, blickte der Oberleutnant starr an ihm vorbei. Der Pfarrer ging zu dem Delinquenten und sprach leise auf ihn ein, ohne daß Erdmannsdorf sich regte.

Die Natur schien in einem unheimlichen Schweigen erstarrt.

Dann machte der Seelsorgerein flüchtiges Zeichen des Kreuzes und trat zurück.

Mit geübten Händen banden die Feldjäger den Stabsgefreiten an den halbhohen Pfahl. Der Kriegsgerichtsrat nickte kaum merklich.

Helgert nahm die Hacken zusammen, zog den Säbel und winkelte ihn in die rechte Schulter.

»Stillgestanden!«

Es war wie ein Fanfarenstoß.

Erdmannsdorf sackte in den Knien ein.

»Legt an!«

Die Karabiner klirrten gegen Stahlhelmränder.

Dem Oberleutnant war, als müßte er mit letzter Kraft eine gewaltige Granitplatte, die sich auf seine Brust zu senken drohte, hinwegstemmen. Aber seine rechte Faust lag gelähmt um den Säbelknauf Er spürte die Umrisse des Löwenkopfes zwischen den Fingern. Die Linke preßte er gegen den Mantel, wie beim Exerzierdienst als Rekrut. Und die riesige Platte senkte sich gegen ihn.

Seine Lippen öffneten sich: »Feuer!!«

Der dumpfe Schlag riß den Morgen auseinander.

»Setzt ab!«

»Laden und sichern!«

»Das Gewehr über!«

Die Handschuhe klatschten dumpf gegen die Karabinerkolben.

»Rechts um! Ohne Tritt marsch!«

Er schob den Säbel in die Scheide und legte die rechte Hand an den Stahlhelm.

Das ist das Ende, dachte er. Diesen Befehl hätte ich nie durchführen dürfen. Ich bin zu einem Verbrecher geworden, weil ich mich nicht gegen die Unmenschlichkeit gewehrt habe. Ist diese Schuld überhaupt jemals abzuwaschen? Dann muß ich ein Äquivalent bieten, das alles aufwiegt. Aber Erdmannsdorf ist tot, wurde von mir erschossen. Und ich habe so oft das Wort >Ehre< in den Mund genommen …

Mit unsicheren Schritten ging der Arzt zu der am Pfahl hängenden Gestalt.

*

Das Verladen der Einheiten war in vollem Gange. Kurz nach Mitternacht würde der Zug, mit dem der Regimentsstab verlegt wurde, die Behelfsverladerampen in Mogilew verlassen, am Dnepr entlang nach Norden kriechen und ab Orscha den Hauptschienenstrang Richtung Minsk und Brest-Litowsk erreichen. Dann gab es vielfältige Möglichkeiten über Warschau, Breslau weiter nach Südosten. Oder vielleicht über Berlin direkt nach Westen.

Helgert hatte sich von seinen Männern nicht mehr verabschieden können, obwohl sie jetzt am Ostrand von Tschaussy, keine fünfzig Kilometer entfernt von hier, lagen. Die drei erforderlichen Stunden für die Fahrt nach vorn waren einfach nicht zur

Verfügung gewesen. Trotz dieses unumstößlichen Fakts fiel er wieder in den Gedanken zurück, er hätte sie verraten - sie, ihre gemeinsamen Toten und sich selbst.

Krusemark hatte einen Personenwagen 3. Klasse organisiert und in den Zug, der den Regimentsstab und die Stabsbatterie transportierte, einstellen lassen. Die Nacht war von einem nassen Schneesturm durchtost, der den allseitigen Drang, so schnell wie möglich wegzukommen, nur noch steigerte.

Dann begann der Zug mit den Viehwaggons und Plattenwagen langsam zu rollen.

Die erste Stunde des 25. November 1943 war angebrochen.

Der Oberst goß eine Runde Steinhäger ein und stieß mit Altdörfer, Helgert, dem Stabsveterinär und dem Regimentsarzt, der erst vor vierzehn Tagen aus dem Westen hierher versetzt worden war, und mit dem Chef der Stabsbatterie an. Sogar die Burschen bezog er jovial in diese bedeutende Stunde mit ein.

Dann blickten sie noch einmal zu den spärlichen Lichtern des langsam zurückbleibenden Bahnhofsgeländes von Mogilew hinüber.

»Nach zweieinhalb Jahren Ostwacht für den Führer!« Oberst Krusemark hatte ein kleines Tremolo in der Stimme, dem zu entnehmen war, wie sehr er seine Jahrgangskameraden, die indessen im sonnigen Süden, im Heimatkriegsgebiet oder bei höheren Stäben gesessen hatten, noch nachträglich beneidete. Dieses Tremolo galt allen versäumten Möglichkeiten, aber wohl kaum den Gefallenen seines Regiments oder den Zurückgelassenen. Jetzt mußte der >Rollbahnorden< zur sichtbaren Dokumentation seiner Osterfahrung und seiner Forderungen werden. Jetzt war die Stunde angebrochen, welche das große Nachholen des bisher Versäumten einleitete. Der Oberst war diesem Tage weit voraus, was ihn selbst betraf.

In den Nebenabteilen war es still. Dort waren andere Gedanken. Nach dem Rückzug im Winter 1941 die verlorenen Schlachten im Sommer und im Herbst 1943; und jetzt wieder Rückzug. Über vier Jahre Krieg schon. Und wie wird das Ende sein?

Fern am Horizont wetterleuchtete es. Beiderseits der Autobahn Moskau – Wjasma -Smolensk griffen seit Tagen rote Panzerdivisionen an. Kurz vor Orscha hielt der Zug einige Minuten. Hier war das dumpfe Zittern auf dem Erdboden und in der Luft noch stärker spürbar. Die Räder begannen wieder zu rollen; rollten und rollten.

Der Oberst hatte Helgert zum Zugkommandanten ernannt, einfach deswegen, um ihn nicht in der Nähe seines Abteils zu haben. Nachts schlief der Oberleutnant mit der Zugwache im vordersten Güterwagen. >6 Pferde oder 40 Mann< - stand in Schablonenschrift an der Schiebetür. Zuerst schien das Scheppern die Seele aus dem Leib zu schütteln. Schließlich wirkte es trotz seiner Grobschlächtigkeit merkwürdig einschläfernd.

Helgert starrte mit weit offenen Augen in die Dunkelheit. Alles beherrschend war das Stoßen der Schienen. Bam ...Bam ... Bam ... Bam ... Bam. .. Es sprang unter ihm hinweg, ließ die Räder und Achsen klirren, hämmerte in den Ohren, fraß sich ins Hirn;

immer wieder. Bam ... Bam ... Bam ...

Kurz nach zwei Uhr morgens erst. Borissow, Minsk, Baranowitschi lagen schon hinter ihnen; morgen Mittag müßten sie in Brest-Litowsk sein.

Der Oberleutnant kroch an die Schiebetür und öffnete sie einen schmalen Spalt. Draußen zog schweigend eine schneearme Landschaft vorüber: das >Reichskommissariat Ostland<. Kurz vor Brest würden sie das >Reichskommissariat Ukraine< berühren.

Feuchte Kälte tastete nach ihm. Der Gedanke an Claudia verdrängte mit einem mal alles. Helgert wollte zu einem Schluß kommen. So konnte es nicht weitergehen. Die Nacht ließ immer alles klar erscheinen, selbstverständlich. Ja, so werde ich beginnen: Liebe Claudia, mehr darf sicher nicht dastehen.

Liebe Claudia, wir wissen wohl beide, wie es um uns steht. Sehr wenige Stunden des Zusammenseins waren uns bisher beschieden, aber irgend etwas ist über uns gekommen. Du weißt, daß das Leben, unsere Zeit und der Krieg ein Veto dagegen haben. Ich bin verheiratet und bin Ilse verpflichtet. Ob Du jemand an Eberhards Stelle setzen kannst? Es könnte ein Irrtum werden, Fassade, und nicht das ersehnte Glück. Laß uns für immer gute Freunde bleiben. Auch das bringt stilles Glücklichsein. Und das andere wollen wir vergessen.

Er schloß die Augen, und es wurde seltsam friedlich um ihn. Die Schienen sangen weiter ihr Bam ... Bam ... Bam ... Bam ... Die Achsen klopften unermüdlich, und die Röhrscheiben klapperten metallen. Helgert zog die Tür zu und legte sich hin. Seine Gedanken verwirrten sich in unruhigem Halbschlummer.

Ihm war, als spürte er wieder den ungewohnten Druck des bei jedem Schritt schwankenden Stahlhelms. Vor ihm ging Erdmannsdorf, dessen Hände bis zum Ellenbogen mit dicken Stricken auf dem Rücken hochgebunden waren. Jedesmal, wenn er strauchelte, rissen ihn zwei athletische Feldjäger lachend in die Höhe. Als sie den Stabsgefreiten an den schneeweißen Pfahl fesselten, war er entschlossen, den Richtplatz zu verlassen. Er

wandte sich um, und sein Blick prallte auf die in einer riesigen Linie angetretenen Soldaten seiner sechsten Batterie. Er wollte ihnen zurufen, daß der Befehl Zwang und Rechtfertigung für alle wäre. Da riß ihn das dumpfe Krachen einer Explosion hoch.

Die Bremsen kreischten. Der Zug stand. Einige Gewehrschüsse peitschten durch die Nacht. Dann war es still. Helgert sprang mit der Maschinenpistole in der Faust ins Dunkel, keuchte zur Lokomotive. Der MG-Trupp kam vorsichtig in einigem Abstand nach.

Eine geballte Ladung hatte einen halben Meter Schiene herausgefetzt. Mehr war nicht geschehen. Die Bruchstelle befand sich zwischen den beiden mit Sand beladenen Loren vor der Lokomotive.

Es war niemand zu sehen, nichts zu hören. Die Nacht schien nicht mehr ganz so schwarz. Helgert hatte das Gefühl, auf einem Präsentierteller zu sitzen. Er ließ die Männer ausschwärmen. Vielleicht hockte irgendwo ein Partisanentrupp mit eingerichteten Maschinengewehren, an denen im nächsten Augenblick die Abzüge durchgekrümmt wurden.

Ein schwacher, nicht allzuferner Lichtschimmer erregte seine Aufmerksamkeit. Er bewegte sich vorsichtig darauf zu. Von einer struppigen Hecke verdeckt, glomm ein kleines Feuer.

Helgert zog die Maschinenpistole in die Hüfte. Plötzlich sah er zwei Gestalten mit umgehängten Gewehren. Er pirschte sich noch etwas näher heran. Offenbar waren es Ungarn.

»Hallo, Kameraden!«

Sie fuhren herum, sahen den Oberleutnant ohne Koppel, Mantel und mit einer feuerbereiten russischen Maschinenpistole im Anschlag.

»Mitkommen !«

Beide blickten sich kurz an. Bis zum Bahnkörper waren es keine fünfzig Schritt. Helgert ging voraus, ohne sich umzusehen. Die

Ungarn folgten ihm zögernd an den Schienen entlang bis zum Zug.

Oberst Krusemark hatte einen Karabiner in der Hand und blickte kriegerisch um sich. Der Lokführer erklärte soeben, dass er den Zug ohne Komplikationen oder besondere Hilfeleistung über die Bruchstelle bekommen würde.

Altdörfer stand immer hinter einigen Soldaten. Vielleicht sah es auch nur so aus.

Die beiden Ungarn sprachen leidlich Deutsch. Sie gehörten zu einem Stützpunkt der Streckensicherung, welcher ganz in der Nähe lag. Von Partisanen hätten sie zwar nichts gesehen, doch die Sprengung und die Gewehrschüsse gehört. Das käme jede Nacht vor. Im übrigen könnte man dagegen kaum etwas machen.

Der Oberst wurde weiß vor Wut und Angst. »Man sollte ein paar von euch Kukuruzfressern umlegen, dann würden die übrigen besser die Versorgungslinien der Deutschen Wehrmacht schützen. Gesindel, dreckiges!«

Die Lokomotive stieß einen gellenden Warnpfiff aus und setzte sich vorsichtig in Bewegung. Die Räder des zweiten vorweggeschobenen Plattenwagens rollten Zentimeter um Zentimeter über die Schadenstelle. Alle schauten gebannt zu.

»Man sollte ein Exempel statuieren!« Altdörfer baute sich vor den beiden ungarischen Soldaten auf.

Helgert fühlte ein feines Stechen im Hinterkopf.

Der Oberst ging langsam zum Personenwagen zurück. Er liebte es nicht, Entscheidungen zu treffen, deren Ergebnisse nicht völlig überschaubar waren.

Die vordere Achse der Lokomotive näherte sich der Bruchstelle. Die Artilleristen hatten nur den einen Wunsch, aus dieser unfreundlichen Gegend in den hellen Tag zu gelangen. Schnell verschwanden sie in den Loren.

»Haut ab!«

Die Ungarn hatten Helgerts Handbewegung begriffen.

Altdörfer fuhr herum. Er fühlte, daß die Lage für ihn fatal zu werden drohte, und schaltete schnell. »Habt ihr nicht gehört, daß ihr abhauen sollt, ihr Mistböcke?«

Nach wenigen Schritten waren die beiden Soldaten der Streckensicherung in der Dunkelheit verschwunden. Altdörfer sah nun, daß er mit Helgert allein an der Spitze des langsam rollenden Zuges stand. Er begann, eilig zu dem noch mindestens hundert Meter entfernten Personenwagen zu laufen. Sekunden später peitschte ein Schuß auf, der ganz in der Nähe abgefeuert worden war und offenbar dem Adjutanten galt.

Helgert zog unwillkürlich den Kopf etwas ein und lauschte. Aber es geschah nichts weiter. Dann sprang er auf das Trittbrett seines Waggons.

In Krakau wurden dem Oberst einige Geheime Kommandosachen übergeben. Er hatte es nicht eilig, die Informationen zur Kenntnis zu nehmen. Wahrscheinlich wurde darin die nächste Fahrtetappe mitgeteilt, oder es handelte sich um ein Merkblatt über die Verhaltensweise der Truppe im Protektorat oder sonstige Belanglosigkeiten. Er warf Altdörfer die Umschläge zu. Mochte der sich damit beschäftigen.

Der Adjutant überflog die Schreiben, sprang plötzlich erregt auf. »Es ist ja nicht zu fassen!«

Krusemark sah sich um.

»Herr Oberst sollen sich auf dem schnellsten Wege zum OKH begeben! Herr Oberst werden als Artilleriekommandeur im Bereich der Heeresgruppe West eingesetzt!«

Karlfriedrich Krusemark brauchte weniger als eine Sekunde, um das Ausmaß dieser Versetzung zu überschauen. Zu lange war das, was nun eingetreten war, Gegenstand seiner Träume und sinnvollen Vorarbeiten gewesen. Er nahm die Glückwünsche des Adjutanten entgegen, ohne sie sonderlich überzubewerten, und begann sofort, die Koffer zu packen.

Sowenig der Oberst über die Trümmer des Artillerieregiments, die an der Ostfront verblieben waren, nachgedacht hatte, so wenig interessierten ihn nunmehr die Geschicke seines Stabes und der letzten Einheiten, die in diesem und in nachfolgenden Zügen den Weg rollten, der nun nicht mehr sein Weg war.

Der Führer und das Heerespersonalamt hatten rechtzeitig vor Weihnachten 1943 festgestellt, daß sie einen Oberst Krusemark besaßen, der zu Höherem berufen war. Die Beförderung zum General lag mit Sicherheit schon in irgendeiner Schublade bereit. In welcher, das würde sich im Heimatkriegsgebiet sehr schnell feststellen lassen.

Krusemark zog den Mantel an und unterstellte, daß es von Krakau eine Reihe direkter D-Züge nach Berlin gab. Außerdem lohnte es vielleicht, sich auf dem Flugplatz nach schnelleren Transportmöglichkeiten umzusehen.

Altdörfer stand mit einem zweiten Fernschreiben in der Hand. Als der Oberst merkte, daß man offenbar eine Entscheidung von ihm erwartete, gab er einen Laut des Unmuts von sich und hob unmerklich die rechte Augenbraue.

Sein Adjutant begann harmlos: »Ein Batteriechef ist mit sofortiger Wirkung zum Korps zurückzuversetzen.«

Der Oberst fand diese Bagatellangelegenheit einfach als Belästigung in seiner großen Stunde. »Wen schlagen Sie vor?« fragte er routinemäßig.

»Ich würde den Oberleutnant Helgert empfehlen. Er wird Herrn Oberst in guter Erinnerung behalten!« Altdörfers Hohn war unverhüllt.

Oberst Krusemark dachte an die Schlacht um das westliche Dneprufer und auch daran, daß sich in den letzten Tagen des Jahres noch allerlei abspielen könnte. Die zuständigen Armeeoberkommandos würden Maßnahmen ergreifen, für die der Volksmund das sinnvolle Wort >verheizen< geprägt hatte. Da im Augenblick für ihn sowieso keine Gelegenheit bestand, den Daumen unmittelbar auf den widerspenstigen Batteriechef zu

halten, würde die Winterschlacht optimale Chancen für einen natürlichen Schlußpunkt bieten. Daher zögerte Karlfriedrich Krusemark keinen Augenblick.

»Ausgezeichnet, Altdörfer, ausgezeichnet! Teilen Sie Helgert meine Entscheidung mit, wenn Sie das nächste Fahrtziel erreicht haben. Jetzt ist es schon etwas zeitknapp. Wohin werden wir, Pardon, werden Sie nun rollen? Sie vertreten mich selbstverständlich hier als Kommandeur!«

Der Oberleutnant und Regimentsadjutant Alois Altdörfer, nun völlig auf sich allein gestellt und zumindest für Tage mit Macht ausgestattet, reichte dem Oberst das dritte Papier. »Nach Wien.«

Der soeben von seinen Pflichten als Regimentskommandeur Entbundene nickte wohlwollend und setzte die Mütze auf. »Selbstverständlich, daß ich Sie nachziehen werde, Altdörfer! Glaube, daß wir zu beiderseitigem Nutz und Frommen ganz gut durch den Restkrieg segeln könnten.« Krusemark war schon jetzt entschlossen, diese Zusage niemals wahr zu machen.

Altdörfer zweifelte seinerseits daran, ob Krusemark, der in manchem auf ihn angewiesen war, wirklich von sich hören lassen würde. Im Augenblick aber war er wie berauscht davon, dass er diesen verhaßten Helgert ohne einen Federstrich zur Strecke gebracht hatte. In zwölfter Stunde gewissermaßen. Während der nächsten Kilometer wollte er sich jedes Wort der Rede genau überlegen, mit der er dem anderen mitteilen würde, daß er aus dem unblutig-behäbigen Hinterland in die große Abwehrschlacht am Dnepr zurückzueilen hätte.

Der Oberst öffnete die Abteiltür und sprang auf den Schotter zwischen den Gleisen.

Altdörfer zerrte die Koffer hinterdrein.

Karlfriedrich Krusemark drehte sich nicht mehr um. Am Personenbahnhof entließ er seinen früheren Adjutanten, nachdem er das Monokel feierlich eingesetzt hatte. »Hals- und Beinbruch einstweilen! Überbringen Sie meinen Männern beste Grüße. Mögen sie immer ihre Pflicht erfüllen, wie ich die meine,

selbstverständlich viel schwerere, ebenso erfülle und immer dort erfüllen werde, wo das Vaterland mich braucht! Der Führer ist bei uns!«

Er tippte lässig mit zwei Fingern seiner Rechten an die Mütze.

24. KAPITEL

Nur eine Sperre am Ausgang der rauchigen Halle des Franz-Joseph-Bahnhofs in Wien war geöffnet. Breitbeinig standen die Männer einer Wehrmachtsstreife seitlich der Wanne. Einige Herren in unauffälligem Zivil bewegten sich in der Nähe und

taten unbeteiligt.

Der fahrplanmäßige D-Zug aus Berlin befand sich jetzt auf dem letzten Streckenstück zwischen Klosterneuburg und Wien. Die Eisenbahner warteten mit ihren Rollwagen auf dem Bahnsteig, um Post und Gepäck zu entladen.

Wenige Minuten später lief der Zug in die Halle ein. >Erst siegen - dann reisen!< Das Goebbels-Wort stand ebenso an beiden Seiten des Kohlentenders wie an allen möglichen anderen Stellen des Bahnhofs.

In dem grauen Strom der Ausgestiegenen befanden sich nur selten Nichtuniformierte. Diesen galt die Aufmerksamkeit der unauffälligen Herren. Den Löwenanteil überließen sie Feldjägern mit blinkenden Brustschildern, Knobelbechern und Stahlhelmen.

Ein mittelgroßer Mann von knapp vierzig Jahren, einen Skirucksack mit Traggestell auf dem Rücken und eine Reisetasche aus Segeltuch in der Hand, kam lachend und laut redend in einer Gruppe von Mädchen mit Gitarren und Klampfen.

Urlauber, dachte der Gestapo-Mann, welcher dicht an der Sperre stand. Daß so etwas im fünften Kriegsjahr überhaupt noch gestattet ist.

Dann wandte er sein Augenmerk den nachfolgenden Zivilpersonen zu. .

Der Urlauber verabschiedete sich von den Mädchen und ging

fröhlich pfeifend, ohne nach rechts oder links zu sehen, durch die düstere Bahnhofshalle wie jemand, der sich auf bevorstehende Erholungstage freut. Er winkte einem Taxi und ließ sich den Ring hinunterfahren bis zur Abzweigung der Mariahilferstraße. Dort wechselte er das Auto, fuhr am Westbahnhof vorbei, dann den Gürtel hinauf und stieg kurz vor den Universitätskliniken wieder aus. Von hier strebte er einer der Nebengassen zu, bestellte in einem kleinen Cafe einen gespritzten Wein, zahlte sofort und ließ sich einen Packen Zeitungen geben. Erst las er den >Stürmer<, dann fesselte ihn offenbar das >Schwarze Korps<.

Gelegentlich warf er einen Blick auf seine Armbanduhr und schaute dann unauffällig über die Straße. Hier war das Uniformgrau nicht so dominierend wie am Gürtel oder in der Kärntner Straße.

Kurz vor 16 Uhr, draußen war es schon fast dunkel, stand er auf, drückte dem Zahlkellner mit den langen Haarkoteletten fünfzig Reichspfennig in die Hand und verließ das Cafe.

Bevor er das Haus Währinger Straße Nr. 34 betrat, vergewisserte er sich noch einmal schnell, ob ihm niemand gefolgt war.

*

Claudia Sanden fühlte sich in dem kleinen Zimmer fast heimisch. Ihre Wirtin war eine freundliche ältere Frau, die keine Fragen stellte. Man hatte ihr in Berlin bedeutet, daß sie dort gut untergebracht wäre, und sie gebeten, allen früheren Bekannten einstweilen aus dem Wege zu gehen. Sie würde rechtzeitig über jeden weiteren Schritt unterrichtet werden.

Die zurückliegenden Wochen waren von Unruhe erfüllt gewesen. Das Warten zerrte an den Nerven. Immer wieder meinte sie, daß einiges davon auch in ihren Briefen an Fritz Helgert Niederschlag finden müßte.

Jetzt blieb ihr nur die künstlerische Betätigung. Während des ganzen Tages arbeitete sie, legte Studie um Studie an. Ihre innere Unrast spiegelte sich in nervösen Strichen wider.

Es läutete. Sie schreckte hoch, spannte ein neues Zeichenblatt ein, hörte dabei, wie die Tür geöffnet wurde. Dann waren Laute da, die sie nicht verstand. Es klopfte an ihre Zimmertür.

»Ein Vetter von Ihnen möchte Sie besuchen, Fräulein Lindmayer.«

Claudia hob unschlüssig eine Hand an die Halskette, fühlte eine plötzliche Beruhigung. »Ja - bitte!«

Die Wirtin trat zur Seite.

An ihr vorbei trat lachend ein jugendlich wirkender Mann. Hinter ihm schloß sich die Tür.

Das war doch ... nein, unmöglich...

»Paul !«

Der Mann legte einen Finger an den Mund.

Ungläubiges Staunen in ihren Augen. Die Spannung der vergangenen Minute fiel zusammen. Sie lehnte sich an ihn.

Behutsam machte er sich frei, stellte Rucksack und Tasche ab.

»Mir steht nur eine knappe Stunde zur Verfügung, Claudia, Wir haben Wichtiges zu besprechen. Am besten, wir erledigen das sofort.« Er setzte sich und tupfte mit dem Taschentuch die Schweißperlen von der Stirn. »In zwei Tagen bist du - wie vorgesehen - die Modezeichnerin Heli Altendorfer, hast Burgring siebzehn gewohnt und fährst für vier Wochen zu deinen Eltern nach Lausanne in Urlaub. Du weißt das alles. Aber ich wiederhole es zur Sicherheit noch einmal.«

Paul kramte in der Reisetasche und zog einen Schweizer Paß hervor.

»Willst du dich bitte überzeugen, daß diese Personalbeschreibung mit der Wirklichkeit übereinstimmt. Die Daten hast du dir ja seit langem eingeprägt. Das Visum ist in Ordnung. Der Zug nach Basel geht übermorgen zwölf Uhr achtundfünfzig. Hier ist die Fahrkarte. In Basel wirst du direkt auf dem Bahnhof in Empfang genommen.«

»Paul, ich danke dir.«

Nach einer Weile des Schweigens legte er seine Hand sacht auf ihre Schulter. »Du hast keine Angst bei dem Weg zur Grenze, nicht wahr?« In seinen Augen war ein winziges Flackern.

Verwundert über diese Frage, schüttelte sie den Kopf. »Wovor sollte ich mich fürchten? Der Plan ist lückenlos. Es kann doch gar nichts schiefgehen.«

Er nickte verhalten und murmelte: »Es kann gar nichts schiefgehen, natürlich ...«

Soll ich es ihr sagen? dachte er. Das kann man auch später, wenn sie in Sicherheit ist. Seit Wochen hat sie keinen Kontakt mehr mit den Genossen. Und immer warten, warten und die wachsende Angst. Andererseits ist das doch kein Spaziergang, was sie vorhat. Dazu braucht sie eine Menge Energie. Sie hat bei jedem Schritt zu wissen, daß es um alles, um das Leben geht.

»Claudia, ich muß dir noch etwas mitteilen.«

»Ja ?«

»Wir haben einen Freund verloren.« Ihre Gedanken vollführten einen Wirbel, suchten zu erfassen. »Wen?«

»Die Genossin Bender.«

Es traf sie wie ein Schlag. »Mutter Bender?«

Der Mann nickte. Sein Mund war jetzt ganz schmal.

»Die Lunge? Wir hätten viel eher etwas für ihre Gesundheit tun müssen. Ich habe es ihr noch vor wenigen Wochen beim Arzt

gesagt. Jeder von uns wußte doch ... «

Paul schüttelte den Kopf und blickte sie mit erschreckender Ruhe an. »Die Genossin Ida Bender wurde von der Gestapo erschossen. Auf der Flucht erschossen, wie sie sagen.«

Claudia Sanden schlug die Hände vor das Gesicht. Ein trockenes Schluchzen schüttelte ihren Körper. Das ist doch nicht möglich! Eine arme alte Frau. Auf der Flucht erschossen! Also ist der Plan aufgedeckt worden. Deshalb auch Pauls Frage, ob ich Angst hätte.

Wieder legte Paul seine Hand auf ihre Schulter. »Bei einer Haussuchung am allerletzten Tag wurde der Schweizer Paß mit ihrem Bild, aber mit einem anderen Namen gefunden. Man hat sie mitgenommen. Ein paar Tage später erfuhren wir, daß sie erschossen worden ist. - Wir sind sicher, daß sie kein Wort gesagt hat ... «

Claudia Sandens Kopf sank auf die Tischplatte. Sie weinte hemmungslos.

Paul sah unruhig zur Tür. »Du mußt dich zusammennehmen. Hörst du, Claudia!«

»Ich kann nicht mehr. Es ist zu viel. Man ist bestimmt auch hinter mir her. Jeden Augenblick können sie kommen. Ich habe den Fehler gemacht, an Helgert zu schreiben, obwohl ich es nicht durfte. Was soll denn bloß werden?« Ihre Hände wühlten im Haar.

»Hast du deinen Namen als Absender genommen?«

»Nein, Steffi Lindmayer.«

Pauls Backenmuskeln traten einen Augenblick lang hart hervor. Fast ebenso schlimm, dachte er. Also weiß Helgert, daß sie in Wien ist. Vermutlich hat er ihr wiedergeschrieben: an Steffi Lindmayer. Aber es hat jetzt keinen Sinn, ihr Vorwürfe zu machen; das würde sie noch mehr durcheinanderbringen. Wir haben sie überschätzt. Sie durfte sich niemand gegenüber äußern

und hat doch die Anschrift preisgegeben, ohne an die Folgen zu denken.

Er machte mit der Hand eine Geste, als sei die Korrespondenz mit Helgert nicht von Bedeutung.

»Ich halte das nicht mehr aus«, klagte sie. »Dieses Gejagtwerden, dieses quälende Mißtrauen nach allen Seiten.«

»Du darfst jetzt nicht den Mut verlieren, Claudia! Unser Kampf wird von Tag zu Tag aussichtsreicher, hat immer größere Erfolge. Und da willst du dich selbst aufgeben? In der Schweiz ist die Arbeit gefahrloser. Du wirst gebraucht, Claudia! Denke daran, wie viele Genossen auf dich blicken!«

Claudia Sanden starrte auf das verschlungene Muster der Tischdecke. »Du meinst, daß man mich braucht?«

»Ja! Nicht nur wir brauchen dich! Alle! Es hört sich vielleicht hochtrabend an, wenn ich sage: Deutschland braucht dich! Braucht jeden Kämpfer!«

»Hat denn das alles wirklich Sinn?«

»Aber selbstverständlich! Wir wollen ... «

»Ihr wollt immer siegen, morgen, bald, irgendwann. Ihr glaubt ständig an neue Mitkämpfer, die es schaffen werden. Wo sind denn die alten geblieben? Rudi Bender - irgendwo im Osten verschollen. Ferdinand ist verhaftet ... sein Nachfolger hingerichtet. Mutter Bender erschossen. Ich selbst auf der Flucht. Woran soll man sich denn bloß aufrichten?«

»Als ich aus zwingenden Gründen zu dir kommen mußte, habe ich nicht gefragt, ob es einen Sinn hat, weil ich weiß, dass jede Tat gegen das System uns der Freiheit näher bringt. Die Solidarität der Genossen ist stärker als die Brutalität des SD.«

Claudia Sanden schwieg betroffen. Nach einer Weile sagte sie leise: »Ich will mir Mühe geben ... bitte, hab Geduld mit mir. Es ist so schwer, mit der Angst fertig zu werden.«

»Ich kann das gut verstehen.«

»Hast du denn etwas über Ferdinand erfahren?«

Pauls Gesicht sah plötzlich grau und verfallen aus. »Wir wissen nur wenig. Vor einigen Wochen wurde eine Gruppe von Häftlingen aus der Prinz-Albrecht-Straße zum Konzentrationslager Buchenwald überstellt. Auf dem Transport geriet der Zug in einen Bombenangriff. Es gab Tote und Verwundete, auch unter der SS. Dabei gelang es einigen Genossen, zu entkommen. Zwei von ihnen wurden am Bahndamm erschlagen ... wie Hunde. Von Ferdinand fehlt seitdem jede Spur ... «

Claudia wagte nicht zu atmen. Vergeblich suchte sie sich vorzustellen, welche Qualen hinter diesen wenigen Sätzen standen.

Paul erhob sich und langte nach seinem Rucksack. »Eines Tages werden die Kerkertüren sich hinter denen schließen, welche die ganze Menschheit ins Unglück gestürzt haben. Die längste Zeit des >tausendjährigen Reiches< haben wir hinter uns. Wir werden es überstehen. Auch der Haß wird uns dabei helfen.«

Sie streckte ihm die Hand hin und wischte die kalten Tränen nicht weg.

»Wir sehen uns wieder, Claudia ... nach dem Krieg ganz bestimmt!« Jetzt lächelte Paul einen winzigen Augenblick.

Leise schloß sich die Tür hinter ihm.

*

Der letzte Waggon glitt vorbei. Fritz Helgert winkte, bis ihm der Arm schmerzte. Die Männer des MG-Trupps riefen unverständliche Abschiedsworte. Unmerklich schrumpfte der Zug zusammen, wurde schließlich zu einem schmalen Rechteck.

Der Oberleutnant erinnerte sich an Altdörfer, der Hohn und Triumph kaum zu verbergen gewußt hatte, als er sagte: >Es war der ausdrückliche Wunsch des Herrn Oberst, Sie wieder in die Reihe der Kämpfer an der gegenwärtig härtesten Front des Vaterlandes eingereiht zu sehen, Herr Helgert. Ich persönlich weiß mich eins mit Ihnen, dem Berufsoffizier, daß wir beide diese glückliche Fügung mit weitem Herzen begrüßen. Sie haben es wirklich verdient. <

Das hatte sich abgespielt nach etwa fünfzig Minuten Aufenthalt auf einer großen Gütergleisanlage an der Westkante Wiens, gerade, als die Lokomotive den ersten Pfiff für die Weiterfahrt des Truppentransportes ausstieß. Wenn Altdörfer und Krusemark ahnten, daß sie ihm mit dieser Rückversetzung die Chance seines Lebens in die Hand gaben ...

Helgert schob den Marschbefehl und das Versetzungsschreiben in die Manteltasche und stolperte über die Gleise. Am richtigsten wäre, sich sofort zum Ostbahnhof zu begeben und die Abfahrt des nächsten Frontzuges über Brest-Litowsk festzustellen, überlegte er.

Der Zug ging in genau einer Stunde.

Der Oberleutnant ließ seinen Rucksack in der Gepäckaufbewahrung und spazierte am Südbahnhof vorbei, den Gürtel hinauf.

In einer Stunde ... das reichte nicht einmal, um Claudia >guten Tag< zu sagen. Außerdem war es unwahrscheinlich, sie jetzt, am frühen Nachmittag, bei Steffi Lindmayer anzutreffen. Claudia ... Mit einem Ruck blieb er stehen. Sah das noch nach Freundschaft, Vernunft, Vergessen aus?

Noch fünfunddreißig Minuten. Es wurde höchste Zeit, sich um einen Platz zu bekümmern. Sonst würden sich Intendanturräte und Inspektoren, OT-Führer und andere Etappenhengste in den dreckigen Polstern fläzen, und er könnte im Gang hocken. Helgert schlenderte zurück.

Der andere Gedanke kam dennoch wieder. Da begann er, die

Abfahrtszeiten der Züge zu studieren. Nach Osten ging der nächste um sieben Uhr zehn. Also erst am kommenden Tag. Wieder schlenderte er an der Gepäckausgabe vorüber. Dann blätterte er in einem Stadtplan und suchte die Währinger Straße. Sie lag ziemlich weit entfernt vom Ostbahnhof.

Der Zug fuhr in zehn Minuten.

Er konnte sich nicht überwinden, einzusteigen, und starrte auf den FD-Zug, nur für Wehrmachtsangehörige zugelassen, wo das gleiche Getriebe herrschte wie an jedem dieser Züge auf irgend einem Bahnhof in Deutschland. Er hörte das »Türen schließen!« wie im Traum und wandte den Kopf nicht, als die Wagen an ihm vorüber zogen.

Der Oberleutnant Fritz Helgert hatte sich entschieden.

Langsam ging er denselben Weg zurück in die fahle Wintersonne. Es war kein klarer Gedanke in ihm, nur das vage Empfinden, daß seine Schritte fester wurden, immer schneller und ausgreifender. Er rief ein Taxi.

Er las das Namensschild der Straße, und eine Glutwelle flutete ihm über das Gesicht. Mechanisch zog er sein Notizbuch aus der Tasche, um sich zu vergewissern, ob die Hausnummer stimmte. Dabei hatte er sich die >34< eingeprägt wie eine Codeziffer.

Völlig unvermutet trafen sich ihre Blicke. Claudia Sanden stand keine zehn Meter von ihm entfernt.

»Fritz !«

Mit hölzernen Schritten ging er auf sie zu.

Alles schien sich um ihn zu drehen: Häuser, Bäume, die Straße, der Winterhimmel. In wilder Aufwallung preßte er ihre Hand und versuchte dann, sich in eine konventionelle Begrüßung zu retten. Seine Worte klangen fremd und hatten mit dem

Eigentlichen nichts zu schaffen.

Schweigend stiegen sie zum ersten Stock empor.

*

Das Erstaunliche der Stunde kam ihm erst zum Bewußtsein, nachdem die Erregung über ihre unvermittelte Begegnung abgeklungen war. Ich, der Oberleutnant Fritz Helgert, bin hier in Wien, in Claudia Sandens Zimmer. Unruhig, voller zwiespältiger Gefühle. Morgen früh werde ich zur Frontleitstelle Berditschew zurückfahren, um irgendwo meine Batterie in der Winterschlacht zu finden. Wo soll ich eigentlich heute übernachten? Hotel? Wehrmachtsunterkunft?

Auf einem Tischchen stand ein Bild; Baum mit lachendem Gesicht. Daneben entdeckte er das Foto, welches er ihr unlängst geschickt hatte. Seine Lippen wurden schmal. Direkt am Fenster hing das Porträt Claudias, von dem Eberhard erzählt hatte; offenbar durch einen erfahrenen Lichtbildner aufgenommen. Etwas Zeitloses schien über dem Gesicht zu schweben, wie klassische Schönheit. Letzte wintermatte Sonnenstrahlen fielen flach an dem schlichten Rahmen vorbei. Ihr Widerschein zauberte einen seltsamen Glanz in die großen Augen. Helgert betrachtete lange das Bild. Als plötzlich leise die Tür geöffnet wurde, zuckte er zusammen.

Claudia trug ein Teeservice herein, stellte es einen Augenblick auf dem Stutzflügel ab. »Hat es sehr lange gedauert?«

Fritz Helgert beeilte sich, das Gegenteil zu versichern. Das Hantieren mit Tasse und Löffel brache eine gewisse Ablenkung. Mechanisch lobte er das Gebäck. Sie sah ihn ein wenig erstaunt an, lächelte. Da fiel ihm ein, daß er das gleiche doch schon in Berlin gegessen hatte; es war Eberhards Lieblingsgebäck gewesen. Er lachte etwas verkrampft und schalt sich gedankenlos.

Ihre Befangenheit wurde erst deutlich, als Claudia abgedeckt hatte. Helgert gab sich einen Ruck, um in neutrales Fahrwasser zu kommen.

»Ich weiß von Eberhard, daß Sie sehr gut Klavier spielen. Wäre es vermessen ... «

Sie setzte sich sofort an den Flügel. » Wenn Sie nicht allzu kritisch sind!«

Musik. Wann hatte er das letztemal Musik gehört! Ihre Hände formten klangvolle Akkorde. Die Grundmelodie kam ihm bekannt vor. Er grübelte. >In mir klingt ein Lied ... < oder so ähnlich. Ja, das war in einem Film gewesen. >Abschiedswalzer.< Er erhob sich, trat näher und blickte ihr über die Schulter. >Chopin Opus Nr. 10, 3. Etüde<, las er. Aber die Melodie klang doch ganz ähnlich. Ihr Kopf war ein wenig zur Seite geneigt. Sie gab sich völlig dem Spiel und der Musik hin. Abschiedswalzer ... Flüchtig kam ihm die Vorstellung von einem dahinjagenden Zug. Vorüber. Aber dieser Gedanke hatte jetzt nichts Beunruhigendes.

Nahezu übergangslos spielte sie >Träumerei< von Robert Schumann. Es ist eine Traumstunde, dachte Helgert, bei der man nicht an Sterben und Granaten, an die unausweichlich bevorstehende Niederlage denkt. Diese feine Nackenlinie. Was sie wohl jetzt empfinden mag? Mir ist, als sei ich schon Tage hier. Mit ihr könnte ich auch über Eiserberg und unser Gespräch in seiner Sterbestunde reden. Ja, ich glaube schon. Vielleicht sogar über Senfleben. Habe ich ihn wirklich in den Tod geschickt? Er hätte auch neben mir fallen können, bei einer ganz anderen Gelegenheit. Mancher ist schon im tiefsten Deckungsloch von einer Granate erwischt worden. Bürger zum Beispiel, im Graben auf der Beresowez-Höhe. Und Erdmannsdorf? Das war das Grausamste bisher.

»Haben Sie überhaupt zugehört, Fritz?« Sie hatte ihn schon eine Weile stumm angeschaut.

Helgert blickte verwirrt auf. »Es war sehr schön ... wunderbar. Vielleicht habe ich weniger gehört als empfunden. Es ist ganz einmalig für mich ... «

Eine feine Röte überzog ihr Gesicht. Sie schloß langsam den

Flügel.

»Liegt Ihnen daran, es zu wissen?« forschte er.

»Doch«, sagte sie ruhig, »ich habe schon manchmal von einer solchen Stunde geträumt und hatte doch immer Furcht davor.«

Claudia erhob sich, stand ganz nahe vor ihm. Er spürte ihren Atem, zog sie an sich. Alles wurde mit einem mal einfach und völlig selbstverständlich. Er küßte sie; die Augen, das duftende Haar und immer wieder den heißen Mund.

*

Der Schnee auf den Dächern verlieh der Nacht eine seltsame Helle.

Sie lagen eng aneinandergeschmiegt.

Jetzt konnte vielleicht alles ausgesprochen werden.

»Diese Nacht sollte immer bleiben«, sagte Helgert. Seine Worte klangen bedrückt.

Irgendwo schlug behäbig eine Turmglocke.

Abwesend zählte Claudia die über den Giebeln verzitternden Töne.

»Warum nur die Nacht?« fragte sie.

»Weil sie eigene Erinnerungen auslöscht. Mit dem Tag ist auch die Selbsttäuschung wieder da und alles, was wir vergessen möchten.«

Was wir vergessen möchten ... Das ist Eberhard. Was denkt er jetzt von mir? Gestern der - morgen ein anderer? Sind nicht die meisten Mädchen durch den Krieg so geworden? Mädchen und auch Ehefrauen? Flüchteten sich in den Rausch, in die Betäubung. Aber wie soll ich ihm denn beweisen, daß es etwas ganz anderes ist, nicht nur das Erlebnis einer Nacht, sondern viel, viel mehr: Wie oft habe ich während der letzten Wochen

Eberhard und Fritz verglichen. Auch heute, nach diesen Stunden! Aber wird er mir glauben?

»Du denkst an Eberhard?«

In Helgert wurde es ganz still. Jetzt konnte sie seinen Namen so ruhig aussprechen? »Ja.« Es war weder Härte noch Enttäuschung in diesem Wort. Doch es löste nun alle Traumwelt auf und forderte klare Entscheidung.

»Glaubst du mir, Fritz, daß ich die Erfüllung meines Lebens nur durch dich finden werde ... daß wir beide nur im Miteinander glücklich sein können?«

Helgert legte den Kopf an ihre Schulter und schloß die Augen. Wohltuend empfand er die kühle Hand, die behutsam über seine Stirn glitt und Zärtlichkeit gab. Wir werden glücklich sein ... Das Gesicht des Freundes stand vor ihm. Hatte er dem Toten eigentlich etwas genommen? Claudias Liebe? Sie wäre mit den Jahren zerbröckelt. Wurde die Erinnerung an ihn gewaltsam ausgelöscht? Vielleicht erwuchs ein Vorwurf daraus, daß sein Tod erst so kurze Zeit zurücklag? Nein. Ihr Bekenntnis zu ihm war ehrlich. »Ich glaube dir, Claudia; ich weiß es ebenfalls. Unsere Wege gehören nun zusammen.«

»Fritz, in mir ist ein Wunsch, den ich noch nie gefühlt habe ... « Dann wagte sie nicht, diesen Wunsch auszusprechen: Ein Kind.

Fritz Helgert fragte nicht, spürte jedoch den Sinn des Unausgesprochenen.

Plötzlich war der Gedanke an Ilse da. Alles andere hatte in seiner Ehe im Vordergrund gestanden: erst die Karriere, dann der Krieg. Bis der Wunsch nicht einmal mehr ausgesprochen werden konnte. Er, Fritz Helgert, war trotz guter Vorsätze in seiner Ehe gescheitert und trug vielleicht sogar den größeren Teil der Schuld. Das hatte nicht erst mit der Angelegenheit Dörnberg begonnen, sondern war dadurch nur beschleunigt worden. Der Krieg mit seinem ersten Siegestaumel, mit Orden, Pseudoruhm und gezeugter Anmaßung, das hatte das Unbesonnene, die Halbheit gebracht. Front . . . flüchtiges Wiedersehen … Front ...

später . .. nach dem Endsieg ... Dann traten Ereignisse ein, unter deren Gewalt die Vergangenheit sich als Irrtum erwiesen hatte. Auch Ilse mußte das erkannt haben.

Helgert wußte, daß diese wenigen Stunden in Wien die endgültige Entscheidung gebracht hatten. Nun gab es kein Zurück. Er wollte mit Ilse darüber sprechen und ihr sagen, daß etwas Stärkeres in sein Leben getreten war: Liebe, die Jahre hinweggewischt und mit Selbstverständlichkeit Probleme gelöst hatte. Das würde nicht ohne neuen Schmerz vorübergehen. Aber nach allem, was geschehen war, und wie sie zueinander standen, war es vielleicht für beide eine Erlösung, wenn sie ihn freigab.

Die letzte Strophe von Hölderlins >Hymne an die Liebe< fiel ihm ein:

>Mächtig durch die Liebe, winden

Von der Fessel wir uns los,

Und die trunknen Geister schwinden

Zu den Sternen, frei und groß!

Unter Schwur und Kuß vergessen

Wir die träge Flut der Zeit,

Und die Seele naht vermessen

Deiner Lust, Unendlichkeit!<

Er denkt jetzt an seine Frau, spürte Claudia. Er hat seinen Arm fester um mich gelegt, aber er denkt an seine Frau. Sie sah Ilse Helgert vor sich, wie sie ihr damals begegnet war: eine Frau voller Resignation und Verzicht. Hatte sie ihr eigentlich den Mann genommen und damit Schuld auf sich geladen:

»Ich werde mit meiner Frau sprechen«, sagte er unvermittelt. »Es soll nichts Unehrliches zwischen uns sein.«

Mattes Mondlicht stand nun im Zimmer, warf wunderlich

gezackte Schatten an die Wände und zauberte ein streng geformtes Gittergeflecht, das gerade über ihm lag.

Mit klopfendem Herzen nahm es Claudia wahr. Wie eine Mauer richtete sich das andere auf. Morgen Mittag werde ich mit einem gefälschten Reisepaß ins Unbekannte fahren. Vielleicht ist die Gestapo in dieser Stunde schon hinter mir her. In der kommenden Nacht wird mich jemand in Basel in Empfang nehmen. Dann geht alles weiter. In veränderter Form wahrscheinlich. Und dieser Mann an meiner Seite weiß nichts davon. Zu ihm, dem liebsten Menschen, darf ich darüber nicht sprechen. Er könnte mir so viel Kraft geben, um mit dem letzten Zagen fertig zu werden.

Die Augen von Ferdinand und Mutter Bender waren vor ihr.

Sie klammerte sich mit jäher Heftigkeit an ihn. Wie klarlinig sein Gesicht ist, ganz anders als heute Nachmittag. Fritz – das ist stärker als SS oder menschenjagende Schergen an der Schweizer Grenze. Es ist auch ein wenig Trost für den Verlust von Mutter Bender; sogar Linderung für die unausweichlich bevorstehende Trennung und das zermürbende Warten in völliger Ungewißheit.

Fritz Helgert blickte auf die Uhr. Es war wohl doch ein Irrtum von ihm, anzunehmen, daß sie von der illegalen Arbeit Eberhards vor dem Kriege wußte oder die politische Einstellung Rudolf Benders kannte, grübelte er. Hätte sie nicht sonst während dieser Nacht, in der sie sich so nahe wie nie waren, davon reden müssen? Vielleicht band sie ein unlösbares Versprechen? War er denn ganz offen zu ihr? Er hatte sich entschlossen, bei der ersten Gelegenheit Schluß zu machen, weil jeder militärische Widerstand sinnlos geworden war. Wenn er ihr das in den letzten Minuten ihres Zusammenseins sagte ... würde sie damit fertig werden? Vielleicht wäre ihr das eine ungeheuerliche Vorstellung?

Die Lichtstreifen lagen jetzt in langem Winkel an der Zimmerdecke, über blumige Ornamente strauchelnd. Sie schienen auch schon ein wenig blasser. Rastlos verrann die Zeit.

»Fritz, in einer Stunde mußt du fahren.« Sie empfand wühlenden

Schmerz. Es gab kein Entrinnen.

Mußte sie nicht trotz allem den Versuch machen, ihn zu retten? Jetzt in diesen letzten Minuten, die noch blieben? Voll wilder Angst preßte sie ihre Lippen auf die seinen.

Behutsam machte er sich aus ihren Armen frei und trat zum Fenster. In einer Stunde ...

Draußen kämpften die Schatten des Vergehenden aussichtslos gegen das Licht, das mit dem Morgen kam.

Claudia Sanden folgte mit den Augen jeder seiner Bewegungen. In einer Stunde ... Er wird sonst an die Front zurückgehen und verbissen auf der falschen Seite weiterkämpfen.

Fritz Helgert drehte sich ruhig um, als er Claudias Hände auf den Schultern fühlte. Noch einmal suchte er heftig ihren Mund. »Ich komme wieder zu dir. Nach Wien, irgendwann, hörst du ... zu dir! Dann wirst du für immer meine Frau.«

»Ja, Fritz, ich will deine Frau sein.«

Claudia kämpfte mit den Tränen. Sie durfte ihm nichts sagen, aber sie sollte ihm doch sagen ... seine Feldpostbriefe würden sich hier sammeln und unbeantwortet bleiben. Mußte ihn das nicht lähmen in allen Entschlüssen? Eines Tages würde er sich betrogen fühlen und die Liebe aus seinem Herzen reißen. Nein, nein! Die Genossen, nur die Genossen konnten helfen.

»Du mußt jetzt zum Bahnhof!« Es war wie Hohn, daß gerade sie ihn darauf hinwies.

Sie rang mit dem Gedanken, sich schnell anzuziehen und ihn zu begleiten, noch letzte kostbare Minuten mit ihm zusammen zu sein. Aber das würde die Qual des Abschieds nur verlängern.

Helgert beugte sich über ihre Hände und küßte sie. Es war gut, daß sie nicht mit zum Zug kam. Diese sogenannten letzten Augenblicke mit den hoffnungsvollen Worten von einem schnellen Wiedersehen brachten immer nur die Täuschung. Irgendwann würde er wieder zu ihr kommen, ja, das stimmte.

Aber wann?

»Ich habe übrigens noch viel über unser Gespräch in Berlin nachgedacht ... «

Claudia hielt den Atem an.

»Du erinnerst dich, wir sprachen darüber, wer ein Held ist ... «

Sie nickte unmerklich.

»Ich glaube, man muß für diejenigen Verständnis haben, welche ihre Waffen aus der Hand legen, weil sie erkennen, dass die Parole vom >Volk ohne Raum< nicht stimmt. Weil es nicht stimmt, daß sie begeistert in den Heldentod gehen wollen wegen solcher Ziele.«

Sie lehnte sich an ihn, empfand plötzlich eine kleine Hoffnung.

Leise fuhr er fort: »Du hast mir mit deinem Hinweis damals sehr geholfen.«

»Fritz ... «

»Ja, Claudia?«

»Versprichst du mir, alles zu meiden. was dein Leben gefährden könnte?«

Helgert blickte die Frau einen Augenblick lang prüfend an. »Das ist doch jetzt selbstverständlich.«

»Dann darf ich als selbstverständlich annehmen, daß du auch alles tun wirst, dein Leben in Sicherheit zu bringen?«

Er küßte sie lange.

Es war die Besiegelung eines Bündnisses.

Die Tür schloß sich geräuschlos. Sein fester Schritt verlor sich in der Tiefe.

Mit klopfendem Herzen lauschte sie, bis nur noch der

Straßenlärm vernehmbar war. Sie war jetzt nicht sicher, ob sie ihm noch zugeflüstert hatte: >Ich warte auf dich!<

Abwesend begann sie, den Koffer zu packen. Dann verbrannte sie die Personal-Kennkarte für eine Person namens Steffi Lindmayer.

25. KAPITEL

Langsam hob sich die Hand, verharrte ein wenig, dann glitt ihr Schatten aus dem Gesicht. Die Augen des Toten waren jetzt fest geschlossen; den Kopf etwas zur Seite geneigt, die Mundwinkel schlaff, glich er einem Schlafenden.

Der Adjutant trat behutsam über die Munitionskiste hinweg, auf der ein blutdurchtränktes Taschentuch, Pistole, Soldbuch, die Hälfte der gebrochenen Erkennungsmarke und ein paar Zigaretten lagen. Das Letzte. Er hockte sich auf das Reisigbündel in der anderen Ecke und lehnte den Kopf an einen naßglänzenden

unbehauenen Stamm des Erdbunkers, müde bis zur Erschöpfung.

Das Feuer im eisernen Ofen bullerte. Wenn die Einschläge draußen sehr nahe waren, preßte der Druck blaugrünen Qualm in den düsteren Raum; und es brannte für Sekunden stockender. Durch einen Riß in der glühenden Feuerklappe fiel flackernder Lichtschein über die lehmverschmierte Hose des Gefallenen, auf das Gesicht des Abteilungskommandeurs, dessen dünnlippiger Mund gelegentlich zuckte. Eine Falte zog sich steil in die Stirn. Unruhig blickten seine Augen in die Karte, auf der taktische Zeichen, schwarze und rote balkige Striche, Trennlinien und Richtungspfeile einen wirr gezackten Halbkreis um die Stadt Radomyschl bildeten. Eine Stelle am Nordostrand des Gürtels war vielfach radiert und offenbar wieder mit neuen Eintragungen bedeckt: Kolchose Rudomino.

Von dort hatten sie vorhin den toten Oberfähnrich zurückgeschleppt, der nun hier lag, bis ihn während der ruhigeren Stunden im Morgengrauen das Verpflegungsfahrzeug mit nach hinten nehmen würde. Zwei Tage vor dem Oberfähnrich war der Ordonnanzoffizier bei der Kolchose gefallen. Dorthin musste sofort der Leutnant, der heute Abend als Ersatz kommen sollte.

Der Hauptmann und Kommandeur einer schweren Flakartillerieabteilung Kurt Dörnberg fluchte in sich hinein. Daß ihm das passieren mußte, hier an dieser Sauecke vor Radomyschl zu hocken, wo es Tag für Tag Bauklötzer regnete!

Bisher hatte Dörnberg immer Schwein gehabt. Als oben bei Jarzewo die Front aufgerissen wurde und die Sowjetarmee Mitte September auf Smolensk vorstieß, war er mit seinen Leuten in Windeseile Richtung Dnepr verfrachtet worden. Dann kamen unruhige Tage: flußauf, flußab; von Brückenkopf zu Brückenkopf, die von den Russen oft nur mit wenigen Kompanien gehalten wurden, bis sie mit Waffen und Gerät, vor allem aber mit Soldaten so voll gestopft waren, daß sie aus allen Nähten platzten. Und wieder blieb ihm das Glück hold, als er mit seinem Haufen westlich Kiew haargenau zu spät eingetroffen war. Dankbar erinnerte er sich der großen Straße nach Westen, die ein entsprechendes Fluchttempo ermöglicht hatte.

Der deutsche Pyrrhussieg von Shitomir am 19. November brachte ihm immerhin das Deutsche Kreuz in Gold ein. Das war, wie er meinte, mit zwei Kanonen und einem Drittel der Mannschaft, die dafür auf dem >Feld der Ehre< geblieben waren,

nicht zu teuer bezahlt.

Auch bei dem deutschen Gegenangriff gegen die Westflanke des Kiewer Frontkeils war Dörnberg glimpflich davongekommen. Bei diesem Versuch, wieder an den Dnepr zu gelangen, waren innerhalb drei Wochen tausend Panzer und jede Menge

Infanterie auf der Strecke geblieben. Dörnberg spuckte aus.

Im Zuge der deutschen Operation waren Verbände der Roten Armee zwar aus Shitomir, Korosten und Brussilow gedrängt worden; Mitte Dezember 1943 lag das Hauptkampfgeschehen aber immer noch neunzig Kilometer westlich von Kiew und tobte, örtlich festgefressen, zwischen den Kreisstädten Malin und Radomyschl.

Die Heeresflakabteilung wurde von der Rollbahn Shitomir – Kiew abgezogen, wo die äußerst beweglichen sowjetischen

Artilleriesperren jeden weiteren Vorstoß zunichte machten, und im Raum Radomyschl zur Verstärkung der verzweifelt ringenden deutschen Verbände eingesetzt.

Rechts und links erstreckten sich unergründliche Sumpfwälder: am Teterew wie längs der Irscha. Jetzt waren die Sümpfe gefroren und tragfähig. Immer wieder sickerten hier russische Späh- und Stoßtrupps ein und beunruhigten die rückwärtigen Dienste der Wehrmacht.

Der deutsche Angriff kam schließlich endgültig zum Erliegen. Daran hatten die Russen ebensoviel Anteil wie der plötzliche Wetterumschlag ein paar Tage vor Weihnachten. Tauwetter. Das ganze Land wurde zum zweitenmal innerhalb weniger Wochen in eine unabsehbare Schlammflut verwandelt.

Hauptmann Dörnberg blickte zu seinem Adjutanten hinüber. »Wann ist er da?« Drohend stand die Frage im Raum. Die beiden Melder, welche flüsternd am Bunkerausgang kauerten, blickten auf.

Der Adjutant erhob sich schwerfällig und kam in den engen Lichtkreis zurück. »Bei dem ständigen Störungsfeuer auf allen Anmarschwegen braucht er schon ziemliche Zeit, um heil von den Stabsprotzen bis hierher zu kommen«, sagte er besorgt.

»Wenn er bis Mitternacht nicht eintrifft, lasse ich ihn wegen Feigheit vor dem Feinde vors Kriegsgericht stellen, als kleine Aufmerksamkeit zum Wiedersehen!«

Der andere zuckte die Achseln. Es lag eine unmißverständliche Verachtung in der Geste.

Der Boden schwankte unter dem gewalttätigen Reißen einiger schwerer Kaliber. Mit Systematik und Treffsicherheit wurde das kleine Waldstück einige Kilometer hinter der vordersten Linie langsam ausradiert. Ein paar feuchte Erdkrumen fielen

von der Balkendecke auf das Kartenbrett. Mit einer unbeherrschten Handbewegung fegte der Hauptmann sie hinweg, auf den zerrissenen Mantel des Toten.

Der Adjutant zündete sich eine Zigarette an. »Halten Herr Hauptmann diese Beobachtungsstelle an der Kolchose überhaupt noch für zweckvoll? Die Russen werden, um die Stadt und damit den Frontvorsprung abzuschnüren, auf beiden Flanken mit Panzern kommen, aber zunächst bestimmt nicht frontal! So haben sie bisher alle großen Städte genommen.«

»Ich will Ihnen mal was sagen: Wo die Abteilung Dörnberg steht, wird weder an Flanken noch sonstwo einen Schritt zurückgegangen. Führerbefehl von mir! Merken Sie sich das!«

Ausgerechnet du sagst das - dachte der Adjutant. Führerbefehle gelten immer nur für die anderen. Dich selbst habe ich noch nie vorn gesehen, wenn es brenzlig wurde. Er antwortete kalt: »Die Achtacht sollen Kampfwagen abschießen. Also müssen wir die Augen dort haben, wo Sturmgeschütze und Panzer zu erwarten sind, und nicht da, wo uns Granatwerfer sinnlos die letzten Offiziere ... «

Die Zeltbahn vor dem Einstieg wurde zur Seite geschoben. Ein schmaler Körper zwängte sich in den Bunker; Erdbrocken kollerten hinterdrein. Die Hindenburglichter flackerten wild im Luftzug des Schneeregens. Der Angekommene schob die Kapuze seines Tarnanzuges vom Kopf.

»Arlt!« rief der Adjutant.

»Melde mich von der Genesenenabteilung zurück und beglückwünsche Herrn Hauptmann zur Beförderung zum Abteilungskommandeur!« Arlts Augen strahlten.

Dörnberg reichte dem Leutnant flüchtig die Hand, ohne ihn anzusehen. »Danke.« Dann sprang seine eisig befehlende Stimme vor: »Setzen Sie sich hierher!«

Arlt begrüßte den Adjutanten verstohlen und hockte sich wortlos auf eine Patronenkiste. Sein Kinn schien fester geformt und nicht mehr so stark zurückzufliehen. Er machte insgesamt einen viel männlicheren Eindruck.

»Man hat Ihnen hinten sicher die Bedeutung der

Beobachtungsstelle an der Kolchose Rudomino erklärt?«

Der Blick des Leutnants fiel plötzlich auf die unbeweglich ragenden Stiefel, von denen kotiges Schneewasser tropfte.

»Ich erwarte aus dem Raum östlich der Kolchose Panzer, die unmittelbar auf Radomyschl vorstoßen!«

Der harte Klang zog den Leutnant zur Karte zurück.

»Sie haben das rechtzeitig zu erkennen, und wenn Sie selber zu den Bolschewiken rübergehen müssen!«

Aufs neue irrten die Augen des Leutnants ab, blieben diesmal an den blutigen Verbandfetzen über der Brust der reglosen Gestalt haften.

»Und wenn der Russe antritt, bleiben Sie dort vorne. Die Stellung wird bis zum letzten Mann gehalten, damit der Stab hier in Ruhe arbeiten kann.«

Plötzlich weiteten sich die Pupillen des Leutnants, trafen voll das wächserne Gesicht des Toten. Der Oberfähnrich ... Kolchose Rudomino ... vorgestern der Ordonnanzoffizier, hat Stabszahlmeister Sommerfeld gerade vor ein paar Stunden hinten bei den Protzen erzählt. Und jetzt ...

»Haben Sie verstanden?«

Er fuhr herum, stand. »Jawohl!« .

Dann tauchten ihre Augen erstmalig ineinander.

»Danke.« Es klang wie Glas.

Das also war in wenigen Monaten aus dem scheinbar so fröhlichen Skatkameraden Hauptmann Dörnberg geworden. Kameradschaft? Arlts Gesicht verzog sich. Gut genug zum Verheizen. Das war alles.

Er zwängte sich durch den Ausstieg. Draußen umfing ihn der Widerschein der nächtlichen Front. Schon weit vor der Kolchose

griff es mit glühenden Armen nach ihm.

Leutnant Arlt preßte die Zähne aufeinander. Er spürte ebenso die Angst der Unsicherheit wie die Scham der Demütigung und des Verratenseins. Er nahm sich vor, jetzt einen besseren Start zu haben und das Seine zu tun.

Von heldenmütigem Opfertod auf Rudomino zugunsten seines Abteilungskommandeurs hielt er gar nichts.

*

Nachts war das Störungsfeuer der roten Artillerie und der Werfer gleich stark wie in der Woche zuvor. Bei Morgengrauen schien es überraschend im gesamten Abschnitt nachzulassen. Nur vereinzelt kamen ein paar leichte Kaliber. Weiter nördlich, im Raum Malin, war etwas mehr los. Und im Südosten, in der Gegend um Korostyschew, rummelte es sogar ganz erheblich.

Vielleicht ein begrenztes Unternehmen zur Frontbegradigung, dachte Hauptmann Dörnberg. So etwas endet gewöhnlich mit Besitzwechsel einer Ortschaft oder eines unübersichtlichen Waldstücks. Besser bei denen dort der Zauber als bei uns hier. Wenn es hell ist, hört der Spuk sowieso meist auf.

»Haben Sie daran gedacht, daß die Deutsche Wehrmacht nach dem Motto >Gott mit uns< heute den Heiligen Abend begeht?«

Der Adjutant stutzte. »Keine Vorstellung, daß es schon wieder soweit ist.« Er blätterte kopfschüttelnd in seinem Notizbuch.

»Lassen Sie ein Stück Fichte heranholen und mit irgend etwas anputzen. Sichern Sie mir einen Punsch für heute abend. Mehr wird wohl kaum drin sein!«

»Jawohl, Herr Hauptmann. Ich spreche nachher mit Sommerfeld, ob er was Vernünftiges bieten kann.«

Dörnberg setzte die Mütze auf. »Sehe mich draußen mal ein wenig um. Ist gerade einigermaßen ruhig.«

Zwischen den Birken war schon der kraftvolle Schimmer des Tages. Der Hauptmann ging langsam durch den Wald, bis er frontwärts freie Sicht hatte. Er fühlte sich trotz des wenigen Schlafs und des reichlich frühen Aufstehens ausgesprochen wohl.

Hauptmann Dörnberg stand wieder hoch im Kurs, seit sein Vorgänger eine Stunde nach Empfang des Ritterkreuzes gefallen war. Das hatte sich vor zehn Tagen ereignet, gerade als Dörnberg die Nachricht von der Division erhielt, daß das Gericht in Hamburg zu seinen Gunsten entschieden und den Antrag des Diplomingenieurs Wieland Altdörfer zur Revision des Gerichtsurteils in Sachen Helgert / Dörnberg zurückgewiesen hätte. Der Inhalt der Denkschrift wurde vom Kriegsgericht als frei erfunden bezeichnet; mutmaßlich durch Altdörfers schweren Unfall bedingt. Gerichtsnotorisch wurde die völlige Unzurechnungsfähigkeit des Zeugen Wieland Altdörfer festgestellt.

Dörnberg rieb sich die Hände. Man hatte ihm bei der Division zu verstehen gegeben, daß nach der Verleihung des Deutschen Kreuzes bei den schweren Kämpfen an der Rollbahn Shitomir-Kiew einer schnellen Beförderung zum Major kaum noch etwas im Wege stünde.

Im weiteren Vorfeld der Stadt war nur geringe Bewegung zu beobachten. Ein Kettenkrad wühlte sich durch den grundlosen, kaum erkennbaren Pfad, der von dem langgestreckten zerschossenen Fabrikgebäude zu einer Art Wasserturm führte. Zwei Ratas flogen dicht über den Baumkronen offenbar den Teterew entlang Richtung Malin. Im Nordosten, zwischen Fluß und Wald, bepflasterten sich mittlere Granatwerfer. Vielleicht ein paar Kameraden von hüben oder drüben zwischen den Linien. Auch als er um den Hügel herum zum Funktrupp lief, konnte er nichts Besonderes entdecken.

Der Funktruppführer meldete, Arlt hätte soeben durchgegeben, daß es vor der Kolchose Rudomino jetzt wieder ruhig wäre.

Dörnberg schlenderte zurück und dachte an Weihnachtsstollen.

Da faßte ein jäher Feuerschlag die Stellungen. Zwei Volltreffer auf den Bunkereingang zerrissen den Adjutanten. Die einstürzenden Balken zerquetschten einen Melder und die Leiche des Oberfähnrichs.

In wenigen Minuten schwoll das Artilleriefeuer zu einem Orkan. Von Nordosten bis tief hinunter nach Südosten flammte der Horizont.

Der Hauptmann drückte den Schädel hinter dem dicken Stamm einer Birke an die Erde.

Ein schwerer Einschlag ging in diesem Augenblick direkt in die Vermittlung und fetzte Bretter, Kabeltrommeln, Draht und Körper auseinander. Dann fuhr eine Granatenschütte in die Unterkunft der Melder. Übrig blieben Schrott und Blut. Unausgesetzt kreischten die Geschosse heran. Wo eben noch der Funktrupp lag, war nur noch ein Gewirr von Kratern, Gerät und brüllenden Verwundeten.

Der lang anhaltende Feuerschlag der russischen Artillerie zerpflügte den ganzen bewaldeten Hügel.

Raus hier, bloß raus aus dieser Weihnachtsbescherung, dachte Dörnberg. Nach wenigen Minuten war er im offenen Feld rutschte in einen tiefen Trichter.

Das ganze Land kochte unter einem unheimlichen Granatenhagel aller schweren sowjetischen Waffen .. Die Dörfer Malaja-Ratscha, Mirtscha und Worsowka lagen in schwarzen Qualmwolken. Aus dem Maliner Wald stiegen nur wenige Einschläge. Im Südosten war vor Nebel und Pulverschwaden überhaupt nichts mehr zu erkennen. Der Schwerpunkt lag zwischen Radomyschl und der Rollbahn Shitomir - Kiew.

Dörnberg stockte plötzlich der Atem. Er preßte mit zitternden Händen sein Doppelglas an die Augen. Im Hauptkampffeld bewegten sich doch Panzer! Das Bild tanzte. Kein Zweifel: T 34 und schwerere sowjetische Kampfwagen in rauen Mengen! Die

Russen greifen an! Bei diesem Sauwetter greifen die Russen auf der ganzen Linie an! Die hält doch kein Mensch hier auf! Wer weiß, wo unsere Panzer stehen? Schwere Pak? Und meine Kanonen? Keine Stunde, und die roten MPi-Bataillone sind hier vor dem Hügel, hängen dicht wie Trauben an den nach Naphtha stinkenden Tanks, schießen aus allen Knopflöchern.

Ich muß für den Stab Stellungswechsel befehlen. Da ist doch kaum noch etwas übrig. In den Hügelwald zurück? Denkste, Puppe! Da kannst du ebenfalls nur ein Ding vor den Kopf bekommen. Soll sich der Rest sonstwo sammeln. Nichts als weg hier! Das gibt sowieso in Kürze wieder eine allgemeine Volksbewegung nach rückwärts.

Dörnberg sprang von Trichter zu Trichter. Immer schneller, bis er nach ein paar Kilometern in feuerärmere Räume gelangte. Hier traf er auf einige Panzer IV, die sich Hals über Kopf nach Westen absetzten. Sie flohen schon jetzt, noch ehe sie den Gegner überhaupt erblickten.

Und Generalleutnant Dittmar kommentierte die militärstrategische und wehrpolitische Lage im Großdeutschen Rundfunk: >Ringen um die Initiative<.

Hauptmann Dörnberg enterte den Führungswagen und hockte sich hinter den Turm. Wenn überhaupt wer rauskommt, sind es die Panzer, dachte er. Dahinter bildete sich ein Schweif von Fahrzeugen aller Art, deren Insassen ebenfalls von der Möglichkeit eines Ausbruchs aus der drohenden Umklammerung überzeugt waren.

Stahl fetzte plötzlich gegen Stahl. Rote Tanks schossen aus ziemlicher Entfernung. Artilleriefeuer griff nach der dahinhastenden Kolonne, traf aber nur wenig. Dörnberg schmiegte sich noch dichter an den Turm, und die P IV rollten weiter.

Mit einemmal waren Schlachtflieger unter den tiefhängenden Schneewolken, mit blauen Flächen und kraftvollem Gedröhn. »Verfluchte Iljuschins!« schrie der Hauptmann und sprang ab, als die ersten Maschinen im Sturzflug angriffen. Pausenlos zischten

Raketengeschosse herab, bis die meisten deutschen Panzer brennend und qualmend in den Morastfeldern lagen. Glühende Särge.

Dörnberg geriet in eine neue Schütte weittragender russischer Artillerie. Mit einem Sprung verschwand er im nächsten Erdloch und prallte auf einen verkrümmt liegenden toten Unteroffizier, dessen Gesicht gräßlich verzerrt war. Dörnbergs Atem ging rasselnd. Die Knie gaben keinen Halt. Ich darf mich hier nicht von den Granaten festnageln lassen, sonst ist der Iwan mit einemmal da. Gefangenschaft? Ich? Niemals !

Auf Dörnbergs Gesicht zerrann ein höhnisches Grinsen. Wenn der Krieg verlorengeht - schlimm genug für den, der sich dabei erwischen läßt. Hauptmann und Abteilungskommandeur zu sein ist ganz schön; Major ist schon etwas besser; aber meine Karriere beginnt erst. Deswegen immer auf die richtige Welle achten, dann abstoßen und rechtzeitig wieder dabeisein! Also muß ich schleunigst aus diesem sich bildenden Kessel um Radomyschl heraus!

Als das Artilleriefeuer vorübergehend auf andere Geländeabschnitte konzentriert wurde, machte Dörnberg sich fertig und trat auf den toten Korporal, um besser springen zu können. Er ist noch ganz weich, bestimmt erst vor einer halben Stunde umgefallen, dachte der Hauptmann, holte tief Luft und schnellte aus dem Loch. Mit kalt funktionierendem Verstand strebte er dem noch immer offenstehenden Tor im Westen zu.

*

Am 22. Dezember fiel Korostyschew; am nächsten Tag die Stadt Korosten, Knotenpunkt von fünf großen Bahnlinien.

Mit unheimlicher Wucht trat die Rote Armee am 24. Dezember 1943 auf einer Breite von achtzig Kilometern zwischen Radomyschl und Popelnja, südlich der großen Rollbahn Kiew -

Shitomir, unter schwierigsten Wetterbedingungen an und riß die deutsche Front erbarmungslos auf.

Innerhalb einer Woche wurde der Durchbruch auf beinahe dreihundert Kilometer verbreitert. Die sich flächenartig ausdehnenden Hauptstöße führten im Norden über Korosten hinaus und zielten im Süden gegen Berditschew.

Verzweifelt massierte das OKW alle Kräfte im Zentrum, um den mit tiefen Umfassungsvermögen geführten Angriff auf Shitomir zu stoppen, in dessen nördlichem Vorfeld bereits am 29. Dezember rote Sturmtruppen kämpften. Acht deutsche Panzer- und vierzehn Infanteriedivisionen schrumpften während dieser sechs Tage auf Bruchteile ihrer Kampfkraft zusammen.

Feuerumspiene Siedlungen, Vorwerke und Gehöfte sanken dahin und waren nicht mehr auffindbar.

Unbekannte Dörfer, welche einst wenige hundert Menschen beherbergten, nannte plötzlich die ganze Welt, weil gerade dort die Luft pausenlos von Stahl zersiebt wurde, bis Entscheidungen erzwungen waren und die Front auseinander brach.

Von ungezählten Marktflecken blieben nur stäubende Flugasche und Ortsbezeichnungen, auf die tote Augen starrten.

Große Städte zerfielen in gestorbene Steinhaufen, zwischen denen Divisionen der Deutschen Wehrmacht folgerichtig zermahlen wurden.

Das Jahr der großen Wende ging seiner Vollendung zu.

Fritz Helgert lag in blutbespritzter Uniform am Eingang eines verlassenen Dorfes. Neben ihm Mommer und Schnellinger. Auf der anderen Seite der Straße etwa zwei Dutzend seiner Männer: Fernsprecher, Funker und Rechner, darunter Heidemann und Söchting. Die letzten. Er wußte nicht, wo die Leute aus der Feuerstellung und von der Munitionsstaffel geblieben waren.

Wahrscheinlich gehörten die meisten von ihnen nun zu jenen unzähligen stummen Flecken im Schneematsch, welche das Mosaik des Todes der westlich vom Dnepr tobenden Winterschlacht bildeten. Bomben und zusammengefaßtes Artilleriefeuer hatten seine GeschützsteIlung am Tage zuvor mit allem Gerät zerschlagen.

Helgert war es trocken im Hals. Er dachte daran, wie er um die in Rußland zurückbleibende Batterie getrauert hatte, als er mit Krusemark und dem Regimentsstab nach Westen rollte.

Wenige Tage, nachdem die herausgelösten Verbände der Division Mogilew in Richtung Westen verlassen hatten, waren die verbliebenen, nunmehr der Heeresartillerie unterstellten Batterien in einem umwegreichen Schnelltransport nach Shitomir geworfen und in Eilmärschen in das Frontgebiet südlich Malin vorgeführt worden mit dem Auftrag, den am 6. Dezember wiederaufgenommenen deutschen Angriff Richtung Dnepr wirksam zu unterstützen.

Einige Wochen später war er glücklich, seine alte Sechste, aufgefüllt mit den Männern der vierten Batterie, wieder übernehmen zu können.

Als Helgert dem Leutnant Gengenbach die Hand drückte, wogten die Kämpfe noch immer im gleichen Raum, ohne die Spur von meßbarem Geländegewinn, geschweige denn offensive Erfolge für die Wehrmacht gezeitigt zu haben. Dann trat die Rote Armee erneut mit ungeheurem Schwung an.

Mit dem Untergang der Batterie hatte sich in Helgert etwas Einschneidendes vollzogen. Ihn bewegte nur noch der Gedanke, wie er wenigstens einen Teil seiner Männer endgültig retten konnte. Nur wenn sie zusammen mit ihm kapitulierten, hatten sie Aussicht, der Katastrophe zu entrinnen.

Sowjetische Divisionen hatten zu einer Umklammerung der Stadt Shitomir angesetzt und schon die südlichen und westlichen Zufahrtsstraßen sowie nahezu alle Eisenbahnlinien durchschnitten. Im Norden war noch ein schmaler Durchschlupf offen.

Eine endlose Schlange von Fahrzeugen, Waffen, Menschen und Tieren schob sich aus den Dörfern, die vorgestern noch Etappe der Deutschen Wehrmacht gewesen waren, quoll beiderseits der unter ständigem Geschoßhagel liegenden Rollbahn in die deckungslosen Wiesen und Felder, auf denen kaum Schnee lag, und geriet immer wieder und überall in den Hexentanz des roten Abriegelungsfeuers.

Übriggebliebene versuchten, abseits der Kolonnen einzeln den rettenden Ausweg nach Westen zu erreichen. Die meisten wurden zu reglosen Punkten im Gelände. Andere krochen in die Hecken wie Wild, wenn es das Ende wittert. Und neue Pulks folgten mit Kisten und Kasten, drängten in besinnungsloser Angst blind hintereinanderher, gleichgültig, ob sie ins Verderben jagten oder nicht, wenn sie nur in Bewegung waren.

Von Stunde zu Stunde ballten sich im Norden der Stadt immer mehr Einheiten der kämpfenden Truppe, die vor sechs Tagen, am Weihnachtsabend, aus ihren Abschnitten geschossen worden waren und jetzt, von Panik geschüttelt, der glühenden Zange entkommen wollten.

Helgert fühlte sich so frei, wie in keiner Stunde seit dem 1. September 1939. Die Zeit war herangereift, wo er die Waffe aus der Hand legen wollte.

Ein SS-Sturmführer mit weit im Genick sitzendem Stahlhelm kam plötzlich auf der anderen Straßenseite zum Vorschein und blickte mißtrauisch zu der Gruppe Artilleristen hinüber. Dabei zog er seine Maschinenpistole in die Hüfte.

»Was für einem Dienstgrad entspricht denn das bei uns?« fragte Schnellinger.

»Oberleutnant«, antwortete Mommer mechanisch.

Jetzt hatte der SS-Offizier Helgert entdeckt und kam wie ein Hase über die Dorfstraße gesprungen.

»Wieviel Männer haben Sie?« fragte er den Oberleutnant.

»Zählen Sie doch selbst!« Helgert blieb liegen.

Der Sturmführer sah sich flüchtig um. »Kommen Sie mit zum Kampfkommandanten, zu Sturmbannführer Brinkmann. Ihm sind alle Einheiten hier im Raum unterstellt.«

Die Artilleristen blickten gespannt auf ihren Batteriechef, der sich langsam erhob und die MPi über die Schulter hängte. >Alle Einheiten< ist gut, dachte Helgert und konnte ein Grinsen nicht verbergen.

»Sie halten mir den Haufen eisern zusammen, Söchting!«

»Jawohl, Herr Oberleutnant!«

Etwa zweihundert Schritt weiter zur Mitte des Dorfes befand sich der Gefechtsstand des Sturmbannführers in einer massiv gebauten Werkstatt, um die verrottete Landmaschinen standen. Die SS-Männer in ihren braun-gelb-grün gefleckten Tarnanzügen hatten sich in einem engen Halbkreis darum eingegraben oder notdürftig hinter den Häusern verschanzt. Helgert schätzte sie auf höchstens fünfzig bis sechzig schwer bewaffnete Soldaten, die von irgend einem Verband abgesprengt sein mußten.

»Was habt ihr denn da für einen Vogel gefangen?« knarrte eine Stimme, als der Sturmführer mit ihm am Tor der Werkstatt angelangt war.

Der Kampfkommandant saß in dem halbdunklen Raum und hielt ein Wasserglas voll gelblichen Schnapses in der Hand. Unmittelbar neben dem Eingang war ein MG 42 postiert.

»Kommen Sie näher, Mann! Hier werden Gewehrträger gesucht.«

Der Oberleutnant legte flüchtig die Hand an den Mützenschirm. »Helgert.«

»Brinkmann. Name ist Schall und Rauch. Haben Sie die Panzer vor dem Nordausgang des Kaffs gesehen?«

Helgert nickte und setzte sich auf eine Art Drehbank. Dann suchte er nach einer Zigarette.

»Von Dienstrangunterschieden halten Sie wohl nicht viel, Oberleutnant?« sagte der andere mißvergnügt und nahm einen langen Schluck.

»Um mir das mitzuteilen, haben Sie mich wahrscheinlich nicht gerufen.«

Mit einer lässigen Bewegung wischte der SS-Führer die Worte aus und leerte den Rest des Glases. »Hören Sie zu, Sie Artillerist ohne Haubitze. Wir werden das Dorfhalten. Staunen Sie, was?«

»Sehr schön.« Hoffentlich sind die anderen Verteidigungswütigen nicht ebenso besoffen, sonst glauben sie am Ende noch diesen Unfug, dachte Helgert. Gerade deswegen mußte man auf der Hut sein.

»Und sie werden dabei maßgeblich mithelfen. Sie und Ihr komischer Haufen.«

»Ich weiß, daß die SS immer tollkühne Sachen macht. Aber vielleicht können Sie Ihren VerteidigungspIan mal kurz entwickeln. Natürlich nur das, was ich unbedingt zur Durchführung meines Auftrags wissen muß. Führerbefehl!«

Der andere stutzte und stand langsam auf. »Werden Sie man bloß nicht albern, Mann!«

Nicht allzuweit feuerten wieder ein paar Panzerkanonen. Helgert schätzte sie etwa gut zweitausend Meter von der Nordkante der Ortschaft entfernt.

Der Sturmbannführer wippte einige Male in den Knien.

Dann faßte er den Oberleutnant an der Schulter und zog ihn vor das Tor. »Meine Leute halten die Mitte des Dorfes und werden einen Sperriegel vor die nördliche Häusergruppe ziehen.« Er grinste. »Abhauen ist nicht, Herr Oberleutnant. Wir sind auf so was gedrillt.«

Ach, so denkst du dir das! dachte der Oberleutnant.

»Kommen Sie mit!« murmelte Brinkmann, ließ den Schlitten der

Nullacht zurückschnellen und steckte sie in die aufgesteppte Tasche seiner Tarnjacke. »Werde Sie einweisen.«

Helgert blickte zu seinen Männern und stieß den rechten Arm einige Male in die Höhe. Dann wartete er, bis Söchting die Gruppe herangeführt hatte.

Der Sturmbannführer stelzte etwas breitbeinig voraus und pfiff dabei eine Melodie, die sich offenbar aus mehreren Militärmärschen zusammensetzte.

Die letzten SS-Posten lagen bereits ziemlich weit hinter ihnen. Vom Ende der Häuserzeile war eine Anzahl sowjetischer Panzer mit dem bloßen Auge im freien Gelände zu sehen. Helgert schätzte sie auf mindestens dreißig.

Brinkmann stierte zu den Panzern hinüber. Dann wies er auf eine etwa vierhundert Schritt entfernte, sich deutlich abhebende leichte Bodenwelle hin. »Dort graben Sie sich mit Ihren Bumsköpfen ein und halten die Panzer auf, wenn sie kommen. Verstanden?«

»Söchting!«

»Herr Oberleutnant?«

»Bringen Sie die Männer gedeckt bis an die Böschung! Ich komme mit Heidemann nach.«

Die Artilleristen gingen sprungweise vor.

Heidemann hockte etwas abseits auf der Erde und beobachtete die gelegentlich feuernden Panzer. Ab und zu rollte einer vor, offenbar, um einen günstigeren Schußwinkel zu bekommen.

Der Sturmbannführer grinste hämisch. »Muschkoten brauchen nur die richtigen Befehle, dann machen sie alles.«

»Fragt sich nur, was der richtige Befehl ist. Meinen Sie vielleicht, wir rund fünfundzwanzig Mann können die Panzer lange aufhalten?«

Brinkmann fuhr herum und fauchte: »Jetzt habe ich langsam die Schnauze voll von Ihrem unqualifizierten Benehmen, Mann! Sie sind mir verantwortlich, daß kein Russe an das Dorf rankommt, und wenn alle Ihre Pfeifen vor die Hunde gehen, verstanden! Ich habe keine Lust, mein Menschenmaterial dafür aufs Spiel zu setzen.«

»Ich werde keinen meiner Männer sinnlos opfern«, sagte der Oberleutnant.

Brinkmann wurde vor Wut weiß im Gesicht: »Wie beliebten Sie zu flüstern?«

»Ich werde keinen meiner Männer sinnlos opfern.« Helgerts Stimme war leise, aber voller Entschlossenheit.

Der Sturmbannführer trat einen Schritt näher. »Das heißt also, Sie wollen den Befehl verweigern?!« zischte er.

»Sie haben mich ganz richtig verstanden!«

»Dann werde ich Sie eigenhändig erschießen, Sie Vaterlandsverräter!« Der SS-Offizier zog die Nullacht.

Mit jähem Ruck riß Helgert die Maschinenpistole in die Höhe. In seinem Feuerstoß verlor sich der Schrei und der dünne Knall des Pistolenschusses.

Der Sturmbannführer fiel auf den Rücken und rührte sich nicht mehr.

Der Schnee war rot.

Meine Finger sind so kalt wie der Stahl der Maschinenpistole, dachte Helgert. Ich bin ganz ruhig. Diese Kugeln habe ich eigenhändig auf meine Vergangenheit gefeuert. Der Befehl, den ich mir gab, war wichtiger als alle, die ich bisher bedenkenlos ausführte. Ich habe auch für dich geschossen, Erdmannsdorf, und für die, welche da vorn auf mich warten, diesseits und jenseits der Front. Es war der Anfang.

Er blickte von dem Toten auf, sah in Heidemanns Augen.

»Los, weg hier !«

Der Unteroffizier sprang auf.

Dann ging der Oberleutnant mit langen Schritten zu dem wallartigen Hügelzug, ohne sich umzusehen. Er führte seine Männer noch einige hundert Meter weiter in Richtung der roten Panzer in eine flache Bodensenke, aus der das von SS besetzte Dorf kaum noch zu sehen war.

*

Von der linken Kante eines brennenden Gehöftes vor ihnen blitzte seit einer Weile in unregelmäßigen Abständen Mündungsfeuer. Ein Panzerrudel schien dort vom Südosten her schon in den weit umklammerten Raum hineingestoßen zu sein. Alle blickten aufmerksam hinüber.

Unteroffizier Heidemann stand auf. »Ich sehe mal ein bisschen nach!« Er kletterte über schmierige Schneewächten auf den Böschungsrand. Neue Lagen Kaliber 7,62 cm kreischten heran und zwangen ihn an die Erde.

»Paß auf, Mensch, Heidemann!«

Der ging grinsend weiter und suchte sich eine Stelle mit besserer Sicht. Plötzlich hob er lauschend den Kopf. Irgend etwas war in der Luft. Bomber? Jäger? Schlachtflieger? Jetzt konnte er sie ausmachen: P 2. Zweimotorige Bomber. In mittlerer Höhe flogen sie an. Gelegentlich verschwanden sie in den schleifenden Wolken. Die würden jetzt wahrscheinlich jenes enge Loch, das allein aus dem fast zugebundenen Sack führte, anständig mit ihren Eiern belegen. Gute Nacht, Marie!

Heidemann nickte andächtig und beneidete niemanden, der dort ein paar Minuten später den Segen abbekommen mußte. Ohne sich um den heranorgelnden Bomberverband weiter zu kümmern, schlenderte er den nächsten Hügel hinauf, um seine

unmittelbare Zukunft etwas plastischer überblicken zu können.

Die Artilleristen zogen die Köpfe ein, als die Bomberstaffeln über sie hinwegdröhnten.

Der Gefreite Mommer lag auf dem Rücken und starrte den Maschinen nach. Aber es fiel keine Bombe. »Flugblätter«, sagte er nach einer Weile lakonisch, als es in der Luft plötzlich zu funkeln und zu glitzern begann wie Birkenblätter im Sommerwind.

Er hielt seinem Batteriechef eine Packung Zigaretten hin. »War mal 'ne schöne Stadt. Wissen Sie noch, Herr Oberleutnant, wie wir Mitte Juli einundvierzig nach über dreißig Stunden Marsch in Shitomir einzogen?«

»Klar, Mommer. Abends bekamen wir das letzte Platzkonzert von der Divisionskapelle serviert mit >Einzug der Gladiatoren<, >Fridericus Rex< und so.«

»Stimmt. Und dann sind wir weitermarschiert nach Malin. Den gleichen Weg, auf dem wir diese Woche stiften gingen.«

»Brückenkopf Malin«, der Oberleutnant nickte nachdenklich. »Über viertausend Gefallene und Verwundete hatte die Division damals Ende Juli. Der Name hat einen Klang, der Tote aus den Gräbern ruft.«

»Warum haben wir eigentlich damals unsere Knochen hingehalten?« sagte der Gefreite nach einer Weile.

»Mensch, Mommer ... «

»Ich meine man nur so!«

Helgert sah den anderen aufmerksam an. »Wir waren ja unwiderstehliche Blitzkriegshelden. Schließlich konnte keiner von uns ahnen, daß wir in eine Niederlage rannten.«

Mommer nickte. Sein Zigarettenstummel verzischte im Schlamm. »Und deshalb reißen wir heute aus wie Schafleder.«

Der macht auch nicht mehr lange mit, dachte Helgert. Dann

lenkten ihn Schritte ab, die sich näherten.

Heidemann kam zurück. »Außer den Panzern noch Siebenzwoundsechzig oder auf großdeutsch >Ratsch-bumm< genannt. Die Russen haben sie schon in aller Gemütsruhe vorgezogen.« Er hakte seine Feldflasche los und hielt sie Helgert hin.

Der trank, bis es ihn schüttelte. Kartoffelschnaps reinster Güte! Aber gut gegen Schneeregen und Nerventanz. Woher dieser Bengel, der Heidemann, das Zeug in den wenigen Minuten bloß wieder organisiert hatte!

Der Oberleutnant überlegte. Mommers Frage war falsch gestellt. Nicht *warum,* sondern *wofür* haben wir unsere Knochen hingehalten? So hätte er fragen müssen. Aber hätte er, als sein Batteriechef, ihm darauf eine gültige Antwort geben können?

Heute? Er blickte über die verschneite Hügelkuppe nach Osten. Die da drüben, die wissen *wofür.* Aber wir? Wofür habe ich denn die Knochen hingehalten?

Dafür, daß Baum fallen mußte und Bürger und Senfleben, daß ich das Kommando führen mußte, unter dessen Kugeln Erdmannsdorf zusammenbrach ...

In diesem Augenblick ist meine Offiziersehre zum Teufel gegangen. Oder sogar schon früher. Vielleicht im September 1939. Ich weiß es nicht. Was weiß ich überhaupt? Nur das eine weiß ich ganz sicher, daß ich diesem Regime keine Handreichung mehr leisten werde.

Das Ergebnis seines bisherigen Lebens war eine Pistole im Stiefelschaft, Klarheit über die eigene Vergangenheit und ein paar wirkliche Kameraden. Und außerdem? Eine zerbrochene Ehe. Und eine gewonnene Liebe. Er dachte plötzlich an Claudia. Claudias wegen hatte Baum seinen Vorsatz, überzulaufen, nicht ausgeführt. Gerade Claudias wegen mußte er, Fritz Helgert, jetzt die Waffen strecken. Um ihrer Liebe willen, ja, auch darum. Ihre letzten Worte waren sinngemäß: Versprich mir, allem aus dem Weg zu gehen, was dein Leben gefährden könnte. Sie würde

warten ... Sie wartete, bis er nach Hause kam.

Die hier neben ihm lagen, wollten ebenfalls nach Hause, auf die wartete auch jemand. Erdmannsdorf wollte auch nach Hause. Und er, Helgert, hatte ihn erschießen lassen, kommandierte mit seinem Mund: >Feuer!<

Und heute vormittag, bei diesem Brinkmann? Wer hat eigentlich dafür den Befehl gegeben? Zum erstenmal in meinem Leben habe ich einen Befehl verweigert.

Und das Ergebnis? >Kameradenmord< würde das vor dem Kriegsgericht heißen. >Notwehr< würde kein Mensch gelten lassen, oder >unglückliche Umstände<. Nervensache!

Heidemann sagte kein Wort dazu. Vielleicht tröstete er sich mit dem Begriff >Notwehr<.

»Herr Oberleutnant . . . « Der Wachtmeister stand wieder vor ihm.

»Ja, Söchting?«

»Wenn wir noch heraus wollen, müssen wir uns verdammt beeilen!« Söchting registrierte das winzige Lächeln des Batteriechefs und die Gelassenheit, mit der er sich umsah, als wäre es Sonntag und alle stahlspeienden Flöten schwiegen.

Hinter dem Dorf rappelte plötzlich Maschinengewehrfeuer. Das waren offenbar die MG 42 der SS und russische automatische Waffen. Ein paar harte Abschüsse von T 34 dazwischen. Also doch Panzer! Vielleicht kamen sie von der anderen Seite?

Helgert nahm das Doppelglas an die Augen und starrte zu den SS-Stellungen hinüber, die sich gelegentlich im Schnee abzeichneten. Unwillkürlich schüttelte er den Kopf. Kein Zweifel. Die Russen griffen die Ortschaft von Westen an, und die SS-Leute kämpften jetzt mit verkehrter Front. Also war nicht nur der planmäßige Direktangriff der Roten Armee zur Einschließung Shitomirs, sondern bereits auch die Aufspaltung des Kessels in vollem Gange.

Über die Felder liefen einige Soldaten in gefleckten Tarnanzügen auf die Senke zu. Flucht nach Osten, dachte der Oberleutnant. Sicherlich haben sie auch Brinkmann liegen sehen. Sekunden später peitschte es stechend auf, ging mitten in die laufende Gruppe. Ein paar Männer knickten haltlos zusammen. Einer wälzte sich schreiend. Dann fegten Granaten haarscharf über die Kante der Böschung. Jetzt waren sie offenbar in der Gabel einer schnellfeuernden Artillerieabteilung.

Helgert setzte das Glas wieder ab. Keinen Kilometer entfernt kroch ein Rudel russischer Kampfwagen langsam auf das Dorf zu. Mit dem seltsamen Gefühl, nur wenig an dem Geschehen beteiligt zu sein, blickte er ihren taktischen Manövern zu .

Wieder prasselten Einschläge in die Böschung und in den hinter ihnen liegenden Hohlweg. Jetzt waren auch Detonationen vom Kaliber 12,2 cm darunter. Der Feuerzauber wurde unerträglich.

Der Batteriechef hob allen sichtbar die Hand. Darauf hatten sie gewartet. Aber dann wies er nach Osten.

Nach kurzem Zögern sprangen sie wie die Katzen aus dem Feuerbereich, schmiegten sich wenige hundert Meter entfernt in bessere Deckung. Der Alte hat doch immer die richtige Nase, dachten sie. Hier ist die Luft viel weniger eisenhaltig,

Der Oberleutnant blickte auf seine Männer. Die Augen einiger waren kalt oder ohne besonderen Ausdruck nach Westen gerichtet. Wenn einer von denen Unruhe zeigte, dann lediglich die des bevorstehenden Aufbruchs. Offenbar dachten sie: Wenn wir alten Frontschweine antreten, kommen wir selbstverständlich auch hier raus. Und sei es in letzter Minute. Das wäre ja gelacht!

Nur kleine fünf Kilometer entfernt ist die feuerleuchtende Pforte zur goldenen Freiheit! Noch haben die Russen Shitomir nicht. Wenn wir vor ihnen dort sind, geht es auch weiter nach Westen. Von Stalingrad bis Shitomir sind zwölfhundert Kilometer Luftlinie; bis zur alten polnisch-russischen Grenze nur noch dreihundert. Auch die werden wir schaffen. Nur nicht zu weit vom Durchschlupf entfernen! Dieses Tor wird von Stunde zu Stunde schmaler. Also gilt es, mit Kraft, Erfahrung und Instinkt

noch einmal hindurchzurutschen. Nur ein einziges Mal noch, bitte! So dachten jene, die sich an den abgegriffenen Trostspruch klammerten: Der Führer wird es schon machen! Sie klammerten sich an die Möglichkeit eines Wunders, das noch eintreten könnte. Die Goebbelspropaganda hatte ihnen schon viele Wunder weisgemacht.

Ist das nicht der Geist, den ich ihnen eingetrichtert habe? dachte der Oberleutnant. Aber aus den Gesichtern von Söchting, Heidemann, Mommer und Schnellinger war ein anderes Vertrauen ablesbar: Was du tust, ist das richtige; wir halten zu dir, komme, was wolle! Sie waren, wie noch einige andere, dieses Krieges müde. In ihren Augen stand die Erkenntnis der Sinnlosigkeit, diesen militärisch verlorenen Krieg noch weiterzuführen. Bei ihnen war so etwas wie eine Einsicht, getäuscht, missbraucht worden zu sein.

Um Gottes willen, nur nicht vor den nächsten Stunden zittern! Es ist nichts zu verlieren, aber alles zu gewinnen. Wir wollen endlich der eigenen Meinung etwas mehr zutrauen als in den vergangenen zehn Jahren. Wir sind nun nicht länger Hitlers Anhänger, geschweige denn seine Stiefelputzer.

In dem Gefreiten Mommer würgte die gleiche Angst wie in jener Nacht bei Woroschilowo, nachdem Oberleutnant Krüger und Eberhard Baum gefallen waren. Mommer hatte sich damals um jeden Preis in Sicherheit bringen wollen. Seine Flucht vor der Gefangenschaft aber hatte in eine ständige Unsicherheit geführt. Jetzt wollte er nicht mehr. Er wollte nicht noch einmal durch eine jauchige Betonröhre kriechen, um auf der anderen Bahndammseite doch wieder gegen russische Sturmtrupps zu prallen. Er wollte nicht schreckgelähmt vor getarnten T 34 stehen oder nachts vom Feuer eigener Gefechtssicherungen in den Dreck genagelt werden. Er wollte mit dem Begriff Standgericht sein Leben lang nichts mehr zu tun haben. Er wollte endlich Gewißheit für seine Zukunft und war entschlossen, den Weg allein zu gehen, falls niemand anders auf die Idee kommen sollte.

Der Gefreite Mommer hatte auch nicht die Absicht, in diesem Getümmel riskante Fragen zu stellen. Gefangenschaft – schlimm

genug. Aber die reinste Lebensversicherung gegen dieses Massenschlachten. Einmal würde sie zu Ende sein, und dann konnte er wieder mit Ruhe und Freude seinem Beruf nachgehen.

Wie ein dichter Vorhang hing der Qualm dort, wo sich die Angriffskeile der sowjetischen Bataillone immer näher auf Shitomir zuschoben. Das Feuer der Infanteriewaffen raste. Mehrere motorisierte deutsche Schützenregimenter suchten verzweifelt, die Zange wieder auseinander zu biegen. Selbstfahrlafetten fuhren auf. Gegenstöße wurden angesetzt und in Minuten zurückgeschlagen.

Der Obergefreite Schnellinger sah gleichmütig dem makabren Schauspiel zu und schnitt sich dabei mit dem Kabelklappmesser einen Kanten Brot herunter, wie er das als Bauer aus der Magdeburger Börde seit eh und je gewohnt war.

Leicht verdientes Brot, dachte er. In Frankreich und in Russland war er mit Oberst Krusemark als feingemachter Pinkel im Kübelwagen herumgefahren. Jede Nacht brauchbares Quartier und immer ein bißchen Anteil an den guten Happen, die er für den Herrn Oberst und den Gefechtsstand organisiert hatte. Was heißt organisiert? Geklaut! Nennen wir doch das Kind beim Namen.

Schnellinger hatte sich nie Gedanken darüber gemacht. Aber irgendwann mußte man im Leben für alles bezahlen. Jetzt wurde die Rechnung vorgelegt, und er wollte nicht kneifen. Ob die vorne immer was zum Fressen hatten? Du liebe Zeit, was ging ihn das an. Mußte jeder selbst sehen, wo er blieb. Und die Russen? Hatten die denn immer was zum Beißen? Er nagte gedankenverloren an dem Stück Brot. Wer würde ihm das nächste geben? Mit großer Wahrscheinlichkeit doch die Kommunisten. Mensch, dachte er, das muß man sich mal genau vorstellen!

Er hatte auf den vielen Dienstreisen mit Krusemark einige Lager in Deutschland gesehen; von Polen ganz zu schweigen. Es war ihm jedesmal an die Nieren gegangen, wenn eine Gruppe von Plennys in ein anderes Lager verlegt wurde. Da schlichen sie durch den Straßenstaub in Holzschuhen, auf selbstgeschnittene

Stöcke gestützt. Zerrissene Hosen mit Papierschnur gehalten. Manchmal einen abgeschabten, grob geflickten Mantel an; auf dem Rücken einen Sack mit kläglicher Habe; die verbeulte Konservenbüchse für den dünnen Fraß um den Leib gebunden. Und abgemagert bis zum Skelett; ewig hungrig. Die schlaffe Haut zergerbt und lehmig; Spuren vielfältiger Krankheit unauslöschlich ins Gesicht geprägt. Ihre teilnahmslosen Augen blickten ständig in die gleiche Richtung, immer des unentrinnbaren Stacheldrahtes gewärtig und der Posten - gleichgültig, wo der Befehl sie hinzwang.

Zu diesen unsagbar verlorenen Gestalten, zernagt von Sehnsucht nach Heimkehr, würde er also in Kürze auch gehören - mit den Millionen, die sicherlich schon drüben waren. Aber es nutzte alles nichts. Durch diesen Schlauch mußte er hindurch.

Vielleicht konnte er drüben als Bauer arbeiten. Auf irgendeinem Landkommando. Die Felder sahen überall böse aus, wo der Krieg gehaust hatte. Und die meisten Männer waren sicher an der Front. Möglicherweise war auf diesem Wege sogar ein bißchen gutzumachen.

Ein paar Lagen schwerer Granaten fegten heran, und der Sang der Splitter beschäftigte Hirn und Instinkt des Obergefreiten Schnellinger. Er zog den Kopf ein, setzte seit langem wieder einmal den Stahlhelm auf und kaute mit Bedacht sein Stück Brot zu Ende.

In der kleinen feuerarmen Schlucht, ein paar Dutzend Schritte weiter westlich, lagen noch einige Männer von anderen Einheiten. Es waren nur wenige, die das Inferno bis hierher durchgestanden hatten.

Wachtmeister Söchting, der bedächtige westfälische Berufssoldat, blickte zu der fahlroten Sonnenscheibe, die jetzt schnell im Westen versank.

Morgen ist Silvester. Die Russen nutzen auch den letzten Tag mit aller Konsequenz, um den Krieg schneller zum Ende zu bringen. Shitomir schaffen sie wahrscheinlich heute nicht mehr, auch wenn sie noch einmal antreten und alle verfügbaren Kräfte

zusammenballen. Es ist einfach zu schwer, bei diesen verschlammten Wegen und angeschwollenen Wasserläufen. Aber man kann bei ihnen nie wissen. Wenn jetzt der Arizauber abreißt, kommen so sicher wie das Amen in der Kirche die olivgrünen Stahlkäfer mit aufgesessenen Sturmtruppen. Dann gibt es mir eine einzige Möglichkeit: abhauen und mit voller Pulle raus aus der Schlinge! Das ist der Moment, den man überleben muß. Oder gibt es etwa noch eine andere Lösung?

Was mögen wohl die anderen denken? Und der Chef, der Oberleutnant Helgert? Dieser Draufgänger, der jedes Artilleriefeuer unterläuft und mühelos unseren Haufen auch heute herausreißen könnte? Warum hat er vorhin eigentlich so merkwürdig gegrinst?

Söchting angelte nach einem der zahllosen Flugblätter, die überall herumlagen, vom naßkalten Abendwind hier und da aufgewirbelt. Mal sehen, dachte er und begann, pedantisch genau zu lesen, um der Erregung wenigstens für ein paar Minuten Herr zu werden. Seine Lippen bewegten sich dabei:

>Deutsche Soldaten und Offiziere dieses Frontabschnitts!

Ihr seid hoffnungslos eingeschlossen!

Alle Anstrengungen sind umsonst!

Wir rufen Euch zu: Die Soldaten der Roten Armee haben keinen Haß gegen Euch. Legt die Waffen nieder und meldet Euch mit dem unten angefügten Passierschein bei dem nächsten Rotarmisten!

Niemand wird auf Euch schießen!

Bringt Euer Leben in Sicherheit!

Ihr werdet verpflegt werden und endlich Ruhe haben!

Eure Familien werden es Euch danken, wenn Ihr nach Kriegsschluß unversehrt zu ihnen in die Heimat zurückkehrt!

Viele deutsche Soldaten und Offiziere wie Ihr haben sich bereits

von der Erkenntnis leiten lassen, daß es unsinnig ist, für die Himmler, Göring, Goebbels zu sterben, die nur das eine Ziel kennen, friedliche Völker zu unterjochen, und die jeden Landser bedenkenlos dafür verheizen.

Hitler und seine Clique sind Eure Totengräber und die Eurer Väter, Mütter, Söhne und Freunde!

Macht Schluß mit dem sinnlosen Blutvergießen, und es gibt eine bessere Zukunft für Euch! <

Söchting ging blitzartig vor einigen unheimlich nahen Einschlägen in Deckung. Dann begann er zu grübeln. Wie würde das wohl eines Tages in Deutschland aussehen, wenn die Kanonen endlich schwiegen? Die Häuser zerfetzt. Ruinen, auf denen Unkraut wuchert. Schutt. Und wieder Ruinen. Unabsehbar. Wo noch eine Ecke steht, sind die Scheiben blind, und in allen Winkeln hockt die Not ... und die alten Frontsoldaten – Krüppel! Mit welken Gesichtern, schon gezeichnet von dem, was erst nach diesem Leben kommt. Geschlagene Generation. Alles wird sich doch jahrelang ausschließlich um Animalisches drehen, jeder wird sich haltsuchend an mechanische Verrichtung klammern. Die Zukunft kann eigentlich nur Siechtum, Resignation und Verzweiflung heißen.

Er hatte sich sein Leben anders vorgestellt, damals zweiunddreißig, als er sich als Berufssoldat für zwölf Jahre zum Dienst im Hunderttausendmann-Heer verpflichtet hatte. Er wollte nichts mehr mit Arbeitslosigkeit zu tun haben, wollte Uniform und Ansehen erlangen und dann mit dem Zivilversorgungsschein Beamter werden - Zollinspektor oder bei der Justizverwaltung. Das war der Traum. Seine Beförderung zum Oberwachtmeister lief sogar. Aber jetzt war es aus mit Preußens Gloria. Das wusste er doch schon seit Monaten! Aber immer wieder hatte er es von sich geschoben und gemeint, als Berufsoffizier eine besondere Verpflichtung zum bedingungslosen Durchhalten zu haben. Macht Schluß! stand in diesem Flugblatt. Wo gab es den Pfad zu einem besseren Deutschland? Man mußte ihn wohl suchen.

Das Artilleriefeuer riß Söchting aus seinen Gedanken. Es schien

spürbar abzuflauen, kleckerte nur noch dünn in der Gegend umher. Er spürte, daß die Spannung jetzt unerträglich in ihm anstieg.

Wieder zwang er sich an das schneenasse Papier. Da war noch ein zweiter Teil, in dem eine ganze Anzahl ehemaliger Angehöriger der um Shitomir kämpfenden deutschen Divisionen – Soldaten und Offiziere -, die nun Kriegsgefangene waren, unterschriftlich ihre Zustimmung zu dem Inhalt des Flugblattes gegeben hatten. Mit Dienstgrad und Truppenteil waren sie aufgeführt. Einen Namen um den anderen las er. Seine Augen blieben plötzlich stehen, glitten noch einmal die gleiche Zeile entlang.

Er blickte zu dem Oberleutnant hinüber. Der zog mit einem Holzstück kurvige Linien in den Schnee und schien, wie alle, nur darauf zu warten, daß es endlich dämmerte.

Mit schwankenden Schritten ging der Wachtmeister zu seinem Batteriechef und reichte ihm den Zettel hin.

Helgen blickte uninteressiert darauf. »Mann, Söchting, alter Recke, können wir nicht selbst unsere Entscheidungen treffen? Haben doch beide genug erlebt und drüber nachgedacht! Sie brauchen sich nur umzusehen, Mensch!« Der Oberleutnant blickte den Wachtmeister prüfend an, zerknüllte das Papier und warf es weg.

Söchting schüttelte den Kopf, griff wieder nach dem Blatt und glättete es auf seinem Knie. Voller Bedacht setzte er den Finger auf eine der Unterschriften und hielt sie dem Batteriechef dicht vor das Gesicht.

Fritz Helgert begann fast widerwillig zu lesen. Plötzlich aber fingen die Buchstaben vor seinen Augen an zu tanzen. Da stand mit unverwischbarer Klarheit: >Unteroffizier Eberhard Baum, 6. Batterie, Artillerieregiment .. . <

Ein schneidender Ton war in seinen Ohren.

Söchting hatte sich umgedreht. »Leute! Eberhard Baum lebt!

Hier, dieses Flugblatt hat er unterschrieben!«

Der Gefreite Mommer fuhr herum, die Augen weit aufgerissen. »Baum lebt?« Ich bin als letzter bei ihm gewesen, dachte er, nein, nicht bei ihm, sondern bis dicht heran bin ich gekommen, als mich die Explosivgeschosse zurückjagten. Ich habe zwar immer gesagt, daß Eberhard bestimmt tot gewesen ist, aber im Innersten blieb ständig dieser winzige Zweifel. Baum lebt! Wenn ich den wiedersehen könnte! Mommer vergaß seine Angst darüber.

Heidemann mischte sich ein. »Das beweist noch nicht viel. Man kann auch die Unterschriften aus gefundenen Soldbüchern von Gefallenen faksimiliert haben. Na, wir werden ja bald Gelegenheit haben, selbst zu bestaunen, wie man so was macht!« Er blickte schnell zu seinem Chef, welcher ein paar Meter weiter lag. Mensch, der nickt sogar dazu?!

»Stimmt, Heidemann. Die Chance haben Sie. Ich werde mir das merken!« Helgert nickte ihm nochmals aufmunternd zu.

Der Unteroffizier dachte: Jetzt habe ich zuviel gesagt und mir ein Ding eingefangen, das nicht mehr zu reparieren ist. Aber, was hatte er denn schon zu verlieren? Außer dem nächsten mehr als fragwürdigen Urlaub und den Korporalstressen kaum etwas. Oder hatte der Oberleutnant das wortwörtlich gemeint? Der Batteriechef war wohl blasser als sonst, doch nicht die Spur nervös. Den Fritzen von der SS hat er umgelegt. Junge, Junge, das ist schon eine Sache! Hat der Chef etwa auch die Schnauze voll? Ich bin wirklich gespannt, wie es jetzt weitergeht. Der Alte will doch bleiben, das merkt ja ein Blinder ohne Krückstock. Paß mal auf: Der läßt plötzlich antreten, und dann ziehen wir geschlossen dem Iwan entgegen. Ein Lied! Er mußte unwillkürlich grinsen. Singen wir das Lied von >Schlächter Müller<! Drei, vier ... Das muß ein schlechter Müller sein, dem niemals fiel das Wandern ein ... Heidemann begann leise zu trällern.

Ein Feuerüberfall wirbelte sie durcheinander.

Der Oberleutnant Fritz Helgert hielt das Blatt Papier noch immer in der Hand und ging nicht in Deckung. Dieser einzige Gedanke

durchwühlte ihn: Claudia! Mit brennenden Augen starrte er hinüber nach Shitomir, das von blutig-rotem Schein angeflackert war.

Claudia, Eberhard. Claudia, Eberhard und ich. Immer schneller wiederholten sich in seinem Hirn die Namen, begannen zu rotieren. Mit einemmal glaubte er untrüglich sicher zu fühlen, daß Eberhard Baum lebte. Ich werde ihn suchen an allen Flecken der grauen Welt hinter dem Stacheldraht. Ich werde nicht ruhen noch rasten, bis ich offen mit ihm sprechen kann. Wie werde ich vor ihn, vor meinen Freund, hintreten? Es ist keine Schande, zuzugeben, Eberhard, daß auch dein Suchen und deine Zweifel mich aufgerüttelt haben. Vielleicht waren es gerade deine Vorwürfe, damals, als Senfleben fiel, daß ich schneller Klarheit über mich und das Kommende fand. Und Claudia? Ich habe sie dir nicht wegnehmen wollen. Wenn wir eines Tages wieder zu Hause sind, wird sie dir das ebenso erklären, wie ich es jetzt versuche. Wir lieben uns beide, Eberhard, lieben uns über alles!

»Herr Oberleutnant, das Artilleriefeuer ist vorverlegt! Jetzt kommen sie!!«

Erregte Gesichter waren vor ihm: das angstirre des Gefreiten Novotny; die stechenden, nahezu grünen Augen von Bernreiter und der überhebliche Melder Blättermann mit dem grausamen Mund.

Das Magazin einer Maschinenpistole sprang klickend ein.

Die Sekunden hämmerten, während Helgert alle diese Gesichter in sich aufsaugte. Dann öffnete er den Mund: »Wer zum Führer will, muß sich beeilen! Habt ihr gehört?«

Er blickte von einem zum anderen. »Die übrigen aber zu mir!« Er rief mit heller lauter Stimme, und es klang wie ein Trompetensignal.

In der Ferne dröhnten die Panzermotoren auf.

Söchting hob den rechten Arm in die Höhe, stieß ihn dann ein paarmal heftig abwärts und brüllte wie beim Exerzierdienst:

»Volle Deckung!«

Fritz Helgert war ganz still. Er hat mich verstanden, er zieht mit, dachte er glücklich.

Jetzt waren die Blicke aller Soldaten rechts und links in der Bodensenke auf ihn gerichtet, verharrten sekundenlang in ungläubigem Staunen. Dann sprangen einige Männer auf, schwangen sich über den Rand der Böschung, blickten nochmals fassungslos zurück, rannten schneller, immer schneller. Die ersten erreichten schon den Grund der Senke.

»Verräter!« Irgendwer schrie hysterisch. Aber es klang dünn und weit entfernt.

Das ständig lauter werdende Kreischen der Panzerketten bewegte sich, wie nach einem unsichtbaren Befehl, auf die verschwindenden Silhouetten zu.

Der Oberleutnant richtete sich steil auf. Er sah nicht diejenigen, deren Freiheit nur aus neuer Gewalt und neuen Niederlagen bestehen würde, auch wenn sie hier lebend davonkamen. Er sah auch nicht die nun schon deutlich erkennbaren erdbraunen Gestalten mit dem randlosen Stahlhelm. Er sah nur jene, welche sich entschieden hatten, und zählte: neun, zehn. Nein, elf waren es insgesamt. Darunter Söchting, Heidemann, Schnellinger und Mommer, die jetzt ihre Waffen auf einen Haufen warfen, ohne daß er ein Wort zu sagen brauchte.

Diese Entscheidung war für sie wie für ihn härter gewesen als alles Zivile, Kleinbürgerliche und nur persönliche. Wie lange hatte er als aktiver Offizier darum gerungen?

Helgert ging ein paar Schritte vorwärts, blieb am Rand des Einschnitts stehen.

Heidemann glättete sein schmutziges weißes Taschentuch und knüpfte es mit den Zipfeln an den Lauf eines Karabiners. Dann kroch er auf den Hügelrand und wuchtete ein paar Feldsteine gegen den Kolben, bis die Waffe wie ein Fahnenmast stand und das weiße Tuch im feuchten Schneewind flatterte.

Das Artilleriefeuer sprang westlich hinter ihnen über lange Geländestreifen wie scharfe Krallen einer Pranke. Nur selten fiel ein Gewehrschuß.

Ein Mann jagte von links her durch die Senke, verschwand hinter einigen Büschen, kam wieder zum Vorschein, verharrte, offenbar, um sich zu orientieren. Drehte sich halb herum.

Helgert sah ihn deutlich wie in einem Scherenfernrohr. Er hielt plötzlich den Atem an, spürte, daß seine Augen sich weiteten und die Hände sich abwehrend vorstreckten. Das war doch nicht möglich. Das konnte einfach nicht sein, war ein Spuk, Phantasiegebilde der überbelasteten Nerven!

Sein Blick bohrte sich in die Dämmerung. Ist das nicht Dörnberg? Der Flakhauptmann Kurt Dörnberg?!

Eine Gruppe heranheulender Granaten riß ihn zu Boden. Auch der andere hatte sich hingeworfen, sprang schnell wieder auf, rannte auf ihn zu ... an ihm vorbei.

Es war der SS-Sturmführer ohne Stahlhelm. Das schweißnasse Haar klebte im angstverzerrten Gesicht. In langen Sätzen versuchte er, seinem Schicksal zu entrinnen.

Keuchend strich Helgert sich über die Augen.

Sein Blick glitt über das immer grauer werdende Gelände. Überall waren die Panzer im Angriff, kletterten durch Trichter, wuchteten Bäume um, schoben Mauern und Trümmer beiseite, waren durch nichts aufzuhalten.

Seine Männer standen auf der Böschung des Hohlweges und blickten über das Schlachtfeld. Mommer stützte sich ein wenig auf Heidemann, der nur auf seine weiße Fahne blickte. Söchting hatte beide Hände in die Taschen der Tarnjacke geschoben. Sie warteten.

Warum habe ich im August, während dieser wenigen Stunden der Gefangenschaft, eigentlich soviel Angst vor den Russen gehabt? Sie haben mir zu essen gegeben und mich verbunden.

Die spöttischen Augen der jungen Ärztin waren vor ihm. Er schämte sich.

Auch das ist nun überwunden, dachte Helgert. Sicherlich werden auch sie mir helfen, den neuen Weg zu finden.

Die Panzer waren schon wenige hundert Meter vor der Senke, zum Greifen nahe.

Fritz Helgert ging zu seinen Männern, die ihm in dieser Stunde vielleicht das erstemal ohne jede Einschränkung vertrauten.

Es war auch das erstemal, daß sie den riesengroß auf sie zurollenden Stahlkästen mit dem roten Sowjetstern in Ruhe entgegensahen.

Das weiße Tuch flatterte.

HAUPTPERSONEN DES ROMANS

Fritz Helgert - *Oberleutnant und Chef der 6. Batterie*

Ilse Helgert - *seine Frau*

Eberhard Baum - *Unteroffizier, Helgerts Freund*

Claudia Sanden - *seine Braut*

Angehörige der 6. Batterie

Gengenbach - *Leutnant*

Senfleben - *Oberwachtmeister*

Söchting - *Wachtmeister*

Heidemann - *Unteroffizier*

Erdmannsdorf - *Stabsgefreiter, Batterie-Handwerker*

Heizer - *Sanitätsobergefreiter*

Bürger - *Gefreiter*

Mommer - *Gefreiter*

Rudolf Bender - *Automatendreher, Leiter einer Widerstandsgruppe*

Frau Bender - *seine Mutter*

Ferdinand Becker - *Schlosser*

Dr. Bärwald - *Arzt*

Paul - *Klempner*

Fiedler - *Hauptsturmführer beim SD*

Schulte - *SS-Oberscharführer*

Karlfriedrich Krusemark - *Oberst und Regimentskommandeur*

Alois Altdörfer - *Oberleutnant und Regimentsadjutant*

Schnellinger - *Obergefreiter, Krusemarks Fahrer*

Meusel - *Major und Abteilungskommandeur*

Pfeiler - *Major und Abteilungskommandeur*

Eiserberg - *Leutnant, Chef der 3. Kompanie*

von Wenglin - *Oberstleutnant, Ia der Division*

Scheube - *Kriegsgerichtsrat bei der Division*

Dr. Roeber - *Stabsarzt, Chef der Sanitätskompanie*

Schneidewind - *Oberst im Heerespersonalamt*

Kurt Dörnberg - *Hauptmann und Abteilungskommandeur*

bei der Flakartillerie

Sommerfeld - *Stabszahlmeister der Flakabteilung*

Arlt - *Flakleutnant*

Flöter - *Hauptwachtmeister der Stabsbatterie*

Wieland Altdörfer - *Dipl.-Ing., Bruder von Alois Altdörfer*

Peter Cornelius - *Dipl.-Ing., dessen Freund*

Der General - *Wehrkreiskommandeur in Hamburg*

Dr. van Torsten - *Oberkriegsgerichtsrat in Hamburg*